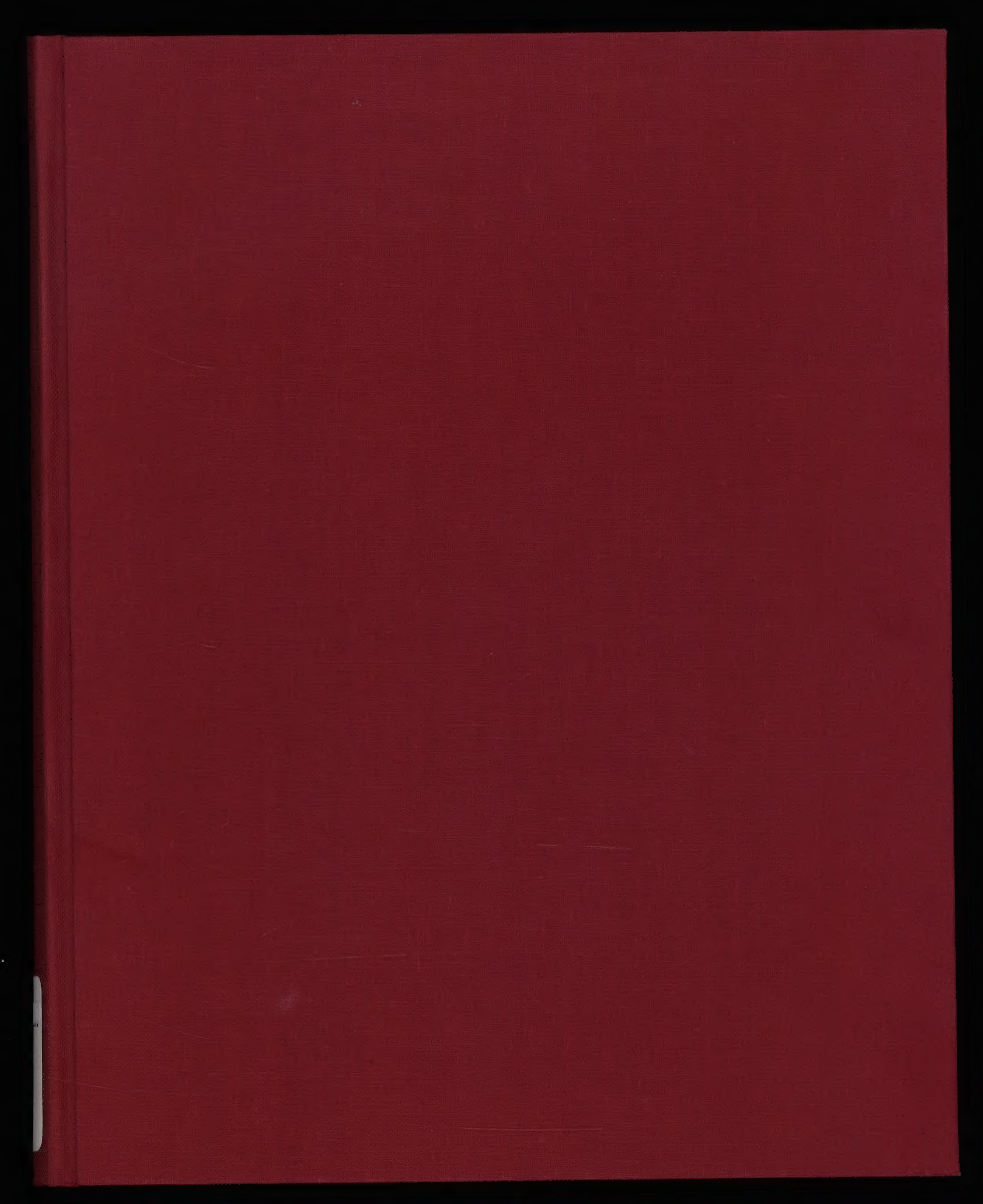
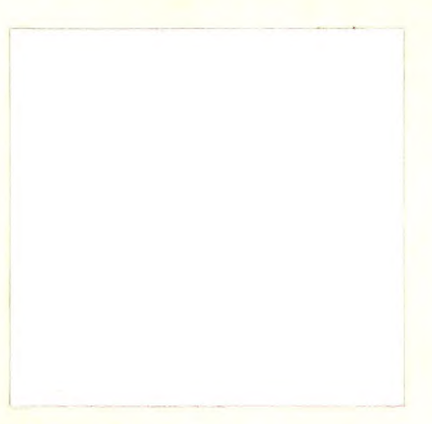
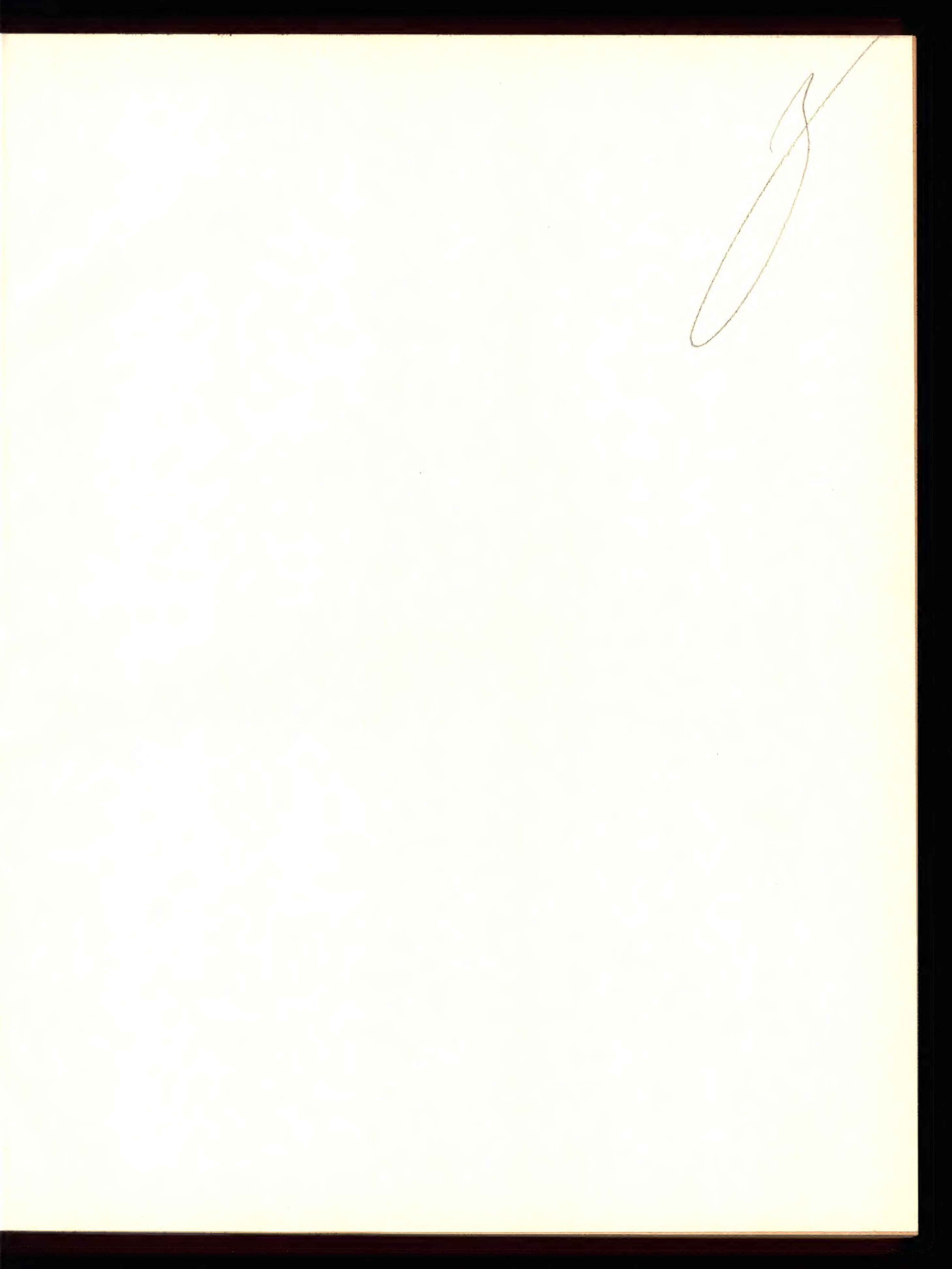
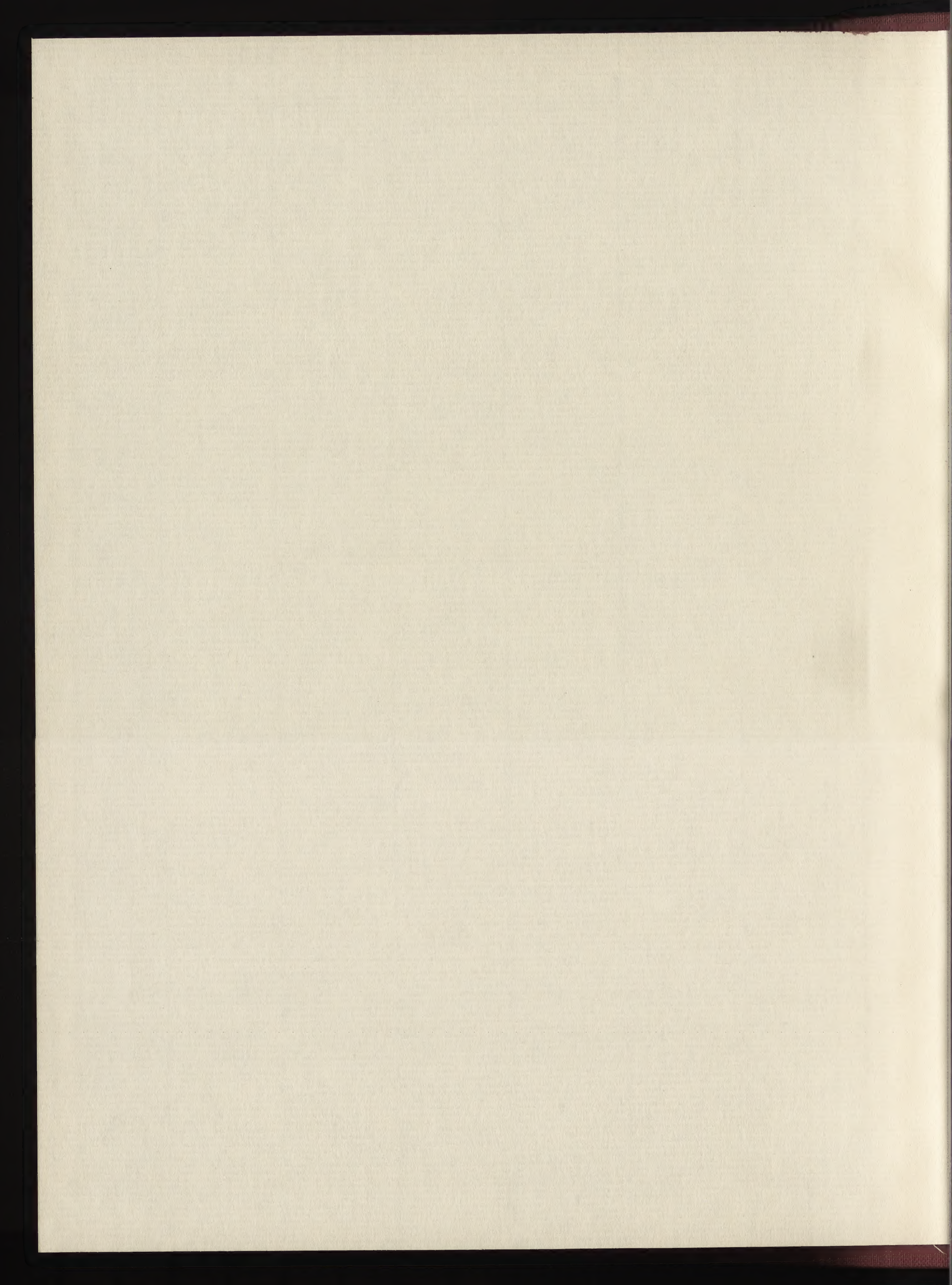








Hessenland.

Zeitschrift

für

Hessische Geschichte und Literatur.

Zweiter Jahrgang.

Herausgegeben

unter Mitwirkung namhafter hessischer Schriftsteller

von

F. Zwenger.



Kassel, 1888.

Druck von Friedr. Scheel.

Inhalts-Verzeichniß des Jahrgangs 1888.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Briefkasten.



№ 1. Kassel, 1. Januar 1888.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2641.

Zum neuen Jahre.

Noch liegt vom Winter unterjocht die Erde,
Der über sie erneute Macht gewann,
Und flammte nicht das Feuer auf dem Herde,
Wer löste sich vom eisig nächt'gen Bann!
Es fällt der Schnee, der Sturm verweht die Pfade,
Kaum wagt aus seinen Höhlen sich das Wild,
Nicht schlägt die Woge rauschend an's Gestade,
Bezwungen liegt sie da, wie das Gefild.

Da plötzlich dringen helle Festesklänge
Rings aus den Wäldern, aus den Thalen vor,
Zur heil'gen Eiche zieht die frohe Menge
Und es erschallt der Barden hehrer Chor.
Es kam heran die Zeit der Sonnenwende,
Die Finsterniß dem Lichte unterliegt,
Aufflammen am Altar die Fichtenbrände,
Denn Freyr hat, der starke Gott, gesiegt.

Ein neues Hoffen zieht in alle Seelen,
Vom Druck der Knechtschaft scheint die Welt befreit,
Sie kann der Freude wieder sich vermählen,
Nach trostlos dunkler, schmerzerfüllter Zeit.
Dem Lichte weichet, was die Brust beenget,
Es schweift der Blick im wolkenlosen Raum,
Dem Licht entgegen Knosp' an Knospe dränget,
Auf daß in Blüthen prang' der Lebensbaum!

Den Vätern gleich auch wir die Zeit begehen
In Jubelfeier, wo die Sonne steigt,
In Festgewanden sich die Paare drehen,
Wann der Sylvester sich zu Ende neigt.
Es glüht der Punsch in seiner weiten Schaale,
Einladend zu dem herrlichsten Genuß,
Und eh' er scheidet, winkt mit lichtem Strahle
Der gold'ne Christbaum seinen Abschiedsgruß.

Ein neues Jahr entfaltet seine Kreise,
Es wünscht der Freund dem Freunde Glück und Heil,
Und aus der Luft schallt eine fromme Weise,
Als nähm' der Himmel an dem Feste Theil. —
Dem Hessenland, den heimathlichen Auen,
Bring' ich den besten aller Wünsche dar:
Mög' Eintracht überall ihr Nestchen bauen,
Dann geht im Flug dahin das neue Jahr.

Wilhelm Bennecke.



Die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg.

Von W. Bücking.

Es war zu Otranto, wo am 12. September des Jahres 1227 der Tod die glückliche Ehe zwischen dem Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen und seiner jungen Gemahlin Elisabeth von Ungarn trennte.

Im Laufe des Frühlings 1229 verließ die landgräfliche Witwe Elisabeth mit ihren 3 Kindern ihr Heim, die Wartburg, und zog nach Marburg, welche Stadt ihr von ihrem Gemahl als Leibgeding ausgesetzt worden war. Hier erbaute sie in der Nähe der Lahn ein Hospital nebst Kapelle zu Ehren des heil. Franziskus von Assissi und daneben für sich eine Wohnung, von wo aus sie die leibliche Pflege der Hospitaliten leitete, während sie die geistliche Pflege den in Marburg ansässigen Franziskanermönchen übertragen hatte. Der Fürstin Aufenthalt und Wirksamkeit in Marburg waren nur von kurzer Dauer, trotzdem aber hat sie sich bei der oberhessischen Bevölkerung ein bleibendes, unvergeßliches Denkmal gesetzt. Nach vorhergegangener schwerer Krankheit starb sie am 19. November 1231 in ihrer Hauskapelle und wurde auf ihren Wunsch in der Kapelle des Hospitals bestattet.

Der Boden, worauf das Hospital stand, und die Güter, womit Elisabeth es ausgestattet hatte, waren landgräfliche Allodial- oder Familiengüter, von denen sie die Nutznießung hatte, worüber ihr aber weder Eigenthums- noch Hoheitsrechte zustanden, und zu deren Verwendung sie die Genehmigung bei den Brüdern ihres verstorbenen Gemahls, den Landgrafen Heinrich Raspe und Conrad, vorher erst hätte einholen müssen, was sie jedoch unterlassen. Weil die ihr aber feindgesinnt waren und sie befürchtete, die Stiftung würde nach ihrem Tode untergehen, so hatte sie diese unter den Schutz des deutschen Ordens gestellt und sie ihm als Eigenthum überlassen. Wenn die Landgrafen mit Elisabeths einseitigem Vorgehen gerade nicht einverstanden waren, so hatten sie ihr doch keine Hindernisse in den Weg gelegt und die Stiftung noch nachträglich genehmigt, verhinderten aber bei ihrer Lebzeit die Uebertragung an genannten Orden und behielten sich die landesherrlichen Hoheitsrechte über dieselbe vor.

Nach Elisabeths Tode trat weder in der geistlichen Bedienung, noch in der Verwaltung des Hospitals eine Veränderung ein. Als der Johanniter-Ordensmeister in Deutschland, Conrad von Heimbach, der ebensowohl als die Landgrafen, die sich als Grundherren betrachteten, die Aufsicht über das Hospital beanspruchte, wurde eine Untersuchungskommission niedergesetzt, unter der sich auch der gewesene Beichtvater Elisabeths M. Conrad von Marburg befand. Das Resultat war, daß durch einen definitiven Ausspruch Conrads dem Johanniter-Ordensmeister seine Rechte aberkannt und ihm ewiges Stillschweigen auferlegt wurde.

Gleich nach der Beerdigung Elisabeths nahmen die Wunder bei ihrem Grabe, wodurch dasselbe so berühmt und die Stadt Marburg weltbekannt geworden ist, ihren Anfang. Die Kunde von den wunderbaren Heilungen durch die Verdienste Elisabeths hatte sich sehr schnell verbreitet. Schaarenweise kamen Pilger von nah und fern nach Marburg zu Elisabeths Grabe. Noch vor Ablauf des Jahres 1232 sandte M. Conrad von Marburg ein Verzeichniß der an ihrem Grabe geschehenen wunderbaren Heilungen an Papst Gregor IX. nach Rom um ihre Heiligsprechung dadurch zu bewirken. Bevor jedoch diese erfolgte, ereilte den Magister der Tod. Am 30. Juli 1233 wurde er in der Nähe des Dorfes Beltershausen von einigen, die er als Ketzer angeklagt hatte, überfallen und getödtet. Um 1250 brachten die deutschen Brüder in Marburg den Mordplatz Conrads käuflich an sich und erbauten darüber zur Ehre der heil. Jungfrau Maria eine Kapelle, die in Urkunden auch „Conrads Kapelle“ genannt wird.

So sehr auch die Landgrafen Heinrich und Conrad anfangs gegen die Uebertragung des Franziskushospitals an den deutschen Orden waren, so waren sie in Anbetracht der Verir-

rungen und der Buße Conrads nunmehr für eine solche. Dieser hatte sich nämlich im Jahre 1232 nicht nur persönlich an dem Erzbischof Siegfried III. von Mainz vergangen, sondern auch die mainzische Stadt Fritzlar in Asche gelegt. Der Erzbischof schwieg nicht dazu, er verklagte vielmehr den Landgrafen beim Papste, der über den Schuldigen den Kirchenbann verhängte. Die Bannbulle fand den Landgrafen nicht unvorbereitet, er hatte bereits sein Unrecht eingesehen und bereut. Um sobald als möglich aus dem Banne zu kommen, reiste Conrad als Pilger gekleidet nach Rom und bat um Absolution. Der Papst sicherte ihm diese unter gewissen Bedingungen zu, von denen eine die war, daß er in einen geistlichen Orden treten sollte. Conrad wählte sich den unter dem Hochmeister Hermann von Salza (1210 bis 1233) mächtig gewordenen deutschen Orden.

Bevor Landgraf Conrad durch Anlegung des Gewandes — eines weißen Mantels mit schwarzem Kreuze — seine Mitgliedschaft als Angehöriger des deutschen Ordens beurkundete, traf er erst die nöthigen Vorbereitungen zur Uebergabe des erwähnten Hospitals an denselben mit gleichzeitiger Gründung der Deutschordens-Kommende Marburg, deren erster Komtur er war. Zu dem Ende entzog er den Franziskanern das Hospital und berief 1233 den deutschen Orden an deren Stelle, veranlaßte Kaiser Friedrich II., daß er den Besitzstand des Hospitals bestätigte und Papst Gregor IX., daß er die Ueberweisung desselben an den Orden genehmigte. Noch vor Ablauf des Jahres 1234 erfolgte der Eintritt Conrads in den deutschen Orden.

Elisabeth war schon bei ihrer Lebzeit als eine Heilige angesehen und verehrt worden. Viele, die keine Gelegenheit fanden ihr während ihres Lebens ihr Huldigungen darzubringen, thaten es nun nach ihrem Tode. Die dargebrachten Ehrenbezeugungen erinnerten den Landgrafen Conrad an vergangene Tage mit ihren schweren Beleidigungen und Zurücksetzungen, die Elisabeth von Gliedern der landgräflichen Familie zu erdulden gehabt hatte. Darum faßte er den großartigen Plan, ihr gleichsam als Sühne für das Geschehene ein Denkmal über ihrem Grabe zu errichten, das die Nachwelt mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen sollte.

Bevor Conrad zur Ausführung jenes Planes schritt, eine Kirche über Elisabeths Grab zu erbauen, suchte er erst die durch den plötzlichen Tod Conrads von Marburg ins Stocken gerathene Heiligsprechung der genannten beim Papste wieder in Gang zu bringen. Nach Erledigung einiger Förmlichkeiten fand dieselbe in der Pfingstwoche des Jahres 1235 zu Perugia statt. Elisabeth wurde unter die Heiligen versetzt und der gesammten Christenheit auferlegt, ihren Todestag (19. November) als einen Festtag zu feiern.

Um den heilig gesprochenen Körper Elisabeths, der nunmehr ein Gegenstand der Verehrung war, der Verwesung zu entziehen, mußte er dem Grabe entnommen werden. Für den Tag der Erhebung desselben hatte der Erzbischof von Mainz den 1. Mai 1236 festgestellt. Zur Begehung dieser Ceremonie hatten sich neben vielen geistlichen und weltlichen Fürsten und einer unzählbaren Volksmenge auch Kaiser Friedrich II. eingefunden. Einige Tage vorher öffneten die Brüder des deutschen Hauses das Grab, entnahmen den Leichnam dem Sarge, hüllten ihn in ein purpurnes Gewand und legten ihn in eine bleierne Lade, die sie wieder in die Gruft hinabsenkten. Der Kaiser stieg zuerst hinein, worauf ihm die Bischöfe folgten, dann hoben sie zusammen die Lade empor und trugen sie an den Ort wo der Leib dem Volke zur Verehrung ausgestellt werden sollte. Hierauf celebrierte der Erzbischof von Mainz das Hochamt. Beim Offertorium nahte der Kaiser der Lade und setzte auf das Haupt Elisabeths, das vom Rumpfe getrennt worden war, eine güldene Krone und fügte noch einen goldenen Pokal hinzu, in welchen man den Schädel der Heiligen einschloß. Die Lade wurde in den noch vorhandenen kostbaren, mit Perlen und Edelsteinen besetzten Sarg gestellt, das Haupt aber fand später Aufstellung in einem Schranke in der Sakristei.

Der deutsche Ritterorden hatte unter thätiger Mitwirkung der hessischen Ritterschaft mit dem Bau der Elisabethkirche, nachdem er von der Heiligsprechung Elisabeths Gewißheit erlangt, im Frühling des Jahres 1235 begonnen. Im August j. J. waren die Erdarbeiten soweit vorgeschritten, daß am 14. desselben Monats von Landgraf Conrad der Grundstein gelegt und mit der Erbauung des Chors und der beiden Kreuzarme der Anfang gemacht werden konnte. Nach 13 Jahren war der Chor vollendet und der nördliche Kreuzarm hatte die Franziskuskapelle durchbrochen und Elisabeths Grab umschlossen. Weil aber hierdurch der Standort des Sarges für die zahlreichen Pilgerschaaren zu wenig Raum bot, genehmigte der Papst dessen Ueberführung von da in den Chor, worauf alsdann mit dem Kirchenbau nach Westen hin fortgefahren wurde. Zur Förderung des begonnenen Werkes und zur Beschaffung der erforderlichen Geldmittel wetteiferten Päpste, Erzbischöfe und Bischöfe mit Ertheilung von Ablaßprivilegien. Ordensbrüder reisten umher, Gaben für den Kirchenbau sammelnd, und für die Pilger war eine Geldbüchse beim Grabe ausgestellt. Keine Unterbrechung im Kirchen-

bau trat ein, ungestört nahm derselbe seinen Fortgang und wurde, wenn auch erst nach vielen Jahren, doch glücklich zu Ende gebracht, so daß am 1. Mai 1283 die Weihe der Kirche stattfinden konnte. 600 Jahre sind nun an dem ehrwürdigen Gebäude vorübergegangen und der Zahn der Zeit hat ihm nichts anhaben können, noch steht es in seiner jungfräulichen Schöne da, trotz der Stürme des Volkslebens und der Wetter des Himmels, von denen die Annalen Marburgs vieles zu erzählen wissen.

Schreiten wir nun in unserem nächsten Artikel zur Betrachtung der

Kirche der heiligen Elisabeth

in ihren Theilen und Abtheilungen sammt den in diesen vorhandenen Sehenswürdigkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die angeblich nach Amerika verkauften Hessen

von Carl Preser.

Das Märchen von den „im vorigen Jahrhundert vom Kurfürsten von Hessen nach Amerika verkauften Landeskindern" will und will nicht zur Ruhe kommen. In einer Wahlbroschüre gelegentlich der letzten Reichstagswahlen spielte dasselbe in den Worten einer wieder an das Tageslicht gezogenen Parlamentsrede des seligen Waldeck eine Rolle; in einem Buche von Victor Cambon „De France en Allemagne" wird es sogar jetzt den Franzosen vorerzählt, und vor einiger Zeit versicherte mir ein altpreußischer Herr in Kassel, daß man in den gebildetsten Kreisen seiner Heimath und selbst unter wissenschaftlich gebildeten Männern, an nichts Anderes glaube, es sei daher sehr erwünscht, wenn über das Thema einmal Licht verbreitet werde, denn er selbst habe mit der Sache, ohne es zu wollen, den Unwillen lieber hessischer Freunde erregt.

Das ist nun freilich ein etwas sonderbarer Wunsch, denn es wurde über dies Thema schon gar manches Wort geschrieben, und ich selbst habe im Jahre 1869 mein Scherflein dazu beigetragen; aber — bisher hat das Alles nichts geholfen. Indem jedoch die Sache immer wieder von neuem aufgetischt wird, bei dem Mangel der Lehre hessischer Spezialgeschichte sogar schließlich die Söhne des Hessenlandes selber daran glauben könnten, so mag hier noch einmal der Versuch gemacht werden, „über das Thema Licht zu verbreiten." Wurde doch bereits von einem Kasseler Blatte eine Schrift „von einem Enkel der nach Amerika Verkauften" angezeigt, ohne dagegen auch nur ein Wort zu sagen! Charakteristisch ist es dabei immerhin, wenn der gelehrte Waldeck, der Schriftsteller Gustav Rasch und Andere, von hessischen „Kurfürsten" reden, die „im vorigen Jahrhundert" Soldaten verkauft haben sollen, während doch das vorige Jahrhundert noch gar keine Kurfürsten von Hessen kannte. In der ganzen Sache macht sich eben die liebe Unkenntniß recht breit.

Will man in Deutschland — und wir haben es hier mit einer deutschen und nicht blos hessischen Angelegenheit zu thun! — unsere Vorzeit und damit unsere ganze staatliche sowie soziale Entwickelung nicht geradezu verdammen, so müssen wir uns bequemen, jede Geschichtsperiode im Lichte ihrer Zeit zu betrachten, nicht aber mit der Brille der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Unsere nordischen Götter bekanntlich „fraßen einmal um die Wette", Loke und Jothun „fraßen" jeder eine „goldene Tonne von oben bis unten mit köstlich gebratenen Auerhähnen angefüllt" nicht nur aus, sondern der Jothun „fraß" auch noch die goldene Tonne mit. Will man deshalb heute sagen, es wäre von solchem nordischen Gotte anständiger gewesen, wenn er nur einen halben Auerhahn gegessen und diesen sich von einem Kellner mit Teller und Serviette hätte serviren lassen?

Das Mittelalter hat sein Faustrecht gehabt und es mag uns das heute als eine Rohheit ohne Gleichen vorkommen, wie manches Andere des Mittelalters, was wir sogar unmenschlich finden; aber sind wir berechtigt, zur Beurtheilung mittelalterlicher Dinge den Maßstab der gesellschaftlichen Anschauungen des 19. Jahrhunderts anzulegen?

Im großen Entwickelungsprozesse, dem das Menschengeschlecht unterworfen ist, hat nun einmal jede Zeit ihr Besonderes, das ihr Eigenthümliche, und das 18. Jahrhundert hatte in Beziehung auf das Kriegsvolk noch die Anklänge an das Institut der Landsknechte, dem seiner Zeit sogar ein gewisser poetischer Zug eigen war,

es hatte nämlich das Institut der Werbungen, so daß Wagener in seinem Gesellschaftslexikon (IX. S. 386) sehr richtig sagt: es sei „eine Umkleidung der alten Landsknechtspraxis" gewesen, „in welcher das Kriegshandwerk eben ein Handwerk ist." Wer mag nun daran den Maßstab eines späteren Jahrhunderts legen, ohne sich nicht selber einzugestehen, daß er sich damit lächerlich macht? Geradezu albern aber ist es, darüber einen Einzelnen zu geißeln und alle Uebrigen frei ausgehen zu lassen.

Kriegsbündnisse, Traktate abzuschließen, dies Recht stand schon in den ältesten Zeiten denjenigen Fürsten zu, welche das Völkerrecht hatten, welche souverän waren. Und noch mehr: Subsidienverträge zum Zwecke der Kriegsführung kannte sogar schon das graue Alterthum, denn die 10,000 Griechen, die Xenophon dem jüngeren Cyrus gegen den Artaxerxes zuführte, waren gerade so gegen Geldzahlung geliehene Truppen, wie diejenigen es waren, welche König Agesilaos II. von Sparta dem Tachos gegen die Perser in eigener Person zu Hülfe brachte.

Im deutschen Mittelalter ist der Brauch häufiger zu finden. Erst recht aber treten die Subsidienverträge in Deutschland nach dem 30jährigen Kriege zu Ende des 17. Jahrhunderts auf und bei der Belagerung von Negroponte 1688 standen gleichzeitig Subsidientruppen aus Hessen, Baden, Würtemberg, Waldeck und Meiningen in venetianischem Solde gegen die Türken.[1]) Die s. g. Werbeheere waren übrigens in Frankreich längst bekannt, bevor man in Deutschland daran dachte.

Aus dem Umstande, daß schon Kaiser Friedrich I. bei abzuschließenden Reichsbündnissen und Kaiser Friedrich III. bei Schließung des Konkordats mit dem Papste den Rath der Stände hörten, haben verschiedene Schriftsteller[2]) schließen wollen, daß ehedem selbst der Kaiser zum Abschluß derartiger Verträge keine freie Gewalt gehabt hätte. Das ist jedoch falsch und dabei offenbar übersehen, daß es einem so unumschränkten Monarchen, wie es anfangs die deutschen Kaiser waren, wohl frei stand, der Reichsstände Rath zu hören, daß er jedoch dadurch keineswegs eine Pflicht auf sich nahm, nach deren Rath zu handeln.

Später freilich haben die Reichsstände es vermocht, dahinzugelangen, daß ihre Stimme nicht nur gehört, sondern auch befolgt wurde, so daß Maximilian I. und in Folge der Wahlkapitulation weitmehr noch Carl V. sowie Ferdinand III. sich ausdrücklich ihres Rechtes begaben. Man kann sagen, daß erst unter dem erstgenannten Kaiser auf die eigentliche Befugniß, Bündnisse zu schließen, besonders aufmerksam gemacht wurde.[1])

Das war nun zwar eine Einschränkung, aber gewiß keine Aufhebung des Bündnißrechtes. Indem jedoch die Kaiser selbst, schon aus dem einfachen Grunde, weil die jährlichen Versammlungen nicht regelmäßig abgehalten wurden, sich ihrerseits gar nicht so streng an das dieserhalb nachmals in ihren Wahlkapitulationen gegebene Versprechen banden, entstanden verschiedene Beschwerden der Reichsstände, obwohl ihr Protest noch auf dem Wahltag von 1658 ohne alle Folge blieb. Zwar wurden die Forderungen der Fürsten in den Kapitulationen Joseph I. und Carl VI. berücksichtigt, aber trotzdem schlossen sich §. 1 und 2 des Art. 6 der Kapitulation Carl VII. wieder ziemlich der Fassung unter Ferdinand IV. an.

Dessen ungeachtet aber bildete sich das Bündnißrecht, freilich „unbeschädigt des Reichs und nach Inhalt des Instrumenti Pacis" immer weiter aus. Sogar die Reichskreise — wie die Association der Kreise von dem Jahre 1633 mit Schweden, desgleichen von 1682, 1683, 1686 2c. 2c. beweisen — erlangten dies Recht; ja der Kaiser bot 1674 dem schwäbischen Kreise selbst einen Allianzvertrag an; wie denn überhaupt Partikularallianzen des Kaisers, der mächtigen Reichsstände und der Kreise nunmehr gar nichts mehr Neues waren.[2])

Es steht unumstößlich fest, daß die Reichsstände nicht sowohl zeitliche Bündnisse schlossen, wie z. B. der schwäbische Bund und die Geschichte von Bayern, Brandenburg, Würtemberg 2c. beweisen, sondern auch s. g. ewige Bündnisse, z. B. zwischen Böhmen und Polen. Ja, als einst Kaiser Rupprecht dem Kurfürsten von Mainz das Recht, Bündnisse zu schließen, untersagen wollte, drohte König Carl VI. von Frankreich mit dem Kriege.

Den einzelnen Reichsständen aber geradezu garantirt wurde dies Bündnißrecht, zur Hebung aller Zweifel, im Osnabrück'schen Friedens-Instrument Art. VIII, §. 2, und im Münster'schen Friedens-Instrument §. 63, daher wir denn später in der Wahlkapitulation lesen:

> „So viel aber die Stände des Reichs belangt, soll denenselben in allen und jeden das Recht, Bündnisse unter sich und mit Auswärtigen zu ihrer Sicherheit und Wohlfahrt zu machen . . . . frei bleiben."

Es war dann nur geboten, bei Offensiv-Bünd-

---

[1]) Siehe die hessische Ehrentafel auf S. 320 des „Hessenlandes".
[2]) Scheitemantel, Repertorium des deutschen Staatsrechts I, 432, §. 5.

[1]) z. B. in der Handhabung des Friedens von Worms 1495, §. 7.
[2]) Moser. Von Reichstagsgeschäften, S. 255, 615 u. 788.

nissen dafür zu sorgen,[1]) daß daraus dem Reiche kein Schaden erwachse, wobei auf die Verhandlungen von 1725 bei der zu Herrenhausen geschlossenen Hannoverschen Allianz verwiesen wird.[2])

Wenn irgend ein deutscher Schriftsteller an derartigen Verträgen zur Stellung von Soldaten etwas auszusetzen, oder Ursache gehabt hätte sie zu geißeln, so wäre es wohl Joh. Jakob Moser gewesen. Allein in seinem „Versuche des europäischen Völkerrechts" finden wir das gerade Gegentheil; er erklärt die rechtliche Natur der Subsidien=Verträge, ohne im Mindesten zu finden, daß daran etwas Unnatürliches gewesen wäre; Beweis genug, wie selbst die freisinnigsten Zeitgenossen darin nichts Anderes sahen, als eine Sache: die sich im Laufe der Zeit gerade so und nicht anders entwickelt hatte. Nun ist aber ganz entschieden nicht anzunehmen, daß Männer vom Schlage eines Waldeck nicht ihren Moser gelesen haben sollten. Und doch die historische Lüge gegen Hessen, und doch!

Ohne irgend ein Bedenken zählt Moser sogar[3]) unter Hinweis auf frühere Schriftsteller die seit 1740 „von denen Souveränen in Europa" geschlossenen derartigen Traktate auf, die seitens der „allerchristlichsten Majestät" mit der üblichen Formel begannen: „Au Nom de la Très-Sainte et Indivisible Trinité, Père, Fils et St. Esprit," was gewiß, wenn nur entfernt von einem „Menschenverkaufe" hätte die Rede sein können, Moser veranlaßt haben würde, in seiner bekannten Manier die Geißel zu schwingen. Aber wie konnte er das, wenn selbst die freie schweizerische Eidgenossenschaft solche Subsidien=Traktate abschloß?![4])

Für den Rechtsstandpunkt ist überdies Moser's Definition der Subsidientraktate insofern interessant als es nicht nur in der Natur dieser Verträge lag, daß ein Souverän dem andern gegen Geld Truppen zuführte, sondern Subsidienverträge sind auch alle diejenigen Traktate, nach welchen für Geld eine gewisse Anzahl Mannschaften auch nur parat gehalten wurden, oder aber, es gab ein Hof dem anderen Subsidiengelder dafür: daß „er stille sitze und dem Gegentheil keine Völker überlasse".[5])

Sonach darf man sich also nicht wundern, wenn die deutschen Lehrer des Staats= und Völkerrechtes den Souveränen des vorigen Jahrhunderts ohne alle und jede Ausnahme das aus den Verhältnissen herausgewachsene Recht beimessen: mit anderen Souveränen Verträge auf Stellung von Truppen gegen s. g. Subsidiengelder abzuschließen. Moser stellt dabei natürlich die Forderung auf: es dürfe ein solcher Traktat nicht weiter gehen, als es jeder Staats=Grundverfassung gemäß sei.

Die nächste Frage wäre daher: wie stand dazu die damalige hessische Verfassung?

Nun — die hessischen Subsidien=Verträge wurden nicht nur nicht gegen den Willen der Stände abgeschlossen, sondern die Stände gingen sogar willig darauf ein, was von um so größerer Bedeutung ist, als wohl nirgends in Deutschland die Stände mit solchen Freiheiten, ja mit solcher Macht ausgestattet waren, als gerade in Hessen. Z. B. erklärte der Landgraf den versammelten Ständen auf dem Landtage von 1759[1]), die Krone Englands habe zwar neben den „Soldungen für das Hilfskorps" auch 50,000 Pfund Sterling zu Serinissimi „alleiniger Disposition zugestanden", dessen ungeachtet aber „hätten hochfürstliche Durchlaucht kein Bedenken getragen, dies Geld auch zur Bestreitung der dem Lande obgelegenen Kriegsausgaben verwenden zu lassen", und auf dem Landtage von 1760[2]) wurde zur Abzahlung eines ständischerseits aufgenommenen Anlehns das erforderliche Geld ebenfalls aus englischer „Indemnisation" genommen. Hingegen erklärten die Stände auf dem Landtage von 1786, also nach dem amerikanischen Kriege, die „mit auswärtigen Mächten geschlossenen Subsidien-Traktate" seien in Hessen „Gegenstände landesherrlicher Hoheitsrechte" und den Ständen ermangele eigentlich die „nöthige Kenntniß der bei Schließung solcher Traktate vorwaltenden Umstände und Beweggründe, wobei sie es gegenüber der „großmüthigen und ruhmvollen Absicht ihres geliebten Regenten" zugleich offen aussprachen: daß es ihnen auch „nie in den Sinn komme, die bei Schließung der Subsidien=Traktate mit andern Mächten solitarie zum Grunde liegenden Hoheitsrechte ihres durchl. Landesherrn im Geringsten zu bezweifeln".[3])

Diese Thatsachen aus dem hessischen Verfassungsleben, verbunden mit dem Umstande, daß das hessische Heer schon im vorigen Jahrhundert auf die Landes=Verfassung beeidigt wurde, diese Thatsachen, sage ich, ergeben sehr deutlich: daß neben dem deutschen Staatsrecht auch die hessische Landes=

---

[1]) Moser. Deutsches Staatsarchiv 1753 I.
[2]) Rovsset, Recueil d'Actes etc. T. II. P. 301.
[3]) Moser. Europäisches Völkerrecht. VIII. S. 65 p.p.
[4]) Siehe den letzten Vertrag vom Jahre 1777 bei Moser a. a. O. VIII. S. 99. in welchem sich die Eidgenossenschaft verpflichtet, für Frankreich eine Anzahl Truppen bis zu 6000 Mann anzuwerben.
[5]) Moser, a. a. O. VIII. S. 62. Nicht zu übersehen auch X. S. 5 bis 14 über den Unterschied zwischen wirklich kriegführenden und blos gegen Subsidien hülfeleistenden Staaten.

[1]) Pfeiffer, Geschichte der landst. Verfassung in Kurhessen. (1834) S. 171.
[2]) Das. S. 165.
[3]) Pfeiffer, a. a. O. S. 169.

verfassung das Recht des Landesherrn zum Abschluß derartiger Bündnißverträge anerkannte, und damit wäre die rechtliche Seite der Sache zu Gunsten der Landgrafen von Hessen entschieden. Wer will nun aber so thöricht sein und diesen Landgrafen verargen, von einem Rechte Gebrauch zu machen, welches von fast sämmtlichen deutschen Fürsten thatsächlich ausgeübt wurde? Etwa weil es nicht nöthig gewesen wäre? Wir kommen bei dieser Frage von der rechtlichen auf die politische Seite der in Rede stehenden Vertragsabschlüsse.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich Soldat wurde.*)

Kleines aus großer Zeit.

Meine militärischen Erinnerungen reichen über den Beginn meines Soldatenlebens hinaus, denn meine Kindheit fiel in eine kriegerisch bewegte Zeit. Hierdurch wurde in dem Knaben die Lust am Kriegsleben geweckt, eine Lust, die der Mann, als Soldat, in einem vierzigjährigen Frieden büßen sollte.

Zu Großalmerode, der kleinen kurhessischen Stadt, bin ich 1797 geboren. Die kriegerischen Ereignisse im Jahre 1806 brachten auch in meine Vaterstadt Soldaten. Hessische Grenadiere lagen bei uns im Quartier; ein Hauptmann setzte mir seinen Federhut mit der blitzenden Sternagraffe auf und ließ mich in den Spiegel sehen. Da fuhr mir ein elektrischer Funke durch die jungen Glieder und entzündete eine unwiderstehliche Lust zum Soldatenthum.

Der Federhut mit der Sternagraffe wurde das Ideal meines Lebens! Der Hut, den ich zunächst trug, war zwar nur aus Papier, die Sternagraffe aus Flittergold; aber was der Mensch ernstlich will, vermag er wohl zu erreichen. Ich habe später auch den wirklichen Offiziershut getragen, es hat mir auch Freude gemacht ihn zu tragen, aber das Glück und die Befriedigung, die der Knabe sich von solchem Hut erträumte, habe ich nicht unter ihm gefunden.

Der Friede von Luneville, der die Landgrafschaft Hessen zum Kurfürstenthum erhob, war abgelaufen. Die Franzosen hatten bei Austerlitz gesiegt und Preußen im Gefühl erlittener Kränkung, im Bewußtsein bewährten Kriegsruhmes die Waffen ergriffen. Blüchersche Husaren, die von Münster kamen, lagen bei uns im Quartier, als das Kriegsgewitter sich in Thüringen zusammenzog. Wie leuchteten die Augen des jungen Husarenadjutanten, als mein Vater bei Tisch auf einen glücklichen Feldzug mit ihm anstieß! Wie freudig, wie hoffnungsvoll zogen diese muthigen Krieger ins Feld — aber das Schicksal der Schlachten entschied sich gegen sie.

Auch dem neuen Kurfürstenthum Hessen machte der stolze Sieger ein schnelles Ende. Den neuen Kaiser persönlich in Paris zu begrüßen, hatte der neue Kurfürst versäumt und sich geweigert, dem Rheinbund beizutreten. Napoleon hatte zwar beim Ausbruch des Krieges 1806 Hessen die Neutralität bewilligt, das hinderte aber den übermüthigen und ungerechten Sieger später nicht, das Kurfürstenthum zu besetzen und wie ein erobertes Land zu behandeln. Der Kurfürst mußte fliehen und die hessische Armee erhielt die Weisung auseinander zu gehen. Das war aber diesem, wenn auch kleinen, doch kriegslustigen Heere nicht recht. Die Hessen sind von Natur brav und wo es zum Schlagen kam, haben sie immer ihre angestammte Tapferkeit bewährt. Es herrschte daher auch großer Unmuth unter den Truppen, als sie auseinander gehen sollten, ohne geschlagen zu haben und dieser Unmuth brach in vereinzelten Widerstand gegen das französische Occupationsheer aus.

Die hessischen Soldaten, welche zum Theil Waffen und Pferde in ihre Heimath mitgenommen hatten, rotteten sich zusammen, Offiziere stellten sich an ihre Spitze und einzelne Städte wurden besetzt.

Noch war Großalmerode nicht in den Kreis strategischer Operationen aufgenommen und die in die Stadt zurückgekehrten Soldaten führten deshalb, zur Bekundigung ihres Muthes, den Krieg auf eigene Hand und in Ermangelung eines Feindes theils unter sich, theils gegen ihre Mitbürger. Aus dieser Kriegsperiode ist mir ein Beispiel von der Entschlossenheit eines Grenadiers in lebhafter Erinnerung geblieben, die ich zum Ruhme meiner Vaterstadt gern erzähle.

*) Aus den nachgelassenen Papieren eines preußischen Officiers.

Grenadier Hopffeld, Flügelmann in einer der kurfürstlichen Garde-Kompagnien, ein Mann von stattlicher Größe und martialischem Aussehen, von großer Körperkraft und voll kriegerischen Muthes, in seinen bürgerlichen Verhältnissen ein armer Tagelöhner und Vater einer zahlreichen Familie, war der Nachbar meines Onkels, des Postmeisters, der wegen seines eben so liebenswürdigen als entschiedenen Charakters ein großes Ansehen in der Stadt genoß. Bei seinem Nachbar Hopffeld wurde aber diese Hochachtung durch Gründe militärischer Disziplin wie bürgerlicher Nahrung noch gesteigert, — denn mein Onkel war Lieutenant in der Miliz gewesen und ließ sein Klafterholz durch seinen Nachbar sägen und spalten.

Hopffeld, um seinen thatenlustigen Kameraden Beschäftigung zu geben und sie zu Unternehmungen größerer Art vorzubereiten, hatte einen nächtlichen Ueberfall des nicht weit entfernten reichen Stiftes Kauffungen beschlossen, um die Kassengelder dem Feinde zu entziehen. Aber die Ausführung scheiterte, indem der Marschall Mortier ihm zuvorgekommen und das Stift stark hatte besetzen lassen. Hopffeld machte anderen Morgens meinem Onkel Mittheilung von dem beabsichtigten Unternehmen und dessen ungünstigem Erfolg, wobei er sehr niedergeschlagen war und mit fast wehmüthiger Stimme sagte: „Das Stückchen Brot haben diese Hunde von Franzosen auch wieder meinen Kindern vor dem Munde weggerissen.“ Mein Onkel schenkte ihm zur Beruhigung zwei Weißpfennige, die er dankbar annahm.

Hopffeld ging nach Hause, puderte Kopf und Locken, putzte Knöpfe und Seitengewehr, die von der nächtlichen Expedition angelaufen waren und ging vor die Stadt nach der Erbsmühle, um dort in einem Glas Nordhäuser seinen Schmerz zu begraben. Er mochte etwa eine Stunde fort sein, als sich in der Stadt das Geschrei erhob: „Der Hopffeld hat zwei Franzosen gefangen.“

Die ganze Bürgerschaft, Weiber und Kinder stürzten aus den Häusern, um die Gefangenen zu sehen. Ich war nicht der letzte. Gemessenen Schrittes sahen wir unseren Grenadier seinen Triumphzug durch die Hauptstraße halten. Vor ihm gingen zwei französische Chasseurs — es waren die ersten Franzosen, die wir sahen. Die Pferde der entwaffneten Reiter, deren Säbel am Sattel befestigt waren, führte Hopffeld am Zügel. Ein wildes Geschrei umtobte die Gefangenen. „Hängt sie auf! Schlagt sie todt!“ schrie das Volk von allen Seiten. Am ärgsten schrie ein Schneider, der früher in Lyon gearbeitet hatte, deshalb als Franzosenfreund galt und diese Gelegenheit benutzen wollte, einen solchen Verdacht von sich abzuwälzen. Unser Grenadier aber achtete nicht dieser Schneiderseelen und ihres Geschreis, forderte mit gebieterischer Stimme Platz für sich und seine Gefangenen, führte sie zu meinem Onkel und erstattete seinen Bericht: „Ich trinke in der Erbsmühle mein Schnäpschen, Herr Lieutenant, und denke nichts Arges; da sehe ich durchs Fenster vom Schieferberge herab zwei Reiter kommen. Ich betrachte mir die Burschen genauer und erkenne Franzosen. Ich stelle mich im Querenberg auf, ihnen den Weg abzuschneiden. Die beiden Chasseurs ritten nachlässig ihre Straße, ohne aufgenommene Hieb- oder Schußwaffe. Ich stand hinter einem Baume, da wo die Straße sich biegt, und hatte mein Seitengewehr in der Faust — indem kamen sie um die Ecke. Ich springe vor, schwinge den Säbel und schreie: Halt! — Abgesessen! — Die Kerle, nichts vermuthend, sind wie vom Donner gerührt. Ich ließ ihnen nicht Zeit sich zu besinnen, schreie nochmals: Abgesessen! und reiße dabei den Einen aus dem Sattel, daß er an der Erde lag. Das hatte der Andere verstanden, er schrie: Pardon! Pardon! und sprang vom Pferde. Ich nahm ihnen die Säbel ab, die Pferde an die Hand und ließ die Gefangenen vor mir hergehen. Ich wollte nun fragen, Herr Lieutenant, sollen wir die Kerle todt schlagen?“

Die beiden Franzosen, die begreifen mochten, daß ihr Schicksal von dem Ausspruch meines Onkels abhing, warfen sich ihm zu Füßen. Jetzt nahm der Onkel seine volle militärische Haltung an und mit fester Stimme, wie es dem Befehlshaber geziemt, gab er seine Entscheidung. „Kriegsgefangene werden nicht todtgeschlagen. Was die Gefangenen an Geld und Geldeswerth bei sich haben, gehört dem, der sie gefangen genommen hat, ebenso die Waffen; sie behalten ihre Uniformen und ihr Gepäck und werden mit ihren Pferden ins hessische Hauptquartier nach Eschwege gebracht.“

„Wie Sie befehlen, Herr Lieutenant,“ sagte der Grenadier, ließ sich von einem der Chasseurs dessen Taschenuhr und von beiden das wenige baare Geld, welches sie hatten, geben, nahm die Säbel, Karabiner, Pistolen und Munition an sich, ordnete aus seinen Kameraden ein militärisches Kommando, welches sich mit ihm und den Gefangenen auf einen Wagen setzte, und so fuhren sie nach Eschwege

Es blieb allerdings schwer zu erklären, wie zwei wohlbewaffnete Reiter einer kriegsgeübten Nation, sich von einem einzigen, nur mit einem Seitengewehr bewaffneten Infanteristen gefangen nehmen lassen können; aber es ist eine Thatsache, die ich erlebt habe, und wenn gleich ich noch ein Knabe war, so hatte ich doch von Kindheit an eine ruhige und richtige Beobachtungsgabe, ganz besonders aber, wenn es sich um Soldaten handelte.

Die französischen Chasseurs waren zwei blutjunge Burschen von kleiner, schwächlicher Figur, während der Grenadier ihnen gegenüber ein Mann von kriegerischer Haltung und mehr als gewöhnlicher Körperkraft war. Vermuthlich von Kassel aus als Patrouille in der Richtung auf Eschwege vorgesandt, waren die Gefangenen vom richtigen Wege abgekommen und in der Irre umher geritten. Schon drei Meilen von Kassel entfernt, kamen sie aus einer unwegsamen Gegend auf eine durch den Wald führende Straße. Sie mochten wohl ängstlich besorgt sein wegen ihrer Rückkehr durch ein im Aufstande begriffenes Land, da erschreckt sie plötzlich die hohe Gestalt eines Grenadiers, der ihnen den Weg vertritt, mit donnernder Stimme Halt gebietet und in demselben Augenblick einen von ihnen mit großer Kraft aus dem Sattel hebt und zu Boden schleudert. So lassen sich beide im ersten Schreck entwaffnen und gefangen nehmen. Wenn die Kühnheit des Grenadiers allen Beifall verdient, so will ich das Benehmen der beiden Chasseurs weder rechtfertigen, noch entschuldigen, sondern nur zu erklären suchen. —

Noch war Eschwege, das Hauptquartier der im Aufstande begriffenen hessischen Soldaten, von den Franzosen nicht angegriffen worden, und die Führer waren bemüht, den Aufstand zu verbreiten und ihre Streitkräfte zu vermehren. Deshalb kam auch nach Großalmerode eines Tages ein hessischer Lieutenant, ein Herr von Hasserodt, in vollständigem Dienstanzuge mit Schärpe und Ringkragen, geritten, stieg vor dem Posthause ab, erklärte meinem Onkel, daß er zum Kommandanten der Stadt ernannt sei und nahm bei ihm Quartier. Er versammelte die Unteroffiziere und Soldaten des Orts, regulirte unter Zuhülfenahme der vorhandenen Jagdgewehre ihre Bewaffnung, etablirte unter dem Beifall der Menge im Gasthaus zur Krone eine Hauptwache mit einem Posten vor Gewehr, stellte einen Posten vor die Kommandantur, so wie Doppelposten an die Thorpfeiler, die am Aus- und Eingang des Ortes diesen als Stadt bezeichnen sollten, da Großalmerode weder Mauern noch Thore hat.

So wurde meine Vaterstadt besetzt und gegen den Feind behauptet, der zur Zeit noch ruhig in Kassel blieb. Als aber der feindliche Oberbefehlshaber seine Streitkräfte zusammen zog, wurde Großalmerode ohne Schwertstreich aufgegeben und die Besatzung marschirte nach Eschwege ab, in so weit Einzelne aus nothwendigen Familien-Rücksichten es nicht vorzogen, zu Hause zu bleiben.

An einem Sonnabend Nachmittag verbreitete sich das Gerücht, daß die Franzosen im Anmarsch seien, um gegen Eschwege vorzurücken. Das Volk schaarte sich auf den Straßen, um die erwarteten Franzosen zu sehen. Die Arbeiter in den Fabriken ließen sich ihren Wochenlohn auszahlen und sprachen fleißig der Flasche zu. Da kam ein einzelner französischer Offizier in das Städtchen geritten. Ein Pfeifenmachergeselle, begeistert durch das genossene Getränk und durch das kühne Beispiel, das der Grenadier Hopffeld gegeben hatte, ergriff einen Stock, trat aus dem Volk heraus, fiel dem Pferd des Offiziers in die Zügel und schrie: Halt! — Abgesessen! Der Offizier aber saß nicht ab, sondern zog den Säbel. Kaum aber sah unser verwegene Geselle die blitzende Klinge aus der Scheide fahren, als er entsetzt die Zügel los ließ und mit Zurücklassung seiner Pantoffeln pfeilschnell in das dichteste Volksgedränge flüchtete. Der Offizier sprengte ihm mit geschwungenen Säbel nach, aber wohl aus Besorgniß, Weiber und Kinder zu verletzen, hielt er sein Pferd an und ließ die Klinge nicht niederfallen.

In demselben Augenblick sprengte ein französischer Kürassier die Straße herab und mit schnellem Blick erkennend, daß der von dem Offizier Verfolgte sich bemühte, die Thür eines freistehenden Eckhauses zu erreichen, flog er um das Haus herum und besetzte den hinteren Ausgang. Der kühne Flüchtling hatte, durch das Volksgedränge geschützt, die Thür jenes Hauses erreicht, war aber vom Hofe desselben über eine Mauer nach einem Nachbargrundstück gelangt und so glücklich entkommen.

Jetzt rückte ein französischer Oberst, von Adjutanten begleitet und von einer Eskadron Kürassiere gefolgt, ein. Diese dichte Kolonne in Stahl und Eisen gekleideter Reiter waren die ersten Kürassiere, die ich sah und machten auf mich einen freudeerregenden Eindruck. Die Schwadron hielt und der angegriffene Offizier meldete den Vorfall. Der Oberst ließ sich von den Umstehenden den Namen des Mannes, der den Offizier angefallen hatte, nennen und befahl das Wohnhaus desselben anzuzünden.

Mein Onkel war unterdeß auf dem Platze angelangt. Er erkannte unter den Begleitern des Obersten einen ihm bekannten ehemaligen hessischen Offizier, der in französische Dienste getreten war, wandte sich an diesen und eröffnete die Unterhandlungen mit dem Obersten dadurch, daß er ihn bitten ließ, ihm die Ehre zu erzeigen, mit den Herrn Offizieren in seinem Hause ein Glas Wein zu trinken. Die Einladung wurde angenommen; mein Onkel bewirthete die Offiziere auf das Beste und stellte unterdeß dem Herrn Obersten vor, daß der Pfeifenmachergeselle als ein blödsinniger, unzurechnungsfähiger Mensch

bekannt sei, was ja auch aus seiner Handlungsweise hervorgehe. Uebrigens wohne er nur zur Miethe, ihm selbst könne kein Haus angezündet werden, wohl aber könnten Häuser unschuldiger Nachbarn mit abbrennen. Der Oberst nahm den Befehl wegen Anzündens des Hauses zurück, mit dem es ihm wohl überhaupt nicht Ernst gewesen sein mochte. Es wollten zwar einige meiner Landsleute von lebhafter Phantasie schon die Pechkränze gesehen haben, die aus dem Pulverwagen genommen seien, aber ich habe weder Pulverwagen, noch Pechkränze gesehen und bin dabei doch keinen Augenblick vom Kriegsschauplatze entfernt gewesen. Wohl aber nahm ich zu meiner großen Freude davon Kenntniß, daß der Oberst den Befehl gegeben, es sollten achtzig Mann dieser prächtigen Kürassiere als Exekutions-Kommando in der Stadt zurückbleiben. Doch auch dieser Befehl wurde zurückgenommen, als der Onkel immer neue Batterien gefüllter Burgunderflaschen auffahren ließ, und das schon aufmarschirte Kommando rückte zu meinem großen Bedauern wieder ab.

Unterdessen zogen Abtheilungen aller Waffengattungen mit Geschützen gegen Eschwege durch. So viel ich weiß, ist es dort zu keinem Gefecht gekommen. Die Stadt wurde den Franzosen übergeben und die entwaffneten hessischen Soldaten gingen nach Hause. Das Kurfürstenthum war unterworfen und wurde vom General Lagrange solange verwaltet, bis Napoleon durch den Frieden von Tilsit aus Hessen, Braunschweig, Süd-Hannover und den auf dem linken Elbufer gelegenen preußischen Landestheilen das Königreich Westfalen bildete und die neue Königskrone seinem Bruder Jérôme verlieh. (Fortsetzung folgt.)

Das Kloster in Nordshausen
bei Kassel.

Als der mächtige Geist Luther's das Land durchzog,
Auch im hessischen Gau stürmisch im Fluge drang
Durch die Pforten der Kirche,
Traf das Kloster ein gleiches Loos.

Hochaltar und das Kreuz, Kerzen und Bild verschwand,
Meßbuch, Kelch und Monstranz wanderten in den Schrein
Zu antikem Geräthe,
Oder in der Zerstörer Hand.

Und das Becken von Stein, welches zur Taufe einst
Diente, ward als Altar anderem Brauch geweiht,
Einem Trauergewande
Glich die Decke, die schwarze, jetzt.

Stürme nagten gar bald an dem verlass'nen Haus
Mit der Zelle, in der einsam die Braut des Herrn
Einst ihr Ave Maria
Beim Geläute der Vesper sprach.

Ein verwitterter Stein kindlicher Bildnerkunst,
Seinem Grabe entrückt, deutet dem Wand'rer nur,
Daß die heilige Stätte
Frommer Schwestern Asyl einst war.

Doch kein anderer Stein zeigt uns die Gräber heut,
Wo vermodert ihr Staub, Schleier und Ordenskleid,
Unter welchem das Herz, der
Welt entsagend, für Gott nur schlug.

Nur die Kirche allein mit dem zerfall'nen Thurm
Und ein altes Gebäud', das mit dem Thurm vereint,
Sind die einzigen Zeugen
Eines Klosters vergang'ner Zeit.

Oed', versunken in Schutt, lieget die Sakristei,
Dornen, Nesseln und Gras sprossen aus ihr empor,
Und die Spinne umwebt des
Tabernakels geweihten Raum.

Scheiben, wettergetrübt, füllen die Fenster, die
Einstmals Bilder gezieret, herrlich im Farbenspiel,
Das die Betenden hüllte
In ein magisches Dämmerlicht.

Jahre haben zerstört gothischer Fenster Zier,
Blinder Eifer verbannt jegliches Heil'genbild;
Graue Tünche der Wände
Spottet früherem Bilderschmuck. —

Nimmer wieder ersteht, was da verschwunden, doch
Ein empfänglich Gemüth findet Ersatz und Trost
Für das Untergegang'ne
In dem Gemälde der Gegenwart:

Freundlich schmiegt sich das Dorf an das geweihte Haus,
Und im sonnigen Thal ringsum erfreu'n das Aug'
Dörfer, blühende Felder
Und bewaldeter Berge Pracht.

An der Kirche empor bis zu dem Dachgebälk,
Rankt im ewigem Grün mächtiger Epheu sich,
Mit dem grünen Gewande
Gab Natur ihr erneu'ten Schmuck.

In geborstener Wand, tief in dem Mauerspalt,
Vogelbeerengesträuch wuchert mit Purpurfrucht,
Und bemoostes Gemäuer
Deckt der blühende Fliederstrauch.

Bäume, üppig voll Obst, schmücken den Rasenplatz,
Einem Teppiche gleich, blumendurchwirket, den
Einst, von Reben umrankt des
Kreuzgangs schattiger Flur umschloß.

Rosen blühen wie einst duftend im Garten noch,
In der Bäume Gezweig zwitschert die Vögelschaar
Und die Nachtigall singt im
Busch melodisch ihr Minnelied.

Einem Baldachin gleich wölbet der Himmel sich
Drüber, golden umsäumt scheidend die Sonne ihn,
Abends funkelnd mit Sternen,
Wie in dunkelen Sammt gestickt.

Und ein malerisch Bild ward aus dem Trümmerrest,
Ringsum, feierlich still, waltet die Poesie —
Und versöhnet die Herzen
Mit dem wechselnden Zeitgeschick.

Karl Finck.

Chromatische Epigramme.

Wer altbackne Motive verdreht und verschlungen dahinspinnt,
Daß sie kein Mensch mehr versteht, ist ein modernes Genie.
Große und neue Gedanken in schlicht erhab'nem Gewande,
Jedem Kinde verständlich, brachte die klassische Zeit.

* * *

Epigonen von gestern — und schreiben uns Zukunftsmusik,
Mög' uns ein Meister erstehn, der für die Gegenwart wirkt!

* * *

Tiefes Gemüth und klarer Verstand und heiliger Ernst,
Ballast scheint es euch jetzt, und die Nirwana regiert.

* * *

Wühlt nur in Nonenakkorden und pessimistischem Mißmuth,
Ach, zu heiterer Größe mangelt euch doch das Gemüth!

Gustav Kastropp.

Aus alter und neuer Zeit.

Helius Eobanus Hessus. Der 6. Januar ist ein Gedenktag in der hessischen Gelehrtengeschichte. Vor vierhundert Jahren (1488) wurde an diesem Tage in Hessen ein Dichter geboren, der für den größten seiner Zeit galt, Helius Eobanus Hessus. Nur schade, daß er nach der Sitte jener Zeit in lateinischer, statt in deutscher Sprache dichtete. Sein Geburtsort ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben. Es werden als solcher Bockendorf und Halgehausen bei Frankenberg angeführt, er selbst nannte sich anfänglich auf den Titeln seiner Schriften Eobanus Hessus Francobergius. Sein Vater, der ein Dienstmann des nahen Cistercienserklosters Haina war, hieß wahrscheinlich Koch. Den Namen „Eoban“ hatte er in der Taufe nach einem in Thüringen und Hessen besonders verehrten Heiligen, einen angeblich in Erfurt begrabenen Schüler des hl. Bonifatius, erhalten. Dem „Eobanus“ setzte er selbst später den Namen des griechischen Sonnen- und Dichtergottes vor und fügte als dritten Bestandtheil die Bezeichnung seines Vaterlandes hinzu, und so entstand der Name Helius Eobanus Hessus. Der Abt Dietmar in Haina nahm sich des geweckten Knaben an, bei ihm lernte dieser das Buchstabiren. Hiernach kam Eobanus nach Gemünden an der Wohra, wo ihn ein Verwandter, Johann Mebes, in der lateinischen Grammatik unterrichtete. Von seinem 14. bis 16. Jahre besuchte er zu Frankenberg die Schule des berühmten Horlaeus. Hier knüpfte er mit einem anderen Zögling der Schule, Euricius Cordus, gleichfalls einem Bauernsohne aus dem benachbarten bei Wetter gelegenen Simtshausen, einem sehr talentvollen und strebsamen Knaben, mit dem er nachmals um die Dichterpalme ringen sollte, ein dauerndes Freundschaftsbündniß. Im Herbste 1504 bezog Eoban die Hochschule zu Erfurt, welche damals sich eines ausgezeichneten Rufes erfreute. Sie war eine Pflanzstätte des „Humanismus“ und Eobanus ward bald ein freudiger Anhänger desselben. Rasch machte er sich durch gelungene Dichtungen bekannt: er beschrieb die Auswanderung der Studenten aus Anlaß der Pest im Jahre 1505, einen Studentenkrawall des Jahres 1506, sang das Lob der Universität und versuchte sich nacheinander in Idyllen, Heroiden, epischen, elegischen und lyrischen Gedichten aller Art. Sein hessischer Landsmann, der Kanonikus Mutianus Rufus zu Gotha, rief ihm den Vers zu:

Hesse puer, sacri gloria fontis eris.
(Hessischer Knabe, der Stolz wirst Du des heiligen Quells),

der ihm sein Leben lang wie ein Orakel theuer blieb, und in kurzer Zeit galt Eoban nicht allein in Deutschland, sondern auch im Ausland für den ersten unter den neueren Dichtern. „Wenn“, so schreibt David Friedrich Strauß in seinem Werke „Ulrich

v. Hutten“; „die humanistisch erneuerte Latinität in Erasmus ihren Prosaisten hervorgebracht hatte, so hatte sie nun in Eoban ihren Poeten. War jener der moderne Cicero, so war dieser Virgil und Ovid. Die letztere Bezeichnung ist in so fern nicht blos Phrase, als Eoban mit diesem Römer die Leichtigkeit gemein hatte, die Verse nur so hinzuschütten, weswegen von ihm gesagt wurde, er sei der einzige Poet, der seine Verse zugleich mache und schreibe. Eoban war aber nicht blos ein glücklicher Dichter, sondern auch ein fleißiger und tüchtiger Gelehrter; seine Vorlesungen an den Hochschulen zu Erfurt und später zu Marburg, wie in der Zwischenzeit seine Lehrthätigkeit an dem Gymnasium zu Nürnberg, wurden hoch geschätzt; von Johann Lange und Joachim Camerarius lernte er Griechisch und übersetzte in der Folge den Theokrit und die Ilias in lateinische Hexameter, wie auf Luther's und Melanchthon's Wunsch die Psalmen in lateinische Distichen.“

„Dabei war Eoban ein Mensch von der seltensten Gutherzigkeit. Ein großer, schöner, wohlgebauter Mann, mit prächtigem Bart und martialischem Gesichtsausdruck (Albrecht Dürer pflegte zu sagen, wenn er ihn nicht kennte, und ein Bild von ihm zu sehen bekäme, würde er es für das eines Kriegsmannes halten), ein ausgezeichneter Fechter, Tänzer, Schwimmer und leider auch — Trinker, Künste, zu deren Ausbildung ein mehrjähriger Aufenthalt an dem Hofe des Bischofs Hiob von Dobeneck zu Riesenburg an der Weichsel ihm die beste Gelegenheit geboten hatte, war er zwar rasch und derb aber arglos wie ein Kind. Nichts war ihm mehr zuwider, als Verkleinerung anderer, und er duldete nicht, daß in seiner Gegenwart von Abwesenden übel gesprochen wurde. List und selbst Vorsicht waren ihm fremd. Bei spärlichem Einkommen, wachsender Familie und seiner poetischen Sorglosigkeit für alles Oekonomische, ging es ihm stets knapp, bisweilen wirklich elend, aber nie verlor er den heiteren Lebensmuth. Patientia! pflegte er sich bei widrigen Begegnissen zuzurufen.

„Wir haben zahlreiche Briefe von Eoban, welche zu den gemüthlichsten, herz- und temperamentvollsten gehören, die aus seiner Zeit übrig sind. Ganz Briefe, durchaus persönlich, nichts Studirtes, alles Stimmung und Eingebung des Augenblicks. Darunter eine Menge Zettel an Freunde, die im gleichen Orte wohnen, Einladungen zum Baden, zum Mittagessen auf ein paar Fische mit Knoblauch, ein Stück Wildpret, das er geschenkt bekommen, gewürzt durch ein heiteres Gespräch. Es kommt vor, daß er einen Freund zugleich als Gast zum Essen und um ein Darlehen von zwei Gulden bittet. Da Eoban das Bier als ein schädliches Getränke scheute, so hielt er sich desto mehr an den Wein. Nichts ermunterte ihn so sehr zum Fortfahren in dem frommen Werke seiner Psalmenübersetzung, als daß sein Erfurter Mäcenas, der reiche Arzt und Bergwerksbesitzer Georg Sturz, ihm jedesmal einen Krug Wein vorsetzte, so oft er ihm eine neue Nummer brachte. Oft erbittet er sich von diesem auch etwas von dessen Wermuthwein, um nach dem gestrigen Rausche sein „königliches Haupt“ wieder in den Stand zu setzen. Denn aus Anlaß einer Aeußerung Reuchlin's, der sein Hessus durch das griechische 'Εσσήν, d. h. König, gedeutet hatte, hieß er nun im Kreise seiner Freunde Rex, und mit diesem Königsmantel weiß er sich fortan in seinen Briefen auf das Drolligste zu drapiren. Er gebietet den Freunden als König, warnt, sie mögen ihn nicht nöthigen, den Tyrannen herauszukehren, grüßt von seiner Königin, berichtet von seinen Prinzen (reguli), datirt seine Briefe aus der armen Königsburg, verlangt eine Salbe für seine königliche Nase, die der Wein etwas zu färben angefangen hätte“ u. s. w. —

Das Trinken war bei ihm freilich zur Leidenschaft geworden und wenn er auch gegen die Liebe zum Trinken öffentlich redete und schrieb — wir führen hier nur seine im Jahre 1516 erschienene Elegie gegen die Trunkenheit („Helii Eobani Hessi de vitanda ebrietate elegia“) und seine Scherzrede: Von den Arten der Betrunkenen und von der Vermeidung der Trunksucht, eine Abhandlung von Possen und Witz, mit den schönsten Blumen der besten Autoren angefüllt, beim Schlusse des Erfurter Quodlibet im Jahre 1515 um das Herbstäquinoctium nach akademischer Sitte vorgetragen*) („de generibus ebriosorum et ebrietate vitanda. Quaestio facetiarum et urbanitatis plena, atque pulcherrimis optimorum scriptorum flosculis referta, in conclusione Quodlibeti Erphurdiensis. Anno Christi MDXV. Circa autumnale aequinoctium scalastico more explicata“) an —, so machte er doch, was ihn selbst betraf, wie bereits oben erwähnt, gar kein Hehl aus seiner Vorliebe für das

---

*) „Wir haben in dieser Rede,“ schreibt Karl Krause in seinem Werke über Helius Eobanus Hessus, „ein Stück des akademischen Humors vor uns, wie ihn das Mittelalter auch bei ernsthaften Dingen so sehr liebte. Oeffentliche Redeübungen vor den Magistern und den Vätern der Stadt gehörten zu den feierlichsten Akten der mittelalterlichen Universitäten. Diese „Quaestiones Quodlibeticae“, wie sie barbarisch genug hießen, d. h. Reden über einen beliebigen Gegenstand (Disputationes de quolibet, Quodlibeta), dauerten in der Regel mehrere Tage und entfalteten die scholastische Disputirkunst in ihrem vollen Glanze. Nach dem Ernste und der Anstrengung beanspruchte aber auch der Scherz und die Erholung ihr Recht. An Stelle des pedantischen Schulernstes schlug einmal für kurze Zeit die Narrheit ihre Herrschaft auf. So machte denn eine scherzhafte Rede öfters den Beschluß des ganzen ernstfeierlichen Aktes. In diesen Scherz- und Possenreden waren alle Derbheiten und Späße erlaubt, wenn sie nur auf die Lachmuskeln einwirkten, Niemandem persönlich zu nahe traten und eine sittliche Tendenz verhüllten,“ sie glichen in mancher Beziehung den „Bierreden“ in unserem heutigen akademischen Leben.

Trinken, und ihm ist auch das geflügelte Wort vom vielen Trinken und vom großen Durst zuzuschreiben, das uns Victor von Scheffel in seinem Gedichte vom Rodenstein „Die drei Dörfer" in dem Verse wiedergegeben hat:

Man spricht vom vielen Trinken stets,
Doch nicht vom vielen Durste. —

Im Jahre 1536 war Eobanus von dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen als Professor der Dichtkunst und Historie an die Universität Marburg berufen worden. Hier traf er viele alte Freunde von Erfurt wieder. In hohem Grade erfreute er sich der Gunst seines Landesfürsten, aber schon vier Jahre nach seiner Berufung ereilte ihn der Tod, er starb am 4. Okt. 1540. Der Schmerz um das frühe Hinscheiden des Dichters war ein allgemeiner. Mit seiner Familie trauerten Fürst, Schule und Stadt und die zahlreichen Freunde in der Nähe und Ferne. „Weinet ihr Musen," so begann der Rektor der Universität Ferrarius seinen Bericht im akademischen Album über den Tod des größten Poeten der Zeit. Am andern Tage wurde er auf dem Friedhofe, welcher die Elisabethkirche umgab, beerdigt. Sein Freund Johann Drach hielt die Leichenrede. Von dem Charakter des Verblichenen hieß es in derselben, er habe, ein Löwe ohne Klauen, Niemanden je muthwillig verletzt oder betrübt. Von seinem letzten Werke, das er auf dem Siechbette vollendet (Uebersetzung der Ilias), würden die Gelehrten singen und sagen, so lange die Sonne scheine. — Eoban hat nur ein Alter von 52 Jahren 9 Monaten erreicht. Groß ist die Anzahl der Schriften, die er herausgegeben hat. Sie finden sich verzeichnet in Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte Bd. IV S. 392 bis 409. Daß auch die Literatur über Helius Eobanus Hessus keine geringe ist, versteht sich bei dessen Bedeutung als Dichter und Gelehrter von selbst. Von den neueren Schriften über ihn sind hauptsächlich zwei hervorzuheben, deren Verfasser geborene Kurhessen sind: die von Dr. G. Schwertzell (Marburg 1873) und das bereits citirte vortreffliche Werk von Dr. Karl Krause, Helius Eobanus Hessus, sein Leben und sein Wirken. Ein Beitrag zur Kultur- und Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts." (2 Bde., Gotha bei Perthes 1879.)

F. Z.

Das gestörte Banket. Episode aus dem dreißigjährigen Kriege. Es war zur Zeit des „Hessenkrieges" (1645 — 1648), jenes mit größter Erbitterung zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt um das Marburgische Erbtheil geführten Kampfes, in welchem sich die Niederhessen wie ihre Gegner, die Oberhessen, abwechselnd je nach den Chancen des Krieges in den Besitz von Marburg, der Hauptstadt des Oberfürstenthums, setzten. Ein hessen-darmstädtischer General, der greise Christian Willich, war wegen Uebergabe des kaum haltbaren Marburger Schlosses an den niederhessischen General Geyse am 16. Januar 1646, vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und am Markte zu Gießen enthauptet worden. Es soll Rache bei diesem Urtheil im Spiele gewesen sein, nicht Gerechtigkeit. Den Oberbefehl über die hessen-darmstädtischen Truppen, an deren Seite die Kaiserlichen kämpften, übernahm der kaiserliche Feldmarschall Peter Melander, Graf von Holzapfel, der von 1633 bis 1640 als Generallieutenant und Oberbefehlshaber in hessen-kasselschen Diensten gestanden hatte, nachher aber in kaiserliche Dienste übergetreten war. Kommandant von Marburg war der tapfere niederhessische Oberst Stauf. Am 29. November 1641 begann die Belagerung Marburgs durch die Hessen-Darmstädter. Melander, welcher eine Reise an den Rhein unternehmen mußte, hatte die Belagerungsarbeiten dem kaiserlichen Feldzeugmeister Fernamont übertragen. Dieser ließ die Stadt aus drei Batterien beschießen und nach dreimaligem Sturm ging dieselbe über. Oberst Stauf zog sich nach heißem Kampfe unerschrocken auf das Schloß zurück, entfernte hier Weiber, Kinder und Greise, vereitelte die mit Hilfe hessen-darmstädtischer Burgknappen gelegten Minen durch Gegenminen und vertheidigte das Schloß überhaupt mit ebensoviel Tapferkeit wie Geschick. Inzwischen war Melander zurückgekehrt und hatte zu Marburg in der Wohnung des Wirths Daniel Seip am Grün — nachmals dem Regierungsdirektor Hast, jetzt dem Weinhändler Pfeiffer zugehöriges, freilich umgebautes Haus Nr. 4 der Grüner Straße — Quartier genommen. Auf den 18. Dezember 1647 hatte er daselbst ein Banket veranstaltet. Dies war dem Oberst Stauf verkundschaftet worden. Stauf ließ zu der bestimmten Stunde, als Melander sich mit seinen vornehmen Gästen, unter denen sich auch der junge Markgraf Leopold Wilhelm von Baden befand, unter Trompetenschall zur Tafel begeben hatte, die Kanonenkugeln einer ganzen Batterie auf genanntes Haus abfeuern. Diese Schüsse waren mit solcher Sicherheit abgegeben, daß sie ihr Ziel nicht verfehlten. Melander selbst wurde durch einen losgeschossenen Balken an Kopf und Brust verwundet, der Markgraf von Baden einiger Backenzähne beraubt und der Schildwache des Tafelzimmers der Kopf abgeschlagen; dem Wirthe fuhr eine Kugel, ohne ihn zu verletzen, zwischen den Beinen hindurch. Fast zwei Jahrhunderte lang hat dieser Schuß, wie Vilmar in seiner „Hessischen Chronik" berichtet, zu den bekanntesten hessischen Denkwürdigkeiten des dreißigjährigen Krieges gehört; so lange das Grüner Thor bestand, wurde die durch jenen Schuß herausgeschlagene Ecke jedem Kinde gezeigt und eine von den Kugeln, welche in Melanders Zimmer gefahren waren, war noch in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts dort vorhanden. Ein Marburger Student hat ein Spottgedicht auf Melander verfaßt, in welchem

dieser redend eingeführt wird. Rommel theilt davon in seiner Geschichte von Hessen, Bd. VIII S. 727 folgende Bruchstücke mit:

Bankel, Bankel, o Stauf,
Was trägst Du zum Bankel mir für Oliven auf?
Wie bitter schmecken sie! . . . . .
Das Land, das mich erhub, und das mich hat genährt,
Hab ich mit Raub und Schwert nun ganz und gar verheert!
Der Kaiser Ferdinand wird mich nicht groß beklagen,
Mich dünkt, ich hör' ihn schon die weisen Worte sagen:
Wo gab ich Dir Befehl, vor Deines Feindes Haus
In ein Bankel zu gehen! . . . . .
Ich zweifle, daß ein Mensch mich werde recht beklagen,
Kein Päpstler wird es thun, ich war nicht seiner Lehr'.
Ein Lutheraner? nein, denn ich bestritt sein Heer;
Kalviner? nimmermehr, denn ich war ihres Glaubens
Und brauchte gegen sie das Schwert des Schätzens und des Raubens. 2c. 2c. —

Melander hob die Belagerung des Marburger Schlosses auf, nicht ohne vorher noch der Stadt Marburg eine Brandschatzung von 12 000 Thalern auferlegt und 2500 Thaler für die Glocken, welche sich damals die Feinde bei jeder Eroberung einer Stadt anzueignen pflegten, abgenommen zu haben. Er begab sich nach Fulda, wo er einige Tage zu seiner Genesung verwandte, und dann nach Franken. Am 17. Mai 1648 ereilte ihn sein Geschick. Er fiel an diesem Tage in der blutigen Schlacht von Zusmarshausen.

F. Z.

Ein jetzt nach hundert Jahren aufgeklärtes Portrait der 1770 geborenen Prinzessin Elisabeth von Großbritannien, Landgräfin von Hessen-Homburg. Die Beachtung kleiner Umstände führt oft unerwartet zur Aufklärung bisher unbekannter Thatsachen.

Der 1840 in hohem Alter zu Hannover verstorbene Maler Joh. Heinrich Ramberg, dessen Genie und Laune wir so viele treffliche Zeichnungen verdanken, lebte als junger Mann mehrere Jahre in London, und hatte durch verschiedene Empfehlungen Zutritt in der zahlreichen Familie des damaligen Königs Georg III. Wir besitzen daher verschiedene Portraits, welche Ramberg von den jungen Prinzessinnen entworfen hatte, namentlich ein solches von der am 22. Mai 1770 geborenen schönen Prinzeß Elisabeth, welche sich in späteren Jahren mit dem ritterlichen Prinzen Friedrich Joseph (nachher Landgraf Friedrich VI.) von Hessen-Homburg vermählte. Die noch sehr junge Prinzeß ist hier dargestellt, wie sie auf einer Gartenbank sitzend, sich damit beschäftigt, einen Kranz zu winden, indem sie einen Lorbeerzweig auf ihrem Schoße liegen hat und mit der linken Hand einen zweiten Zweig von einem nahen Baume bricht, in der rechten Hand auch ein längeres Band hält, welches mit dem Namen ALFRED bezeichnet ist. Dieses reizende Bild wurde später von W. Ward in Kupfer gestochen, der Königin gewidmet und am 27. November 1788 in London veröffentlicht, allein die Zeit der Aufnahme durch Ramberg und die Veranlassung der Vorstellung war bisher unbekannt.

Im Jahre 1877 gab ich in Hannover eine kleine Schrift über den vorgenannten Maler J. H. Ramberg und seine Werke heraus und beschrieb darin zuerst auf S. 68 Nr. 243 dieses reizende Porträt der königlichen Prinzessin nach dem Stiche von W. Ward, ohne jedoch die gewählte Darstellung nach Zeit und Umständen erklären zu können, obschon ich mit einem, dem englischen Hofe nahestehenden Prinzen darüber korrespondirt hatte. Damals wurde freilich auf einem schwachen Abdruck dieses Kupferstiches der Name Alfred auf dem Bande für das unerklärliche Wort ALERAD gelesen. Erst eine wiederholte Lektüre der interessanten biographischen Schrift von F. L. v. Bibra, Georg der Dritte, sein Hof und seine Familie, Leipzig 1820, gab mir soeben die gewünschte Aufklärung, indem ich auf S. 301 bis 303 das genaue Verzeichniß der sämmtlichen Sprößlinge dieser glücklichen und fruchtbaren königlichen Ehe näher in's Auge faßte und nun fand, daß der am 22. September 1780 geborene Prinz Alfred bereits am 20. August 1782 wieder starb und die also damals erst zwölf Jahre alte Prinzessin Elisabeth bei dieser Gelegenheit bemüht gewesen ist, dem kleinen zweijährigen Bruder einen Todtenkranz zu winden. Der sinnige Ramberg wählte diese schwesterliche Handlung zu seiner Darstellung und gab der zwölfjährigen Prinzeß das Band mit dem bisher unerklärten Namen Alfred in die Hand. Das Bild, ein Kniestück mit dem feinen Profilkopf von der rechten Seite und einem sehr großen Federhut, wurde also von Ramberg im August 1782 gezeichnet, wenn auch erst 1788 im punktirten Stich von W. Ward zu London veröffentlicht. —

Prinzessin Elisabeth starb erst am 10. Januar 1840 zu Frankfurt a. M. als kinderlose Wittwe des Landgrafen Friedrich VI. von Hessen-Homburg — mithin in demselben Jahre, wie Ramberg, — und wurde in der fürstlichen Familiengruft zu Homburg vor der Höhe beigesetzt.

Kassel, im Dezember 1887. **Jakob Hoffmeister.**

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Todtenschau 1887. Lehrer Wilhelm Wolf (Kassel, 21. Oktbr. 1886). — Oberlandesgerichtspräsident L. S. W. Consbruch (Kassel, 3. Januar 1887). — Stadtpfarrer Karl Engel (Hünfeld, 3. Jan.). — Kaufmann L. A. Pelissier (Hanau, 3. Jan.). — Oberst z. D. E. v. Apell

(Fulda, 6. Januar). — Konsistorialrath Joh. Carl (Preungesheim, 25. Jan.). — Schriftstellerin Marie Calm (Kassel, 22. Februar). — Gymnasial-Oberlehrer a. D. Prof. Dr. Schorre (Kassel, 22. Febr.). — Schriftsteller Dr. G. A. Vogel (Frankfurt a. M., 25. Febr.). — Landgerichtsrath K. W. Steinhaus (Marburg, 26. Febr.). — Prof. Dr. A. W. Eichler (Berlin, 1. März). — Pfr. Rudolf Busch (Kassel, 6. März). — Geh. Hofrath L. S. Ruhl (Kassel, 8. März). — Landgerichtssekretär Chr. Roos (Kassel, 11. März). — Metropolitan Franz von Roques (Treysa, 13. März). — Oberlandesgerichtsrath Eduard Köhler (Kassel, 16. März). — Gymnasial-Oberlehrer Bruno Berlit (Hersfeld, 25. März). — Maler August Levin v. Wille (Düsseldorf, 31. März). — Prof. Dr. Nathanael Lieberkühn (Marburg, 14. April). — Karl Häser (Kassel, 16. April). — Justizrath Dr. G. Weigel (Kassel, 30. April). — Pater Bruno Frhr. v. Korff (Eichstädt, 30. April). — Rittmeister a. D. E. M. L. Frhr. v. Schenk zu Schweinsberg (Buchenau, 2. Mai). — Dr. Moritz Schuppert (New-Orleans, Anfangs Mai). — Konzertmeister a. D. Wipplinger (Kassel, 11. Mai). — Prinzessin Sophie zu Ysenburg u. Büdingen-Birstein (Birstein, 5. Juni). — Justizrath Karl Peters (Kassel, 11. Juni). — Pfarrer G. H. Wolfram (Hebel, 13. Juni). — Oberst a. D. Friedrich Boedicker (Kassel, 3. Juli). — Generallieutenant z. D. Frhr. v. Hanstein (Rothenbach, 18. Juli). — Geh. Regierungsrath a. D. K. L. Sunkel (Wehlheiden, 31. Juli). — Pfr. Dr. theol. Reinhold Ebert (Rasdorf bei Hünfeld, 31. Juli). — Schauspielerin Luise Hesse (Kassel, 16. Aug.). — Karl Kind (Fulda, 21. Aug.). — Komponist Prof. Dr. Wilhelm Volckmar (Homberg, 27. Aug.). — Metropolitan J. A. Bode (Bieber, Ende August). — Fürstin Auguste zu Ysenburg und Büdingen-Wächtersbach (Halle a. d. S., 18. Sept.). — Regierungssekretär A. Hofmann (Kassel, 19. Sept.). — Elise Trabert (Amorbach, 19. Sept.). — Bodo Trott zu Solz (Imshausen, 21. Sept.). — Pfarrer K. H. Th. Knyrim (Hohenkirchen, 6. Okt.). — Oberlandesgerichtsrath Otto Klingender (Kassel, 11. Okt.). — Landesgerichtsrath a. D. Dr. Karl Fulda (Kassel, 13. Okt.). — Reallehrer Dr. H. Ide (Kassel, 14. Okt.). — Geh. Reg.-Rath a. D. K. H. F. v. Motz (Kassel, 17. Okt.). — Dr. med. O. Schneider (Kassel, 22. Okt.). — Forstrendant a. D. F. Meurer (Eisenach, 25. Okt.). — Realschuldirektor Dr. Buderus (Kassel, 27. Okt.). — Seminardirektor a. D. A. Dömich, früher in Homberg. — Dr. med. Karl Justi (Marburg, 8. Nov.). — Peter Pult (Fulda, 25. Nov.). — Seminarlehrer J. S. Auth (Fulda, 11. Dec.). — Hauptmann a. D. E. A. Bäumler (Fulda, 15. Dec.). — Kreisgerichtssekretär z. D. W. Harbordt (Fulda, 17. Dec.). **S.**

— Ehrenbezeigung für Herrn Unterstaatssekretär a. D. Karl Ledderhose in Straßburg. Am 10. Dezember wurde dem Genannten (bis 1872 Oberregierungsrath und Abtheilungsdirigent hier in Kassel) als ehemaligem Kurator der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg von den Professoren derselben ein kunstreich gearbeiteter silberner Ehrenschild feierlichst überreicht. Der Rektor der Universität, Prof. Dr. Zöpffel führte in seiner Ansprache aus, daß der langjährige Kurator sich stets als schützenden Schild der Universität erwiesen habe, und deshalb diese Form des Ehrengeschenks gewählt worden sei. Das Kunstwerk ist von F. v. Miller in München ausgeführt worden. **A.**

— Am 17. Dezember v. J. feierte das altrenommirte Corps Teutonia in Marburg die Einweihung seines neuen in der Nähe des Schlosses gelegenen Corpshauses. Mit derselben war die officielle Weihnachtsfeier verbunden, an welcher sich viele aus Nah und Fern herbeigeeilte „alte Herren" betheiligten. Der im Laufe des vorigen Jahres entstandene Neubau zeichnet sich ebenso durch seine geschmackvolle Architektur, wie durch seine prächtige Ausstattung im Innern auf das Vortheilhafteste aus. Schon von Weitem erregt das stilvolle Gebäude mit seinem hochaufstrebenden Thurme die Aufmerksamkeit der Besucher der Stadt. Sämmtliche Arbeiten sind nach den Entwürfen des Architekten C. A. Rebentisch in Kassel ausgeführt, der auch hier wieder seinen Ruf als vortrefflicher Künstler bewährt hat.

Hessische Bücherschau.

Der Redaktion unserer Zeitschrift sind folgende neue Schriften zugegangen, deren Besprechung wir wegen Mangels an Raum für eine spätere Nummer zurückstellen mußten:

Geschichte der Stadt und Festung Ziegenhain. Bearbeitet von R. Heußner, erstem Pfarrer und Superintendenten. Mit Ansichten der Stadt, Planzeichnung der früheren Festung und Urkunden-Beilagen. Ziegenhain, Verlag von W. Korell. —

Das Königreich Westphalen. Sieben Jahre französischer Fremdherrschaft im Herzen Deutschlands, 1807—1813. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Rudolf Goecke, Königl. Preuß. Staatsarchivar. Vollendet und herausgegeben von Dr. Theodor Ilgen,

Königl. Archivar. Düsseldorf, Druck und Verlag von L. Voß u. Comp. 1888. —

Le sculpteur français Pierre Étienne Monnot, citoyen de Besançon, auteur du „Marmorbad“ de Cassel. Notice sur sa vie et ses ouvrages 1659—1733 par Auguste Castan, correspondant de l'institut de France (Académie des inscriptions et belles-lettres). Avec une copie: Diane et la nymphe Calisto, l'un des huit principes aux bas-reliefs du „Marmorbad“ de Cassel.

Es ist interessant, zu sehen, wie hier die Namen des französischen und des deutschen Verlagsbuchhändlers friedlich neben einander stehen.

Briefkasten.

X. Kassel. Sie haben unsern Wink verstanden und das gereicht uns zur Genugthuung. Ihre Verabschiedung als Abonnent des „Hessenland“ hat uns auch keineswegs in dem Maße erschüttert, wie Ihr Selbstgefühl anzunehmen scheint; langjähriges redaktionelles Schaffen erzieht zu stoischem Gleichmuthe und wir hoffen, das „s. g.“ „Hessenland“ wird auch ohne Ihr Gönnerthum seinen Weg machen. Merken Sie sich übrigens: schulmeisternde Anmaßlichkeit imponirt uns nicht, am wenigsten, wenn ihre Träger sich unterfangen, Dinge zu beurtheilen, die ihrem Verständnisse entrückt sind. Immer und gern freundlichem Rathe zugänglich, werden wir allezeit aufdringliche Belehrung, zumal wenn sie sich in so formlose Formen kleidet, in die gebührenden Schranken zurückweisen. Ne sutor ultra crepidam.

Y. Kassel. Sie sind mit Ihrer Vermuthung im Irrthum; der Meinungsaustausch bezieht sich auf etwas ganz Anderes. Warum nennen Sie übrigens nicht Ihren Namen?

Dr. F. M. Gießen. Schönsten Dank! Eines der beiden Gedichte wird benutzt.

S. L. Trier. Es würde uns freuen, wenn wir bald wieder etwas von Ihnen hörten.

R. Wolfhagen. Sie haben Recht. Während das „Hessenland“ ankündigte, daß es 1½ Bogen stark erscheine, sind von den 25 Nummern (die Probenummer eingerechnet) des verfl. Jahrgangs nur 5 in der Stärke von 1½ Bogen herausgekommen; 19 Nummern waren zwei Bogen, eine (Nr. 2) 3 Bogen stark.

Berichtigungen.

In dem Artikel „Ein Fürst des Friedens“ in der Nummer 24 vom 15. December v. J., S. 347, 2. Spalte, Z. 21 von oben, ist in Folge eines Druckfehlers der Todestag des Landgrafen Ludwig des Friedsamen unrichtig angegeben. Statt 13. Januar 1458 muß es daselbst heißen: **17.** Januar.

S. 358 der vorigen Nummer Z. 3 der ersten Strophe des Gedichtes auf die Forsteiche ist statt „unter“ zu lesen: „über“.

Es ist eine so erhebliche Anzahl von Bestellungen auf

Einbanddecken

für das „Hessenland“ eingelaufen, daß deren Herstellung gesichert ist. Im Interesse solcher Leser, welche die früheren Ankündigungen übersehen haben sollten, haben wir die Anfertigung noch um einige Tage hinausgeschoben und erklären uns bereit, **Bestellungen bis zum 10. Januar 1888 einschließlich** anzunehmen.

Später einlaufende Meldungen haben keinen Anspruch auf Berücksichtigung.

Wir wiederholen, daß die Einbanddecken einfach und geschmackvoll hergestellt werden und bei postfreier Zustellung im Inlande **eine Mark** kosten. Bestellungen sind unverzüglich durch Postkarten vorzunehmen.

Verlag und Redaction des „Hessenlandes“.

Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes“ bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei, Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 2. Kassel, 15. Januar 1888.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von $1^1/_2$—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2641.

Weinklänge.

Für's Bess're Raum, heischt ein Erfahrungssatz,
Drum, leere Flasche, mach' der vollen Platz.

Sonnenschein und goldner Wein
Stimmen froh und heiter,
Drum zur Schenke, Sonnenschein,
Sei uns Wegbegleiter.
Küper, bring' uns frisch und rein
Gold'nen Freudbereiter,
Bis uns Stirn' und Wangen glüh'n
Und wie Sommerrosen blüh'n,
Die vom Morgenthauen
Frisch getränkt zu schauen.

Wer nur um seines Durstes willen
Nach kellerkühlem Trunk begehrt
Und dem's genügend, ihn zu stillen,
Wenn er ein einzig Glas geleert —
Dem schaute nie daraus entgegen,
Was hell auf seinem Grunde blinkt:
Daß man nicht bloß des Durstes wegen,
Auch dem Getränk zu Ehren trinkt.

Zum Trinken nimm' die Lehr':
Halt' immer Maß und Ziel,
Trink' lieber zwei Glas mehr,
Als nur ein Glas zu viel.

Wer durstig zu dir kommt, den labe gut,
Denn Gotteslohn gewinnt, wer Gutes thut.

Man soll den vollen Freudenbecher
Nie bis zur letzten Neige leeren,
Und nach der Art verständ'ger Zecher
Des Uebermaßes sich erwehren.
Denn gilt der Wein als Sorgenbrecher,
Gilt's auch die Grenze nicht versehren,
Wo er nach rasch vollzog'nem Tausche
Begeisterung verwirrt zum Rausche.

Ein schlechter Wirth mahnt eh' die Flaschen leer
Zum Aufbruch schon, ein guter bringt noch mehr.

Wenn es Wahrheit, daß der Wein
Sei die süße Milch der Alten,
Läßt von Fälscherhänden rein
Er vom Fasse sich erhalten,
Darf sich auch, deß Haar gebleicht,
Solchen Trankes wohl befleißen,
Und die Schenkin, die ihn reicht,
Seine zweite Amme heißen.

Feodor Löwe.



Die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg.

Von W. Bücking.

(Fortsetzung.)

Der Grundplan dieses Meisterwerkes gothischer Baukunst, des ältesten nach der Liebfrauenkirche in Trier, ist ein Kreuz, dessen Chor und Kreuzarme im Zehneck abgeschlossen sind, die Länge beträgt 63,13 Meter, die Breite 19,13 M. und die innere Höhe 19,14 M. Der ganze Bau ist aus Sandsteinquadern bis zur Spitze der etwa 75 Meter hohen mit Gallerien versehenen und mit Fialen und Statuen verzierten westlichen Glockenthürme aufgeführt, die Spitze des südlichen schmückt ein Reiter, die des nördlichen ein Stern. In einem jeden Thurme hängen 3 Glocken, von denen die größte im südlichen 80 Centner wiegt und folgende Inschrift trägt:

Grando nocens absit ubicunque sonus meus assit.

d. h.

Schädlicher Hagel weiche, soweit meine Stimme nur reiche.

Professor D. W. Crecelius in Elberfeld.

Auf der Kreuzung sitzt ein 1864 neu errichteter Dachreiter mit einem silbernen Glöckchen.

Das Hauptportal liegt im Westen zwischen den beiden Thürmen und ist durch eine mittlere Säule in 2 Theile getheilt. Auf den beiden Portalthüren sind broncene Löwenköpfe als Halter der Thürringe und Verzierungen von Eisen angebracht. Im Giebelfelde des mit prächtigem Laubwerk und Thiergestalten geschmückten Spitzbogens steht unter einem Baldachin zwischen Reben und Rosen die Schutzpatronin des deutschen Ordens, die Jungfrau Maria mit dem Kinde auf dem linken Arme, während sie in der Rechten ein Scepter hält, zu beiden Seiten knieen Engel, Kronen darbringend. Ueber dem Portal befindet sich zwischen Gallerien ein mehrtheiliges Fenster mit neuem figürlichen Glasschmucke. Dann folgt der steinerne Dachgiebel des Mittelschiffes, auf dessen Consolen seit 1878 drei neue Statuen, Christus, Petrus und Paulus stehen.

Die Wände sind durch zwei Reihen Fenster, vor welchen außerhalb Umgänge um die Kirche führen, und durch Seitenpforten unterbrochen. Das Maßwerk der Fenster besteht aus zwei Spitzbogen und einem Kreise darüber. Die Strebepfeiler, welche von den Umgängen durchbrochen werden, schließen in der Höhe des Dachsimses mit nach vorn ausgekragten Wasserkesseln ab, aus denen schmucklose Rinnen das Regenwasser ausspeien.

Treten wir durch das Hauptportal in die Kirche selbst ein, so macht der imposante Anblick, den man von hier aus empfängt, einen überraschenden Eindruck, der durch die Lichtreflexe der bunten Chorfenster außerordentlich erhöht wird.

Zehn schlanke Pfeiler, je fünf auf einer Seite, deren Kapitäle mit Blättern und Knospen prachtvoll geschmückt sind, trennen drei gleich hohe Schiffe, von denen das mittlere die doppelte Breite der beiden Seitenschiffe hat, und tragen mit den Thurm-Vierungs- und Wandpfeilern die mächtigen Kreuzgewölbe mit ihren reichverzierten, bemalten und vergoldeten Schlußsteinen. An dem großen Schlußstein in der Mitte des Hauptschiffes ist in erhabener Arbeit dargestellt, wie die heil. Elisabeth die Krone des ewigen Lebens von ihrem Erlöser empfängt.

Das Mittelschiff schließt im Osten mit einer zwischen den beiden Vierungspfeilern errichteten aus drei Abtheilungen bestehenden, bunt bemalten Mauer, Lettner genannt, ab, in welchem zahlreiche Statuen auf verzierten Consolen unter Baldachinen in Nischen stehen. Vor der mittleren Abtheilung steht der hohe Kreuzaltar. Auf demselben liegt eine purpurrothe Decke mit dem Namenszug Christi in goldenen Buchstaben als Antipendium, im Mittelalter war er mit einem Tuche von gelber Seide bedeckt und mit kostbaren Seitenvorhängen behangen gewesen. Ueber dem Altar befindet sich eine Pieta (Maria mit dem Leichnam Jesu auf dem Schoße), zur Seite zwei weinende Frauen, darüber der Auferstandene mit der Siegesfahne zwischen schlafenden Wächtern. Beide Darstellungen sind von Engeln und den

Aposteln Mathäus, Johannes, Andreas, Simon, Jakobus, Petrus, Philippus und Paulus (nur die beiden letzten alt) umgeben. In den Nischen der beiden Seitenabtheilungen stehen außer musicirenden Engeln nachfolgende neue Heilige (von rechts nach links) Barbara, Helena, Cäcilia, Agnes, Elisabeth, Kunigunde, Margarethe, Stephanus; Hieronymus, Sebastian, Thomas, Bonifatius, Carl der Große, Augustin, Matthias, Judas. Hoch über der mittleren Abtheilung befindet sich ein prachtvoller, geschnitzter und vergoldeter Spitzbogen als Unterstützung des Crucifixes und der beiden Seitenfiguren Maria und Johannes. Die Seitenabtheilungen enthalten zwei Reihen spitzbogiger Fensteröffnungen, von denen die oberen in Kreuzblumen auslaufen, zwischen denen schlanke Fialen sich erheben. Auch die mittlere Abtheilung mit ihrer nach Osten hin vorspringenden kleinen Empore enthielt ehedem die obere Reihe. Als man aber bei der Restauration der Kirche jene Empore als Kanzel in Aussicht nahm, trat an Stelle der Fensteröffnungen ein steinerner verzierter Pult. Diese Kanzelanlage erwies sich jedoch sehr bald als unpraktisch, weshalb man davon Abstand nahm und eine transportable Kanzel im Schiff errichtete.

Am Mittelpfeiler der nördlichen Reihe steht unter einem thurmartigen Baldachin eine neue Statue der heil. Jungfrau Maria mit dem Kinde. Ihr zur linken Seite ist auf die Mauer gemalt die heil. Catharina mit Rad und Schwert und zur rechten die heil. Elisabeth mit dem Modell ihrer Kirche auf der linken Hand, während sie mit der rechten einem Krüppel einen sogenannten Bubenschenkel reicht.

Am Mittelpfeiler der südlichen Reihe bemerkt man ein altes Gemälde, wie der Gekreuzigte sich aus dem Grabe erhebt.

In der nördlichen Thurmhalle werden Rahmen mit Tafeln aufbewahrt, auf denen die Namen sämmtlicher Hochmeister des deutschen Ordens, der Landkomthure der Ballei Hessen und vieler Ordensritter verzeichnet sind. Auch sind hier wie an den Wänden und Pfeilern theils restaurirte, theils nicht restaurirte Todtenschilde von Komthuren und Rittern angebracht. In der südlichen Thurmhalle ist der aus dem 14. Jahrhundert stammende aus Hanf und Wolle in bunten Farben gewirkte große Teppich aufgehängt, auf welchem in der Mitte die Geschichte vom verlornen Sohne und in der Borte die Entwickelung eines deutschen Ritters in seinen verschiedenen Altersstufen eingewebt ist.

Zwischen den im Westen des Mittelschiffes abschließenden Thurmpfeilern befindet sich die neue Orgel mit 31 Registern.

Die Seitenschiffe öffnen sich durch eiserne Gitterthüren in die Kreuzarme, in denen sich fünf Altäre mit vergoldeten Holzschnitzereien in Schreinen mit gemalten Flügelthüren aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts vorfinden. Vier davon stehen an den Wänden der Ostseite vor Nischen, welche sammt ihrer Umgebung bemalt, nunmehr aber durch die Schreine verdeckt sind. Der Maler jener Flügelthüren ist ein hiesiger Bürger Namens Johann von der Leiten. An dem Halsbande einer Frau steht Johan von der L., den ausgeschriebenen Namen entdeckte ich Ende des Jahres 1884 im hiesigen Stadtarchiv in einem Testamente von 1530. Der Bildschnitzer ist höchstwahrscheinlich Ludwig Juppe, auch ein hiesiger Bürger. Man hält ihn deshalb für den Verfertiger der Holzschnitzereien, weil Bildwerke in Stein und Holz von ihm in Marburg vorhanden sind, die in der Behandlung große Aehnlichkeit mit denen in der Kirche haben.

Der nördliche Kreuzarm, auch Elisabethchor genannt, enthält drei Altäre und St. Elisabeths Grab, worüber sich ihr Mausoleum, ein auf Pfeilern ruhender mit dem verschiedenartigsten Blattwerk reichgeschmückter, steinerner Baldachin erhebt. Er ist an drei Seiten offen, während die vierte von einer Wand gebildet wird, auf der man im Innern ein Gemälde, St. Elisabeths Einsegnung zum Begräbniß, erblickt. Ein Bischof vollzieht diese mit Weihrauch und Weihwasser in Gegenwart mehrerer Personen, von denen eine das dabei übliche Kreuz und zwei andere brennende Kerzen in ihren Händen halten, darüber sitzt Christus in einer Glorie, zu dem zwei Engel ihre Seele in einem Tüchlein emportragen. Elisabeths Grab bedeckt ein den unteren Raum des Mausoleums ausfüllender hohler steinerner Aufbau mit schwarzer Schieferplatte, welcher bis zur Grabessohle reicht. Die sichtbare südliche Seite desselben ist mit einem Relief geziert, darstellend St. Elisabeths Auferweckung durch Christus in Gegenwart Marias, Conrads, des Evangelisten Johannes, der heil. Catharine, Petrus, Johannes des Täufers, der Maria Magdalena und eines Bischofs. Elisabeth liegt gekleidet in das Gewand der Schwestern des heil. Franziskus im offenen Sarge, Lahme und Krüppel knieen an demselben und Engel tragen ihre Seele in Gestalt einer kleinen Figur zurück aus dem Himmel. Am oberen Rande des Sarges steht folgende Inschrift:

magister conradus lantgravius fundator hujus monasterii.

d. h.

Meister Conrad der Landgraf ist der Gründer dieses Münsters.

Auf der schwarzen Schieferplatte steht eine dem 15. Jahrhundert angehörige hölzerne Statue der heil. Elisabeth und eine messingene Opferbüchse,

in welche ehedem die Pilger ihre Gaben eingelegt haben. Die Plattform des Mausoleums ist mit einer hölzernen Gallerie umgeben. Die oberen Ränder der West= und Südseite desselben enthalten in gothischen Buchstaben folgende Umschrift:

Christi post annos tricenos mille ducentos
vndeno mense mortis devicta sub ense
Elizabeth mundo reverenda triumfat ab isto,
ac anno quinto post sexti menseque quinto
Gregorina nono fidei regnante patrono
transfertur merito sanctorum scripta registro.

d. h.

Im elften Monat nach dem Jahre Christi 1230*) triumphirt die ehrwürdige Elisabeth, obschon sie dem Schwerte des Todes erlag, über diese Welt; aber im fünften Jahre nachher**) und im fünften Monat des sechssten***) wird sie unter der Herrschaft Gregor's des Neunten, des Beschützers des Glaubens, erhoben, nachdem sie in das (von ihr) verdiente Verzeichniß der Heiligen geschrieben worden ist.

Gloria Teuthonie, virtutum gemma, sophie
fons, decus ecclesie, fidei flos, norma iu (vent)e,
mater egenorum, morbi, medicina, reorum
spes (cor ser) vorum votis intende tuorum
Elizabeth celo regnans, victo Jebuzeo
hoc in mausoleo . . . .

d. h.

Ruhm Deutschlands, Edelstein der Tugenden, Quell der Weisheit, Zierde der Kirche, Blume des Glaubens, Richtschnur der Jugend, Mutter der Dürftigen, Heilmittel der Krankheit, Hoffnung der Schuldigen, neige (dein Herz) den Gelübden deiner Diener, Elisabeth, die du herrschest im Himmel nach Besiegung des Jebusiters†), in diesem Grabdenkmal. . . . .

Professor Dr. Lange in Marburg.

Bis zur Vollendung der Sakristei um 1285 stand das Mausoleum im Chor und umschloß da den im Jahre 1249 aus der Franziskuskapelle dahin übergeführten Sarg mit den Reliquien der heil. Elisabeth. Als dieser in der Sakristei Aufstellung gefunden hatte, wurde das Mausoleum abgebrochen, über Elisabeths Grab neu errichtet und wieder mit der daran befindlich gewesenen Inschrift versehen. Letzteres war mit einer blauen Schieferplatte bedeckt gewesen, worauf man eine Messingtafel mit eisernen Dübeln befestigt hatte, die folgende Inschrift trug:

Hic jacet Elisabeth, si bene fecit, habet.

d. h.

Hier ruht Elisabeth, was sie Gutes gethan hat, das hat sie.

Professor D. W. Crecelius in Elberfeld.

Bis zur Restauration lag die Schieferplatte ohne Messingtafel im Mittelschiff auf dem Fußboden. Durch das öftere Betreten derselben hatte sich die Tafel allmählich vom Steine gelöst und die messingumränderten Dübelreste waren in demselben zurückgeblieben. Dermalen bildet diese Platte verkleinert, die oberste Stufe des Hochaltars.

Von den drei Altären ist der dem Chor benachbarte der St. Elisabethaltar, über dessen Dedikation keine Urkunde vorhanden ist. Der Altarschrein enthält Darstellungen aus dem Leben der heil. Elisabeth in Bildwerken und Malerei. Erstere sind in drei Felder eingetheilt. Das mittlere zeigt Elisabeth auf dem Sterbebette, wie sie in Gegenwart mehrerer Personen von Conrad von Marburg die heil. Wegzehr empfängt. Auf dem Felde rechts liegt die Verstorbene auf dem Todtenbette, umgeben von Personen, welche für die Ruhe ihrer Seele beten. Auf dem Felde links ist die Erhebung ihrer Gebeine in der St. Franziskuskapelle dargestellt.

Auf der inneren Seite der rechten Flügelthür sitzt Elisabeth zur Seite ihres Gemahls mit dem kostbaren Mantel angethan, den sie einem Bettler geschenkt hatte, aber durch einen Engel wieder zurückerhielt. Bei einem feierlichen Gastmahle nähmlich, welches Landgraf Ludwig am Vermählungstage seiner Schwester Agnes mit Herzog Heinrich von Oesterreich anstellte, waren viele Gäste auf der Wartburg erschienen. Als man sich zur Tafel setzen wollte, fehlte nur noch Elisabeth. Sie hatte auf dem Wege zum Speisesaale in Ermangelung eines Geldstückes einem zudringlichen entblößten Bettler ihren Mantel, ohne den sie nach damaliger Sitte nicht bei der Tafel erscheinen konnte, geschenkt, und war wieder auf ihr Zimmer zurückgekehrt. Da sei ihr Gemahl zu ihr gekommen und habe zu ihr gesagt: „Meine Liebste! willst du nicht zum Essen kommen? Sie antwortete: ich bin bereit, wenn du es wünschest. Auf die Frage nach ihrem Mantel, sei ihre Dienerin in die Kammer gegangen, da habe er gehangen. Ein zweites Bild zeigt, wie Landgraf Ludwig in seinem Schlafgemach das Bett aufdeckt und darin das Bild Christi mit den Wunden erblickt. Während seiner Abwesenheit von der Wartburg hatte Elisabeth einen Aussätzigen gebadet und ihn hierauf in ihres Gemahls Bett gelegt. Mittlerweile wird sie dessen Rückkehr gewahr, eilt ihm freudig entgegen, vergißt aber darüber den im Bette liegenden Aussätzigen. Da führte ihn seine Mutter Sophie, die den Umgang Elisabeths mit aussätzigen Leuten nur

---

*) d. i. im November 1231.
**) 1235, wo sie heilig gesprochen wurde.
***) 1236 im Mai, wo ihre Gebeine erhoben wurden.
†) des bösen Feindes (s. 2. Samuel. 5, 6. 1 Chron. 12, 4 — 6)

sehr ungern sah, an das Bett, um ihn von der Unbesonnenheit seiner Gemahlin einen Beweis zu geben. Da öffnete aber Gott: „berichtet Ludwigs Kaplan Berthold“ dem frommen Landgrafen die Augen und er erblickte den Gekreuzigten in seinem Bette liegend und bat seine Gemahlin, ihm auch ferner solche Gäste in sein Bett zu legen. Ein drittes Bild zeigt, wie sie Aussätzige wäscht, und ein viertes, wie sie am Altar vor dem Bilde eines ecce homo in Gegenwart zweier hinter einem offenen Fenster stehenden Zuschauer von ihrem Beichtvater gegeißelt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Schwester des letzten Kurfürsten.

Nekrolog von Carl Preser.

Anfänglich mehr nur der Ruhe bedürftig, mehr nur unwohl als wirklich krank, ruht eine Fürstin, Mutter, Großmutter und Urgroßmutter, auf ihrem von reichem Frieden umgebenen Lager. Ihr blaues Auge, daraus eine ganze Welt von Liebe und Güte spricht, betrachtet still ein ihr liebgewordenes, an den Tod erinnerndes Oelgemälde in der Beleuchtung einer winterlichen, röthlich untergehenden Sonne. Das Bild stellt die vereinigte Grabstätte der letzten Kurfürstin von Hessen, des letzten Kurfürsten und dessen Schwester, der Prinzessin Caroline, aus der Residenzstadt Kassel dar, und zwar von jenem winterlichen Januartage, an welchem die sterbliche Hülle des Kurfürsten beigesetzt und die Grabstätte reich mit Kränzen und frischen Blumen geschmückt war. — Wir haben Sylversternacht. Von den Thürmen der Stadt zeigen die Glocken eben die Mitternachtsstunde an und die hohe Kranke wendet sich mit Glück wünschendem Händedruck und den Worten an den neben ihr stehenden bewährten ärztlichen Freund: „Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Ihnen den Abend so verpfuscht habe!“ Dann später treten ihre erlauchten Kinder und Enkel ein; sie Alle empfangen die innigsten Wünsche eines liebenden und wieder geliebten Mutterherzens, ja noch mehr, sie Alle empfangen diesmal auch den mütterlichen Segen. Die Kranke beugt sich hiernach auf ihr Lager zurück und es tritt plötzlich ein, was bisher nur der Arzt geahnt hatte: ihre herrliche Seele schwingt sich auf den Fittigen des Friedens in das ewige Heim der Unendlichkeit! . . . So starb in Meiningen am letzten Neujahrstage in der Frühe die 83jährige unvergeßliche Schwester unseres letzten Kurfürsten, die Gemahlin des im Tode ihr vorausgegangenen Herzogs Bernhard, die Herzogin-Mutter Marie von Sachsen-Meiningen. Wahrlich: ein Tod, wie er reicher und schöner an Frieden und Liebe nicht gedacht werden kann, und doch — seine Kunde wirkte erschütternd auf Alle, welche das Glück hatten, dieser über alles Lob erhabenen einzigen Fürstin und Frau im Leben näher zu stehen.

Hessens Prinzessin Marie Friederike Wilhelmine Christiane, geboren zu Kassel den 6. September 1804, war die zweite Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. und dessen Gemahlin, der Kurfürstin Auguste, geb. Prinzessin von Preußen, einer Schwester des Königs Friedrich Wilhelm III. Es waren also König Friedrich Wilhelm IV., Kaiser Wilhelm I., Kurfürst Friedrich Wilhelm I. und die Herzogin Marie rechter Geschwister Kinder und die verwandtschaftlichen Beziehungen der Höfe von Berlin, Kassel und Meiningen sehr nahe.

Prinzessin Marie verlobte sich am 15. März 1825 mit dem jungen Herzog Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen. Es war ein Bund, von dem man schon länger gesprochen hatte, weil nicht die Politik, sondern die eigenen Herzen die jungen Herrschaften zusammenführte. Acht Tage später, am 23. März, fand dann im Kurfürstlichen Bellevue-Schlosse die Vermählungsfeierlichkeit statt und zwar mit einer außerordentlichen Prachtentfaltung, wobei namentlich auch der, seit Konstantin dem Großen an den verschiedensten Höfen eingeführte, in Hessen aber damals außer Mode gewesene Fackeltanz wieder in das Festprogramm des Kurfürstlichen Hofes aufgenommen wurde. Dieser Fackeltanz gewann damals sogar ein besonderes Interesse, indem Spohr, der eben die ersten Stufen seines Ruhmes erstieg, dafür eine eigene Musik schrieb, nämlich seine eben so reizende als nachmals berühmt gewordene Faustpolonaise, deren edele Form alle Welt so sehr entzückte, daß seitdem, selbst noch in der jüngeren Generation, Faustpolonaise und Prinzeß Marien’s Hochzeit

in Kassel gewissermaßen in einen Begriff verschmelzen. Spohr hatte übrigens auch eigens für diese Feierlichkeit seinen „Berggeist“ komponirt.

Fr. Müller, der Nestor der Kassel'schen Künstler, rühmt aus jener Zeit „den herzgewinnenden Liebreiz der fürstlichen Braut und die männliche Schönheit des fürstlichen Bräutigams;“ allein beide bezeugten, daß die Schönheit des reiferen Alters die höchste der menschlichen Erscheinung ist, denn in einem Alter, welches ein volles halbes Jahrhundert weiter zählt als der Müller'sche Ausspruch, war die Herzogin erst recht eine schöne, edele und herzgewinnende Erscheinung, während des Herzogs hohe, ritterliche Gestalt noch nichts von ihrer „männlichen Schönheit“ eingebüßt hatte. Und wenn es damals in Hessen hieß, mit der Prinzessin Marie sei eine der guten Genien aus dem Hessenlande geschieden, so begreifen wir heute voll und ganz die inhaltsreichen Worte, welche von den Ufern der Werra zu uns Hessen herüberdringen: „Eine Herzogin Marie bleibt unvergessen für alle Zeiten!“ Ja, welches Volk könnte eine Fürstin vergessen wie diese: zielbewußt in all' ihrem Thun; jeder ihrer Wege die Spuren ihres segensreichen Wirkens hinterlassend; eine evangelische Christin voller „selbstlosen Liebe und demüthigem Glauben;“ eine Mutter des Landes in des Wortes edelster Bedeutung; eine Samariterin den Kranken und eine Wohlthäterin der Armen, und bei alle dem — eine Königin auf dem Throne, die zugleich stolz darauf war, daß ihre Wiege im Lande zu Hessen gestanden hatte, so daß eine ihr nahe gestandene Dame sie mit besonderer Vorliebe „die beste Hessin“ nannte! War sie doch eine von allen deutschen Regentenfamilien hochverehrte Fürstin; und gewiß, es gibt nicht einen deutschen Hof, an welchem die Nachricht von diesem Tode nicht ein schmerzliches Gefühl hervorrief.

Und wie sie selbst von aller Welt geliebt wurde, so liebte sie ihre alte hessische Heimath und umfaßte mit gleicher Liebe ihre neue Heimath, ihr theueres Meininger Land. „Wie lieb ich mein Vaterland habe“, schrieb sie noch im Oktober 1884 dem Stadtrath der Residenzstadt Kassel, „empfand ich mit voller Macht, als ich vor einem Monate dahin kam, um die Gräber meiner geliebten Mutter und Geschwister zu besuchen, denn trotz allen für mich so traurigen und schmerzlichen Wechsels behielt die Freude, mein geliebtes Kassel wieder zu sehen, doch die Oberhand in meinem Herzen. Gott behüte die mir so theuere Stadt und lässe seinen Segen auf meinem geliebten Hessenlande ruhen, an dessem Wohl und Wehe ich nie aufhören werde, den innigsten Antheil zu nehmen.“

Mit unendlicher Zärtlichkeit und Liebe hing sie auch an ihrem Gemahl, dem im Jahre 1882 verstorbenen Herzog, sowie an ihren Kindern, dem jetzt regierenden, hochsinnigen Herzog Georg und ihrer Tochter Auguste, vermählten Prinzessin Moritz von Sachsen-Altenburg. Doch hing sie zugleich mit unendlicher Liebe an ihrem einzigen Bruder, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., so daß sie einst von einer schweren Krankheit heimgesucht wurde, als sich im Leben einmal ein Mißton zwischen Bruder und Schwester eingeschlichen hatte, den jedoch der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. in einem Briefe an den Kurfürsten damals in völlige Harmonie auflöste. Der Brief zeigt ein so schönes inniges Verhältniß zwischen den fürstlichen Geschwisterkindern, daß er werth erscheint, der Vergessenheit entrissen zu werden. Er lautet:

„Mein lieber Fritz!

Seit Deinem gütigen Besuche in Barmen hab' ich von Dir nichts gehört und gesehen und Du magst Dich wohl recht wundern, ein Blatt von meiner Hand zu erhalten. Leider ist die Veranlassung keine erfreuliche. Der traurige Gesundheitszustand Deiner armen Schwester gibt sie mir.

Zu Teplitz sah ich Deinen Schwager, den Herzog, täglich. Er sprach mir mit dem tiefsten Gefühl der Liebe und Besorgniß von dem Zustande der lieben Marie und versicherte mich wiederholt auf das Bestimmteste, daß er sowohl als die Aerzte zu der Ueberzeugung gekommen seien, ihre Genesung, ihr Leben, hänge viel mehr als man es glauben könnte von Dir, lieber Fritz, ab; denn die Besorgniß Deine brüderliche Liebe verlohren zu haben, untergrabe ihre schon geschwächte Gesundheit u. sey sogar ihr Leben in Gefahr.

Sobald ich das gehört u. mich überzeugt hatte, daß das kein façon de parler sondern tiefer Ernst beym Herzog war, nahm ich mir fest vor, Dich, lieber Vetter, davon auf irgend einem Wege in Kenntniß zu setzen. Und nach langer reiflicher Ueberlegnng glaub' ich den besten u. rechten zu wählen indem ich mich im Vertrauen an Dich selbst wende u. Dir offen erzähle was ich gehört u. was mich so tief bewegt weil ich nicht zweifeln kann, daß es wahr sey. — Es ist nur zu erklärlich, daß man sich gehüthet hat, Dir so Trauriges mitzutheilen; ja es ist von der Art, daß es Dir nur von einem nahen Verwandten den Du stets mit Deinem Vertrauen beehrt hast, mitgetheilt werden konnte. Nun weißt Du es. — Jetzt aber beschwöre ich Dich, lieber Fritz, verliere keine Zeit! Gewiß Dein Bruderherz sucht schon nach Mittel u. Wegen. Wähle nicht lange. Thue das Erste das Beste was Dein Herz Dir angibt. Nur einen Beweis der Liebe, sey's eine theilnehmende Erkundigung zu Meiningen, ein paar Zeilen von Deiner Hand, ein kleines Angebinde so recht geschwisterlich, späther vielleicht einen kurzen Besuch; doch verzeihe mir, lieber Fritz, Du wirst schon das Beste wählen u. Gott wird Dich segnen. Ich weiß ja, wenn Du auch Ursachen zur Verstimmung hast — die sind todt u. begraben, sobald Du Deine liebe Schwester in Gefahr weißt.

Nun lebe wohl, lieber Vetter, u. glaube, daß Du durch die Beweise von Theilnahme für Marie ihr selbst keine größere Freude machen wirst als mir, denn ich

gestehe es, ich bin so stolz zu glauben Du werdest es auch ein Wenig aus Freundschaft für mich thun; ich verdiene es wegen meiner alten, treuen Liebe zu Euch Allen.

Dir ganz vertrauend u. mich Dir herzlich empfehlend, mein lieber Fritz!

Berlin, 10. November 1835.

Dein treuer alter Vetter Friedrich Wilhelm."

Der königliche Vetter hatte Recht: der Kurfürst fand nicht nur Mittel, die Schwester von seiner brüderlichen Liebe zu überzeugen; er fand auch sofort den Weg nach Meiningen und hatte dann die Freude, die Herzogin bald aller Gefahr entrissen zu sehen. Ihre letzte Anwesenheit in Kassel unter der Regierung ihres Bruders fiel in das Jahr 1865. Der Kurfürst war damals selbst bedenklich erkrankt und Herzogin Marie eilte deshalb von Meiningen an sein Krankenlager. Wer erinnert sich nicht noch in Kassel der Ovationen, denen die hohe Frau überall begegnete, wo sie sich öffentlich zeigte, und mit welchen Gefühlen verließ sie die „ihr so theuere Stadt", als auch ihr die Freude zu Theil wurde, den Bruder wieder genesen zu sehen!

Daß auch das Leid nicht an ihr vorüberging, wen kann das Wunder nehmen? Keines Menschen Leben ist ohne alles Leid. Sie selbst spricht sich in einem Briefe vom 3. Oktober 1880 in diesem Punkte so schön aus, wenn sie sagt: „trotz vielem Leid, was ja in einem langen Leben nicht ausbleiben kann, habe ich im Laufe desselben auch des Guten so unverdient und viel genossen, daß, wenn es mit dem Herzog vereint geschehen kann und Gott mir Diejenigen erhält, die meinem Herzen theuer sind, ich auch recht gern noch länger lebe."

Mag nun auch der Tod des einen oder anderen Gliedes ihrer von Liebe umschlungenen Familie manche Wunde geschlagen haben, — Wunden der Jugendzeit waren ja ohnehin unter ihrem schönen Familienleben vernarbt, — mag es auch unendlich schmerzlich für sie gewesen sein, nur drei Jahre vor dem Feste der diamantenen Hochzeit den theueren Gemahl zu verlieren; sie konnte doch auch, wie sie selbst anerkennt, auf „vieles Gute", auf reiche Freuden im Leben zurückblicken, woran das ganze Land Meiningen dann eben so innigen Antheil nahm, wie an ihrem Leid. Ihre Kinder und ihre Enkel, — welche Lust gewährten sie dem Herzen der zärtlichen Mutter und wie waren sie Alle bemüht, ihr Freude zu bereiten! Selbst ihr Alleinsein in den letzten Jahren ihres Lebens suchte Jedes so wenig fühlbar als möglich zu machen; besonders hatte es sich der kunstsinnige Sohn, Herzog Georg, von dem einst Bechstein sang:

> Du stehst verklärt einst von des Nachruhms Glanze,
> Unsterblich — in der Mediceer Kranze. —

besonders dieser hatte es sich zur Aufgabe gemacht, alltäglich der Mutter Gesellschaft zu leisten, die dann mit regem Interesse des erlauchten Sohnes Ideale in seinem eigenen künstlerischen Schaffen verfolgte, wohl wissend, daß die Kunst ein Graal ist, der auch für den Fürsten die geweihte Schaale bildet, „daraus die Menschheit trinkt vom Göttermahle."

Als ihr Enkel, der Erbprinz Bernhard sich im Jahre 1877 mit Prinzessin Charlotte, der ältesten Tochter des deutschen Kronprinzen verlobte, durchzuckte wohl anfänglich eine nur wehmüthige Freude ihr Herz. Der Name Charlotte erinnerte sie an die zu früh verblichene und ebenfalls kunstbegabte erste Gemahlin ihres Sohnes und rief politische traurige Erinnerungen in ihr wach. Doch ihre große Seele siegte über Beides. „Der Bund ist aus gegenseitiger Herzensneigung geschlossen", schrieb sie unterm 30. April, „und Bernhard fühlt sich im Besitze seiner allerliebsten Braut so glücklich, daß ich mich seines Glückes freue." Und zum anderen Punkte: „Es gibt viele Konflikte im Leben, die oft schwer im Herzen zu beschwichtigen sind, derentwillen man aber das Glück Anderer nicht zum Opfer bringen darf."

Das Schwerste, was die hohe Frau im Leben betroffen hat, waren jedoch zweifellos jene Prüfungen, welche das Jahr 1866 über sie brachte. Das dem eigenen Lande drohende Unglück wurde ja noch rechtzeitig abgewendet, indem Herzog Bernhard seine Truppen aus Mainz zurückzog und die Regierung an seinen Sohn, den jetzigen Herzog Georg II. abtrat, der dieselbe am 20. November 1866 übernahm. Aber ihre alte Heimath, ihr „geliebtes Hessenland" sah sie für den theueren Bruder verloren gehn und den Schmerz des Unterganges des Brabantischen Regentenhauses, dem sie entsprungen war, diesen Schmerz hat die hohe Frau eigentlich nie überwunden. Ein Strom von Thränen entrang sich ihren Augen, als sie den Kurfürsten im Jahre 1869 in Horschowitz besuchte, als sie auf der sterilen, reizlosen Höhe des dortigen Bahnhofs das alte Isabellengespann stehen sah, das sie gewohnt war, von Kassel nach der herrlichen Wilhelmshöhe fahren zu sehen, und herzzerreißend war der Anblick, als sie den über Alles geliebten Bruder unter diesem Thränenstrom zum ersten Male in seinem Unglück wieder umarmte. Dann hat sie den Kurfürsten nur noch einmal gesehen, als sie denselben nach dem deutsch-französischen Kriege, gelegentlich einer Badereise nach Teplitz, in Prag besuchte. Der Kurfürst erwiderte diesen Besuch in Teplitz, wo beide damals viel hessische Offiziere und Soldaten, noch leidend an den Wunden des Feldzugs vom Jahre 1870, trafen

und der Kurfürst nicht müde wurde, zur Freude seiner Schwester, sowohl Offiziere als Soldaten in reichem Maße zu beschenken und zu den Kosten ihrer Badekur beizutragen.

Nur drei Jahre später, im Januar 1875 traf sie dann der harte Schlag: der plötzliche Tod des Bruders. „Mein Herz ist zerrissen", schrieb sie in ihrem Schmerze, „ich habe so viel Liebe, so viel Hoffnungen mit ihm verloren und werde ich den Verlust des geliebten einzigen Bruders, des Letzten unserer Familie, niemals verschmerzen; aber ich gönne ihm die Ruhe nach Allem, was er gelitten, ich danke Gott, ihn so sanft und so unberührt von den Schrecken des Todes aus diesem Leben hinweggenommen und in die ewige Seligkeit versetzt zu haben, und freue mich, daß seine sterbliche Hülle da ruht, wohin er sich im Leben vergeblich sehnte. Dort ruht er nun in Frieden neben Mutter und Schwester, umgeben von der Liebe und Verehrung der treuen Hessen."

Eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit bewahrte sie denn auch Denen, die dem Kurfürsten mit in die Verbannung gefolgt waren, und wer immer von ihr mit einer Einladung nach Meiningen oder dem reizend gelegenen Schloß Altenstein beehrt wurde, wird nie die herrlichen Stunden vergessen, die Herzog Bernhard und Herzogin Marie dem Gaste zu bereiten bemüht waren.

In den letzten Tagen stickte die hohe Verblichene noch an einem Rückenkissen für den Kasseler Bazar, am 22. Dezember bescheerte sie in ihrem Palais, wie alljährlich zu Weihnachten, 80 alten Frauen, fuhr dann in die Marienschule, um dort den Kindern zu bescheeren, und der heilige Abend fand sie im Schlosse des Herzogs, vereint mit diesem und seinen Kindern. Von hier kam sie mit einer leichten Erkältung in ihr Palais zurück und sollte von ihrem Lager nicht wieder aufstehen; in der Sylvesternacht verschied sie, und das Land Meiningen wie mit ihm das Hessenland betrauert „Eine Herzogin Marie, die unvergessen bleibt für alle Zeiten."

In der Scheide von Frühling und Sommer des Jahres 1855 trafen sich in Meiningen der Hofmaler Diez, der Hofbildhauer Ferdinand Müller, Professor Rauch, der Historienmaler Andreas Müller und Wilhelm von Kaulbach. Es handelte sich darum, im Auftrage seiner Hoheit des damaligen Erbprinzen Georg eine Marmorbüste der eben verschiedenen Erbprinzessin Charlotte, sowie eine Apotheose herzustellen. Zu der letzteren entwarf A. Müller den Carton. Die Verklärte, in Leichentücher gehüllt, wird von vier Engeln gen Himmel getragen. Einer der Engel trägt das neugeborene, mit der Mutter verstorbene Kind, während der kleine im Tode vorangegangene Prinz Georg als beflügelter Engel der Mutter grüßend entgegenschwebt. Unter der Gruppe breitet sich die Stadt Meiningen aus. — An diese Apotheose wird man erinnert, wenn heute die Hildburghäuser „Dorfzeitung" über den Tod der unvergeßlichen Herzogin schreibt: „Wollte man ein Bild des Wirkens dieser Fürstin in allegorischer Darstellung geben, man müßte sie als Engel malen, der vor den Thüren der Armen steht und die Noth und die Sorge zurückscheucht."

Wir Hessen aber, wir möchten sie als dritten Engel sehen zwischen jenen beiden, welche an der Ruhestätte ihrer Mutter, ihrer Schwester und — unseres letzten Kurfürsten so treue Wacht halten.

Ueber die angeblich nach Amerika verkauften Hessen

von Carl Preser.

(Fortsetzung.)

Die Hessen sind — vor allen deutschen Stämmen voraus — seit Jahrhunderten als ein eben so kriegerisches wie tapferes Volk bekannt, und wenn wir die Geschichte der Kriege durchblättern, so könnten wir wohl sagen, auf welchen Schlachtfeldern haben denn die Hessen nicht gefochten? Namentlich aber zeichnete sich die hessische Kriegsmacht unter Landgraf Carl, der sie beträchtlich vermehrte und den Fortschritten in der Kriegskunst huldigte, so sehr aus, daß der Kurfürst von Brandenburg 1676 um zeitweilige Ueberlassung von zwölf hessischen Stückschützen bat als Instrukteure für die brandenburgische Feldartillerie. Sagte doch schon Tilly: wenn seine Armee ruinirt sei, wünsche er sich keinen besseren Rekrutenplatz als das Land zu Hessen. Und wie freudig die Hessen Soldaten waren, davon wußte ein preußischer Prinz in dem brabantischen Feldzug zu erzählen,

als er einen tapferen hessischen Musketier aufforderte, sich eine Gnade zu erbitten und dieser ihm antwortete: „Wenns denn ja so sein soll, ich bin 25 Jahre bei den Füßern gewesen, nun möcht' ich's doch auch einmal bei den Reitern probieren.“ So etwas meinte der Prinz, wäre noch nicht dagewesen. Nun ja, so ist der Hesse, und daher kam es, daß namentlich unter dem ausgezeichneten Heerwesen des Landgrafen Carl die Hessen überall Wunder der Tapferkeit*) verrichteten. Sie fochten vor Nekroponte und Belgrad, sie standen in Böhmen und am St. Gotthardt, sie schlugen sich in Dänemark, in Schweden und auf der Insel Rügen; sie halfen Wien im Türkenkriege entsetzen und erstürmten Ofen; sie erbeuteten in der Schlacht von Patrasso ein türkisches Lager, und fochten bei der Einnahme von Lepanto und Korinth, wie bei der Eroberung von Athen, sie zeichneten sich aus in Spanien und Holland; sie fochten gegen Ludwig XIV. um die Deutschland zugefügten Unbilde zu rächen, und entschieden als Soldtruppen unter Führung ihres Prinzen Friedrich bei Blenheim den Sieg über „die unüberwindlichsten Schaaren des Erdballs“, wie sie nicht minder die hannoversche Dynastie auf dem Throne von Großbritanien befestigen halfen. Und wohl gemerkt: zu diesen Siegen wurden die hessischen Truppen meist von hessischen Prinzen geführt, die mit ihren Soldaten Wunden und den Tod davon trugen.

Dieser kriegerische Geist, sowie der Ruf der Tapferkeit, waren es jedoch zunächst nicht, was bei uns zum Abschluß von Subsidienverträgen nöthigte, sondern der Umstand, daß der geistvolle Landgraf Carl, früher als irgend Jemand, die Kriegswolken im Westen bemerkte und deshalb seine Streitkräfte vermehrte. Niemand im Lande dachte an einen Krieg, die Landschaft sowie die Ritterschaft verweigerten daher das Geld zu den Rüstungen, und lediglich aus diesem Grunde wurde, nach der vorausgegangenen Soldgebung eines hessischen Regimentes an die Republik Venedig, der erste größere hessische Subsidienvertrag und zwar mit den Niederlanden **) abgeschlossen, denn nur dadurch war es möglich, den für die Folge so nothwendig gewordenen Kriegsfonds zu bilden.

Daß an der Spitze der betreffenden Truppen des Landgrafen eigener zweiter Sohn, Prinz Carl, stand und das Kommando führte, soll hierbei nicht unerwähnt gelassen werden.

Inzwischen bildete sich diese Art der Traktatschließung auf Stellung von Truppen immer weiter aus. Großbritannien schloß 1734 mit Dänemark einen Subsidienvertrag ab, dem fünf Jahre später der Vertrag Dänemarks mit Frankreich folgte. Am 3. Juni 1747 wurden der Subsidienvertrag zwischen Frankreich und Schweden und gleichzeitig verschiedene Verträge Frankreichs mit italienischen Staaten sowie der Republik Genua abgeschlossen. Preußen hatte mit Großbritannien zu Westmünster am 18. November 1742 ein Bündniß geschlossen und sich darin zur Stellung von Truppen verpflichtet, welchem Bündniß die Konvention vom 26. August 1745 und die Traktate vom 16. Januar 1756, 16. Februar 1756, 4. April 1758 und 7. Dezember 1758 folgten, während Großbritannien auch mit Rußland einen Subsidienvertrag abschloß und gleiche Verträge 1746 und 1750 „au Nom de la Très-Sainte Trinité“ mit Kur-Bayern eingegangen war.

Wir sehen, das 18. Jahrhundert war so recht eigentlich das Jahrhundert dieser Soldverträge. Es kann also nicht Wunder nehmen, daß man auch in Hessen in einer so unruhigen Zeit diese Praxis übte, zumal seit 1757 der König von „Frankreich sich an den Hessen-Kassel'schen Landen rächen“ zu wollen erklärt hatte, weil es der Landgraf nicht mit den Pflichten eines deutschen Reichsstandes vereinbaren konnte, der Konvention im Kloster Seven zwischen Frankreich und Großbritannien sich zu bequemen.

Also auch politisch läßt sich gegen die hessischen Subsidienverträge nichts einwenden. Denn daß ein Schlachtfeld der hessischen Truppen zufällig in Amerika lag, darauf kommt es vernünftiger Weise nicht an. Sandte doch Würtemberg, auf Grund eines holländischen Traktates, seine Truppen über das Meer nach dem Cap. Und wie es überhaupt völkerrechtlich keinen Unterschied gab zwischen Subsidienverträgen über zu stellende oder nur parat zu haltende Soldaten, so bestand auch kein Unterschied in dem Orte der Verwendung der ersteren.

Mit Fug und Recht urtheilt daher ein hessischer Geschichtsforscher *) so: „Die Subsidienverträge verstießen aber gegen die damals herrschende Gesinnung um so weniger, als überhaupt fast alle Heere durch Werbung zusammen gebracht wurden, auch in Hessen die hierzu bestimmte Mannschaft nicht etwa zwangsweise aus-

---

*) Dasselbe gilt übrigens auch von späterer Zeit. Der preußische General V. Valentini z. B. stellt aus dem Feldzuge von 1792 den Hessen das Zeugniß aus, sie seien „mitten im Verfall der deutschen Truppen ein stehen gebliebenes Musterbild.“ Ueberhaupt waren in dem Kriege gegen Frankreich gerade diejenigen deutschen Armeen die besten und tapfersten, welche den amerikanischen Feldzug mitgemacht hatten, nämlich die hessische und braunschweigische.

**) Eine Abschrift desselben in holländischer Sprache befindet sich auf der Landesbibliothek. Siehe auch „Zeitschrift des Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde“ VIII. S. 216—246.

*) Weltgeschichtliche Momente der Geschichte Hessens von Dr. H. E. Bezzenberger, S. 39, 40 und 43.

gehoben, sondern völlig frei geworben ward,*) auch auf das strengste untersagt war, sich bei der Anwerbung ungehöriger Mittel zu bedienen, und der Landgraf mit gerechtester Strenge auf Beachtung der deshalb erlassenen Edikte hielt. Also freiwillig traten die Mannschaften unter die Fahne, welcher sie alsdann eidlich gelobten, überall hinzufolgen, wohin ihr Kriegsherr sie senden würde. Sehen wir aber heute hunderte, ja tausende junger deutscher Männer zu fremden Fahnen eilen .... in holländischen, englischen (NB. türkischen!) Diensten, in Algier und am Cap, in Ost- und Westindien nutzlos ihr Blut vergießen, so läßt sich leicht begreifen, daß es damals in einer durchaus kriegerischen Zeit, wo der Krieg eben selbst als Handwerk galt, die Artillerie sogar zunftmäßig geordnet war, noch viel weniger an mannhaften ehrbaren Gesellen fehlte, deren Sinn mehr auf kriegerische Abenteuer als auf die geregelte Thätigkeit des Friedens stand. Und da nun diese Truppen für die damalige Zeit in Hessen sehr gut gehalten wurden, da man ihnen bewährte Führer gab, behutsam in der Auswahl war und nicht, wie es auch bei Friedrich dem Großen geschah, alles zusammengelaufene Gesindel annahm .... da strenge, aber gerechte Kriegszucht geübt ward und jedem Tüchtigen der Weg zu Ehre und Ruhm offen stand: so fehlte es dem Landgrafen von Hessen nie an den besten Leuten. Und was durch jene Verträge gewonnen ward, kam damals dem ganzen Lande zu gute." — So das Urtheil eines sonst freisinnigen hessischen Gelehrten, dessen Ausspruch zweifellos entscheidender ist, als alle die Schreiberei eines Kapp, Steger, Löher und Genossen. Wie kann man überhaupt darüber staunen, daß junge Leute den Feldzug nach Amerika sogar gern mitmachten, da doch für sie, wie Major Ferdinand Pfister in seinem Buche „der nordamerikanische Unabhängigkeits-Krieg" sehr treffend bemerkt, „jenes Gebiet eine Art Märchenwelt" war! Dazu kam noch, daß den Landgrafen mit dem englischen Hofe die engsten verwandtschaftlichen Bande verknüpften, daß ferner, wie in aller Welt, so erst recht in Hessen, die Nordamerikaner anfänglich als „Rebellen" galten, und daß endlich in allen monarchischen Staaten wegen der Bewegung in Amerika Besorgnisse Platz griffen; denn, um noch einmal mit Pfister zu reden, „die Wirklichkeit zeigte ganz andere Streitgruppen, als das Ringen der Freiheit gegen Unterdrückung und eisernes Joch, als Vertheidigung von Tugend und Leben wider Schande und Tod", und Moser nannte damals „vor der ehrbaren Welt" die Amerikaner „ihren Doktor Franklin nicht ausgenommen, meineidige Unterthanen."

Um indessen die politische Seite der hessischen Subsidienverträge auch nach dem politischen Brauche des vorigen Jahrhunderts besser beurtheilen zu können, will ich hier verschiedene Subsidienverträge anführen, welche von anderen deutschen Fürsten abgeschlossen wurden.

Baden schloß mit Großbritannien noch nach den hessischen Verträgen, nämlich unterm 21. Sept. 1793 einen Subsidienvertrag ab auf 754 Mann, pro Mann 24—30 Thaler Banko Rekrutengeld und jährliche Subsidien von 21,216 Thalern Banko.*)

Braunschweig desgleichen am 4. Aug. 1793 auf 20,263 Mann.**) Der frühere, von dem Herzog von Braunschweig mit Großbritannien unterm 9. Januar 1776 abgeschlossene Subsidienvertrag auf 4300 Mann, besagt in Art I. ausdrücklich, daß diese Truppen „sowohl in Europa als in Amerika ganz und gar zur Disposition des Königs von England sein sollen", sie hatten (Art. III) „auf dem Platze ihrer Einschiffung vor Seiner großbritannischen Majestät Commissär die Musterung zu passiren." Das Rekrutengeld betrug pro Mann 30 Thaler Banko und die jährliche Subsidie 64,500 „deutsche Thaler," letztere wurden jedoch während der letzten beiden Jahre auf 129,000 Thaler erhöht.***) Die erste Division dieser Truppen mußte schon am 15. Febr. 1776 marschbereit sein und stand das ganze Corps unter dem Befehl des damaligen Obersten, späteren Generals Riedesel Freiherrn von Eisenbach. Man muß die Biographie dieses bedeutenden Mannes von Max von Eelking (Leipzig 1856), sowie die Briefe der Generalin von Riedesel (Berlin 1801) lesen, die ihrem Gemahl mit den Kindern nach Amerika folgte, um nach dieser Lektüre die ganze Lächerlichkeit zu empfinden, die dem Märchen von den nach Amerika „verkauften Landeskindern" inne wohnt!

Braunschweig schloß übrigens, gegen 80,000

---

*) Landgraf Friedrich II. hatte in der Heerpflicht-Ordnung vom 16. Dezember 1762 auf „gewaltsame Werbung" bei Ober-Offizieren die schon bisher bestandene „Kassation", bei Unter-Offizieren „unausbleibliche Leibesstrafe" als Strafe gesetzt. Im §. 12 dieser Ordnung heißt es dann weiter: „Die solchergestalt mit Gewalt weggenommenen Leute sollen unverzüglich ohne Entgelt wieder entlassen werden." Uebrigens traten auch Viele freiwillig zu den Fahnen und zwar oft sehr angesehene junge Leute, wie z. B. der bekannte tüchtige General von Ochs „trotz alles Abredens" freiwillig sich den Jägern anschloß und nach Amerika mitzog.

*) de Martens, Recueil des principaux traités Tom. V. p. 189.

**) Das. Tom. V p. 99. und weiter vom 7. Januar 1794. Tom. V. p. 106.

***) de Martens a. a. O. Tom, I. pag. 540 (auch bei Moser a. a. O. X, 119).

Thaler jährlich und 30—40 Thaler Werbegeld, noch weiter einen Subsidienvertrag mit den Niederlanden unterm 24. Februar 1788 auf Stellung von 3000 Mann ab und zwar mit der Bestimmung, daß diese Truppen auch für England verwendet werden könnten*) und ferner am 8. November 1794 wieder mit Großbritannien.**)

Brandenburg-Onolzbach stellte am 1. Febr. 1777 Soldtruppen an Großbritannien zur Verwendung auf den englischen Kolonien und erhielt dafür jährlich 34,007 Pfd. Sterling***)

Bayern schloß ebenfalls verschiedene Subsidienverträge ab, †) wovon zunächst der vom Jahre 1750 mit Frankreich abgeschlossene erwähnt werden mag. Derselbe lautete auf 6000 Mann, und

*) Daselbst Tom. III. p. 311.
**) Daselbst Tom. VI. p. 319.
***) Moser a. a. O. X. S. 119.
†) Siehe de Martens, a. a. O. Tom. V. I. p. 21 et III. p. 74.

da Frankreich darin verspricht, mit den rückständigen Subsidien auf weitere vier Jahre 270,000 fl. zu zahlen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß diesem Vertrage ein anderer bereits voranging. Ferner sind bekannt: der auf sechs Jahre mit Frankreich geschlossene Subsidienvertrag vom Jahre 1756, diejenigen mit Großbritannien und den Niederlanden vom Jahre 1746, sowie der vom 22. August 1750, in welchem auf sechs Jahre jährlich 40,000 Pfund Sterling Subsidien von Großbritannien für die Stellung von 60,000 Mann Infanterie ausbedungen waren. Uebrigens sei noch bemerkt, daß das englische Parlament 1747 die Summe von 26,846 Pfd. Sterling, 1749 aber 44,744 Pfd. Sterling an Bayern zufolge eines Füßner-Traktates aus dem Jahre 1745 bewilligte." *)

*) Moser, Versuch des europäischen Völkerrechtes, VIII S. 114, 116 und 153.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich Soldat wurde.

Kleines aus großer Zeit.

(Fortsetzung.)

So waren wir denn Unterthanen des Königs Hieronymus Napoleon von Westfalen. Wenn meinen Landsleuten auch die königlichen Ehren sehr verleidet wurden, so kann ich doch nicht sagen, daß ich in meinem damaligen Alter dies empfunden hätte; denn für mich hatten jene Zustände ihre vielfachen Glanzseiten. Welcher Knabe sollte auch nicht entzückt sein, wenn Truppen durchmarschieren? Diese Sappeurs mit ihren langen Bärten, ihren Schurzfellen und breiten, blanken Beilen; diese großen Tambourmajors in ihrer tressenbesetzten Uniform, die den mächtigen Stock mit großem, silbernem Knopf spielend durch die Finger tanzen ließen; diese blitzenden Kürassiere mit ihren fliegenden Roßschweifen, ihren silbernen im Sonnenlicht glänzenden Adlern; diese schweren Geschütze, die donnernd über das Straßenpflaster rollten; diese schmetternden Trompeten; diese betäubenden Trommelwirbel und diese rauschende Janitscharen-Musik! Welchen Knaben sollte dies nicht begeistern!

Mich entzückte es gewiß. Welch' kriegerischen Glanz, welche Pracht des Hofstaates sah ich nicht in Kassel, der neuen königlichen Residenz!

An den äußeren Gitterthoren des Schlosses hielten Doppelposten zu Pferde, glänzende Chevauxlegers, die Lanzen mit zierlicher Flagge am Arm, den gezogenen Säbel am Faustriemen, den Karabiner auf die Lende gesetzt — so hielten sie, statuengleich, unbeweglich einander gegenüber. Am Fuße der Schloßtreppe standen Doppelposten von Fußjägern, während auf der Höhe der Treppe Posten von Grenadieren die Eingangsthüren bewachten und im Innern Garde-du-Corps als Schildwachen aufgestellt waren.

Jetzt fliegt ein achtspänniger Wagen, geschmückt mit dem königlichen Wappen und silbernen Beschlägen durch das Gitterthor des Schloßhofes. In dem zurückgeschlagenen Wagen sitzt die Königin mit einigen Damen. Pagen in goldgestickten Uniformen mit langen hellblauen sternbesäeten Achselbändern stehen auf dem Trittbrett. Zwei Vorreiter sprengen voraus und ein Stallmeister reitet zur Seite des Wagens. Ein Offizier mit einer Abtheilung Garde-du-Corps folgt im scharfen Trabe.

So geht es durch die Straßen der Stadt zur Allee, die nach Wilhelmshöhe führt, jenem prächtigen Schlosse mit den großartigen Wasserkünsten, das früher „zum Weißen Steine" hieß und damals

Napoleonshöhe genannt werden sollte, ein Name, der nicht recht in Cours kam.

Das Exerzieren auf dem Friedrichsplatz und auf dem Forst, die Uebungen mit ihren Hüttenlagern und dem prachtvollen Zelt des Königs! Wie überglücklich war ich, dies Alles zu sehen!

Die Besuche bei meinen Großeltern in Kaufungen hatten einen doppelten Reiz für mich, da ich dann näher an Kassel, als dies von meiner Vaterstadt aus der Fall war. Vom Lager bis Kaufungen hatte ich einen Weg von fast einer Meile, aber ich trat meinen Rückmarsch gewiß nicht früher an, als bis der große Zapfenstreich geschlagen und der Retraitschuß gefallen war. Wie sehnte ich mich nach der Zeit, wo ich ein Gewehr würde tragen können, um auch Soldat zu werden!

Den König sah ich zum ersten Male in meiner Vaterstadt, bei Gelegenheit einer Durchreise. Er kam von Magdeburg, von wo die Entfernung bis Kassel etwa fünfundzwanzig Meilen beträgt. Der König, der nicht so verweichlicht war, wie man ihn hat darstellen wollen, legte diesen Weg im heißen Sommer zu Pferde zurück. Auf den Poststationen sowohl, wie auf den halben Entfernungen zwischen denselben, standen Relais von Reitpferden aus dem Marstall für den König und seinen Adjutanten. Außerdem mußten auf jeder Station eine nicht unbedeutende Anzahl Vorspannpferde vom Lande gestellt werden, um die Wagen zu bespannen, in denen die übrige Begleitung des Königs folgte. Ferner waren auf einzelnen Stationen Offiziere mit Abtheilungen von Chevauxlegers aufgestellt, die den König begleiteten, jedoch nur so weit, wie die weniger guten Pferde dieser Reiter den Rennern des königlichen Marstalls zu folgen vermochten, da der König in gestrecktem Galopp ritt.

Auch in Großalmerode stand ein Relais von Marstall- und Vorspannpferden, die den König tagelang erwarteten; erstere standen gesattelt im Stall, während die Bauernpferde auf dem Straßenpflaster bivouakirten.

An welchem Tage, zu welcher Stunde der König kommen würde, war natürlich ein Geheimniß, um im Personal der Dienerschaft, wie im Volke diejenige ehrfurchtsvolle Spannung hervorzurufen, welche die Gemüther auf den Anblick irdischer Herrlichkeit vorbereitet. Mein Vater, Maire der Stadt, bekleidet mit dem Zeichen seiner amtlichen Würde, dem dreieckigen Hut mit hellblau-silberner Kokarde, schritt in ernster Haltung durch Menschen und Pferde, nach Recht und Ordnung sehend, und mochte die Anrede nochmals überdenken, die er an Se. Majestät in französischer Sprache richten wollte, während die Mutter meiner Schwester zeigte, wie sie sich verneigen und den Präsentirteller halten müsse, wenn sie dem Könige den Wein darbiete.

Da sprengen plötzlich zwei Offiziere durch die Straße, halten auf dem Marktplatz die schaumbedeckten Pferde an und springen ab. Die Stallbedienten schreien erschreckt: „Der König!“ und stürzen in die Ställe, um die Pferde aufzuzäumen. Aber der König und sein Begleiter warten die Pferde nicht ab, sondern gehen schnellen Schrittes über den Marktplatz und durch die Straße nach dem anderen Ausgang des Städtchens. Mein Vater ist unterdeß herbeigeeilt, in der linken Hand eine Flasche Wein, an der rechten meine zitternde Schwester, die das Präsentirbrett mit schwankenden Gläsern trägt. Aber der König hat schon einen bedeutenden Vorsprung und sie können seine eilenden Schritte nicht überholen.

Ich war etwas flinker und, gestützt auf die amtliche Würde meines Vaters, an der Spitze des Volksgetümmels, das dem König das Geleit gab. Vor den Thorpfeilern der Stadt blieb derselbe stehen und erwartete die Pferde; er nahm den Hut ab und trocknete mit dem Taschentuch das staubige schweißtriefende Gesicht. Dies war blaß, das Haar schwarz und kraus, die Figur klein und schmächtig.

Der König trug eine blaue, gestickte Uniform mit goldenen Epaulettes und zwei Ordenssternen, einen gewöhnlichen Offizierdegen, weiße Beinkleider und große, steife Reiterstiefel mit silbernen Anschnallsporen.

Stiefel und Kleider waren mit Staub und Schmutz bedeckt. In der rechten Hand hatte der König eine kleine Haselstrauchgerte, mit welcher er spielend den Sand peitschte. Ich hatte dies Alles genau beobachtet und trat daher als hartnäckiger Opponent gegen diejenigen auf, die in der Hand des Königs eine goldene Reitpeitsche, an seiner Seite einen goldenen Säbel, goldene Sporen an den Stiefeln, auf seiner Uniform zehn goldene und silberne Sterne gesehen haben wollten, zahlloser Uhrketten, Petschaften und Ringe nicht zu gedenken.

Jetzt kamen Reitknechte mit den Handpferden angesprengt und der König und sein Begleiter saßen auf. Ein Stallbedienter, der kein Handpferd hatte, kam etwas später; er hatte unterwegs meinen Vater mit seinem Wein und seinem Kinde getroffen und versichert, daß der König meines Vaters Ankunft nicht abwarten würde, sich dagegen erboten, die Flasche Wein mitzunehmen. Mein Vater, der in dem Menschengedränge nur schwer vorwärts kam, nahm diesen Vorschlag an.

Der König war aufgesessen, ich stand seinem Pferde am nächsten, um genau zu sehen, wie er ihm die Sporen einsetzen würde, als der Reit-

knecht mit der Flasche kam und sie dem König reichte. Dieser nahm den Kork ab, warf ihn zur Erde, setzte die Flasche an die Lippen und that einen kräftigen Zug, dann reichte er sie dem Adjutanten, setzte aber gleichzeitig sein Pferd in Galopp. Der Adjutant nahm die Flasche — aber stand nun sein Pferd nicht, oder machte der Dienst es zur Pflicht, dem König unmittelbar zu folgen, er war noch nicht zum Trinken gekommen, als auch sein Pferd sich in Galopp setzte. Der Wein spritzte hoch auf — und König, Adjutant und Flasche verschwanden in einer Wolke von Staub. —

Dem König mußte der Schluck Wein wohlgethan haben, denn er hat seiner noch in Kassel gedacht, und seinem Kellermeister Befehl gegeben, dem Maire zu Großalmerode für den ihm geschickten Wein zu danken und aus dem königlichen Keller ein Gegengeschenk zugehen zu lassen. Nach einigen Tagen überbrachte ein Bote aus Kassel mündlich diese Bestellung des Kellermeisters an meinen Vater, nebst einem Korb mit Wein. Hatte nun der Kellermeister die Großmuth des Königs auf das ihm richtig scheinende Maß beschränken wollen, oder war der Bote bei dem heißen Wetter unterwegs sehr durstig geworden, in dem Korb waren nur zwei Flaschen Wein, die mein Vater mit pflichtschuldigem Dank entgegennahm und die mit dem Trinkgeld, das er dem Boten für den Rückweg nach Kassel einhändigte, reichlich bezahlt waren. In der Stadt wurde erzählt, der König habe meinem Vater zweihundert Flaschen Champagner geschickt. Wir sagten, es sei nicht ganz so viel gewesen, wollten aber weder dem Könige, noch uns die Demüthigung zufügen, die Wahrheit zu sagen.

Später habe ich in Kassel und bei militärischen Uebungen den König noch öfter gesehen. Ich hätte wohl auch seinen Bruder, den Kaiser, sehen mögen; es ist aber nicht der Fall gewesen, da er nie in Kassel war. Sein Weg durch Deutschland ging immer über Erfurt nach Dresden. Aber ich erinnere mich lebhaft der Zeit, wo sein Name und sein Kriegsruhm die Welt erfüllten. Wenn die Zeitungen verkündeten, daß Napoleon durch Erfurt kommen werde, oder dort sei, reisten viele Leute meilenweit, um ihn zu sehen. Dies that auch ein armer Barbier, Namens Eiser, aus Helsa, einem Dorf in der Nähe meiner Vaterstadt, und zwar sehr zum Vortheil seines Gewerbes. Denn so wie er nach Erfurt gewandert war, um den großen Kaiser zu sehen, so wanderten nun viele aus geringerer Entfernung nach Helsa, um den Barbier zu sehen, der den Kaiser gesehen hatte. Er erzählte mit Gewandtheit und Begeisterung, während er seiner Zuhörerschaft nach Alter und Bedarf den Bart abnahm, das Haar schnitt, Zähne ausbrach oder zur Ader ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Jugendtraum.

Dich an mein Herz zu schmiegen,
Das allem Weh und Streit
Des Daseins will erliegen,
Bist Du heraufgestiegen,
Traum meiner Jugendzeit!

Der aus dem Heimattale
Den Weg bis zu mir fand:
Mein Haupt, das sorgenfale,
Rührt tröstend eine schmale,
Dornblüthenweiße Hand.

D. Saul.

Ee Gesongdheet.[1]

(Schwälmer Mundart.)

„Immer lostig ö fidêl“
Es meng Liedche; ö meng Schätzche
Es die Schwäster vo de Gel[2])
Öso brobber bie ee Kätzche,
Schwenkt die Reck bei jehrem Schrett,
Kemmt im Dahnz net äus demm Drett.

Eij! meng Mäje, schie ö rot,
Heeßt net Frieda örrer Liesel
Sörrern Annleis.[3]) Bolzegrod
Get es, es kee Schörreschiesel,[4])
Ö mer es es trei gesonn,
Weil mer zwee ins freie wonn.

Bann die Kärmes es gewähst,
Voll es Käller, Kammer, Bohre,[5])
Mache mer ins schie dos Nähst,
Ö zür Hößig wedd gelohre,[6])
Ver so lostig es bie mer.
Brost, meng Schatz, ich bräng es dêr!

Kurt Nuhn.

[1]) Eine Gesundheit (beim Tanze ist es Sitte, daß die Burschen den Mädchen Gesundheiten spielen lassen, dazu singen und den Mädchen zutrinken.) [2]) Gela.

[3]) Anna Elisabeth. [4]) Schotenscheusal=Vogelscheuche. [5]) Keller, Kammer, Boden. [6]) Und zur Hochzeit wird geladen.

Aus alter und neuer Zeit.

Zu Hermann Grimms 60. Geburtstag. Am 6. Januar feierte in Berlin Geheimrath Prof. Dr. Hermann Grimm, der zu Kassel geborene älteste Sohn Wilhelm Grimms, seinen 60. Geburtstag.

Es wurde ihm zu diesem Ehrentage eine von zahlreichen Freunden, Verehrern und Schülern aus allen Theilen Deutschlands unterzeichnete Glückwunschadresse in künstlerischer Ausstattung überreicht.

Der Jubilar war, wie wir einer Privatmittheilung aus Berlin entnehmen, durch die bei dieser Gelegenheit sich äußernden Zeichen von Liebe und Verehrung aufs Tiefste gerührt und hat diesen Gefühlen in warmen Dankesworten für die Ovation in der Nationalzeitung vom 7. Januar Ausdruck verliehen.

Daß die Tagespresse nicht in weiterem Umfange von dem Ereignisse Notiz genommen hat, erklärt sich daraus, daß das aus hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern zusammengesetzte Comité die Vorbereitungen zu dem Feste streng vertraulich betrieben und von jeder Veröffentlichung durch die Presse Abstand zu nehmen beschlossen hatte.

Die Leser des „Hessenland" aber werden es uns Dank wissen, wenn wir, von der uns durch einen der hessischen Mitunterzeichner gegebenen Erlaubniß Gebrauch machend, hier den Wortlaut der Adresse mittheilen, in welcher einer der berühmtesten unter den jetzt lebenden Historikern und Archäologen, Ernst Curtius, die wissenschaftlichen Verdienste unseres gefeierten Landmanns mit gewohnter Meisterschaft dargelegt hat:

Hermann Grimm zu seinem 60. Geburtstage am 6. Januar 1888.

Der sechszigste Geburtstag pflegt seit alten Zeiten als ein Epochentag im Menschenleben zu gelten. Ihren Freunden, Verehrern und Schülern giebt dieser Tag willkommenen Anlaß, sich wie an einem gemeinsamen Festtage um Sie zu sammeln und dessen, was Sie ihnen sind, dankbar zu gedenken.

Wer auf Ihre Thätigkeit heute zurückblickt, erkennt in derselben eine ideale Einheit, wie wir sie nur allen unsern Freunden wünschen können.

In Ihrem Elternhause haben Sie besser als irgend einer Ihrer Altersgenossen den Nachklang jener großen Zeit erleben können, da mit der nationalen Erhebung unseres Volkes auch der Sinn für die Ueberlieferungen der Vorzeit und die Quellen ihrer Geschichte erwachte.

An das am Elternherde unbewußt Empfangene haben sie angeknüpft. Sie haben wenn auch Selbst zu künstlerischem Schaffen berufen, seit Sie zuerst in Rom heimisch wurden, auch für Sich die wissenschaftliche Thätigkeit als Lebensberuf erwählt und Sich die Aufgabe gestellt, das Gebiet der neueren Kunst in den Kreis historischer Forschung hereinzuziehen.

Zwar hatte Rumohr die Bahn eröffnet; aber die Forschung war am Einzelnen haften geblieben, und an der vornehmen Kunstliebhaberei, der sie sich anschloß, war nur Wenigen theilzunehmen vergönnt. Um diesen Studien in unserem Vaterlande eine breitere Grundlage und höhere Entfaltung zu geben und aus der Kunstgelehrsamkeit eine Wissenschaft zu machen, bedurfte es eines weiteren Gesichtskreises.

Dies haben Sie vor allem tief und lebendig empfunden, indem Sie Winckelmanns Forschung auf Ihr Gebiet übertrugen und in vollem Einverständniß mit dem was Herder und Goethe gewollt hatten, die bildende Kunst der Alten wie des christlichen Zeitalters als ein großes, vom Volksleben unlösbares Ganzes, als einen wesentlichen Theil allgemeiner Kulturgeschichte, als die Grundlagen unserer heutigen Bildung auffassen, welche ohne sie uns selbst unverständlich bleibt.

Darum haben Sie im Sinne von Winckelmann und Herder mit Vorliebe zu allen Gebildeten des Volkes geredet; und wenn Sie auch die selbstverleugnende Arbeit nicht gescheut haben, welche nöthig ist, um durch gewissenhafte Quellenkritik, durch eindringende Forschung über mittelalterliches Stadtleben und Topographie der Denkmäler einen sicheren Aufbau der neueren Kunstgeschichte zu Stande zu bringen, so haben Sie Sich doch vermöge ihrer künstlerischen Anlage von jeder Einseitigkeit frei gehalten und in der Darstellung des Erforschten immer die höchsten Ansprüche an Sich gestellt. Dabei blieb Ihnen stets die Hauptsache, uns die Meister der Kunst in großen Linien, Denkmälern gleich, vor Augen zu stellen, in ihre geistige Werkstätte uns einzuführen sowie in die Mitte der Menschenwelt, in der sie wirkten.

Denn zweierlei ist es, was an Ihnen besonders theuer ist. Erstens die hingebende Liebe für das wahrhaft Große, welche in allen empfänglichen Gemüthern eine gleiche Liebe entzündet.

Ueber die bunte Menge glänzender Erscheinungen haben Sie Ihren Blick früh nach denen gerichtet, welche wie ewige Sterne ganzen Reihen von Generationen leuchten und aus Wolkenschleiern immer wieder vortreten.

Ihr geistiges Leben ist ein täglicher Umgang mit den Heroen der Menschheit, zwischen denen für Sie keine Scheidung nach Fächern besteht.

Homer, Sophokles und Dante sind Ihre Vertrauten geworden, ebenso wie Leonardo und Dürer, Carstens und Cornelius. Sie haben sich in Goethe mit gleicher Hingebung vertieft, wie in Michelangelo und Raphael.

Das Zweite ergiebt sich unmittelbar aus dem Ersten. — Denn wer vorzugsweise mit den Größten verkehrt, welche ihrer Zeit das Gepräge gaben, der erkennt auch am besten in ihnen das über ihre Zeit hinaus Gültige.

Wie Sie Winckelmann und Herder wieder in sich

lebendig machten, so haben Sie auch immer mit besonderer Vorliebe im Neuen das Alte, im Modernen das Antike erkennen gelehrt und sind den durch die Jahrhunderte gehenden Wirkungen der großen Geister mit treuer Liebe nachgegangen.

In diesem Sinne haben Sie den Besten Ihrer Zeitgenossen diesseits und jenseits des Oceans zu einer tieferen Anschauung der geistigen Menschengeschichte die Augen geöffnet und ihrem Leben einen reicheren Inhalt gegeben. So haben Sie Ihre Freunde Jahr aus Jahr ein mit köstlichen Spenden erfreut und eine große Reihe dankbarer Schüler zur Erkenntniß wahrer Kunst erhoben und begeistert.

Gott erhalte Ihnen auch im siebenten Jahrzehnt die segensreiche Kraft des Geistes! —

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Am 6. Januar, dem Todestage des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, war, wie alljährlich seit seinem Hinscheiden, auch in diesem Jahre das Grabmal desselben auf dem alten Friedhofe reichlich mit Lorbeerkränzen und Schleifen in den hessischen Farben, roth und weiß, geschmückt.

— Die Konsekration des neugewählten Bischofs von Fulda, Joseph Weyland, wird unter Assistenz der Bischöfe von Mainz und Trier am 25. d. M. durch den Erzbischof von Freiburg in der Domkirche zu Fulda vollzogen werden. Die alte Bonifatiusstadt bereitet sich zu einem würdigen Empfange des neuen Oberhirten der Diöcese vor.

— Ein hiesiger geschätzter Künstler, unser hessischer Landsmann Herr Louis Katzenstein, ist seit einiger Zeit mit einer Aufgabe beschäftigt, welche unzweifelhaft es verdient, daß berufene Kräfte sich ihr zuwenden. Herr Katzenstein beabsichtigt eine Reihe von Scenen aus der hessischen Geschichte darzustellen, welche dann durch die Photographie vervielfältigt werden sollen, um Freunden der Vergangenheit unseres Volksstammes zugänglich zu werden. Der Künstler ist durch die bei der Feier des 50jährigen Bestehens des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde am 16. August 1884 gestellten lebenden Bilder auf den jetzt aufgenommenen Gedanken geleitet worden. Jene Bilder brachten eine Reihe von Scenen oder Ereignissen aus Hessens Geschichte zur Anschauung und waren von Herrn Katzenstein gestellt worden. Derselbe gedenkt, die zu schaffende Bilderreihe dem Vereine für hessische Geschichte zu widmen; wünschen wir dem patriotischen Unternehmen Erfolg.

— Am 1. Januar d. J. feierte der Hof-Buch- und Kunsthändler Theodor Kay in Kassel das fünfundzwanzigjährige Jubiläum als Inhaber der altrenommirten J. C. Krieger'schen Buchhandlung, die 1730 als „Akademische Buchhandlung“ in Marburg gegründet, im Jahre 1807 ein Zweiggeschäft hier in Kassel errichtete, welches später der Buchhändler Kempf übernahm, und das 1863 an Theodor Kay überging. Letzterer verband mit der ursprünglichen Sortiments-Buchhandlung ein Verlagsgeschäft, das außer auf wissenschaftliche und pädagogische Schriften sich namentlich auch auf den Verlag von Kunstwerken erstreckte. In dieser Beziehung war Theodor Kay bemüht, die Sehenswürdigkeiten Kassels durch photographische Aufnahme und Vervielfältigung dem Publikum zugänglich zu machen, und heben wir hier ganz besonders die Herausgabe der Meisterwerke der weltberühmten Kasseler Gemäldegallerie in Photographien (eine Mappe von ca. 170 Bl. umfassend) hervor. —

— Am 3. Januar starb zu Fulda nach kurzem Krankenlager im Alter von 61 Jahren der Buchhändler Aloys Maier. Er war der Verleger der Volckmar'schen und H. Müller'schen Kompositionen, wie er denn überhaupt für Musik, namentlich für Kirchenmusik, einen regen Sinn und gutes Verständniß hatte. Wenige Tage vor seinem Hinscheiden war ihm noch die ehrenvolle Genugthuung zu Theil geworden, durch den Kardinalstaatssekretär Rampolla von dem Papste Leo XIII. ein Schreiben zu erhalten, in welchem ihm für das dem letzteren übersandte Prachtexemplar der in seinem Verlage erschienenen Papstfestlieder von Dechant H. Müller, Dank und Anerkennung ausgesprochen wurden. R. i. p.

— Die Nummer 1 der bereits von uns angekündigten, von A. Gild herausgegebenen Zeitschrift „Für Feierstunden“ ist soeben erschienen und zeichnet sich durch ihren ebenso lehrreichen wie unterhaltenden Inhalt auf das Vortheilhafteste aus. Wir lassen denselben hier folgen: Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk von Heinrich Pestalozzi. — Pestalozzi, der Verfasser von „Lienhard und Gertrud.“ — Wilhelm Tell. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich v. Schiller. — Friedrich von Schiller, der Dichter des „Wilhelm Tell“. — Der Bruder Redner. Von G. H. v. Schubert. — Das Verfahren der Franzosen in Deutschland. Von Wirth. — Die Hessen. Von E. M. Arndt. — Der Mensch. Von Schubert. — Die Kunst, reich zu werden. Von Benjamin Franklin. — Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. — Die ansteckenden Kinderkrankheiten. — Was ist eine Pferdekraft? — Die Entstehung des Volksliedes „Droben stehet die Kapelle“ von Uhland. — Zitate aus „Dreizehnlinden“ von F. W. Weber. —

Briefkasten.

Vielen Mitarbeitern und Lesern von nah und fern. Die Redaktion des „Hessenlandes“ dankt für die so zahlreich eingelaufenen freundlichen Glückwünsche anläßlich des Jahreswechsels. In Poesie und Prosa hat man uns alles Schöne und Gute gewünscht und es ge-

bricht an Raum und Zeit, einzeln zu erwidern. Einen der Glückwünsche wollen wir indeß hier wiedergeben. Er lautet:

„An die Redaktion des „Hessenland".
Hab' Dank für die Wünsche zum neuen Jahr,
Ich biet' auch die meinen treu dir dar.
Du hast ja das Jahr, das nun entschwunden,
Mit Blüthen der Heimath so frisch stets umwunden.

Für alle Stammesgenossen ein Band,
Das ist es geworden — Dein „Hessenland". —
Frischauf und wirke auch heuer so weiter
Mit freudiger Kraft, treuheimischer Streiter!
Und bringst Du viel Schönes den alten Hessen,
Uns „Büchener", gelt, wirst Du auch nicht vergessen.
Fulda, den 4. Januar 1888. Jos. Grau."

Durch solche Aufmunterungen erfreut und gestärkt, wollen wir mit frischen Kräften an's Werk gehen und bitten unsere Freunde, uns nach wie vor thatkräftig zu unterstützen. Insbesondere wollen sie sich die Verbreitung unseres Blattes angelegen sein lassen; zu gedachtem Zwecke stehen allzeit Exemplare des „Hessenland" zur Verfügung.

G. H. Kassel. Eine Besprechung der historischen Novelle „Die Maikönigin" von Frau E. Mentzel werden wir in nächster Nummer bringen.

L. Worms. Ihr Wunsch soll erfüllt werden.

X. Y. Z. Eschwege. Lesen Sie v. Pfister's „Chattische Stammeskunde".

Ph. L. Kassel. Wird benutzt. Besten Dank. Brieflich Näheres.

Fr. St. Kassel Wir haben die eingesandte Novelle mit großem Interesse gelesen. Empfangen Sie unsern verbindlichsten Dank.

☛ Unseren geehrten Abonnenten, welche Einbanddecken für den Jahrgang 1887 unserer Zeitschrift „Hessenland" bestellt haben, die Mittheilung, daß dieselben Ende dieses Monats geliefert werden.

☛ Die Nummern 2, 3, 5 des Jahrganges 1887 des „Hessenlandes" sind fast vollständig, die Nr. 6 aber vollständig vergriffen. Da nun fast täglich noch Bestellungen auf Nachlieferung der Nummern des ersten Quartals unserer Zeitschrift eingehen, so sind wir, um jenen zu genügen, in die Lage versetzt, die verzeichneten Nummern zurückkaufen zu müssen und sehen diesbezüglich gefälligen Offerten entgegen.

Redaktion und Verlag des „Hessenlandes".

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 3. Kassel, 1. Februar 1888.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2641.

Burgruine Hanstein.

Von hohem Bergesrücken,
Verödet und allein,
So schaut mit ihren Thürmen
Die Burg in's Land hinein.

Nicht sieht man stolze Ritter
In ihrem Eisenkleid,
Auch nicht auf weißem Zelter
Des Burgherrn holde Maid.

Nicht tönen die Fanfaren,
Einladend zum Turnier,
Nicht weht von hoher Zinne
Des Ritters stolz' Panier.

Nicht ächzt die Wetterfahne
In stille Nacht hinein,
Nur schaurig in den Trümmern
Hört man der Eule Schrei'n.

So ist's mit all' dem Glanze
Und all' der Herrlichkeit;
Was Menschenhand geschaffen
Vernichten wird's die Zeit.

Carl Weber.



Die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg.

Von W. Bücking.

(Fortsetzung.)

Auf der inneren Seite der linken Flügelthür ist der Abschied des ins gelobte Land ziehenden Landgrafen Ludwig von seiner Gattin, seinen Kindern und seiner Mutter abgebildet. Er hatte das Kreuz angenommen, um an einem vom Kaiser Friederich II. veranstalteten Kreuzzuge theilzunehmen. Ludwig hatte beim Abschied in Schmalkalden seinem Bruder Heinrich Raspe die Regierung des Landes bis zu seiner Zurückkunft übertragen und ihm insonderheit die Fürsorge für seine Gemahlin und Kinder warm an das Herz gelegt, allein die Erinnerung hieran war gar bald seiner Seele entschwunden. Sobald die Kunde vom Tode Ludwigs auf der Wartburg angelangt war, brach der alte Groll gegen seine Schwägerin um so leidenschaftlicher hervor; er entzog ihr nicht nur den gehabten Einfluß, wodurch es ihr möglich war, Barmherzigkeit zu üben, sondern stieß sie selbst wie eine Bettlerin vor die Thür, welche Scene das zweite Bild darstellt. Elisabeth wandte ihre Schritte mit ihren Kindern nach Eisenach, fand aber überall aus Furcht vor dem neuen Regenten verschlossene Thüren. Da kehrte sie zunächst in einer elenden Schenke, genannt „auf der Rolle“, ein und verbrachte hier wachend die erste Nacht; als aber das Glöcklein im Barfüßerkloster die Brüder zur Frühmesse rief, eilte sie auch dahin, den Guardian bittend ein Te Deum anzustimmen zum Danke gegen Gott für die ihr zugeschickten Trübsale. Diese Scene in der Franziskanerkirche stellt das dritte Bild dar. Ein viertes zeigt, wie Elisabeth in einer schmutzigen mit Schrittsteinen belegten Gasse Eisenachs von einer ihr begegnenden Bettlerin, der sie früher öfters Wohlthaten erwiesen, die ihr aber jetzt nicht ausweichen will, in den Koth gestoßen wird. Ein fünftes endlich versetzt uns in ihre Wohnung in Marburg. Durch ungarische Wallfahrer, welche in Aachen gewesen waren, hatte ihr Vater, König Andreas II. von Ungarn, erfahren, daß seine Tochter in Thüringen, wie eine Bettlerin lebe. Um ihrer armseligen Lage ein Ende zu machen, sandte er den Grafen Panias mit Gefolge an sie ab. Mit dem Briefe in der Hand eintretend, fand er Elisabeth am Rocken sitzen und spinnen. Sie weist jedoch den an sie gestellten Antrag mit den Worten zurück, „daß sie ein ewiges Reich in Thüringen erwarte.“

Die Außenseiten der Flügelthüren sind bis auf einige Köpfe zerstört.

Ueber dem Altar befindet sich ein Crucifixus von Holz, zur Seite auf die Mauer gemalt Maria und Johannes und die beiden Schächer.

Nebenan (nordwärts) steht der St. Catharinenaltar. Das Innere des Altarschreines stellt eine Kirche vor. Wir erblicken da aus Holz geschnitzt nach den Aufzeichnungen der Legendenbücher die heil. Familie Joachim und Anna, deren drei Töchter, Maria die Jungfrau, Maria Salome, Maria Kleophas, und Joseph. In der Mitte dieser Gruppe sitzt Anna und hält das Christuskind auf ihrem Schoße, vor ihm steht seine Mutter Maria, nach der es seine Hände ausstreckt, hinter dieser Joseph und hinter Anna Joachim. Rechts neben Anna erblicken wir Maria Salome, die Frau des Zebedäus, und hält Johannes auf ihrem Schoße, vor ihr steht Jakobus d. Ä. mit Stab und Pilgertasche. Links neben Anna erblicken wir Maria Kleophas, die Frau des Alphäus mit ihren Kindern Jakobus d. J., Joses, Simon und Judas, die beiden letzten sind mit Lesen in einem Buche beschäftigt. Die Ecken des Altarschreines füllen zwei Statuen aus, rechts steht die heil. Catharine, links die heil. Barbara. St. Catharine, nach der Legende eine Jungfrau aus königlichem Geschlechte, wurde in Alexandrien, als sie bei einem Opferfeste des Kaisers Maxentius den Götzendienst für Thorheit erklärte, in den Kerker geworfen. Als die Geißelhiebe selbst auf die Brust, durch welche Maxentius sie zur Rückkehr zum Heidenthum zwingen wollte, nichts fruchteten, sollte sie auf ein Rad mit spitzen Nägeln geflochten werden, allein das Märthyrerwerkzeug zerbrach in dem Augenblicke, als es gebraucht werden sollte. Endlich wurde

Catharine im Jahre 327 enthauptet, ihr Haupt aber von Engeln auf den Berg Sinai getragen. St. Barbara ist nach der Legende die Tochter des Kaufmannes Dioskorus in Nikomedien. Als die Ermahnungen ihres Vaters, vom Christenthum zum Heidenthum zurückzukehren, vergeblich waren, ließ er sie in einem Thurme schmachten und darauf auf das scheußlichste ihren Körper mißhandeln. Da dies alles nichts half, enthauptete er sie selbst um 240 oder 306. Zur Strafe der Unthat traf ihn der Blitz.

Auf der inneren Seite der rechten Flügelthür ist in einem Gemälde dargestellt, wie Joachim im Tempel erscheint und ein Lamm zum Opfer bringen will, von einem Juden aber, der seinen Knaben an der Hand führt, vom Vortritt zurückgehalten wird, weil er keine Nachkommenschaft in Israel habe. Betrübt über diesen Vorwurf zieht sich Joachim vierzig Tage und vierzig Nächte in die Wüste zurück, um bei seiner Herde zu fasten und zu beten, bis ihm Jehova gnädig sein werde.

Auf der inneren Seite der linken Flügelthür erblicken wir Joachim bei seiner Herde, seine Wohnung und seinen Garten mit einem Lorbeerbaum, worauf ein Nest mit jungen Vögeln steht und unter demselben eine Anzahl Kaninchen hockt. Während nun Joachim bei seiner Herde weilt, sitzt Anna zu Hause und beklagt nicht nur ihre Kinderlosigkeit, sondern auch die Abwesenheit ihres Mannes. Betrübt geht sie in den Garten, blickt zum Himmel, sieht das Nest mit den jungen Vögeln und spricht: wehe, wer hat mich geboren, daß ich ein Fluch geworden bin für die Kinder Israel, die Thiere der Erde gebären ja, o Herr, vor dir! Da erscheint ein Engel dem Joachim bei seiner Herde und seiner Frau zu Hause. Anna kniet in ihrem Zimmer vor einem Pulte und betet, ein Engel schwebt zum Fenster herein und verkündigt ihr die Geburt der Maria. Freudig kehrt Joachim zurück, Anna eilt ihm geschmückt entgegen und beide umarmen sich vor ihrer Wohnung.

An der Außenseite der rechten Flügelthür erscheint die heil. Familie in einem Gemälde. Die Namen der einzelnen Personen sind entweder auf Spruchbändern oder im Nimbus angebracht.

An der Außenseite der linken Flügelthür erblicken wir eine Reihe Männer und Frauen, letztere sitzen auf einer Bank, während erstere hinter ihnen stehen: Ephraim mit einer Schriftrolle, Zacharias, Eliud und ein Ritter mit einer Fahne. Vor Ephraim sitzt Husmeria, neben ihr Elisabeth mit Johannes dem Täufer und vor dem Ritter eine Frau mit der Inschrift im Halsbande Johan von der L., neben ihr steht ein Knabe mit der Bischofsmütze und dem Namen St. Servatius im Nimbus.

Der St. Catharinenaltar wird zuerst im Jahre 1302 in einer Urkunde erwähnt. Als der Schwiegersohn der heil. Elisabeth, Herzog Heinrich von Brabant 1247 ihr Grab besuchte, verordnete und befahl er, daß „aus Ehrfurcht vor Jesu Christi und der seligen Elisabeth (ob reverentiam Jesu Christi et beate Elisabeth) ein Altar im Elisabethchor errichtet werde, mit dem Versprechen, denselben ehrenvoll zu dotieren.“ Der Altar wurde erbaut, aber nicht dotiert, weil der Herzog inzwischen verstorben war. Seine Gemahlin Sophie erfüllt das Gelübde unter dem 1. April 1258 und stattet den Altar mit dem Patronatrechte der Kirche zu Oberwalgern aus, ohne jedoch den Namen desselben in der bezüglichen Urkunde anzuführen. Ihr Sohn, Landgraf Heinrich I. von Hessen und seine zweite Gemahlin Mechthilde erneuern die Stiftung am 4. Januar 1298. Als Gegenleistung verpflichten sich die Brüder des deutschen Hauses täglich eine Messe am „Catharinenaltar“ durch einen Priester ihres Ordens für die Stifter, deren Vorfahren und Nachkommen lesen zu lassen.

Der an der westlichen Wand aufgerichtete St. Marienaltar, über dessen Dedikation auch keine Urkunde vorhanden ist, stand bis zur Restauration an der westlichen Schmalseite des Mausoleums. Der Altarschrein enthält Darstellungen aus den freudenreichen, schmerzenreichen und glorreichen Geheimnissen der Jungfrau Maria in Bildwerken und Malerei. Der untere Theil des Schreines birgt eine Pieta, zur Seite Joseph von Arimathia und Maria Magdalena, der obere, höhere eine vorzügliche Holzschnitzerei, die Krönung der heil. Jungfrau. Maria in ein blaues mit Gold durchwirktes Untergewand und goldenes Obergewand gekleidet, die Locken von ihrem Haupte wallend, kniet zwischen Gott Vater und Christus, welche ihr gemeinschaftlich die Krone aufsetzen; über der Gruppe schweben Engel, Tücher in ihren Händen haltend.

An der Außenseite der rechten Flügelthür erblickt man das Elternpaar der Maria, Joachim und Anna und die Geburt Christi im Stalle zu Bethlehem. Maria kniet neben ihrem neugeborenen Knäblein, welches auf einem über Kornähren gebreiteten Tuche ruht. Liebliche Kinderengel umgeben das holde Christuskind. Der Hintergrund zeigt die Hirten auf dem Felde und den Engel der ihnen die Geburt des Heilandes verkündigt; auf der Innenseite ist die Verkündigung der Maria und die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande abgebildet. Maria hält das Christuskind auf ihrem Schoße, hinter ihr steht Joseph, neben ihm Ochs und Esel. Zwei Magier knien vor dem Kinde, ein dritter — schwarz —

tritt hinzu, sie reichen ihm Geschenke und es greift nach einem goldenen Gefäße. Im Hintergrund bemerkt man Maria und ihre Freundin Elisabeth.

Auf der Außenseite der linken Flügelthür sieht man Maria, wie sie von ihren Eltern nach Jerusalem zur Erziehung in den Tempel gebracht wird und die Darstellung Jesu im Tempel; die Innenseite zeigt Marias Tod und Himmelfahrt. Apostel umstehen betend ihr Lager, einer hält eine brennende Kerze in der Hand, ein anderer vollzieht die Einsegnung und ein dritter sitzt davor mit aufgeschlagenem Buche. In Gegenwart der Apostel wird Maria von Engeln in den Himmel getragen.

Links vom Mausoleum steht an der Wand der Grabstein des Landkomturs Conrad Kloos († 1638) und rechts der des Landkomturs Georg von Hörde († 1591). Die an der Westwand aufgerichteten Grabsteine, in welche messingene Nielloplatten mit Inschriften und Wappen eingelassen sind, gehören dem Landhofmeister Hans von Dörnberg und seinen beiden hier bestatteten Frauen, Anna von Weiers † 1481 und Luckel von Hatzfeld † 1497.

Zwei steinerne Wände mit kleinen Pförtchen trennen die beiden Kreuzarme vom Chor. Unter der Kreuzvierung zwischen beiden Wänden und dem Lettner stehen an drei Seiten stufenweis hinter einander aus Eichenholz verfertigte sogenannte Chorstühle, in denen die deutschen Herren Platz nahmen, so lange der Gottesdienst nach katholischem Ritus für sie im Chor abgehalten wurde. Ein im Jahre 1543 aufgestelltes Kircheninventar verzeichnet zwei wollene Rücktücher, daran St. Elisabeths Legende, welche ohne Zweifel an den Wänden hinter den Chorstühlen gehangen haben. Von hier aus führt eine Treppe unter Wegfall eines Chorstuhles auf die vorerwähnte kleine Empore; auf derselben standen höchstwahrscheinlich die Sänger, Choräle genannt, wenn der Chor bei einem Hochamte mitzuwirken hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die angeblich nach Amerika verkauften Hessen

von Carl Preser.

(Fortsetzung.)

Hessen-Darmstadt schloß am 5. Oktober 1793 mit Großbritannien einen Subsidienvertrag*) über 3000 Mann ab, wobei „afin de subvenir aux fraix“ der König von Großbritannien für jeden Kavalleristen 80, für jeden Infanteristen 30 Couronnes de banque zahlte und sich verpflichtete, jährlich 84,375 Couronnes de banque als Subsidie zu zahlen.

Mekklenburg-Schwerin ging einen gleichen Vertrag am 5. Mai 1788 mit den Niederlanden auf Stellung von 1000 Mann ein, wobei für diejenigen „qui ne sont pas officiers“ 30 Thlr. als „argent de levée“, an Subsidien aber jährlich 30,000 Thlr. zugesagt wurden.**)

Preußen lieh zuerst unter dem Marschall Schöneberg dem Prinzen von Oranien 6000 Mann. Der Vertrag vom 13. Juni 1788***) versprach Großbritannien die Stellung von 16,000 Mann Infanterie und 4000 Mann Kavallerie. Dieser Vertrag wird in einem weiteren vom 13. August desselben Jahres*) bestätigt und in letzterem versprochen, an Großbritannien die genannte Truppenzahl „par mer ou par terre“ zu „liefern“ und zwar gegen Zahlung von jährlich 100,000 fl. für je 1000 Mann Infanterie, und jährlich 120,000 fl. für je 1000 Mann Kavallerie. Umgekehrt verspricht der König von Großbritannien dasselbe, für den Fall Preußen die Truppen von jenem nöthig habe, welcher Fall jedoch nicht eintrat.

Ebenso bestand ein preußischer Vertrag mit den Generalstaaten vom 15. April 1788**) auf 10,000 Mann Infanterie und 2000 Mann Kavallerie. Dieser Vertrag war nach Art. XI. sogar auf 20 Jahre abgeschlossen.

Der zu Westminster am 16. Januar 1756***) mit Großbritannien abgeschlossene preußische Subsidienvertrag sprach es zugleich deutlich aus, daß die Zwistigkeiten „welche sich in Amerika

*) de Martens, a. a. O. Tom V. p. 216.
**) Das. Tom. III. p. 324.
***) Das. p. 138.

*) Daselbst p. 146.
**) de Martens, a. a. O. Tom. III. p. 133.
***) Bei Jenkinson (1772) T. II. p. 160 (1785) Tom. III. p. 54. Auch von Moser mitgetheilt a. a. O. VIII. S. 129.

hervorgethan", der Grund des Vertragsabschlusses seien.*) Diesem Vertrage folgte der „Traité ulterieur de subside" vom 16. Februar 1756 und ein anderer, ebenfalls als Subsidienvertrag unterzeichneter Vertrag, welcher zu London am 11. April 1758 abgeschlossen wurde.**) In letzterem verpflichtete sich der König von Großbritannien, an Preußen die Summe von vier Millionen Thaler zu zahlen, und unter ausdrücklicher Bestätigung dieses Vertrags wurden dann am 7. Dezember 1758 und 9. November 1759 und 19. Dezember 1760 weitere Subsidienverträge über die gleiche Summe abgeschlossen,***) so daß also von 1758—1761 sechszehn Millionen Thaler Subsidien nach Berlin flossen.

Der letzte preußische Subsidienvertrag ist wohl der mit Großbritannien und den Niederlanden zu Haag am 19. April 1794 abgeschlossene †) „d'arrêter les progrès du système d'Anarchie." Preußen verpflichtete sich darin, 62,000 Mann „zu liefern", wofür bis Ende des Jahres monatlich, 50,000 Pfd. Sterling gezahlt werden mußten pour l'aider à fournir aux fraix de rétablissement et aux prémières dépenses necessaires etc. etc. In Betreff der Rückkehr dieser Truppen in die Heimath hatte sich Preußen die Summe von 100,000 Pfund Sterling ausbedungen, und konnten diese Truppen überall verwendet werden (Art. I.), wo es die „Interessen der Seemächte" rathsam erscheinen ließen.

Mehrere Kurbrandenburgische Subsidien-Verträge, nämlich vom 11./1. Januar 1681, vom 22./12. Januar 1682, vom 20./30. April 1683 und vom 25./15. Oktober 1683, welche Kurfürst Friedrich Wilhelm mit dem König Ludwig XIV. von Frankreich abschloß, hätten eigentlich unter Brandenburg erwähnt werden sollen, doch sind sie auch an dieser Stelle nicht unpassend eingereiht. Diese Verträge werden von dem Geheimen Staats-Archivar v. Moerner††) nach den Originalen des Königlichen Geheimen Staatsarchivs mitgetheilt und bilden eigentlich ein einheitliches Ganzes, indem die Verträge vom Januar 1682 und April 1683 nur Bestätigungen und Ergänzungen des ersten Vertrags sind, während der letzte vom Oktober 1683 sich zwar auch an jene anschließt, aber als „geheimer" Vertrag einführt und die leitende politische Idee zum Ausdruck bringt. Die Kontrahenten „n'ayant de dessein que celuy de conserver la paix de l'Empire" (!) stellen in diesem Vertrage fest: daß, wenn etwa die Herzöge von Braunschweig „Truppen nach den spanischen Niederlanden oder wo sonst hin schicken wollen, um dieselben mit denen zu verbinden, die den König von Frankreich oder seine Alliirten im Reiche (!) angreifen, der Kurfürst dann verpflichtet sein sollte, gegen die Herzoge (also gegen die Reichsstände!) in Aktion zu treten". Für unser Thema haben diese Verträge nach zwei Seiten hin Interesse: sie bestätigen erstens die Selbstständigkeit, die sich Reichsstände im Abschließen derartiger Staatsverträge trotz Kaiser und Reich herausnehmen konnten oder schlechtweg herausnahmen, und zeigen zweitens, daß Subsidien selbst im Frieden gezahlt wurden, denn Ludwig XIV. verpflichtet sich darin, vierteljährlich 100,000 Livres (später 125,000 Livres) Friedens-Subsidien auf 10 Jahre zu zahlen. Wenn man nun auch bei den hessischen Landgrafen und Kurfürsten von derartigen Verträgen nichts weiß, so soll nicht etwa mit dem Heranziehen jener etwas Besonderes gegen die Brandenburger gesagt sein; zeigt uns doch die Geschichte Ludwig XIV. leider mehr der offenen Hände und seiner Politik dienstwillige deutschen Fürsten!

„Das war zur Zeit, wo deutsche Staaten,
Noch standen in französ'schem Sold,
Wo deutscher Geist noch fluchbeladen
Erkäuflich war um schnödes Gold!

D'rum laßt uns Gott im Himmel preisen:
Daß wir gerächt, was Schmach erdacht,
Daß deutscher Geist und deutsches Eisen
Die alten Sünden wett gemacht."

Auch Oesterreich hat eine ganze Reihe von Subsidienverträgen abgeschlossen, und noch am 30. Juni 1800 mit Großbritannien*) für zwei Millionen Pfund Sterling; allein der Aufzählung mag es genug sein. Aus den angeführten derartigen Verträgen deutscher Reichsfürsten ersehen wir zur Genüge, daß auch politisch nicht der mindeste Anstand gegen die hessischen Subsidienverträge erhoben werden kann, selbst nicht gegen die Sendung von Soldtruppen nach Amerika, und es ist demnach, wie schon oben gesagt, gegen die von den hessischen Landgrafen als deutsche Reichsstände abgeschlossenen Subsidienverträge weder rechtlich, noch politisch etwas zu sagen.

Dessen ungeachtet ist es durchaus nicht überflüssig, nun auch noch Ueberzeugung davon zu gewinnen, wie sich die ganze Angelegenheit in

---

*) de Martens, a. a. O. I. p. 545—552 zu vergleichen.

**) Merc. histor. 1758 Tom. I. p. 654 und Moser a. a. O. X. S. 22.

***) Eben darin vom Jahr 1759 Tom. I. p. 198 und 1760 Tom. I. p. 313. Desgleichen Moser a. a. O. X. S. 25 und 26.

†) de Martens a. a. O. Tom. V. p. 283.

††) Kurbrandenburgische Staats-Verträge von 1601 bis 1700. Berlin 1867.

*) Journal de Frankfort, 1800 Nr. 210.

Hessen abspielte, denn damit streife ich dann endlich noch die moralische Seite der Sache, und mehr als eine rechtliche, politische und moralische Vertheidigung wird wohl kein Mensch verlangen können.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß Landgraf Friedrich II. mit dem englischen Hofe in verwandtschaftlichen Beziehungen stand; seine Gemahlin war die Lieblingstochter des Königs Georg II., also eine Schwester des damaligen Königs Georg III. von England. Gleichwohl war Landgraf Friedrich II. gar nicht einmal geneigt, einen Subsidienvertrag mit England abzuschließen und der Umstand, daß England damals noch mehr als zwei Millionen Thaler aus früheren Verträgen an Hessen schuldete, war bei dieser Abneigung vielleicht nicht der letzte Grund.*) Die Landstände selbst wünschten indessen den Abschluß eines solchen Subsidienvertrages, und da der Minister, General von Schlieffen, die militärische Unterstützung des „nahen Anverwandten“ des Landgrafen aus politischen und wirthschaftlichen Gründen dringend unterstützte, so mußte sich endlich der Landgraf den Wünschen der mit seinem ersten Minister übereinstimmenden Stände fügen. Der ganzen Situation entsprechend, lautete dann auch der hessische Subsidienvertrag in seinem Eingange (Art I.):

> „Es soll also vermöge dieses Traktates zwischen . . . . . . Ihren Nachfolgern und Erben eine genaue Freundschaft und eine aufrichtige, feste und beständige Verbindung sein, dergestalt, daß der Eine das Interesse des Andern als sein eigenes ansehen und sich auf Treue und Glauben bemühen wird, dasselbe zu fördern, und wechselseitig aller Unruhe und allem Schaden vorzubeugen und selbigen abzuwenden.“

Wir haben also nicht nur einen Subsidienvertrag schlechtweg vor uns, sondern zugleich das, was die heutige Diplomatie unter einem Allianzvertrage versteht. Der Vertrag blieb auch nicht einmal Geheimniß, denn er erschien in deutscher und englischer Sprache schon im Jahre 1776 (Frankfurt und Leipzig).

*) Röth und Stamford, Hessische Geschichte S. 402.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich Soldat wurde.

Kleines aus großer Zeit.

(Fortsetzung.)

Bis zur Zeit des deutschen Befreiungskrieges wurde das Königreich Westfalen von kriegerischen Ereignissen wenig berührt und nur das Jahr 1809 machte in dieser Beziehung eine Ausnahme, da die Versuche, in dem damaligen Kriege der Franzosen gegen Oesterreich das nördliche Deutschland zum Aufstande gegen die verhaßte Fremdherrschaft zu bewegen, in dem ehemaligen Kurfürstenthum einen ergiebigen Boden zu finden hoffen durfte. Der Herzog von Braunschweig-Oels, Schill und Dörnberg waren die Parteigänger, welche jene Versuche unternahmen. Da diese Aufstände nur dann von einem glücklichen Erfolg hätten begleitet sein können, wenn bei den Hauptkriegsereignissen im südlichen Deutschland Oesterreich Sieger geblieben wäre, so konnten sie, da dies nicht der Fall war, nur dazu dienen, der französischen Herrschaft neue Proben von dem tiefen Haß der Deutschen zu geben, so wie sie den Schaaren des Herzogs von Braunschweig und Schill's Gelegenheit gaben, deutsche Treue und Tapferkeit zu bewähren.

Oberst v Dörnberg hatte die Landleute in der Umgegend von Kassel aufgeboten und, unterstützt von einigen ehemaligen hessischen Offizieren, führte er diese zwar patriotische, aber schlecht bewaffnete und wenig geordnete Schaar am 24. April 1809 auf dem linken Ufer der Fulda gegen Kassel vor. — Man hatte wohl darauf gerechnet, daß die westfälischen Soldaten, bei dem zum Theil großen Widerwillen, mit welchem die Gemeinen dienten, zu Dörnberg übergehen, daß diese zum Kriegsdienst einer Fremdherrschaft gezwungenen Söhne des Vaterlandes nicht gegen ihre eigenen Brüder fechten würden — aber hierin täuscht man sich nur zu oft.

Beim Soldaten wirkt die Gewohnheit des Gehorsams, und er wird unter den Augen seiner Offiziere meist nur dann seiner Soldatenpflicht untreu werden, wenn diese das Beispiel dazu geben. Auch ist der Soldat von der Waffenehre zu sehr durchdrungen, als daß er vor einem Haufen nicht uniformirter, schlecht bewaffneter Kämpfer zurückweichen oder zu ihnen übertreten

und dadurch sich mit ihnen gleich stellen sollte.

Auf der anderen Seite werden Menschen, die nicht zu Soldaten erzogen sind, durch die Ereignisse in ernsten Gefechten, wenn sie solchen zum ersten Male beiwohnen, erschüttert und verlieren dann leicht die Besonnenheit. So geschah es auch hier.

Als die Insurgenten bis zu dem vereinzelt stehenden Wirthshause, der Knallhütte, auf der Frankfurter Straße, eine Meile vor Kassel, gekommen waren und hier von dem Büchsenfeuer der westfälischen Jäger empfangen wurden, hielten sie nicht lange Stand, warfen die Ackergeräthe, mit denen ein Theil bewaffnet war, von sich und ergriffen die Flucht.

Aus den öffentlichen Blättern ist mir noch erinnerlich, daß bei dieser Gelegenheit die westfälische Regierung gegen jene Landleute mit Milde verfuhr. Es wurde gegen sie keine Untersuchung wegen Theilnahme an diesem Aufstande eingeleitet, und ein Aufruf im „Moniteur" forderte die Leute sogar auf, nach Kassel zu kommen, um ihre auf dem Kampfplatz zurückgelassenen Ackergeräthe ungefährdet abzuholen. Ich glaube indeß, das Vertrauen zu dieser Milde war nicht groß genug, als daß Jemand davon Gebrauch gemacht und sich seine Streitaxt oder seine Schlachtsense zu einem friedlicheren Gebrauch wieder ausgebeten haben sollte.

Gegen die Anführer des Aufstandes, denen es nicht gelungen war, sich durch Flucht zu retten, wurde dagegen mit aller Strenge verfahren und auf dem Forst bei Kassel sind sie erschossen worden. Eine einzelne Eiche steht auf der Stelle, wo die Kugeln die Herzen dieser für ihr Vaterland begeisterten Männer durchbohrten. Unter ihnen fiel auch jener hessische Lieutenant von Hasserodt, der bei dem Militairaufstand von 1806 Kommandant von Großalmerode war, und meine Vaterstadt ist noch geneigt, den Heldenmuth, mit dem er starb, die Kaltblütigkeit, mit der seine unverbundenen Augen in die Mündungen der Gewehre blickten, welche im nächsten Augenblick ihm gewissen Tod bringen sollten, sich selbst zum Ruhme anzurechnen.

Als der Herzog von Braunschweig mit seiner schwarzen Schaar sich von den Grenzen Böhmens bis zur Weser durchschlug, um über das Meer einen Weg nach dem einzigen Lande der Freiheit zu suchen, wurden auf diesem Zuge auch mehrere westfälische Städte von ihm berührt. In Halberstadt wurde ein westfälisches Infanterie-Regiment, (ich glaube es war das fünfte), nach geleisteter Gegenwehr, überwältigt, gefangen genommen, entwaffnet und entlassen.

Die Entlassenen zogen auf verschiedenen Straßen nach Kassel, und auch in meine Vaterstadt kam ein Theil derselben. Mit welch gespannter Aufmerksamkeit hörte ich nicht den Erzählungen von Offizieren und Soldaten zu, die zu meinem Vater kamen, um Quartier zu erhalten. Mit welcher ehrfurchtsvollen Scheu nahm ich den Czako eines Soldaten in die Hand, durch dessen oberen Theil die Pistolenkugel eines braunschweigischen Husaren durchgegangen war! Dagegen soll man in Kassel mit den Erzählungen dieser Tapfern weniger zufrieden und der Meinung gewesen sein, sie hätten von dem ruhmvollen Angriff des Herzogs und ihrer eigenen vollständigen Niederlage lieber nicht so viel erzählen sollen. Aber diese deutschen Soldaten waren für den Ruhm des Herzogs von Braunschweig mehr begeistert, als für die eigenen Fahnen. Ganz Westfalen war voll des Lobes des Herzogs und jeder wollte einen Pfeifenkopf oder eine Tabaksdose haben, auf welcher der kühne Held in seiner Feldmütze mit den Todtenkopf und seinen schnürenbesetzten schwarzen Ueberrock abgebildet war.

* * *

Im Jahre 1812 sah ich einen Theil jener Armeen, die nach Rußland ziehend, einem so traurigen Geschick entgegen ging. Es waren prächtige Truppen, französische und westfälische. Wie schmerzlich leid that es mir, daß ich nicht alt genug war, um mitziehen zu können; aber ich war erst im fünfzehnten Lebensjahr. Wäre ich ein Jahr älter gewesen, ich hätte wohl auch mein Grab in Rußland gefunden. Wie beneidete ich einen früheren Schulkameraden und einen Vetter von mir, die in der Armee dienten. Ersterer war Korporal im 6. Infanterie Regiment, in der Compagnie seines Onkels, des Hauptmanns v. Kleinschmidt. Er wurde Sergeant; als er aber nach der Schlacht von Borodino zum Offizier vorgeschlagen werden sollte, gehörte er zu den Vermißten und wieder zu seinem Truppentheil zurückgekehrt, waren die Offizierstellen besetzt. Jenseits der Beresina hatte ihn sein Hauptmann noch gesprochen, aber an das diesseitige Ufer mag er wohl seinen Fuß nicht gesetzt haben — er sah seine Heimath nicht wieder.

Der Andere, den ich beneidete, mein Vetter, diente als Fourier in einem leichten Bataillon. Er war ein äußerst geschickter und talentvoller junger Mann; was er aber an Genie über das gewöhnliche Maß besaß, das mangelte ihm an moralischen Eigenschaften. Wenn ich nach Kassel kam, ihn zu besuchen, war es jedesmal zweifelhaft, in welcher Charge ich ihn treffen würde, ob auf freiem Fuß oder in der Salle de Police. Als hessischer Offizier war er gescheitert, und später in westfälische Dienste getreten, wurde er zweimal vom Fourier zum Gemeinen degradirt, aber immer wieder zum Korporal und Fourier

befördert. Als ich ihn das letzte mal besuchte, war er wieder Fourier und im Vertrauen machte er mir die Mittheilung, daß er nun eine Degradation nicht mehr zu befürchten habe, da ein zum drittenmal degradirter Unteroffizier nicht wieder befördert werden dürfe, der Regiements-Quartiermeister ihn aber als Fourier nicht entbehren könne. Er marschirte mit nach Rußland und das bekannte Sprüchwort ging auch an ihm in Erfüllung. Wohlbehalten kehrte er zurück und trat später wieder in die hessische Armee ein, in der er abermals Offizier wurde.

Aber sein Charakter wie sein Schicksal blieben dieselben. Er wurde kassirt und ein frühzeitiger Tod rief ihn aus beklagenswerthen, wenn auch selbstverschuldeten Verhältnissen ab. Daß er Offizier gewesen, war der Stolz und Trost seines Lebens, wobei er seiner Kassation stets als eines Schicksals gedachte, welches höhere Mächte lenkten.

Das war das Loos zweier Menschen, die ich beneidet hatte. Ich bin noch öfter im Leben darüber belehrt worden, daß man Niemanden beneiden sollte. Denn der Neid ist ein doppeltes Unrecht: als moralischer Fehler und als Irrthum. Wie wenige Menschen würden wir Ursache haben zu beneiden, lägen die geheimen Empfindungen ihres Herzens, wie ihre künftigen Geschicke offen vor unsern Blicken! —

Ich hatte mein vierzehntes Lebensjahr zurückgelegt, war konfirmirt worden und hatte in der Schule meiner Vaterstadt gelernt, was dort zu lernen war. Ich hätte nun auf eine höhere Schule nach Kassel gemußt, doch da die Zeiten ungünstig und mein Vater auf längere Zeit nach Frankfurt a/M gereist war, so wurde der Vorschlag eines Bruders meiner Mutter, der Rent- und Postmeister war in Kaufungen, an der Straße von Großalmerode nach Kassel, angenommen, mich vorläufig in seinem Bureau zu beschäftigen.

Es war dies zwar gegen meine Neigung, da ich aber dadurch aus der Schule kam, war ich es einstweilen zufrieden; denn Soldat konnte ich noch nicht werden, durfte in dieser Beziehung auf ein Einverständniß meiner Eltern überhaupt nicht rechnen.

Der Bureaudienst behagte mir indeß wenig. Bei meiner schlechten, schülerhaften Handschrift wurden mir die Arbeiten schwer und weder ich, noch andere konnten Freude daran haben. Eine zweckmäßige Anleitung für diesen Beruf durfte ich von meinen Onkel kaum erwarten, da er selbst kein gewandter Bureaubeamter war. Er hatte Theologie studirt, war dann Informator gewesen und da er als Prediger nach langem Warten kein Amt erhalten, Rentmeister geworden. Er war ein Mann von gediegener wissenschaftlicher wie ästhetischer Bildung, verstand außer seinem Latein, Griechisch und Hebräisch auch Französisch und Englisch, war ein liebenswürdiger und angenehmer Gesellschafter, Gelegenheitsdichter und gewandter Sprecher bei allen öffentlichen und privaten Veranlassungen, ein Mann von humanem Charakter, der sich der allgemeinsten Hochachtung erfreute, aber — er war kein Rentmeister, obgleich er dies bis an das Ende seines Lebens geblieben ist.

Wenn die Verificateure zur Kassenrevision kamen, so konnten sie nirgends freundlicher aufgenommen werden, als bei meinem Onkel, keiner bewirthete sie an einer besseren Tafel, keiner setzte ihnen ein besseres Glas Wein vor, bei keinem fanden sie eine anregendere Unterhaltung, aber einen richtigen Kassenabschluß brachte er mit all seinen Schreibern nicht zu Stande und der Verificateur mußte sich schon bequemen, solchen selbst zu machen, wenn er ihn revidiren wollte.

Unterdeß las ich im „Moniteur" die siegreichen Fortschritte des französischen Heeres und ihrer Verbündeten in Rußland und bei der Anrede Napoleon's an seine Soldaten vor der Schlacht von Borodino, that mir das Herz weh, daß ich nicht bei den Siegern unter den Mauern von Moskau sein konnte.

Und doch war es gerade in Moskau, wo sich das Schicksal dieses Heeres wendete und wo mit dieser Wendung auch meinen Gedanken eine andere Richtung gegeben wurde.

Wenn ich von frühester Jugend den lebhaften Wunsch gehabt hatte, Soldat zu werden, so dachte ich mich natürlich in der Armee, die ich kannte. Diese Armee ging aber nun in Rußland zu Grunde; die Kunde von Preußens Erhebuug gelangte auch zu uns und ganz Deutschland beseelte nur ein Gefühl: Kampf gegen Frankreich! Von diesem Gefühl mußte ich um so lebhafter ergriffen werden, als es mit meiner vorherrschenden Neigung zum Soldatenstande zusammen traf.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Ehrentafel.

Von Joseph Schwank.

(Fortsetzung. S. Nr. 22.)

VI. Im Kriege Kaiser Karls VI. wider die Türken bis zum Passowitzer Frieden 1718; von da nach Sicilien gegen die Spanier bis 1721.

1717 14. Juli. 2400 Hessen mit lauter Mohren als Tambours und Pfeifern unter Prinz Maximilian und Oberst von Wutginau wohnten der Belagerung und Eroberung von Belgrad bei. Oberst v. Wutginau, hervorragender Artillerie-Offizier, sprengte das große feindliche Pulvermagazin in die Luft und Capitain von Kanne vertheidigte mit 60 Grenadieren des Regiments Prinz Maximilian eine Redoute gegen die wiederholten Stürme der Janitscharen mit solcher Tapferkeit und Unerschrockenheit, daß er die Bewunderung der gesammten Armee erwarb und Prinz Eugen in einem besondern Bericht an den Kaiser dieser That rühmlichst gedachte.

1719 20. Juni. Schlacht bei Francavilla und Castiglione in Sicilien.

„ 20. Juni. Eroberung von Palermo und Messina.

VII. In dem wegen der polnischen Königswahl entstandenen Reichskriege.

1735 20. Oktober. Gefecht bei Claußen im Kurtrierschen.

1735 22. Oktober. Siegreiches Treffen bei Esch (am Salmenbach) unter General Seckendorf gegen die Franzosen, an dem 4 hess. Regimenter Theil nahmen.

In dem dreijährigen Feldzug am Rhein und an der Mosel bewährten die aus 3200 Mann Infanterie bestehenden hessischen Truppen den alten Ruf der Tapferkeit und theilten den Ruhm Prinz Eugens und seines verhältnißmäßig wenig zahlreichen Heeres: „die in drei großen Armeen auftretenden Franzosen zu großer Vorsicht genöthigt und denselben eine unüberwindliche Schranke entgegengesetzt zu haben."

VIII. Im österreichischen Erbfolgekriege bis zum Aachener Frieden 1748.

1744 5. Juli. Sturm auf die Kronweißenburger Linien und Ersteigung derselben, wobei General v. Waldheim fiel.

1745 5. Juli. Gefecht bei Braunau und — Angriff von Landshut.

1746 11. Oktober. Schlacht bei Rocoux.

1747 2. Juli. Bei Laffeld, gegen den berühmten Marschall von Sachsen.

1748 2. Juli. Vertheidigung von Bergenopzoom.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Bilder aus Hessen.

von Ludwig Mohr.

II.

Kurfürst Friedrich Wilhelm und Peter, der große.

Ich sehe dich, verehrter Leser, den Kopf schütteln, wo du diese Ueberschrift liesest und weiß, daß dein ungläubiges Kopfschütteln sagen will, das kann nun und nimmer stimmen; denn — und doch wird es stimmen. Lies nur!

Es — war Ende der fünfziger oder Anfang der sechziger Jahre — so erzählte mir mein Eschweger Gewährsmann, — als der Hochselige Kurfürst die Werragegend berührte und der Stadt Eschwege, der Krone der hessischen Landstädte, die Ehre seines Besuches zugedacht hatte. Wie das bei derartigen Gelegenheiten üblich ist, hatte die Stadt sich in ein festtägliches Gewand geworfen, und schon frühe trieb die Ungeduld die Neugierigen aus den Thoren und die Chaussee entlang, der Reichensachser Höhe hinauf, dem Erwarteten entgegen.

Wie man wissen wollte, mußte der Fürst von Reichensachsen her eintreffen, wo er auf dem Edelsitze Derer von Eschwege gerastet hatte. Oben auf dem Scheitel der Höhe, von wo aus man die Landstraße weit hinaus übersehen konnte, schob und drängte sich die Menge, wie auf einem Jahrmarkte, bis plötzlich ein auffälliger Stillstand in ihr eintrat, und ein gutes Auge, wenn es den geschärften Blicken rings um sich her

folgte, in der Ferne zwischen den, die Landstraße markirenden Obstbaumreihen ein in scharfem Trabe daher eilendes Sechsgespann deutlich wahrnehmen konnte.

In diesem Augenblicke richtete sich im Schatten eines der neben der Landstraße stehenden Apfelbäume ein Mensch auf, der sich durch sein Aeußeres auffällig von seiner Umgebung unterschied. Er war von einer riesigen Höhe, über sechs Fuß groß, ein Dreißiger mit dem bekannten Gardemaaße. Er trug einen neuen blaulinnenen Kittel, dessen unterer Saum die Gegend der Kniee kaum erreichte. Die langen Unter- und Oberschenkel staken in weißen, enganliegenden, wildledernen Hosen, die aus den blank gewichsten Schuhen heraus gewachsen zu sein schienen. Diese Hosen waren von dem Gürtel bis zu den Fersen an den auswendigen Längsnähten, rechts wie links, statt eines Passepoils mit Reihen blanker zweipfennig-großer Messingknöpfe, die je ungefähr einen halben Zoll von einander abstanden, verziert. Heute waren diese Knöpfe so geputzt, daß sie in der Sonne blitzten, als wären sie eben unter der Stanze des Fabrikanten hervorgekommen. Ein rothgeblümtes, baumwollenes Kattunhalstuch schlang sich unter dem weißen Hemdkragen um den Hals und hing in seinen beiden Zipfeln von dem vorn geschlungenen Knoten lang auf die Brust hernieder. Eine rothgestreifte Soldatenmütze mit kleinem Glanzlederschirm, unter der das blonde Hauptthaar nur zweifingerbreit in der Gegend der Schläfe nach vorn gestrichen hervorsah, vollendete schließlich den Anzug. Das wesentlichste an der ganzen Erscheinung aber war der prächtige, in's röthliche spielende Schnurr- und Backenbart, deren untere Enden zusammenliefen und am heutigen Morgen von ihrem Besitzer zu mächtigen Spitzen zusammengezwirbelt waren. Diese Spitzen waren von einer Länge, daß man sie ohne alle Mühe unter dem Hinterkopfe zu Schluppen hätte binden können. Ueber dieser üppigen Gesichtszierde lagerte, wie eine überreife Riesenhimbeere, eine kolbige Nasenspitze und ließ mit dem thalergroßen Kupferanflug, der über der bärtigen Umwallung in der Gegend der Backenknochen sichtbar war, darauf schließen, daß klares Brunnenwasser keineswegs das Lieblingsgetränk des Mannes bildete.

Dieser Mensch war eine Eschweger Straßenfigur und gehörte jener Klasse der Bevölkerung an, die man in der sonnenbeschienenen Hauptstraße der Stadt, dem sog. Stade, zu Zeiten lungern sieht, bis jemand erscheint, sie zu Handlangerdiensten zu dingen. —

Nachdem er sich von seinem Platze erhoben und ebenfalls einen geschärften Blick die Krümmung der Landstraße entlang geworfen hatte, klopfte er mit seinem Sacktuche die sorgfältig gewichsten Schuhe vom Staube der Landstraße rein, musterte mit prüfendem Blicke seinen Anzug vom Kopfe bis zu den Füßen, und als er gefunden hatte, daß alles an ihm in Ordnung war, nahm er eine stramme, kerzengerade Haltung an, die seine Gestalt noch größer erscheinen ließ.

Inzwischen näherte sich das Sechsgespann und fuhr langsamer, als es die Menge erreichte, welche es mit lauten Vivats begrüßte. Freundlich dankte der hohe Herr, welcher in der Uniform des Leibgarde-Regiments mit zwei Militärs seiner nächsten Umgebung in dem offenen Wagen saß, nach rechts und links. Plötzlich aber stutzte und erbleichte er; denn der Wagen war gestellt worden, und, wie aus dem Boden gewachsen, stand neben dem Schlage jener baumlange Mensch mit dem langen Barte, salutirend die zwei ersten Finger der rechten Hand an den rothen Streifen der alten Soldatenmütze und die Augen so fest auf den Fürsten gerichtet, als wäre das Kommando beim Parademarsch: „Augen rechts!" gefallen.

Doch nur einen einzigen Augenblick brachte das plötzliche Auftauchen des riesigen Gesellen den Fürsten außer Fassung; im anderen frug er auch schon, und das gerade nicht freundlich, wer er sei.

Der Angeredete streckte die Brust noch mehr, als er es vorhin schon gethan hatte, heraus, und mit einem gewissen Nachdruck, der das Schnarren seiner Stimme, das ihr von Natur eigenthümlich war, noch mehr hervorkehrte, als wolle er in den Ton die verwundernde Frage legen, kennen Königliche Hoheit mich denn nicht mehr, kam es ihm unter dem Schnauzbart hervor: „Peter, der große, Königliche Hoheit!"

„Peter der Große?!" gegenfragte der Fürst und blickte zu seinen beiden Begleitern hinüber, als wolle er sagen, der Kerl scheint aus Haina entsprungen zu sein.

Der eine der Begleiter, welcher den Menschen und seine Vergangenheit kannte, vermochte sich — den Gedankengang des hohen Herrn errathend — kaum eines Lächelns zu enthalten und bemerkte: „Der lange oder große Peter — der Familiennamen ist mir im Augenblick nicht gegenwärtig — vor Jahren rechter Flügelmann des Leibgarderegiments. Seine Kameraden in der Truppe machten scherzweise aus dem großen Peter einen Peter, den großen, und nun scheint er zu glauben, Königliche Hoheit müßten ihn unter diesem Spitznamen eben so gut kennen, wie die Leute seines Korps!"

„Mich erinnere!" sagte der Fürst, „jetzt mich sehr wohl auch des Namens erinnere, Peter Stechhardt." Die innere Genugthuung, daß sein

Gedächtnis, das — nebenbei gesagt — kein gewöhnliches war, doch noch besser sei, als das des Begleiters, glättete mit einmal seine Stirn, die sich in Unmuth über den Zwischenfall gekräuselt hatte und, noch unter dem Eindrucke dieser Genugthuung, winkte er dem großen Peter, der während der minutenlangen Unterredung in seiner strammen Stellung verharrt hatte, näher zu treten.

Wie der Blitz warf dieser das eine Bein zum Schritt vorwärts, zog das andere nach und kerzengerade, die Rechte an der Mütze, die Linke an der Hosennaht stand Peter, der große, wieder wie eine Bildsäule da. —

Das hatte nur so geklappt, machte dem Fürsten ungemeines Vergnügen und schon, während er weiter frug, zog er seine Börse.

„Heißt er Peter Stechhardt?"

„Zu Befehl, Königliche Hoheit!"

„Ist er der Stechhardt, welcher rechter Flügelmann in meinen Leibgarde-Regiment war?"

„Zu Befehl, Königliche Hoheit!"

„Na, dann nimm er dies und trinke Eins auf unser Wohl! Und nun, kehrt!"

Mit diesen Worten reichte er dem ehemaligen Flügelsmann ein Zweithalerstück mit seinem Bildniß.

Peter warf einen flüchtigen Blick auf das Geschenk, dann fuhr sein eines Bein nach hinten, das andere ihm nach, wie der Blitz ging es Kehrt und im Paradeschritt trat er ab und mischte sich unter die Neugierigen.

Lächelnd kehrte sich der Kurfürst zu seinen Begleitern und gestikulirte eifrig; aber das Gerassel des fortrollenden Wagens übertönte seine Worte, und so bin ich nicht in der Lage, setzte mein freundlicher Gewährsmann, der mir als Augenzeuge das kleine Vorkommniß schilderte, hinzu, Mittheilung über die Meinung des Fürsten wegen dieser Begegnung mit Peter dem Großen machen zu können. Er meinte jedoch, dem Gesichtsausdrucke der Begleiter nach zu urtheilen, ist es sicher eine schlagende humoristische Bemerkung, wie sie ihm bei besonderen Gelegenheiten eigen waren, über die Ueberraschung gewesen, welche die Bezeichnung Peter der Große bei ihm hervorgerufen hatte. —

Leicht hätte sich dieser kleinen Geschichte noch ein hübscher poetischer Schluß andichten lassen, wenn wir z. B. den großen Peter das Zweithalerstück mit des Fürsten Brustbildniß zu einem Angedenken für Kind und Kindeskinder aufbewahren ließen, wie jener Grenadier Napoleons mit den Worten der Romanze:

„Zerbrecht mir nur die Flasche nicht!
Mein Kaiser trank daraus!"

Allein Peter der Große war eine zu reale Natur, dem überdies während seiner Militärdienstzeit das Dogma vom blinden Gehorsam in Bezug auf die Befehle der Obern zu Blut und Fleisch geworden war. Er freute sich anfangs über den Hochglanz des funkelneuen Zweithalerstücks wie ein Kind; als er aber, der fürstlichen Karosse folgend, nicht weit von dem Thore, das Wirthshausschild vom „goldnen Fäßchen" erblickte, einer Fuhrmannskneipe, die da stand, wo heut zu Tage die gastlichen Räume des Hotels Koch, des ersten Gasthofs der Stadt, zur Einkehr einladen, da erinnerte er sich der Worte des Fürsten, Eins auf sein Wohl für das Zweithalerstück zu trinken und zu sich selbst sprechend: „Ordre parirt, Peter, der Große" verschwand er im Thorweg zum „goldnen Fäßchen" und für heute von der Bildfläche der festlich bewegten Stadt.

Hessentreue.*)

Im Morgenlicht der Stadtthurm ragt hoch in's Aetherblau,
Des Thürmers Sohn von oben hält trüb' die letzte Schau;
„Ach Gott, ich soll nun ziehen hin in den blut'gen Streit —
Doch muß ich Hersfeld lassen, bricht mir das Herz vor Leid."

Es klingt schon aus den Gassen gedämpfter Trommelton,
Da legt der greise Thürmer die Hand auf seinen Sohn:
„Thu' deine Pflicht, mein Junge, des Vaterlands Gebot
Befolgt ein braver Hesse und ging's auch in den Tod!

Des Erbfeinds Joch zu brechen, ganz Deutschland ist bereit
Ein Hesse darf nicht nachsteh'n an Muth und Tapferkeit;
Blick hin zur Stiftsruine — sie mahnt uns lange schon —
Was wir zu rächen haben: vergiß es nicht, mein Sohn!"

Da reißt sich los der Jüngling, er tritt in Reih' und Glied.
In hellem Hauf' das Kriegsvolk dort aus dem Stadtthor zieht;
Vom Thurm winkt nach der Alte, ihm ist um's Herz gar weh;
„Behüt' dich Gott, mein Junge, daß ich dich wiederseh'!" —

Nun ist er fortgezogen, schon sind's zwei Wochen fast,
Da zieht am Thurm die Klingel ein mitternächt'ger Gast,
Der Thürmer fragt verwundert: „Wer will so spät herauf?
Und eilt hinab die Stiegen und schließt das Pförtlein auf.

Doch wie versteinert steht er, da er den Sohn erschaut,
Der wirft sich an die Brust ihm und weint und schluchzet laut:

---

*) Vorstehende Ballade beruht auf einer wahren Begebenheit aus dem Jahre 1815, welche Vilmar in seinem „Hessischen Historienbüchlein" erzählt, mit dem Hinzufügen, daß ein Augenzeuge, ein späterer hessischer General, dieselbe ihm überliefert habe.

„Ach Vater, liebster Vater, Gottlob, daß ich zu Haus,
In Mainz da ward ich flüchtig, hielt's länger nimmer aus!“

Der Alte führt ihn schweigend hinan die Stufen sacht,
Er stellt ihn auf die Plattform hin in die Sternennacht —
Die hohe Thurmuhr ticket — die Erde liegt so weit —
Es ist als ob sich einten hier Zeit und Ewigkeit. —

Dem Jüngling wird so bange, als steh' er im Gericht,
Denn strenge wie ein Richter sein greiser Vater spricht:
„Dort unten ist vergangen der flücht'ge Farbenschein,
Blick auf, wo still erglänzen der ew'gen Sterne Reih'n!

Sie werden niemals irre auf ihrer sichern Bahn,
Denn der darüber waltet, der wies sie ihnen an,
Der hat auch uns bezeichnet, den Weg der ihm gefiel,
Den Pfad der Pflicht, er führet allein zum wahren Ziel. —

Doch daß wir irr' nicht gehen im Labyrinth der Welt,
So hat er das Gewissen als Führer uns gesellt —
Du folgtest diesem Führer, der eignen Mahnung nicht,
Drum muß ich selbst dich bringen zurück zum Weg der Pflicht.“

Und Beide wandern rastlos hinein in's welsche Land,
Das Regiment zu suchen, das „Landgraf Karl“ genannt,
Und als sie's endlich finden im Feld vor Mezières,
Da schleppt den bleichen Jüngling der Greis zum Kommandeur.

„Ich bin der Thürmer Kollmann und bring Euch meinen Sohn,
Den Musketier, der treulos der Fahne ist entfloh'n;
War pflichttreu stets, Herr Oberst, mein Sohn, er sei es auch,
Und ist er auch mein einz'ger — thut was Soldatenbrauch!“

Die hohen Offiziere mit Stern und Ordensband,
Die stehen stumm und staunend, als wären sie gebannt,
Doch als der Greis sich wendet und still verläßt das Zelt,
Verneigen sie so tief sich, als ging ein Fürst, ein Held. —

Es ward in Staub getreten des Feindes Uebermuth,
Die Sieger ziehen heimwärts — ließ mancher auch sein Blut.
Wie jubeln sie in Hersfeld, als sie die Tapfern seh'n,
Es läuten laut die Glocken, viel Fahnen flatternd weh'n.

Im Thurmgemach der Alte verhüllt sein Angesicht,
Und kehren Alle wieder, so kommt doch Einer nicht.
Es deckt der kühle Rasen wohl längst den Deserteur,
Der sicher vor dem Standrecht den Tod fand ohne Ehr'. —

Da tritt herein der Oberst, er reicht dem Greis die Hand:
„Weint nicht, sein Tod war ruhmvoll, er fiel für's Vaterland;
Wohl war's ein schlimmer Posten, auf den wir ihn gestellt —
Umsaust von Feindeskugeln hielt aus er wie ein Held.“

Der Thürmer richtet auf sich, sein Antlitz leuchtet hehr:
„Für Deutschlands Ruhm gefallen — o Gott, was will ich mehr?
Und hab' ich selbst getrieben ihn in den frühen Tod —
Ich that nur was ich mußte, was Hessentreu gebot!“

J. Grineau.

Aus alter und neuer Zeit.

Heurige Gedenktage der Stadt Kassel. Vor 1150 Jahren, im Jahre 738 wird der Volksstamm der Hessen in einem Bericht des heiligen Bonifatius nach Rom zum ersten Male erwähnt. Die Jahreszahlen 38 und 88 sind in folgenden Zeiten für die Stadt Kassel öfter von geschichtlicher Bedeutung geworden, sodaß in dem laufenden Jahr eine Anzahl von Jubiläen bevorstehen, von denen eines oder das andere gefeiert werden dürfte.

Die Unterneustadt wurde an Stelle des Dorfes Fuldahagen, unter der Regierung Heinrich des Kindes von Brabant in den Jahren 1288 bis 1293 erbaut und befestigt. Eine Holzbrücke führte über die noch jetzt sichtbaren steinernen Pfeiler oberhalb der jetzigen Fuldabrücke in den neuen Stadttheil, in welchem links von der alten Leipziger-Straße auf dem jetzigen Holzmarkt die alte Magdalenenkirche stand. Nach der Erfindung des Schießpulvers verstärkte auch der linksfuldaische Theil der Stadt seine Befestigungslinie und hielt von 1385 bis 1388 drei Belagerungen mit Erfolg aus. Die damalige Walllinie erstreckte sich längst des sogenannten Grabens bis zum Brink und von dort, den ältesten Stadttheil an der alten Ahnamündung umschließend, zur Fulda.

Im Reformationszeitalter wurde Kassel, als festem Platze, neue Fürsorge zugewandt. Für die innerhalb desselben angehäuften Getreidemassen wurden zwei neue Mühlen angelegt, 1538 auf der Unterneustädter Seite und 17 Jahre später ebenfalls unter der Regierung Philipp des Großmüthigen eine auf dem linken Fuldaufer am Finkenwerder gelegene, die große Ahnaberger Mühle.

Von 1688 ab entstand in Kassel die Oberneustadt, westlich vom Zwehrenthurm, der jetzigen Museumsternwarte, als Wohnort der in Folge der Aufhebung des Edikt von Nantes aus Frankreich ausgewanderten Protestanten. In demselben Jahre entstand die große Kaserne an der unteren Königsstraße, an deren Stelle jetzt Neubauten zu beiden Seiten der Moltkestraße sich entwickeln. Die Gründung der französischen Oberneustadt außerhalb der Festungslinie, welche sich damals vom Zwehrenthurm längs der unteren Karlsstraße nach dem Druselthurm und zur Gießbergbastion, von da aber zum Müllerthor am Wall und zur Fulda erstreckte, gab die Veranlassung, daß Kassel, welches im ganzen 30jährigen Krieg der Hort des Hessenlandes gewesen war, im siebenjährigen Krieg versagte, und als Festung seine Bedeutung verlor, bis es 1767 vollständig geschleift wurde.

Im Jahre 1738, vor 150 Jahren, am Sonntag Jubilate, wurde die erste Predigt in der damals fertig gestellten lutherischen Kirche am Graben

gehalten, während vorher die Lutheraner in Kassel als nächstes Gotteshaus die Pfarrkirche zu Landwehrhagen besuchten.

Landgraf Friedrich I. von Hessen-Kassel, zugleich König von Schweden, hat die Errichtung dieser, bis jetzt noch einzigen lutherischen Kirche in hiesiger Stadt unterstützt und gefördert.

Die steinerne Wilhelmsbrücke über die Fulda ist von 1788 bis 1794 unter der Regierung Landgraf Wilhelm IX., späteren Kurfürsten Wilhelm I. erbaut worden. -e-

---

Vom Vater, Sohn und Enkel. Aus einzelnen Reden und Handlungen läßt sich zuweilen ein sicherer Schluß auf den Charakter und die Gesinnung eines Menschen ziehen, als aus jahrelangem Umgang. Es dürfte deshalb nicht ungeeignet sein, von jedem unserer drei letzten Regenten einen Vorfall aus dessen Regierungszeit anzuführen, welcher bei dem ersten das gemessene, steife, nie Form und Rücksichten außer acht lassende Benehmen, bei dem zweiten die autokratische Natur, bei dem letzten endlich dessen Gerechtigkeitsgefühl und das Bestreben, begangenes Unrecht wieder gut zu machen, kennzeichnen.

Wilhelm I. besichtigte eines Tages den Holzbestand um den „Lac“ auf Wilhelmshöhe. Der in seinem Gefolge befindliche, als biderbe Persönlichkeit bekannte Förster Grau machte Serenissimum hierbei darauf aufmerksam, daß an diesem Platze, als noch Wiese statt Wasser den Raum, welchen der „Lac“ einnimmt, ausgefüllt habe, „der ohle Wilm“ manchen Hirsch geschossen habe. Der Kurfürst, von dieser Aeußerung sichtlich unangenehm berührt, richtete an Grau die Frage: „Wen meint Er denn mit dem alten Wilm?“, worauf der Förster, das Unvorsichtige und Unpassende seiner Ausdrucksweise erkennend, ganz verlegen hervorbringt: „Unsern hochseligen Landgrafen Wilhelm VIII.“ Da wendet sich der Kurfürst sichtlich unwillig von Grau ab und sagt zu seinen Kavalieren:

„Sonst ein recht braver Mann dieser Förster Grau, nur schade, er hat gar keine „„éducation.““!“

Während der Regierung Wilhelm II. wohnte in den zwanziger Jahren ein Kurf. Bauconducteur zu Wilhelmshöhe, welcher mit einem Lakaien des Kurfürsten Streit bekam. Diese Angelegenheit gelangte in Form einer vom Lakaien abgefaßten Beschwerdeschrift zur Kenntniß des Kurfürsten, welcher auf dem Rande der Schrift wie folgt, verfügte:

Für diesmal bekommt der junge .... 8 Tage Arrest, kommt so was wieder vor, so wird er weggejagt. (Das war Kabinetsjustiz in optima forma.)

In den 50er Jahren hatte die Tochter des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm, Prinzessin Marie, mit einer Gesandtin von Kassel aus nach Wilhelmsthal eine Schlittenfahrt unternommen. Recht durchfroren dort angekommen, hatte die Prinzessin den Kastellan für sich und ihre Begleiterin um eine Tasse Kaffee gebeten, welche auch verabfolgt und genossen wurde. Doch das Auge des Gesetzes wachte in der Person eines Gensdarmen, welcher die pflichtschuldigste Anzeige erstattete, daß der Kastellan dem allerhöchsten Verbote zuwider an Dritte Getränke verabreicht habe. In Folge dessen erhielt der sich nichts schlimmes Bewußte Befehl, beim Kurfürsten sich über seine verbotswidrige Handlung persönlich zu verantworten. In Schnee und Eis tritt nun der gastfreundliche Hofdiener seine Wanderung zur Residenz, von welcher damals noch keine Eisenbahn bis Mönchehof fuhr, an und wird im Kurfürstlichen Palais ob seines pflichtwidrigen Verhaltens vom „Herrn“ hart angelassen. In aller Unterwürfigkeit stammelte derselbe zu seiner Entschuldigung so was von großer Kälte und Verabreichung des Kaffees ohne Entgelt an ein Mitglied des kurfürstlichen Hauses. Der Kurfürst entläßt den armen Mann sehr ungnädig und geht eben mit seiner Umgebung zu Rath, welche Strafe zu verhängen sei, als einer der Hofbediensteten dem ungnädigen Herrn vorstellt, daß der Weg zu Fuß zwei Stunden weit in Schnee und Eis von Wilhelmsthal nach Kassel doch eigentlich schon Strafe genug sei. Ohne ein Wort weiter in der Angelegenheit zu sagen, gibt der Kurfürst alsbald Befehl, daß der Kastellan in einer Hofequipage nach Wilhelmsthal zurückbefördert werde. Von Zuerkennung einer Strafe war niemals die Rede.

Schwk.

Gefecht bei Neuhof. Nur Wenigen dürfte bekannt sein, daß bei Neuhof, in der Nähe von Fulda, am 29. Dezember 1800 zwischen dem Organisator und Führer des Mainzer Landsturms Franz Joseph von Albini und dem französischen Brigadegeneral Dessaix*) ein sehr hartnäckiges und blutiges Gefecht stattgefunden hat. Karl Rothenbücher gibt uns in seiner lesenswerthen Schrift „Der Kurmainzer Landsturm in den Jahren 1799 und 1800“ (Augsburg bei Lampert u. Comp. 1879) eine Schilderung dieses Gefechts, der wir folgende Einzelheiten entnehmen:

Noch bevor die Nachricht von dem zwischen Oesterreich und Frankreich am 25. Dezember 1800 zu Steyer abgeschlossenen Waffenstillstande bei der französisch-batavischen Armee unter Augereau eintraf, machte Albini, welcher in seiner Stellung bei Fulda von dem bedeutend verstärkten französischen Corps eingeschlossen worden war, einen kühnen Versuch, aus seiner mißlichen Position durchzubrechen und womöglich sich mit der österreichischen Armee unter Gereral Simbschen in Franken zu vereinigen. Am

*) Nicht zu verwechseln mit dem in der Schlacht von Marengo am 14. Juni 1800 gebliebenen französischen Divisionsgeneral Desaix.

29. Dezember ließ Albini das unter dem Befehle des Brigadegenerals Dessaix stehende feindliche Corps plötzlich durch die Hauptleute Linsingen und Sommerlatt von Kohlhaus her, und durch den Rittmeister Schröder über Schmalnau, Döllbach, Bückenberg und das eine Stunde östlich von Neuhof gelegene Mittelkalbach angreifen. Die Mainzer Truppen vertrieben den Feind aus Neuhof und zweimal aus Mittelkalbach. Als derselbe jedoch auf einer hinter Neuhof gelegenen Anhöhe Platz nahm und durch eine aus dem Orte Flieden hervorrückende Reserve nebst Artillerie verstärkt wurde, mußten sich die Mainzer wieder in ihre Stellung auf dem rechten Ufer der Fulda zurückziehen. In diesem Treffen fielen von den Mainzer Truppen, deren Tapferkeit Dessaix in einem Schreiben an seinen Oberkommandanten Augereau rühmend erwähnt, 200 Mann. Albini, welcher durch ein gleichzeitiges Vorgehen des Feindes von Aschaffenburg und von Merzbach aus, woselbst sich damals der linke Flügel Augereau's befand, genöthigt gewesen wäre, entweder die Waffen zu strecken oder die Demarkationslinie zu verletzen, wurde durch die Bekanntgabe des Waffenstillstandes von Steyer aus dieser bedenklichen Lage befreit. In Folge der Verständigung zwischen den Generalen Augereau und Simbschen fand die Vereinigung Albini's mit dem Corps des letzteren statt. Albini kehrte hiernach in das Aschaffenburger Gebiet zurück, woselbst seine Truppen in diesseits des Mains gelegenen Aemtern einquartiert wurden. Mit dem Waffenstillstand von Steyer, dem am 9. Februar 1801 der Friede zu Luneville folgte, hatte die Thätigkeit des von Albini im Juni 1799 ins Leben gerufenen tapferen Mainzer Landsturms ihr Ende erreicht. Albini hatte den Werth der Volksbewaffnung erkannt, und obwohl von Haus aus Jurist, dieselbe in einer Weise zur Durchführung gebracht und zu verwerthen verstanden, welche ihm die volle Anerkennung der militärischen Fachmänner eintrug. Sein Fürst, der Kurfürst und Erzbischof von Mainz, Freiherr Friedrich Karl Joseph von Erthal, verehrte ihm zum Dank einen kostbaren Degen, dessen goldener Griff, mit Diamanten besetzt, die Inschrift trug:

„Friedrich Karl Joseph seinem Albini."
„Die Gefechte an der Nidda, bei Aschaffenburg und Neuhof."

F. Z.

Eine Räubergeschichte aus Oberhessen. Folgende kleine Geschichte über Joh. Bueckler gen. „Schinderhannes" dürfte vielleicht manchen Leser interessiren. Ganz im Anfange dieses Jahrhunderts überfiel Schinderhannes (oder wenn er es nicht selber war, so waren es doch Reste oder Theile seiner Bande,) das oberhessische Dorf Kleinseelheim bei Amöneburg. Das trug sich also zu. In Seelheim lebte der reiche Bauer Lauer, Besitzer des jetzt Boppischen Gutes. Selbiger Lauer wollte gerade damals sich für 30 000 Gulden, die er baar liegen hatte, einen Zehenden kaufen, sintemal es in damaligen Zeiten schwer war, Geld auf andere Weise vortheilhaft anzulegen. — Das Vorhandensein dieser bedeutenden Summe Geldes bei Lauer war den Räubern auf irgend eine Art kund geworden. — Bei einbrechender Nacht rückten die Räuber mit klingendem Spiel in Seelheim ein, besetzten sogleich das ganze Dorf und besonders die Kirche, damit nicht Sturm geläutet werden konnte, und schossen auf die Bauern, die sich auf der Straße blicken ließen, ihre Flinten ab. — Den reichen Lauer knebelten sie alsdann und nahmen ihm seine 30 000 Gulden ab. Die Frechheit der Burschen war um so erstaunlicher, als gerade damals der unsicheren Zeiten wegen ein kleines Kommando Soldaten zu Seelheim lag. Doch dies Kommando konnte gegen die zahlreichen Räuber nicht aufkommen. — Es wurde daher heimlich ein Bote nach der nahen Stadt Kirchhain gesendet, um das dortige Militair zu holen. Als dies in Seelheim ankam, waren die Räuber, welche den Alarmschlag in Kirchhain hören konnten, längst über alle Berge. Von den Räubern hat man nie eine Spur entdeckt. Nur soviel kam zu Tage, daß sie vom Rhein her über Gießen gekommen waren, und zwar in Chaisen und als vornehme Leute gekleidet, sodaß man sie überall unbehindert durchreisen ließ. — In Untersuchung gezogen wegen Beihilfe wurden die Kirchenhainer und Amöneburger Juden, aber ohne Erfolg. Diese Sache ist dem Schreiber also erzählt worden von Leuten, welche von ihren Vätern und Großvätern dieselbe durch unmittelbare mündliche Ueberlieferung vernommen haben. E. Br.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Die Konsekration des neuen Bischofs von Fulda, Joseph Weyland, fand am 25. Januar in der Domkirche zu Fulda statt. Die Weihe vollzog der Metropolit der oberrheinischen Kirchenprovinz, Erzbischof Dr. Roos von Freiburg, unter Assistenz der Suffraganbischöfe Dr. Haffner von Mainz und Dr. Klein vom Limburg. Als Vertreter des Staates wohnte der feierlichen Handlung der Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau, Graf zu Eulenburg, bei, welcher dem neuen Bischofe Tags zuvor die landesherrliche Urkunde der Anerkennung überreicht hatte. Fulda hat dem neuen geistlichen Oberhirten, dem fünften seit Wiedererrichtung des Bisthums Fulda im Jahre 1828, wie das gar nicht anders zu erwarten stand, einen glänzenden Empfang bereitet; die Ovationen, welche man dem hochwürdigsten Herrn brachte, waren großartig und jeder Bürger der Stadt, welcher Konfession er auch angehörte, bemühte sich, sein Möglichstes dazu beizu-

tragen. Die Fuldaer Blätter gaben eingehende Berichte über die würdige, erhebende Feier, auf die wir diejenigen Leser unserer Zeitschrift, welche sich dafür interessiren, verweisen. Das „Fuld. Kreisbl." schildert den neuen Kirchenfürsten als eine Persönlichkeit, kräftig und imponirend von Gestalt, mit offenem freien Blick, durchgeistigten, ebenso hohe Intelligenz und Entschiedenheit, wie auch Wohlwollen und Milde verrathenden Zügen. Sein seitheriges Wirken, über welches nur die Stimme der vollsten Anerkennung herrscht, berechtigt zu dem Schlusse, daß sein Walten der Diöcese Fulda zum Heil und zum Segen gereichen wird.

— Der Richterstand Kassels hat einen schweren Verlust erlitten. Am 24. Januar starb in Folge von Lungenentzündung der als anerkannt tüchtiger Jurist in den weitesten Kreisen bekannte Amtsgerichtsrath Eduard Hüpeden. Derselbe war am 26. Juni 1821 zu Treysa als der Sohn des Justizamtmanns Georg Friedrich Hüpeden geboren. Er besuchte das Kasseler Gymnasium, welches er zu Ostern 1842 absolvirte. Hiernach studirte er auf der Landesuniversität Marburg Rechts- und Staatswissenschaft. Hier war er ein hochangesehenes Mitglied des Corps Teutonia, dessen Senior er im Wintersemester 1843—44 und im Sommersemester 1844 war. Seinen juristischen Vorbereitungsdienst bestand er als Referendar bei dem Kurfürstlichen Obergerichte zu Kassel, war hiernach Assessor bei dem Justizamte II zu Kassel, später Assessor bei dem Kriminalgerichte zu Marburg, 1860 wurde er zum Justizbeamten in Jesberg ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis 1867, in welchem Jahre er an das Amtsgericht in Kassel versetzt wurde. Hervorragend durch die trefflichsten Gaben des Geistes und des Herzens, ausgezeichnet durch die Lauterkeit und Festigkeit seines Charakters, wie durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, ein pflichteifriger, berufstreuer Beamter, ein zuverlässiger Freund in allen Lagen des Lebens, erfreute sich der Verblichene in seltenem Grade der allgemeinen Hochachtung und Beliebtheit. Er wird fortleben im Andenken seiner Freunde und Bekannten, das allzeit ein gesegnetes bleiben wird. Friede seiner Asche. — F. Z.

— In der am Montag den 30. Januar dahier abgehaltenen Monatsversammlung des „Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde" hielt Hauptmann von L'Estocq einen Vortrag über „Die alten Hausmarken in ihrer Beziehung zu Wappen und Steinmetzzeichen". Der Vortrag war lehrreich und interessant.

Hessische Bücherschau.

P. Scheidtweiler, Königl. Reg.-Baumeister zu Frankfurt a. M. Die Rhön und ihre wirthschaftlichen Verhältnisse. (30 S.) Frankfurt, Gebr. Knauer 1887. 1,50 M. (Auch im 50. Jahresbericht des Frankfurter Ver. f. Geogr. u. Statistik. 1887. S. 180. ff.)

Hans Steffen aus Fürstenwerder, Unterfranken und Aschaffenburg. Eine geographische Studie auf Grundlage der „Bavaria". Inaug.-Dissertation. (115 S. m. 5 Karten.) Halle 1886.

Beide Werkchen haben ihren Schwerpunkt in der Betrachtung der kulturgeschichtlichen Verhältnisse unseres heimischen Gebirges. Auch das zweite zieht neben den bayerischen Landestheilen den ganzen zu unserem Regierungsbezirke gehörenden Theil der Rhön (auch des Spessarts) in den Kreis seiner Betrachtung. Scheidtweiler geht, nachdem er kurz die oro-hydrographischen und politischen Verhältnisse geschildert, auf die eigentlichen wirthschaftlichen Verhältnisse über, bespricht zunächst die Landwirthschaft, in Bezug auf welche er die Rhöngegend — namentlich hinsichtlich der Viehzucht — im Allgemeinen als günstig bezeichnet, dann den Waldbestand, den Wildstand, die Fischzucht, das Touristenwesen. Es folgt dann ein Abschnitt, welcher den Bewohnern, der Anlage der Dörfer, der Bauart der Häuser und Ställe, den Festen, den Vermögensverhältnissen und Erwerbszweigen gewidmet ist und zum Schluß werden ausführlicher die Verkehrsverhältnisse geschildert. Bis vor Kurzem ließen dieselben freilich sehr viel zu wünschen übrig, und dem in dieser Beziehung herrschenden Mangel ist wohl hauptsächlich die von Jahr zu Jahr zunehmende Verkümmerung der ökonomischen Verhältnisse der Rhön zuzuschreiben. Nun endlich sind die Staaten, welche sich in den Besitz des in Rede stehenden Gebiets theilen, daran gegangen, diesen Landstrichen die erforderlichen Verbindungen mit der Außenwelt zu geben.

Steffen erörtert nach einer allgemeinen geographischen Orientirung etwas eingehender als das vorher besprochene Schriftchen die naturwissenschaftlichen Verhältnisse. Einer Schilderung der geognostischen Beschaffenheit des Gebirges und des Klimas folgt eine Uebersicht über die Fauna und Flora des Gebietes. Daran schließt sich ein Ueberblick über die Abstammung der Bewohner und ein kurzer Abriß der Geschichte des Landes. In recht gelungener Weise legt Verf. dann die wechselseitigen Beziehungen zwischen Land und Leuten dar, erörtert die anthropologischen Verhältnisse, giebt uns eine Schilderung der Volkstracht, der Wohnungsverhältnisse, der Ernährungs- und Lebensweise der Bewohner, führt uns in das ganze soziale und geistige Leben der Rhöner ein. Beide Schriften sind allen Verehrern unseres schönen

Gebirges zu empfehlen. Leider ist das zweite nicht im Buchhandel erschienen. **A.**

— So eben ist im Verlage von Ernst Hühn dahier die bereits von uns angekündigte neue Schrift des rühmlichst bekannten Germanisten und Kenners des hessischen Volksthumes Hermann v. Pfister: „Anhang zur Chattischen Stammeskunde" erschienen, auf welche wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen wollen. Eine nähere Besprechung dieser Schrift, die viele neue, auf gründlichen Forschungen beruhende Aufklärungen bringt, behalten wir uns für die nächste Nummer unserer Zeitschrift vor.

— Der Redaktion unserer Zeitschrift sind so eben „Graue Lieder", Gedichte von unserem landsmännischen Dichter Ludwig Wolff, in zweiter Auflage, Verlag von Gustav Klaunig, zugegangen, die wir gleichfalls in späterer Nummer einer Besprechung unterziehen werden.

— In dem Verlag der E. Hühn'schen Hof-Buch- und Kunsthandlung dahier erscheinen zur Zeit eine Reihe kolorirter Photographien, welche Soldatenbilder unserer früheren kurhessischen Armeedivision darstellen. Die bisher erschienenen 6 Stück liegen in Kabinetsformat vor. Das erste derselben zeigt den letzten Kurfürsten in der Uniform des Leibgarde-Regiments zu Pferd in der Aue mit den ebenfalls treu wiedergegebenen Personen seiner nächsten militärischen Suite. Auf dem zweiten sehen wir einen Reiter der Garde du Corps in vollständiger feldmäßiger Ausrüstung, auf dem dritten einen ebensolchen Reiter des 2. Husaren-Regiments, auf dem vierten eine Abtheilung des Garderegiments im Paradeanzug, auf dem fünften eine Schießübung des Jägercorps und auf dem sechsten eine Gruppe des Schützen-Bataillons in Felddienstübung. Weitere Stücke, welche die noch rückständigen Truppenkörper zur Darstellung bringen sollen, stehen in Aussicht. Die von Herrn Karl Machmar in Kassel hergestellten Photographien sind sehr klar und lassen auch die vielfachen Portraits bekannter Offiziere und Mannschaften genau erkennen; die Kolorirung ist sauber und reglementmäßig exakt. Diese Blätter können allen denen auf das Beste empfohlen werden, die selbst einst diese stolzen Uniformen getragen haben und die dem ruhmreichen hessischen Heerwesen eine treue Erinnerung bewahren.

Briefkasten.

Nach Davos. Der Name „Konräderchen" für das kurfürstliche Leibregiment soll nach der einen Lesart aus sehr früher Zeit herstammen. Nach der Stamm- und Rangliste des kurfürstlich hessischen Armeekorps war der erste Kommandeur des 1. Bataillons unter dem Chef Oberst Prinz Lebrecht von Anhalt-Bärenburg-Hohm, von 1700—1706 der Oberstlieutenant Kurt von Uffeln, und nach dem Namen dieses Kommandeurs soll das Bataillon, und später das Regiment jenen Beinamen erhalten haben. Einer anderen, wahrscheinlicheren Lesart zufolge soll der Name „Konräderchen" dadurch entstanden sein, daß in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts bei einer Rekrutenvorstellung eine große Anzahl der Eingestellten den Vornamen „Konrad" führte.

J. A. K u. L. M. Marburg. Sehr erwünscht.

Ch. S. Bruchköbel. Näheres brieflich.

D. A. R. Laubach. Richtig erhalten und mit Dank angenommen. Freundlichsten Gruß.

L. M. Nordhausen. Einverstanden. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

☞ Die Einbanddecken für den Jahrgang 1887 sind so eben eingetroffen und werden von morgen an zur Vertheilung an die geehrten Besteller gelangen.

Der Verlag der Zeitschrift „Hessenland".

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 4. Kassel, 15. Februar 1888.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2641.

Meine Vaterstadt.

Du liebe, traute Vaterstadt
Im schönen Lahngefilde,
Es sieht mein Aug' sich nimmer satt
An deinem alten Bilde.
Ob Schnee auf deinen Dächern liegt,
Ob Lenzesgrün sich bräutlich schmiegt
Um deines Schlosses Hallen,
Du wirst mir stets gefallen.

Stolz schaut sie in das Land hinaus,
Die altersgraue Veste;
Am Berge hängt manch' Bürgerhaus
Gleich einem Schwalbenneste.
Und in dem Thale, nah' beim Hain,
Da steht, ein hohes Lied aus Stein,
Das Gotteshaus, das hehre,
Der frömmsten Frau zur Ehre.

Zwar ziehn in winklig steilem Lauf,
Wie Pfade für die Zwerge,
Gar manche Gassen kühn hinauf
Vom Thal bis hoch zum Berge.
Doch, wo mein Fuß auch rastend weilt,
Mein Blick rings zu den Höhen eilt:
Da wird er bald erreichen
Viel Bilder ohne Gleichen.

Bist ähnlich, Marburg an der Lahn,
Der fürstlichen Matrone,
Mit langem Mantel angethan
Und auf dem Haupt die Krone.
Des Kleides Saum, das dich umschmiegt,
Auf einem grünen Schemel liegt,
Darum des Flusses Wogen
Ein schimmernd Band gezogen.

Und ob im ersten Sonnenglühn
Die Höhen rings erglänzen,
Ob zart des Abends Rosen blühn
Und dir das Haupt umkränzen:
Wie ich dich immer auch erschau',
Du schön gebaute, stolze Frau,
Stets seh ich bei dem alten
Dich neuen Reiz entfalten.

Doch ebenso wie die Natur
Dich reich bedacht mit Spenden,
So treff' ich deines Geistes Spur
Bis an des Reiches Enden.
Du strahlest nah und leuchtest fern,
Du bist, wie einst, ein heller Stern
Am kühnen Himmelsbogen,
Den deutscher Geist gezogen. —

Du, altes Haus, am Bergesrand,
Schreit ich durch deine Räume,
Dann nahen Geister Hand in Hand
Und längst verrauschte Träume.
Es tritt manch liebliche Gestalt
Aus tiefgeborstnem Mauerspalt,
Doch nicht nur Truggesichter
Schau' ich und Traumgelichter.

Ich sehe vor mir schlicht und recht
Manch' liebe alte Züge,
Es ist ein biederes Geschlecht,
Dem fern noch Arg und Lüge.
Großvater und Großmutter nahn,
Die noch den Enkeln wohlgethan,
Die nichts von geist'gem Streben
Gewußt im stillen Leben.

Der Friedhof draußen vor dem Thor
Ruht tief im Abendschatten,
Oft stand ich weinend schon davor,
Wenn Tag und Nacht sich gatten.
Dort schlummern ja die Eltern mein,
Dort schläft mein holdes Schwesterlein,
Und Liebes zu vergessen
War nie die Art der Hessen.

Du Marburg, mit ergrautem Haar
Und deinen alten Gassen,
Vergäß, ich dein, müßt' ich fürwahr
Wohl von mir selber lassen!
Was ich aus schlichtem Bürgerhaus
Trug in die weite Welt hinaus:
Bleibt, wie die besten Stunden,
Stets eng mit dir verbunden! —

E. Mentzel.

Ueber die angeblich nach Amerika verkauften Hessen

von Carl Preser.

(Fortsetzung.)

Der bereits im vorigen Artikel genannte Minister, General v. Schlieffen, forderte für sich selber das Oberkommando über die nach Amerika zu sendenden Truppen, allein der Landgraf schlug seinem Günstling diese Forderung ab, und indem er erklärte, ihn nicht entbehren zu können, übertrug er das Oberkommando dem Generallieutenant von Heister, einem „alten im Waffendienste ergrauten Haudegen".

Meinen denn nun die Erzähler*) des Märchens von der „Seelenverkäuferei", ein so bedeutender Mann, wie es von Schlieffen war, hätte sich an England verkaufen lassen? Meinen sie, ein Generallieutenant von Heister hätte sich dazu hergegeben „verkaufte Landeskinder" gegen gutes Trinkgeld oder zum Vergnügen über den Ocean zu führen? Dann hätte sich ja wohl fast aus jedem einzelnen Hause des gesammten hessischen Adels mindestens ein Mitglied nach Amerika verkaufen lassen? Denn in einer von Eelking**) mitgetheilten Bestandsliste von Offizieren des hessischen Armeekorps aus dem Jahre 1779 finden wir nachfolgende adelige Namen. Im Generalstab: Kommandeur en chef nachdem von Heister abkommandirt war, Generallieutenant Baron von Knyphausen. Generalmajor von Loßberg, von Bose von Huyne und von Kospoth. Sonstige Offiziere: von Bassewitz, von Westernhagen, von Cochenhausen, von Wilmowsky.

Grenadier-Bataillon Linsingen: Oberstlieutenant von Linsingen sowie sonstige Offiziere: von Dinklage, von Mallet, von Webern, von Plessen, von Gröning, von Schüler, von Ende, von Hanstein, von Verschuer.

Grenadier-Bataillon Lengerke: Oberstlieutenant von Lengerke. Sonstige Offiziere: von Eschwege, von Wilmowsky (der zweite aus dieser Familie!) von Oreilly, von Gall, von Kospoth (ebenfalls der zweite dieses Namens!), von Trott, von Westphal, von Loßberg (ebenfalls der zweite dieses Namens!)

Grenadier-Bataillon Minnigerode: Oberst von Minnigerode. Sonstige Offiziere: von Biesenrodt, von Rabenau, von Geyso, von Gluer.

Grenadier-Bataillon Graff: von Romrodt, Anton und Karl von Dalwigk, von Treyden.

Leibregiment: Oberst Friedrich Wilhelm von

---

*) Wie es einzelne mit der Wahrheit nehmen, geht aus Folgendem hervor: Franz Löher sagt in seinem Buche „Zustände der Deutschen in Amerika", die „meisten der tapferen deutschen Generale sind auf solche Weise gefallen ꝛc." In Wahrheit ist aber kein einziger gefallen! Vergl. v. Eelking a. a. O. II. S. 227.

**) A. a. O. 225 ꝛc.

Wurmb, Major von Stamford. Sonstige Offiziere: von Urff, von Heymel, von Sacken, von Dalwigk, (der dritte dieses Namens!) v. d. Lith, von Gröning, (der zweite dieses Namens!)

Regiment Landgraf: Oberst von Keudell, Oberstlieutenant von Hanstein (der zweite dieses Namens!), Major von Aremberg. Sonstige Offiziere: von Münchhausen, Wilhelm von Eschwege, (der zweite dieses Namens!) August und Ludwig von Kospoth, (dritter und vierter dieses Namens!) von Goddaeus, von Seelhorst, von Zanthier, von Micklaskewitz, von Klingsohr.

Regiment Erbprinz: Oberst von Hachenberg, Oberstlieutenant von Cochenhausen (der zweite dieses Namens!) Major von Fuchs. Sonstige Offiziere: Ludwig Friedrich von Gall (zweiter dieses Namens!), von Schallern, von Eschwege, (der dritte dieses Namens!) Fr. Wilh. von Haller, Ernst Aug. von Westernhagen, (der zweite dieses Namens!) von Anderson, Friedrich von Keudell (der zweite dieses Namens!) von Hoening.

Regiment Prinz Carl: Oberstlieutenant von Löwenstein, Major von Kutzleben. Sonstige Offiziere: Karl Lüder von Geyso (der zweite dieses Namens!) von Dörnberg, Ferdinand von Trott, (der zweite) und Fähndrich Karl Wilhelm von Trott (der dritte dieses Namens!)

Regiment Ditfurth: Oberst von Westernhagen (der dritte dieses Namens!) Oberstlieutenant von Schüler (der zweite dieses Namens!) Sonstige Offiziere: Friedrich von der Malsburg und Wilhelm von der Malsburg, Fried. von Ditfurth, Arnold von Haller (der zweite dieses Namens!) Christ. von Bose, (ebenfalls zweiter dieses Namens!) Franz Friedrich von Bardeleben, Anton von Schachten, Friedrich von Buttlar.

Regiment Donop: Oberst von Gosen, Major von Kutzleben (zweiter dieses Namens!). Sonstige Offiziere: Dietrich von Donop und Wilhelm von Donop, Heinrich von Bardeleben (zweiter dieses Namens!) Wilh. von Lepel, Karl A. von Freyenhagen und Johann E. von Freyenhagen, Eytell Wilm von Trott (der vierte dieses Namens!). Fähndriche: von Knoblauch und von Lehrbach.

Regiment Loßberg: Oberst von Loos, Major von Hanstein (der dritte dieses Namens!). Sonstige Offiziere: von Altenbockum, von Wurmb, (der zweite dieses Namens!) von Hobe, von Zengen, von Waldschmidt, von Koben.

Regiment Knyphausen: Kein Stabsoffizier, dagegen sonstige Offiziere: Ludwig Wilhelm von Löwenstein (zweiter dieses Namens!) von Schimmelpfening, Ludwig von Romrodt, (zweiter dieses Namens! (von Bassewitz (desgl.), Wilhelm von Heymel (desgl.), von Ferry, von Lützow, von Drach.

Regiment Mirbach: Oberst von Romrodt (dritter dieses Namens!) Oberstlieutenant von Biesenrodt (zweiter dieses Namens!), Major von Wilmowsky, (zweiter dieses Namens!) Sonstige Offiziere: von Toll, Wilh. Aug. von Boyneburg, Hans Fr. von Biesenrodt (dritter dieses Namens!) Ehrh. von Drach (desgl.), von Ehrenstein.

Regiment Bose: Oberst von Bischhausen, Oberstlieutenant von Münchhausen (zweiter dieses Namens!). Sonstige Offiziere: Alex. von Wilmowsky (dritter dieses Namens!) Moritz von Stein, von Netzer, von Burghoff, Ernst von Trott, (der fünfte dieses Namens!) von Roden.

Regiment Trümbach: In demselben stand damals nur ein einziger adeliger Offizier: Lieutenant von Griesheim.

Regiment Wissenbach: Die Oberstlieutenants von Vorbeck und von Kietzell.

Regiment Huyne: Kein adeliger Offizier.

Regiment Bünau: Oberst von Bünau und Lieutenant von Gudenberg.

Regiment Seitz: Oberst von Seitz, Oberstlieutenant von Kietzell, (zweiter dieses Namens!). Sonstige Offiziere: von Ende (desgl.), von Langenschwarz, von Lahrbusch, Fähndrich von Boyneburg (zweiter dieses Namens!).

Artillerie: Nur Offiziere bürgerlichen Standes.

Feldjäger-Korps: Oberst von Donop (dritter dieses Namens!), Oberstlieutenant von Wurmb (desgl.) und Major von Wurmb (der vierte dieses Namens!) Major von Prüschenk. Sonstige Offiziere: von Wrede, von Grothausen, Ernst Fr. W. von Donop, (vierter dieses Namens!) von Rau, Karl Moritz von Donop, (fünfter dieses Namens!) von Bodungen, von Wangenheim, von Hagen, von Wintzingerode, von Eschwege (der vierte dieses Namens!)

Wir sehen aus dieser Zusammenstellung, daß nicht nur die meisten und besten Häuser des hessischen Adels, sondern der Adel überhaupt an dem Kriegszuge nach Amerika Theil nahm, was zweifellos nicht der Fall gewesen sein würde, wenn es sich hier um einen „Seelenverkauf“ gehandelt hätte.

Der von Landgraf Friedrich II. gestiftete Orden pour la Vertu militaire, der wohl auch nicht für verkaufte Soldaten gestiftet war, wurde,

nach der betreffenden Ordens-Matrikel, an die tapfere hessische Armee in Amerika wie folgt verliehen:

Am 29. November 1776: an den Oberst Justus Heinrich Block. Am 16. Juni 1777: an Oberst J. C. von Huyne (am 26. Juli 1780 gefallen), Oberst Fr. Ludw. von Minnigerode (am 16. Oktober 1779 gefallen), Oberst Joh. W. Schreiber, Oberstlieutenant Ludw. Joh. Adolf von Wurmb, Major Phil. von Wurmb, Major Joh. Ludw. Friedr. von Stamford, Hauptmann Aug. von Wreden, Hauptmann Ewald, Premier-Lieutenant von Gröning, welche sämmtlichen Orden von Cassel aus an den Generallieutenant von Knyphausen abgesandt wurden.

Am 19. Oktober 1780: an Major Joh. Christ. Du Buy. Am 18. Januar 1781: an General-Major Hans von Knoblauch, Oberst Franz Carl von Seitz, Oberst Rudolf von Bünau (nachher General-Major), Oberst Max von Westernhagen, Oberst Carl Christ. von Romrodt, Oberst Heinrich Wolrab von Keudell (nachher General-Major) und Oberst Joh. Fr. von Cochenhausen (später ebenfalls General-Major.)

Am 12. November 1781: an Oberst-Lieutenant Karl von Prüschenk. Am 8. April 1782: an Major Otto Herm. von Wilmowsky. Am 13. Februar 1783: an General-Major Franz Scheffer, Oberst Karl Philipp Heymel und Generallieutenant Fr. von Benning.

Der Hauptmann Fr. v. d. Malsburg erhielt zwar den Orden unter'm 12. April 1779, doch wurde ihm derselbe den 2. November 1794 wieder abgenommen, weil er, wie es in der Ordens-Matrikel heißt, „bei der schändlichen Räumung der Festung Rheinfels implicirt“ war.

Der größte Theil der Offiziere jenes hessischen Armee-Korps, sogar ein großer Theil der Stabsoffiziere gehörte indessen dem bürgerlichen Stande an und es wäre unrecht, wollte ich unterlassen, wenigstens doch die Namen der Söhne aus solchen Familien hier aufzuführen, die noch heute in Kassel sowohl als in anderen hessischen Städten blühen. Diese Namen sind: Stirn (General-Major), Baurmeister (Major), Schmidt (General-Major), Martin, Motz (Auditeur), Kleinschmidt, Kersting, Schwaner, Ernst, Spangenberg, Wachs, Descoudres, Hüpeden, Mühlhausen, Bode, Wiederhold, Lotheisen, Wille, Vogt, Stern, Meisterlin, Grau, Pfaff, Ungewitter, Schreiber (Oberst), Neuber, Hartert, Schönewolff, Roesing, Klingender, Reichel, Scheffer, Dunker, Bultejus, Wende, Gissot, Murhard, Schwab, Rathemann, Waldeck, Heußer, Baum, Reuffurth, Führer, Ritter, Bauer, Rothe, Rodemann, Lange, Fey, Heinemann, Scheer, Eigenbrod, Struve, Köhler (Oberst), Endemann (Major), Göbel, Salzmann, Fleck, Böcking, Seelig (Major), Bödicker, Lotz, Abel, Geßner, Justi, Dick, Schanz, Kurtz (Oberst), Hillebrand (Major), Reinhardt, Stück, Krupp, Starkloff, Scheuch, Eckhardt, Steuber, Bornmann, Kleinsteuber, Lynker, Sandrock, Münch, Stolzenbach, Schmitt, Eitel (Oberst), Pauli, (Major), Schleenstein, Krug, Kaysser, Schirmer, Schwarzenberg, Korngiebel, Ewald, der berühmte Jägerhauptmann, nachher dänischer Generallieutenant und in den Adelstand erhoben Lorey, Trautvetter, Heppe, Bickel, Cornelius, Fließ, Kornrumpf, Wilhelmi ꝛc. Diese Namen, die noch bedeutend vermehrt werden könnten, klingen namentlich den Einwohnern von Kassel gewiß sehr bekannt in die Ohren, Niemandem aber wird es einfallen, diese besten Namen der Kasseler Bürgerschaft, in irgend welche Verbindung mit dem Verkaufe von Soldaten seitens desjenigen Regenten zu bringen, den diese selbe Bürgerschaft wie das ganze Land, einst so hoch verehrte, daß man ihm schon bei Lebzeiten jenes herrliche Denkmal auf dem Friedrichsplatz errichtete, (14. Januar 1783) mit der „einfachen aber vielsagenden Inschrift:“ Friderico II. Patria.

(Schluß folgt.)

Wie ich Soldat wurde.

Kleines aus großer Zeit.

(Fortsetzung.)

Im April 1813 waren die Verbündeten bis an die Grenzen Westfalens vorgerückt und kühne Parteigänger überfielen westfälische Städte. Der preußische Major Hellwig nahm Langensalza und Wanfried, andere streiften Eisenach, Halberstadt, Celle. Aber unsere freudigen Hoffnungen

wurden durch die Schlachten von Lützen und Bautzen noch einmal getrübt. Da trat während des Waffenstillstandes Oesterreich auf die Seite der Verbündeten und mit diesem Schritt hielt man Napoleon's Geschick für entschieden.

Zwei westfälische Husaren=Regimenter waren zu den Oesterreichern übergetreten. Napoleon's Sieg bei Dresden mußte zwar durch ein Tedeum gefeiert werden; aber es war auch das letzte, das die westfälische Regierung auf Befehl des Kaisers anordnete.

Die Siege der Verbündeten an der Katzbach, bei Großbeeren und Dennewitz führten die Nordarmee über die Elbe, und Parteigänger dieses Heeres streiften bis Halle, Eisleben, Halberstadt, ja selbst bis in die Nähe von Hannover. Am 27. September verbreitete sich die Nachricht von der Besetzung Braunschweigs durch ein preußisches Streifcorps.

An demselben Tage war bei uns in Kauffungen der Verificateur von Czarnowski zur Kassenrevision eingetroffen.

Wir waren im Bureau mit Protokollen und Abschlüssen bis spät Abends beschäftigt, dann legte ich mich ermüdet in dem Zimmer neben dem Bureau zu Bett.

Gegen Morgen, es mochte etwa fünf Uhr sein, wurde ich durch Pferdegetrab geweckt. Ich stand auf, sah durch's Fenster und gewahrte eine Reiterkolonne, die still und lautlos vorüber zog. Die Reiter hatten lange Mäntel um und Helme auf; ich hielt sie für Kürassiere und da sie so still und eilig waren, vermuthete ich, es seien französische oder westfälische Truppen, die im Rückzug begriffen. Ich weckte einen zweiten Bureaugehilfen, den jüngeren Bruder meines Onkels, und als wir jetzt auch Reiter mit Lanzen von ungewöhnlicher Länge sahen, wurden wir doch zweifelhaft. Ich öffnete die Hausthür. Da trat mir aus der Morgendämmerung und dem dichten Nebel ein blau gekleideter, stämmiger, langbärtiger Mann entgegen, mit zwei Pistolen im Gurt und rief: „Wutki!" Ich schrie so laut: „Onkel die Kosacken!" daß das ganze Haus erwachte und stürzte dem Kosacken in die Arme. Denn daß es ein Kosack war, darüber war ich nicht im Zweifel; kannte ich solche doch aus Abbildungen genügend.

Ich führte unsern Freund in's Bureau und schenkte ihm aus der Flasche ein, deren Inhalt zu gelegentlicher Erquickung der Postkondukteure und Postillone hier stand. Es fanden sich bald noch einige Kosacken ein, die zunächst Wutki und dann einen Schmied verlangten, um ihren Pferden Eisen aufschlagen zu lassen. Beides wurde ihnen mit großer Freude gewährt. Nachdem sie in aller Schnelligkeit auch noch eine zweite Flasche Branntwein ausgetrunken und den Schmied zur Eile angetrieben hatten, trabten sie der weitergegangenen Kolonne munter nach. Geheimniß= und ehrfurchtsvoll hatte mir ein Kosack den Namen „Tschernitscheff" ins Ohr geflüstert. Wir würden diese braven Kosacken jederzeit mit Entzücken empfangen haben; daß sie aber gerade zur Kassenrevision kamen, war uns doppelt erwünscht. —

Tschernitscheff, jener kühne Parteigänger, ebenso umsichtig und gewandt als Diplomat, wie als Soldat, gleich tüchtig als General, wie als Kriegsminister, gehörte zur Nordarmee des Kronprinzen von Schweden und stand auf dem linken Elbufer, in Bernburg an der Saale, als er den Entschluß faßte, Kassel zu überfallen.

Eine feindliche Hauptstadt, dreißig Meilen im Rücken des Feindes, zu überrumpeln, dadurch die Verwaltung des Königreichs zu stören, den König möglicher Weise zum Gefangenen zu machen, war ein Unternehmen, das sich der Mühe und Gefahr, mit der es allerdings verbunden war, wohl lohnte. Kassel war durch ein Grenadier=Bataillon, ein Bataillon Garde=Chasseurs und mehrere Depot=Kompagnien von Linien=Truppen besetzt, an Reiterei durch zwei Eskadrons Garde=du=Corps und den größeren Theil eines neu formirten, meist aus Franzosen gebildeten Garde=Husaren=Regiments, an Artillerie durch eine Batterie — im Ganzen etwa 3000 Mann Infanterie, 600 Pferde und 6 Geschütze.

Gegen den Harz, in Göttingen, stand der westfälische General Zandt mit dem 7. Infanterie=Regiment und zwei Eskadrons, so wie in Heiligenstadt, gegen Nordhausen, der westfälische General Bastineller mit einem Bataillon, zwei Regimentern Kürassieren und zwei Geschützen. Mit einem nur aus Reiterei und einigen Geschützen bestehenden Corps so weit vorzugehen und Kassel zu überfallen, während das Zandt'sche und Bastineller'sche Corps im Rücken standen, war ein gewagtes Unternehmen.

Doch rechnete Tschernitscheff auf die Unzuverlässigkeit der Besatzung von Kassel, die zum großen Theil aus ungeübten, überdies gezwungen und mit Widerwillen dienenden Truppen bestand, sowie auf Unterstützung der Einwohner, die ihre Befreier mit Sehnsucht erwarteten. Das Streifcorps bestand aus Dragonern, Husaren, Kosacken und einer reitenden Batterie, im Ganzen etwa 2500 Pferden und vier Geschützen.

Tschernitscheff brach am 24. September von Bernburg auf und ging bis Eisleben, den 25. bis Roßla, schickte hier eine Abtheilung gegen die Bastineller'schen Vorposten nach Nordhausen vor, um diese irre zu leiten, bog aber mit dem Hauptcorps von der Straße südlich ab und zog über Sondershausen nach Mühlhausen, wo er

den 27. Morgens eintraf. Noch an demselben Tage brach er von dort wieder auf und machte einen forcirten Marsch von elf Meilen über Wanfried, Eschwege, Helsa, Kaufungen bis Kassel, vor dem er am Morgen des 28. eintraf.

Dieser heimliche und schnelle Marsch würde vollständig gelungen und Kassel im Ueberfall genommen worden sein, da der überaus dichte Nebel am Morgen des 28. das Unternehmen begünstigte, hätten nicht die Behörden in Mühlhausen Gelegenheit gefunden, einen Kurier mit der Nachricht vom Anrücken des Feindes nach Kassel zu senden. Tschernitscheff, hiervon benachrichtigt ließ dem Kurier sofort nachsetzen und wurde derselbe auch in der Nacht vom 27. zum 28. in Helsa glücklich eingeholt und gefangen genommen. Aber ein Gensdarm in Civilkleidern, der ihn begleitet hatte, war in der Dunkelheit entkommen und brachte ungefähr Morgens vier Uhr die erste Nachricht nach Kassel.

Dem König mochte dieselbe wohl ebenso unangenehm, wie unerwartet sein; doch war er Soldat genug, sich gleich zu Pferde zu setzen, nach der Stadt zu begeben und ein Detachement Infanterie, Kavallerie und zwei Geschütze durch das Leipziger Thor dem Feinde entgegen zu senden, auch die Furt der Fulda bei der sog. neuen Mühle, oberhalb Kassel besetzen zu lassen.

Generalmarsch wurde nicht geschlagen, die Truppen indeß durch ihre Offiziere allmälig auf dem Friedrichsplatz versammelt. Die dem Feind entgegen gesandten Truppen leisteten nur geringen Widerstand. Die zum ersten Mal in das Feuer kommende Infanterie warf zum Theil ihre Gewehre fort und zerstreute sich, zum Theil wurde sie überritten und gefangen genommen. Die Reiterei, neu formirte Husaren, zeigte sich ganz unbrauchbar, auch die beiden Geschütze wurden genommen. Sechs Geschütze, die zum Zweck von Schießübungen auf dem Forst, einem Exerzierplatz dicht vor Kassel an der Leipzigerstraße, standen und an die Niemand gedacht hatte, fielen gleichfalls den Russen in die Hände.

Die zurückgeworfenen westfälischen Truppen schlossen nun das Leipziger Thor und verbarrikadirten die steinerne Fuldabrücke, die den kleineren, auf dem rechten Ufer gelegenen Theil von Kassel, die Unterneustadt, mit dem größeren Theil auf dem linken Fuldaufer verbindet. Dicht an der Brücke, auf dem rechten Ufer steht das Kastell, ein festes, citadellenartiges Staatsgefängniß, welches den auf dem rechten Ufer vor der Brücke gelegenen Marktplatz und Stadttheil beherrscht.

In der Eile vergaß man diesen zur Vertheidigung des Ueberganges über die Fulda so günstig gelegenen Punkt zu besetzen. Das Leipziger Thor wurde von den Russen mit Geschützen beschossen, von den westfälischen Truppen ohne ernsthaften Widerstand verlassen, leicht geöffnet und die Russen drangen mit Hurrah in die Stadt ein, gelangten bis zum Marktplatz, öffneten das Kastell und wurden von Niemanden freudiger als Befreier begrüßt, als von den Gefangenen.

Die Barrikade der Fuldabrücke wurde unter Geschützfeuer genommen, aber ohne Infanterie, und bei dem lebhaften Gewehrfeuer vom jenseitigen Ufer, ließ sich doch das Hinderniß nicht leicht überwältigen, obgleich die Bürger Miene machten, den Russen ihre guten Dienste anzubieten.

Unterdeß war eine Abtheilung des Tschernitscheff'schen Corps durch die Furt bei der neuen Mühle gegangen, nachdem sie das dort stehende westfälische Detachement nach leichtem Gefecht zurückgeworfen hatte.

Der König, der hierdurch seinen Rückzug bedroht hielt, hatte Kassel mit einem Theil der Garnison, dem Grenadier-Bataillon, den Gardedu-Corps und Garde-Husaren, soweit sie beritten waren, verlassen, und warfen diese Truppen die Russen über die Furt zurück. An der Frankfurter Straße ließ der König zur Sicherung seines Rückzuges Stellung nehmen, wie er denn überhaupt auf diesen mehr bedacht gewesen zu sein scheint, als auf Behauptung seiner Residenz.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Ehrentafel.

Von Joseph Schwank.

(Fortsetzung.)

IX. Im siebenjährigen Kriege bis zum Hubertsburger Frieden.

1756 stellte Hessen den Engländern 12000 Mann ins Feld.

1757 26. Juli. Schlacht bei Hastenbeck gegen die Franzosen. 16000 Hessen nahmen Theil. Oberst v. Dalwigk blieb, Oberst v. Haudring wurde tödtlich verwundet. Der Oberbe-

fehlshaber Herzog von Cumberland sprach über die Tapferkeit der Hessen öffentlich seine Bewunderung aus.

1758 12. Juni. Einnahme von Bremervörde. Gefecht bei Rheinberg und Kloster Kamp.

1758 23. Juni. Schlacht bei Crefeld, aus welcher der hess. Artillerielieutenant v. Ende 2 den französischen Karabiniers abgenommene Pauken als Siegeszeichen mit zurückbrachte. In dieser Schlacht ritten 3 hess. Kavallerie-Regimenter unter General von Urff, nachdem sie die Angriffe der überlegenen französ. Reiterei wiederholt abgeschlagen, 2 französ. Kavallerie-Regimenter nieder und eroberten 3 Standarten, von denen eine Oberst von Stein mit eigner Hand nahm.

1758 23. Juli. Schlacht bei Sandershausen.
Hier standen 4000 Hessen unter Prinz Casimir von Isenburg 12000 Franzosen unter Prinz v. Soubise gegenüber. Außer den Inf.-Regimentern Canitz und Ysenburg, einer Abtheilung Jäger, einer Eskadron Husaren u. 4 Doppelschwadronen bestand das hess. Korps nur aus Landmiliz, nämlich den Landausnahme-Bataillonen v. Wurmb, Gundlach, Freywald und Wülkenitz, meist felddienstuntauglichen, von pensionirten Offizieren befehligten Leuten. In dem 4 Stunden langen heldenmüthigen Kampfe, der mit dem siegesstolz angetretenen Rückzug der Hessen nach Münden endete, hatten die Hessen 1200 Mann verloren, darunter fast alle höheren Führer, namentlich den Obersten v. Canitz, der mit 4 Bajonettstichen wie die anderen Führer an der Spitze der Abtheilungen gefallen war. Aber viel bedeutender war der Verlust der Franzosen, welche über 2000 Mann, darunter 5 Generale und viele höhere Offiziere verloren hatten. Nur gänzlich zertrümmerte Geschütze und nur Schwerverwundete als Gefangene waren in ihre Hände gefallen. Es konnte deshalb auch nicht ausbleiben, daß ein solcher von einer mehr als dreifachen Uebermacht errungene Sieg auf die sonst so leicht übermüthigen Franzosen einen niederschlagenden Eindruck machte, sodaß sie nur ganz scheu und von weitem dem Rückzug der Hessen nach Göttingen hin folgten, in Folge dessen diese unbehelligt Hameln erreichten, wo sie sich mit dem Obergischen Korps vereinigten und mit diesem gemeinsam alsbald wieder im Angriff vorgingen.

1758 5. August. Bei Meer und Rens. Die Hessen erobern 11 Geschütze. Oberst Schotten blieb.

1758 10. Oktober. Schlacht bei Lutternberge.

„ 18. Oktober. Treffen bei Soest, an welchem das hessische Dragonerregiment von Miltitz mit großer Tapferkeit und günstigem Erfolge Theil nahm, indem es einen Choc ausführte, und von 2 französ. Grenadier-Kompagnieen viele niederhieb, die meisten aber gefangen nahm.

1759 1. März. Treffen bei Hersfeld und Friedewald zwischen Franzosen und Hessen unter General v. Urff.

„ 2. März. Glückliches Treffen bei Schenklengsfeld und Vacha unter General v. Urff gegen die Franzosen.

„ 1. April. Oberstlieutenant v. Schlotheim überfällt mit 40 hess. Husaren und einer kleinen Abtheilung hannoverscher Jäger das österr. Regiment Savoyen in Kalten-Nordheim, macht 8 Gefangene und erbeutet 2 Standarten.

„ 2. April. Gefecht bei Schmalkalden unter Oberst-Lieutenant Freytag gegen General Arberg, der zurückgeworfen wurde. Das Bataillon Toll erobert mehrere Geschütze.

„ 7. April. Beim Angriff und der Uebergabe des Schlosses Ulrichstein. Das Grenadier-Regiment that sich hierbei namentlich hervor durch seine unerschütterliche Tapferkeit.

„ 13. April. In der Schlacht von Bergen bewährten die Hessen den alten Ruhm. Prinz Ysenburg fiel an der Spitze seiner Grenadiere. General v. Urff warf mit dem Leibregiment Kavallerie und 3 Eskadrons Dragoner 4 feindliche Eskadrons über den Haufen, sprengte ein französisches Infanterie-Regiment auseinander und drang in die feindliche Stellung tief ein. Die Angriffe der Verbündeten scheiterten an der Uebermacht der franz. und sächsischen Armee und wegen Mangels an schwerer Artillerie.

„ 28. Juni. Erstürmung von Osnabrück. Die hess. Jäger bedeckten sich hier mit Ruhm und eroberten unter Kapitain von Schlieffen 2 Kanonen, die ihnen Herzog Ferdinand als ein Ehrenzeichen für ihre Tapferkeit schenkte.

„ 1. August. Schlacht bei Minden.
Die hess. Bataillone Toll, Gilsa, Hanau und Grenadier eroberten 1 Batterie von 8, nach andern Angaben 16 Kanonen, die Kavallerie-Regimenter Prinz Wilhelm und Leibdragoner, das Leibregiment Miltitz und das Bataillon Hanau eroberten jedes 1 Fahne, ein Unteroffizier vom Regiment Prüschenk erbeutete 1 Paar Pauken, die Kav.-Regimenter Miltitz und Leibregimnte

eroberten ersteres 3, letzteres 1 Kanone. Die genannte Infanterie warf mit zwei andern Regimentern die hinter der Batterie zur Deckung stehenden Bataillone mit dem Bajonett über den Haufen. General von Urff eroberte die schwere Bagage des Feindes bei Detmold und machte 800 Gefangene.

1758 1. August. Unter dem detaschirten Korps des Erbprinzen von Braunschweig befand sich auch das hessische Regiment Canitz und 100 Jäger. Das feindliche Seitenkorps des Herzogs von Brissac wurde bei Goehfeld geschlagen.

„ 5. August. Gefecht beim Kloster Bredelar.

„ 17. August. Beim Ueberfall von Naumburg nahmen die Hessen das französische Bataillon Narbonne gefangen.

„ 23. August. Die Festung Ziegenhain übergibt sich an Oberstlieutenant Freytag. Die Besatzung wurde kriegsgefangen: 286 Mann mit 15 Offizieren.

1758 28. August. Ueberfall von Wetter. 600 Franzosen wurden theils getödtet theils verwundet.

„ 11. September. Einnahme von Marburg und Kapitulation des Schlosses nach mehrtägiger Beschießung durch hessische und bückeburg'sche Artillerie.

„ 30. November. Ueberfall und Niederlage des in französischen Sold getretenen würtembergischen Korps bei Fulda, durch den Erbprinzen von Braunschweig, der 1 Regiment, 3 Grenadierbataillone gefangen nahm und 2 Kanonen eroberte. Die hess. Bataillone Grenadier=, Bischhausen und Mansbach, das Prinz Friedrich Dragoner=Regiment und 2 weitere Eskadrons befanden sich unter dem Korps des Erbprinzen.

(Fortsetzung folgt.)

St. Elisabeths Rosen.

Skizze von E. Mentzel.

Es ist ein warmer, wohliger Sommerabend. Rings um das Pfarrhaus, das am Ende des Dorfes und nicht weit von dem erhöhten Ufer der Lahn gelegen ist, herrscht tiefe, friedliche Stille. Nur in dem schöngepflegten Garten nebenan erklingen die Laute plaudernder Stimmen und durch die Wipfel einer alten Linde tönt der leise, melodische Sang des Abendwindes.

Am Ende des von einer Mauer umgebenen Gartens und noch beschützt vom Geäste des mächtigen Baumes, liegt eine Laube. Wilder Wein überrankt sie, Rosen klettern dazwischen hinauf, und ein junger Epheu schlingt seine ersten Sprossen durch das dichte Geflecht. Am Tage bringen die Kinder des Pfarrers, zwei kräftige Knaben und ein rosiges Mägdlein, meist ihre Freistunden in der Laube zu, am Abend jedoch, wenn die Kleinen zur Ruhe gegangen und alle Geschäfte erledigt sind, pflegt der Pfarrer mit seiner schönen, jungen Frau hier noch ein halbes Stündchen zu plaudern. Heute aber wurde diese Zeit längst überschritten. Das hat einen wichtigen Grund. Unerwartet ist ein Jugendfreund und Studiengenosse des Pfarrers zu Besuch gekommen und hat die sonst streng geübte Hausordnung über den Haufen geworfen. Seit fünfzehn Jahren haben sich die Freunde nicht gesehen, da gab es zu viel zu erzählen, als daß man auf die fliehende Zeit hätte achten können.

Eben war die Pfarrerin gegangen, um noch eine Flasche Wein herbeizuholen, als der Angekommene, ein stattlicher Mann mit bräunlichem Vollbart und lebhaften dunkeln Augen, zu seinem Freunde sagte: „Du bist doch ein glücklicher Mensch, Gustav. Alles, was das Leben werth machen und verschönern kann, ist Dein!"

„Das ist wahr. Aber wenn Du ein trautes Heim, ein liebes Weib und gute Kinder für den Inbegriff des Glückes hältst, warum machst Du Deinem Junggesellendasein kein Ende, Ludwig?"

„Seitdem mir die schöne Agnes damals einen Lieutenant vorzog, bin ich ins Bummeln hineingerathen und werde nun mit meinen fünfunddreißig Lenzen auch schwerlich wieder herauskommen."

„O sage doch nicht, was Du selbst nicht glaubst!" entgegnete der Pfarrer lächelnd.

„Es ist mein heiliger Ernst," fuhr Ludwig Brandes bestimmt fort. „So eine fahrende Künstlerexistenz ist durchaus nicht geeignet, den alten Schlendrian zu ändern. Man muß erst durch den Anblick eines häuslichen Idylls wieder daran gemahnt werden, daß man doch eigentlich trotz aller Ehren und Gelder, die man einheimst, ein recht armer Schelm ist. Wahrhaftig, ich fange jetzt an zu beklagen, daß ich die edle Gottes=

gelahrtheit verließ und den Hirtenstab mit dem Pinsel vertauschte."

Der Pfarrer lächelte. „Nein, lieber Ludwig," sagte er, „jedem das Seine. Du bist ohne Zweifel ein großer Maler, aber das Hüten wäre ganz gewiß nicht Deine Sache gewesen. Im übrigen freut es mich, daß Du in Dich gehst; nun wird die schöne, junge Frau gewiß in allernächster Zeit erscheinen."

„Jedenfalls dort oben auf den Lahnbergen in der verfallenen Kapelle!"

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Es ist zwar recht einsam auf der Höhe, aber hat Dir meine Frau nicht vorhin die kürzlich in der ganzen Gegend wieder neu aufgetauchte Sage von St. Elisabeths Rosen erzählt?"

„Gewiß, sie sagte mir, daß die steinerne Heilige in ihrem schürzenartig aufgerafften Gewand an jedem Morgen frische Rosen trage. In alten Zeiten, als noch die Nonnen des nahen Klosters die Statue schmückten, habe man geglaubt, dies werde in der Morgendämmerung von einem Engel besorgt. Da nun seit einiger Zeit das Steinbild in jeder Frühe wieder im einstigen Schmuck prange, und man gar nicht wisse, wer ihm in der protestantischen Gegend diesen Liebesdienst erweisen könne, denkt das abergläubische Volk natürlich an das Wunder der alten Zeiten."

„So ist's; aber die Hauptsache kommt noch," erwiderte der Pfarrer. „Der Bursche oder das Mädchen, welche die Rosen zuerst erblicken und zum Zeichen dessen eine derselben auf das Postament zu den Füßen der Heiligen legen, werden bald eine glückliche Ehe schließen. Hoffen wir deshalb, lieber Ludwig, daß Du an einem der nächsten Tage zuerst St. Elisabeths Rosen siehst."

Darauf stießen sie fröhlich an, als die schöne Pfarrerin mit dem Weine zurückgekehrt war. Dann plauderten sie im Mondschein noch lange zusammen und gaben dem Maler für seinen Aufenthalt in dem kleinen, hochgelegenen Dorfe allerlei Rathschläge. Auf seine Frage, ob denn kein einziger Mensch dort oben wohne, an den man sich anschließen könne, erklärte der Pfarrer, daß nur ein alter Oberförster nicht weit von der Kapelle einsam im Walde hause, der aber durch den Verlust des einzigen Sohnes sehr unzugänglich geworden sei. Seit einiger Zeit wäre auch eine verwaiste Verwandte des alten Herrn im Forsthause eingekehrt, die aber noch niemand besucht habe und nur erst von wenigen Leuten gesehen worden sei.

* * *

Am andern Morgen, als die Sonne die schöne Landschaft in ihren ersten, goldenen Strahlen badete, machte sich Ludwig Brandes auf den Weg nach der kleinen Kapelle. Von einem Mitgliede des hessischen Fürstenhauses hatte er den Auftrag erhalten, dies alte, der Stammmutter geweihte Gotteshaus auf irgend einem Gemälde anzubringen. Bis gestern war er noch im Unklaren über den Gegenstand des Bildes gewesen, aber vor dem Einschlafen war ihm ein glücklicher Gedanke gekommen. Das Bild sollte den Titel führen „St. Elisabeths Rosen" und den Moment darstellen, in dem ein Ritter in die Kirche tritt und staunend sieht, wie ein junges, schönes Burgfräulein das alte Standbild der Heiligen mit Rosen schmückt.

* * *

Bereits seit acht Tagen zeichnete und malte Brandes in dem alten, etwas verfallenen Kirchlein und in dem herrlichen Walde ringsum, doch noch immer war es ihm nicht gelungen, St. Elisabeths Rosen zuerst zu erblicken. Andere, die gewiß auch fromme Wünsche auf dem Herzen trugen, waren ihm immer zuvorgekommen. Da erfaßte ihn etwas wie Groll gegen sich selbst, er nahm sich fest vor, am nächsten Morgen auf das Klopfen seines Wirthes zu hören und bei Tagesgrauen sein Lager zu verlassen. Diesen Entschluß führte er auch aus. Als die nächtlichen Wolken vom rosigen Schimmer des Frühroths überstrahlt wurden, als die Vögel im Gezweige die ersten Strophen ihres Morgenliedes sangen, wanderte Brandes schon durch den dämmrigen Wald seinem Ziele entgegen.

Inmitten eines Halbkreises alter Eichen lag das Kirchlein auf mäßiger Bodenerhebung. Ueppig rankender Epheu suchte wieder gutzumachen, was Wetter und Sturm im Laufe der Jahrhunderte an den Rosetten der Spitzbogenfenster und den an den Pfeilern angebrachten Statuen der zwölf Apostel verbrochen hatten und manch durchsichtiges Spinnengewebe bestrebte sich, eine zerbrochene, längst blind gewordene Butzenscheibe zu ersetzen. Alles schien auf die in Aussicht genommene Wiederherstellung zu warten. Die Glocke in dem schlanken Thürmchen hing schief, der Hahn auf der Spitze machte eine bedenkliche Verbeugung, verschiedene Gliedmaßen der Madonna und der Engelgruppe im Spitzbogenfelde des Portals waren herabgefallen. Und doch besaß das Kirchlein gerade in seinem jetzigen Zustande für ein Künstlerauge einen eigenen Reiz. Brandes trat auch nie in dasselbe, ohne seinem Aeußeren vorher einige Augenblicke der Betrachtung gewidmet zu haben. Nur heute that er dies nicht, es berührte ihn seltsam, daß das Portal nicht zu, sondern nur angelehnt war, er fürchtete, wieder zu spät gekommen zu sein. Rasch überschritt er ein paar Stiegen und trat in die Kapelle. Doch wie angewurzelt blieb er nach seinem Eintritt stehen. War es eine Erscheinung, war es Wirk-

lichkeit, was sich seinen staunenden Augen darbot? — So, ganz so, wie er es jetzt leibhaftig vor sich sah, hatte er sich ja das Bild im Geiste vorgestellt, das er in der nächsten Zeit zu malen gedachte. Vor einem Pfeiler, der die nicht sehr hoch angebrachte beinahe lebensgroße Statue der heiligen Elisabeth trug, stand ein junges Mädchen in lichtem Kleide auf den Zehen und legte die Rosen, die sie in einem Körbchen trug der Schutzpatronin des Kirchleins in das schürzenartig erhobene Gewand. Rosiger Frühschein überfluthete die anmuthige, hohe Gestalt, während der durch das dichte Geäst der Eichen noch ziemlich dunkle Chor mit dem Hochaltar den rechten Hintergrund für die lichte Erscheinung bildete.

Einen Augenblick fuhr die junge Dame erschrocken zusammen, als sie den fremden Mann eintreten sah, dann aber wandte sie sich mit reizendem Lächeln zu ihm und sagte: „Bis heute ist es mir gelungen, der Heiligen, ohne von einem Menschen bemerkt zu werden, an jedem Morgen frische Rosen zu bringen. Nicht wahr, Sie werden mein Geheimniß nicht ausplaudern?“

„Gewiß nicht, mein Fräulein,“ entgegnete Brandes, von ihrem Liebreiz etwas verwirrt. „Aber wie kommt es, daß Sie einem Fremden solches Vertrauen schenken?“

„Sie sind mir eigentlich nicht fremd, obgleich ich bis jetzt nur Ihr Bild in einer illustrirten Zeitschrift gesehen habe. Lange bevor ich hörte, daß Sie hier Studien zu einem Bilde machen wollten, kannte ich sie schon. Zu meiner Konfirmation erhielt ich die Photographien Ihrer Bilder zu Hermann und Dorothea, an denen ich mich bis heute noch nicht satt sehen konnte.“

Halb naiv, halb ernsthaft sagte sie das, indem sie die Rosen in ihrem Körbchen nach und nach der Heiligen sämmtlich in das erhobene Gewand legte. Brandes verschlang jede Bewegung mit den Blicken, dann, als er sich etwas gesammelt hatte, sagte er: „Das ist ja eine beglückende Ueberraschung, wie sie mir lange nicht zu Theil geworden ist. St. Elisabeths Rosen haben also wirklich eine glückverheißende Bedeutung.“

„Für jeden, der daran glaubt,“ entgegnete sie harmlos. „Durch die Bedeutung, die sich beim Landvolk an die Rosen knüpft, habe ich schon viel Gutes stiften und manchem Herzen auf den rechten Weg helfen können. Aus diesem Grunde hätte ich auch gar zu gern die Rolle des Engels noch eine Weile weiter gespielt.“

„Sie dürfen sich darauf verlassen, daß der fromme Zauber nicht verrathen wird. Aber Sie müssen mir dagegen auch eine Bitte erfüllen.“

„Eine Bitte, und die wäre?“ fragte sie erstaunt.

Etwas verlegen brachte Brandes nach einer Weile hervor: „Daß Sie mir gestatten, von heute an hier in der Frühe längst projektirte Studien zu beginnen.

Sie sah ihn mit ihren tiefblauen Augen treuherzig an: „Was habe ich hier zu gestatten? Ich muß nur bitten, daß Sie sich nicht durch mich stören lassen. Vielleicht darf ich dann auch auf den Genuß rechnen, Ihre Studien manchmal sehen zu können.“

Brandes erröthete wie ein junges Mädchen. „Es wird mich glücklich machen, wenn Sie denselben Beachtung schenken wollen.“

Sie schien diesen Worten durchaus keine tiefere Bedeutung beizulegen. In ihrer freimüthigen, doch gehaltenen Weise erwiderte sie: „Da ich nun keine berühmte Persönlichkeit bin und voraussetzen muß, daß Sie von meinem Dasein bis jetzt keine Ahnung hatten, erlaube ich mir, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin Elisabeth Burlitt, die Nichte des Oberförsters Daun.

Ganz ungesucht ergab es sich, daß beide noch auf dies und jenes zu sprechen kamen. In dieser Unterhaltung entwickelte Elisabeth, ohne darauf auszugehen und in anmuthigster Form, so viel Geist und künstlerisches Gefühl, daß Brandes oft mit andächtigem Staunen zuhörte. Alles, was ihm als höchstes Ideal vorgeschwebt, sah er plötzlich vor sich in holdester Wirklichkeit.

Gleichzeitig verließen beide das Kirchlein. Als aber Brandes bereits vor dem Portal stand, wandte er sich noch einmal um, schritt zu der Heiligen zurück, nahm eine Rose aus ihrem aufgeschürzten Gewande und legte sie auf das Postament zu ihren Füßen. „Heute möchte ich die Bedeutung des alten Wunderglaubens für mich in Anspruch nehmen,“ sagte er dann, seinen Hut vor der jungen Dame lüftend. Elisabeth sah ihn ganz erstaunt an, sie fragte sich, wie der sonst ernste Mann dazu kommen könne, einen so seltsamen Scherz zu machen.

* * *

Seit dieser ersten Begegnung sahen sich Elisabeth Burlitt und Ludwig Brandes an jedem Morgen. Bald wußte er, daß sie sich im Hause des finsteren, menschenscheuen Onkels, der sie seither der Obhut einer hochgebildeten Pfarrersfrau anvertraut hatte, nicht glücklich fühle, ebenso war es ihr kein Geheimniß mehr, daß er noch unverheirathet und warum er an dem Morgen ihres Bekanntwerdens die Deutung von St. Elisabeths Rosen für sich in Anspruch genommen hatte. In jener glückseligen Zeit des gegenseitigen Suchens und Findens entstand des Künstlers wunderliebliches Bild, das den schönsten Augenblick seines Lebens verkörperte und bis in die kleinste Einzelheit so vortrefflich war, daß es ihm eine Professur an einem der bedeutendsten Kunstinstitute Deutschlands eintrug.

* * *

Ein paar Monate sind vergangen, seitdem Brandes in das Pfarrhaus am Ufer der Lahn einkehrte. Es ist ein warmer Herbstabend; wieder fluthet das Mondlicht über das jetzt röthlich schimmernde Blättergeflecht des wilden Weines, der die Laube überrankt, und durch die Stille tönen auch heute fröhlich plaudernde Menschenstimmen. Diesmal aber sitzen zwei Paare an dem runden Tisch. Brandes hat dem Freunde und seiner Frau heute seine liebreizende Braut vorgestellt und tausendmal für ihre frommen Wünsche damals gedankt. In fröhlichster Laune leeren die Freunde ein Glas edlen Weines nach dem andern, und eben klingen die Römer wieder hell aneinander, und der Pfarrer bringt einen höchst launigen Toast aus auf die glückverheißende Bedeutung von St. Elisabeths Rosen.

Beiträge zur Geschichte der kurhessischen Artillerie.*)

Von August von Baumbach.

3. Die Artillerie unter dem Landgrafen Moritz. 1592 bis 1627.

Unter diesem Landgrafen, welcher wegen seines vielseitigen Wissens der „Gelehrte" genannt wird, bestand die Artillerie aus Garnisonsstäben, die in den Festungen Kassel, Ziegenhain und Rheinfels, und in den festen Schlössern Marburg und Spangenberg untergebracht waren, und unter Zeugwarten standen, denen das erforderliche Unterpersonal beigegeben war. Den ins Feld ziehenden Truppen wurden größere Stücke zu Belagerungen, und kleinere, 3pfündige Apostel und 2pfündige Falkonete, als Regimentsstücke beigegeben.

Im Jahre 1610 kommt ein Oberst von Scherff, als Befehlshaber der hessischen Artillerie vor. Er scheint dieselbe nicht nur organisirt, sondern auch an 35 Jahre lang befehligt zu haben, denn erst unter dem Enkel des Landgrafen Moritz, dem Landgrafen Wilhelm VI. kommt im Jahre 1645 ein anderer Kommandeur der Artillerie vor. Oberst von Scherff war ein Niederländer.

Landgraf Moritz, der Regierung müde, trat dieselbe am 17. März 1627 an seinen Sohn, Wilhelm V. ab, und starb am 15. März 1632 in Eschwege, wohin er sich zurückgezogen hatte.

4. Die Artillerie unter dem Landgrafen Wilhelm V. 1627—1637

Wilhelm V. von Hessen-Kassel, der „Beständige" genannt, war der erste deutsche Fürst, welcher dem König Gustav Adolf von Schweden seine Hülfe zusagte, und in Folge des am 12. August 1631 zu Werben mit dem König abgeschlossenen Bündnisses ein starkes und mit Artillerie wohl versehenes Korps ausrüstete und mit demselben die Operationen alsbald begann.

Dieses Korps, so wie die demselben angehörende Artillerie zeichnete sich unter seiner nur kurzen Regierung namentlich aus: Den 9. December 1631 bei Mainz, im Januar 1632 bei Warburg, den 24. August 1632 bei Nürnberg, den 16. September 1632 bei Lützen, den 11. April 1633 bei Lippstadt, den 28. Juni 1633 bei Oldenburg und den 13. Juni 1636 bei dem Entsatze von Hanau.

Der Landgraf Wilhelm V., welcher sein Hauptkorps fast immer in Person befehligte, starb am 21. September 1637, während der Belagerung von Stickhausen, zu Leer in Ostfriesland, und seine Gemahlin, Amalie Elisabeth, eine geborene Gräfin von Hanau, übernahm die Regierung für ihren am 23. Mai 1629 geborenen Sohn, den Landgrafen Wilhelm VI.

5. Die Artillerie unter der Regentin Amalie Elisabeth und unter dem Landgrafen Wilhelm VI. 1637 bis 1663.

Die Landgräfin-Regentin, welche eben so treu zu Schweden hielt, wie ihr verstorbener Gemahl, vermehrte und verbesserte die hessischen Truppen und ihre Ausrüstung, und verstand die tüchtigsten Führer für dieselben herauszufinden, wie: Melander, Eberstein, Mortaigne, und vor Allen Geyse,*) den Stammvater der heute noch blühenden Familie von Geyso.

Unter diesen Führern, ganz besonders aber unter Geyse, zeichneten sich die hessischen Truppen in allen Schlachten, Gefechten und Belagerungen, an denen sie während der Regentschaft der Landgräfin Amalie Elisabeth Antheil hatten, rühmlich aus, wobei die hessische Artillerie reichliche Gelegenheit hatte, ihre Vorzüglichkeit zu beweisen, wie: den 7. Januar 1642 bei Hüls, unweit

*) S. die Nummern 3 und 15 vom vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift „Hessenland". — Unlieb verspätet.

*) Johann Geyse, Sohn des landgräflichen Rentmeisters Peter Geyse zu Borken, war im Jahre 1593 geboren, und wurde nach dem westfälischen Frieden, als von Geyso, in den Adelstand erhoben. (S. Hessenl. Nr. 17 v. 1. Sept. 1887.)

Kampen; im November 1644 bei der Blokirung von Magdeburg, und im Januar 1645 bei der Einnahme von Hornburg, unweit Wolfenbüttel.

Im letztgenannten Jahre kommt ein Oberstlieutenant Johann Wendel Heller, ein Hesse, als Kommandeur der hessischen Artillerie vor, und scheint dieselbe bis in's Jahr 1678 befehligt, respektive derselben angehört zu haben.

An der am 3. August 1645 geschlagenen Schlacht bei Allerheim hatte auch ein hessisches Korps von 6000 Mann, unter dem General-Major Geyse, den rühmlichsten Antheil, denn es entschied die Schlacht zu Gunsten des Herzogs von Enghien, und seine Artillerie, die in zwei Batterien vor dem linken Flügel der verbündeten Armee — Franzosen, Hessen und Weimaraner, — aufgestellt war, zeichnete sich durch rasches und gutes Schießen ganz besonders aus.

Bis zum westfälischen Frieden hatte die hessische Artillerie noch öfter Gelegenheit sich auszuzeichnen; so im Jahre 1646 bei der Einnahme von Amöneburg und Alsfeld, sowie in dem Treffen bei Frankenberg; im Jahre 1647 bei der Belagerung von Rheinfels und der Vertheidigung des Schlosses zu Marburg, und ebenso im letzten Treffen des dreißigjährigen Krieges, am 4. Juni 1648 bei Grevenbroich, das der General-Major Geyse gegen den kaiserlichen General von Lamboy gewann. Geyse verfügte in diesem Treffen nur über 3000 Infanteristen und 2000 Reiter, während Lamboys Korps doppelt so stark war.

Allseitig anerkannt war im dreißigjährigen Kriege die unerschütterliche Tapferkeit und strenge Disciplin der Hessen, welchen nachgerühmt wurde: „daß sie ihren Bundesgenossen von vorn stets eine starke Mauer, von hinten aber ein fester Riegel gewesen, und daß sie nie ohne Sieg und Ehre von ihren Feinden gekommen seien.“ *)

Kurz nach dem westfälischen Frieden, 24. Oktober 1648, gingen die hessischen Truppen, welche während des dreißigjährigen Krieges bestanden hatten, bis auf die Leibgarde zu Pferd (die spätere Garde-du-Corps) und drei Infanterie-Kompagnien, von denen zwei in Kassel und eine in Ziegenhain die Garnison bildeten, wieder ein. Die Artillerie, als Garnisonsstäbe, kam wieder in die Festungen und festen Schlösser, und ihre Geschütze, welche durch eine Menge eroberter vermehrt waren, in die Zeughäuser.

Landgraf Wilhelm VI., genannt der „Gerechte“ übernahm am 25. September 1650 die Regierung selbst. Bis zu seinem Tode, den 16. Juli 1663, fand bei der Artillerie keine nennenswerthe Veränderung statt. Neben dem früher genannten Oberstlieutnant Heller fungirte noch der Stückhauptmann Johann Philipp Heppe, ebenfalls ein Hesse.

*) S. „Hess. Ehrentafel“ in Nr. 19 unserer Zeitschrift „Hessenland“ vom 1. Oktober 1887.

Im Lauf der Zeit.

Es war einmal ein Mädchen,
Das stand am grünen Rhein
Und küßte den Geliebten
Und schwur ihm treu zu sein.

Die Wellen zogen weiter,
Ein kurzes Jahr verrann;
Am andern Ufer stand sie
Und küßt einen andern Mann.

Nataly v. Eschstruth.

Auf den Tod einer jungen Schwester.

Fahr hin du junge Gottesbraut
Heim holt sein Lamm der Hirte;
Der König, dem du bist vertraut,
Reicht dir die ew'ge Myrthe!

Dein Leben war ein Lobgesang,
Ein Pfad in Freud', in Frieden,
Du wandeltest im Harfenklang
Des Himmels schon hienieden!

O — Rose, du so roth und weiß,
Kein Wurm hat dich gestochen,
Es hat ein jung und blühend Reis
Der Gärtner abgebrochen.

Eh.

Aus alter und neuer Zeit.

— Falschmünzer in Kassel. Eine Erinnerung aus den 40er Jahren. Am 4. Oktober 1847 gab ein junger Mann im Gasthaus „Zur Stadt Stockholm“ einen Thaler zum Wechseln in Zahlung, welcher nach Glanz und Farbe dem Schenkmädchen verdächtig schien. Sie warf ihn auf den Tisch, er hatte keinen Klang, war also falsch. Der Wirth schickte ihn zur Polizei, diese war schnell zur Hand, den Ausgeber des falschen Thalers festzunehmen und in die Unterneustadt in Untersuchungshaft zu bringen.

Bei dem 17jährigen P., so hieß der Falschmünzer, fand man noch zwei andere Thaler von ähnlichem Aussehen, die er beim Verhör von seinem Vater, einem Beamten im Kriegsministerium, erhalten zu haben vorgab. Nun wurde auch der alte P. noch Abends 11 Uhr verhaftet und in's Untersuchungsgefängniß gebracht. Vater P. gab zu, seinem Sohne zwei Tage zuvor als Monatstaschengeld 3 Thaler gegeben zu haben, die er von seinem Gehalte genommen habe. Dies schien eine Unwahrheit zu sein und machte darum den alten P. der Mitwissenschaft verdächtig, denn der Kassenbeamte würde unzweifelhaft falsches Geld erkannt und gewiß nicht einem anderen Beamten als Zahlung gegeben haben.

Der junge P. hatte technische Kenntnisse, er war damals Lehrling in einem mathematisch-technischen Institut und galt für einen Grübeler und Denker, welcher sich besonders mit der Lösung technischer Fragen den Kopf zerbrach, kurz man konnte ihn für das richtige Falschmünzergenie halten.

Jedermann weiß, daß Kupfermünzen durch Einreiben mit Quecksilber ein silberähnliches Ansehen bekommen. Wie mancher böse Bube hat nicht aus einem alten, verschabten Heller durch Quecksilber einen Silbergroschen gemacht und diesen auch ausgegeben. Nun kommt Licht in die Sache: Bei P. junior hatte man eine kleine Pappschachtel, die etwas Quecksilber enthielt, konfiszirt. Das Verbrechen lag klar zu Tage: P. prägte oder goß Thaler aus Bronze oder einer anderen Kupferlegierung und gab ihnen durch Quecksilber das Ansehen von Silber.

Man hatte bisher von falschen Thalern dieser Sorte noch nichts gehört, es mußte also der in der „Stadt Stockholm“ entdeckte der erste oder einer der ersten falschen Thaler sein, der verausgabt worden war. Wie stolz konnte die Polizei sein, daß es ihr geglückt, den Verbrecher dingfest zu machen noch bevor er größere Summen von seinem falschen Geld ins Publikum habe bringen können. Gott sei Dank! Der staatsgefährliche Mensch sitzt hinter Schloß und Riegel. Der Proceß kann ihm jetzt gemacht werden.

Aber mit dem Proceß ging es langsam, es war aus den Verbrechern nichts herauszubringen, beharrlich wurde alle Schuld und jede Theilhaberschaft an einer Schuld abgeleugnet.

Inzwischen war die Geschichte stadtkundig geworden und hatte eine ungeheure Aufregung hervorgerufen. Der Held des Tages war der Wirth „Zur Stadt Stockholm“. Leute von allen Berufsklassen und Ständen besuchten sein Lokal, das vom Morgen bis Abend nicht leer wurde von Neugierigen, welche hier aus erster Quelle die Geschichte der Falschmünzerentdeckung hören wollten. Der Wirth machte dabei ein gutes Geschäft, er verzapfte mehr Bier als alle Wirthe von Kassel zusammen. Mochte sein Gebräue auch nicht im feinsten Rufe stehen, „se suffens doch“! Niemand zweifelte mehr an der Falschmünzerei und an der Schuld des jungen P.

Jetzt wurden auch Sachverständige vernommen, und dabei hat sich gezeigt, daß auch wissenschaftlich gebildete und sonst gescheidte Leute von Voreingenommenheit befangen sein können. Jedermann brachte in seinem Geiste Quecksilber immer nur mit Kupfer zusammen, um dieses silberähnlich zu machen, und merkwürdiger Weise dachte niemand daran, daß Quecksilber auch mit Silber in Berührung kommen kann und ihm dann Glanz und Klang benimmt. Ja selbst der Professor der Chemie, Winkelblech, war zum Voraus von P.'s Schuld überzeugt, denn er erklärte vor Gericht, daß ihm die Thaler unzweifelhaft falsch schienen, daß er aber, um deren genaue Zusammensetzung angeben zu können, zum Zwecke der chemischen Analyse eine gewisse Quantität Metall von einem der Thaler abfeilen müßte. Dies konnte aber nicht zugegeben werden, da das corpus delicti zunächst noch in seiner Integrität erhalten bleiben mußte.

Nun wurde als Sachverständiger noch der berühmte Breithaupt, Inhaber des mathematisch-mechanischen Institutes und dermaliger Chef der Prägeanstalt in der Kurfürstlichen Münze vernommen. Aufmerksam betrachtete er mit Ruhe und Kennerblick einige Sekunden die Thaler und schüttelte dann das Haupt: Diese Thaler sollen falsch sein? — Der Untersuchungsrichter bedeutete ihn aber, daß es sich jetzt nur darum handle, zu erfahren, in welcher Weise wohl das Gepräge hergestellt sein könne, denn daß die Thaler falsch seien, daran könne man überhaupt nicht mehr zweifeln, auch habe eine wissenschaftliche Autorität dies bestätigt.

„Ein — hat das bestätigt,“ ruft Breithaupt unwillig. Hier sehen Sie mal den Rand dieses Thalers. — Um eine Münze so zu rändern, braucht man eine Maschine, die nicht unter 30000 Thaler kostet. Und vergleichen Sie einmal die drei Thaler, — sie sind von verschiedenen Jahrgängen und verschiedenem Gepräge. Glauben Sie denn, die Falschmünzer besäßen gleich ein ganzes Arsenal von Prägestöcken? — Ich will Ihnen den Sachverhalt sagen: es ist Quecksilber mit den Thalern in Berührung gekommen und hat sie angequickt. Erhitzen Sie einmal die Stücke 5 Minuten über Kohlenfeuer, dann geht das anhaftende Quecksilber fort. Bürsten Sie nachher die Thaler mit geschabter Kreide und einer Zahnbürste, und sie bekommen wieder Glanz und Klang wie alle anderen echten Silbermünzen. Und so war es.

Dem jungen P. war beim Arbeiten ein Barometer verunglückt. Um das Quecksilber nicht zu verlieren, hatte er es in einem Pappschächtelchen gesammelt und dieses unvorsichtiger Weise in dieselbe Tasche gesteckt, worin sein Taschengeld war.

Vom Tage der Gefangennahme bis zur Aufklärung durch Breithaupt waren 6 Tage verflossen. Man hatte sich in dieser Zeit so sehr in die Falsch-

münzergeschichte hineingelebt, daß es Anfangs schwer hielt, die schlichte und natürliche Lösung zu verstehen und zu glauben. Eine Falschmünzerverurtheilung, sie wäre doch so schön gewesen, behüte-Gott! sie hat nicht sollen sein.

Am Tage nachher wurde im Hoftheater das Lustspiel „Die Schwestern von Prag“ gegeben, darin sang der beliebte Komiker Birnbaum als Einlage eine Travestie des Liedes „Ich bin der Schneider Kakadu“, worin es unter andrem hieß:

In einer Stadt gar wohl bekannt,
Gelegen an der Fulda Strand,
Da ist mir etwas arrivirt,
Was g'wiß nicht alle Jahr passirt.

Ich trete in ein Wirthshaus ein,
Den Durst zu stillen mir,
Und mit 'nem Thaler blank und fein,
Zahl ich mein' Schoppen Bier.

Der Wirth zu meinem Mißgeschick,
Hat einen scharfen Kennerblick
Und sagt zu mir: Mein Herr!
Sie sind ein Falschmünzer.

Nun ruft er nach der Polizei,
Und seht, die ist auch gar nicht weit,
Die ist stets, wo ein Wirthshaus steht,
Zu hindern Zank und Streit.

Die nimmt mich, ohn' zu fackeln lang,
Sammt meinen Thalern in Empfang,
Und führt mich statt auf's Herbergel,
Zur Hauptwach und dann zum Kastell.

Nun wird 'ne Kommission ernannt,
Und die spricht tief gelehrt,
Das Geld ist falsch, 's liegt auf der Hand,
Doch nach 6 Tagen „hört“,
Da macht ein Münzwardein ihr klar,
Wie sehr sie auf den Holzweg war u. s. w. —

Von den näher Betheiligten an diesem Falschmünzerprocesse lebt niemand mehr als die Hauptperson, der junge P., der heute noch mit gutem Humor jenes Vorkommnisses gedenkt. **C. H.**

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Am 1. Februar starb zu Frankfurt a/M. nach schwerem Leiden der kurfürstliche hessische Geheime Legationsrath Eduard von Goeddaeus in seinem 72. Lebensjahre. Der Verblichene hinterläßt den Ruf eines ebenso geistreichen wie liebenswürdigen, durch die trefflichsten Charaktereigenschaften und die umfassendsten Kenntnisse ausgezeichneten Mannes. Sein Tod wird von allen, die dem feinsinnigen, edelmüthigen Manne nahe standen, auf das Lebhafteste betrauert. Die Redaktion unserer Zeitschrift „Hessenland“ hat noch besonderen Grund, das Hinscheiden des Herrn von Goeddaeus zu beklagen. War er doch seit Begründung unserer Zeitschrift ein treuer Freund und Gönner, ein eifriger Mitarbeiter derselben. Der Nekrolog folgt in der nächsten Nummer.

— Am 2. Februar starb dahier nach langem schwerem Leiden der Pfarrer Professor Dr. Georg Lindenkohl. Derselbe war am 17. März 1823 zu Dennhausen (Kreis Kassel) geboren, besuchte das hiesige Gymnasium, welches er Ostern 1842 absolvirte, studirte hiernach zu Marburg Theologie und Philologie. Zu Anfang der fünfziger Jahre war er zweiter Repetent der Stipendiaten-Anstalt zu Marburg (sog. Stipendiaten-Major), ging hierauf nach Italien, wo er zu Messina mehrere Jahre als evangelischer Prediger wirkte. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er im November 1855 beauftragter Lehrer am Kasseler Gymnasium; zum ordentlichen Lehrer wurde er Ostern 1856, zum Oberlehrer am 14. Juli 1869 befördert. Den Titel „Professor“ erhielt er am 21. December 1881. Hier war er ein eifriges Mitglied des italienischen, des pädagogischen und des mittelhochdeutschen Kränzchens. Zeitweilig leitete er hier ein Pensionat, das namentlich auch von Ausländern besucht war. Der Verblichene, welcher vor wenigen Jahren in den Ruhestand getreten war, erfreute sich der allgemeinen Hochachtung. Seine Kollegen, wie seine Schüler, seine zahlreichen Freunde und Bekannten werden sein Andenken stets in Ehren halten.

— Aus Steinau erhalten wir die Nachricht, daß dort am 5. d. M. der Justizrath Rechtsanwalt Wilhelm Zimmermann, fast 88 Jahre alt, verschieden ist. Er war geboren am 12. Mai 1800. Nach beendigtem Vorbereitungsdienst wurde er am 11. Januar 1830 als Anwalt nach Steinau reskribirt und in dieser Eigenschaft — seit 1867 auch als Notar — hat er bis zum Sommer 1887 fungirt. Er war bis zu seinem Ende geistesfrisch und würde auch im vorigen Jahre sein Amt als Rechtsanwalt und Notar noch nicht niedergelegt haben, wenn ihn nicht das fast völlige Erlöschen seines Augenlichtes dazu genöthigt hätte. Am 11. Januar 1880 wurde sein fünfzigjähriges Anwalts-Jubiläum in Steinau festlich begangen. Es wurde ihm bei dieser Gelegenheit der Titel „Justizrath“, sowie seitens der Stadt Steinau das Ehrenbürgerrecht verliehen. **Z.**

— Die diesjährigen Osterprogramme unserer heimathlichen höheren Lehranstalten werden an wissenschaftlichen Beilagen folgende bringen:

Kius, Die Athenische Kleruchie (Friedrichs-Gymnasium Kassel).

Manns, Ueber die Jagd bei den Griechen (Wilhelms-Gymnasium Kassel).

Wittich, Ueber Euripides' Iphigenie unter den Tauriern und Goethe's Iphigenie auf Tauris (Real-Gymnasium Kassel).

Fennel, Ueber die Bewegung eines festen Körpers in einer tropfbaren Flüssigkeit (Realschule Kassel).

Wackermann, Das Lectisternium (Gymnasium Hanau).

Forst, Lehrplan für den Unterricht im Deutschen (Realschule Hanau).

Steudell, Die Familien der ehemaligen Reichsritterschaft, II. Theil (Realschule Eschwege).

Hengesbach, Shall we read Byron in our classes, and which of his works? (Real-Progymnasium Fulda).

— Juristische Assessorprüfungen im verflossenen Jahre. Dem Berichte des Präsidenten der Justizprüfungs-Kommission, Professor Dr. Stölzel, über die im Jahre 1887 abgehaltenen Assessorprüfungen, abgedruckt in der N. A. Z. vom 6. Februar d. J., entnehmen wir die Mittheilung, daß das Resultat dieser Prüfungen am günstigsten ausgefallen ist im diesseitigen Oberlandesgerichtsbezirke, indem bestanden haben alle Kandidaten (also 100%). Die nächste Prozentzahl (85,7) weist Kiel auf, von da an geht es abwärts bis Posen (72,7 %), Marienwerder (71,4 %) und Königsberg (67,9 %). Bei den jungen Juristen scheint also der Glanz des „Lichtes aus dem Osten“ nicht so ganz zutreffend zu sein. —x.

— In der Altstädter Kirche zu Eschwege wurde, dem dortigen „Kreisblatte“ zufolge, gelegentlich baulicher Umänderungen kürzlich eine im Chor hinter dem Altar befindliche Sandsteinplatte gehoben und dadurch der Eingang zu der schon von den Chronisten Hochhuth und Schminke erwähnten Gruft blosgelegt. Der 4 m lange und 3 m breite Raum, welcher nach oben mit einem einfachen Tonnengewölbe abgeschlossen ist, liegt etwa 2½ m unter dem Fußboden des Chores. In der Gruft ist Agnes Magdalena, geborene Prinzessin von Anhalt und Wittwe des Prinzen Otto, des Administrators von Hersfeld, in einem zinnernen Sarge laut der auf demselben befindlichen Inschriften am 11. Dezember 1626 beigesetzt. Neben ihr ruht in einem zinnernen Sarge der Landgraf Friedrich und diesem zur Seite die Gemahlin desselben, Eleonore Katharina (starb 1692), deren hölzerner Sarg verwest ist, sowie in zinnernen Särgen die jung verstorbenen Kinder derselben, Elisabeth (1651) und Friedrich (1655); quer vor diesen allen liegen die Gebeine einer Tochter Friedrichs, Charlotte, verwittweten Gräfin von Bentheim-Tecklenburg.

Hessische Bücherschau.

Geschichte der Stadt und Festung Ziegenhain. Bearbeitet von R. Heußner, erstem Pfarrer und Superintendenten. Ziegenhain, Verlag von W. Korell.

Es ist ein gutes Stück hessischer Geschichte, was uns in dem vorliegenden, sauber ausgestatteten Werkchen entgegentritt. Die Festung Ziegenhain spielte in unserem Hessenlande eine bedeutende Rolle, wer kannte nicht das ehemals so häufig gebrauchte geflügelte Wort: „so fest wie Ziegehain“? — Der Verfasser gibt uns in seiner Schrift ein zusammenhängendes Bild der Entwickelung der Stadt von ihren Anfängen an bis auf die Gegenwart. Er hat sich dabei streng an die vorhandenen Quellen gehalten, von denen ihm keine entgangen zu sein scheint. Er hat sich durch seine fleißige Arbeit ein wirkliches Verdienst um die hessische Geschichte erworben; dienen doch solche Lokalgeschichten ganz besonders dazu, das Gesammtbild eines Landes zu vervollständigen. Dem Werkchen, das sich durch Uebersichtlichkeit auszeichnet, sind Ansichten der Stadt, Planzeichnung der früheren Festung und Urkunden-Abdrucke beigegeben. Man merkt es dem Verfasser an, daß er sich mit Liebe seiner Arbeit unterzogen hat, und bei solchen Vorzügen besteht denn wohl auch kein Zweifel, daß sein in der Vorrede ausgesprochener Wunsch in Erfüllung geht und die interessante und lehrreiche Schrift die wohlverdiente freundliche Aufnahme finden wird. Z.

So eben erschien im Verlage von Ferd. Kessler in Kassel der 1. Band der „Bibliotheca historica-militaris.“ Systematische Uebersicht der Erscheinungen aller Sprachen auf dem Gebiete der Geschichte der Kriege und der Kriegswissenschaft seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Schlusse des Jahres 1880. Herausgegeben von Dr. Joh. Pohler, Lehrer an der königl. Gewerbe- und Handelsschule zu Kassel. In diesem umfassenden Werke, zu dessen II. (Schluß-) Bande das Manuskript bereits zum größten Theile fertig vorliegt, wird selbstverständlich auch der Literatur über die Kriegsgeschichte unseres Hessenlandes gebührend Rechnung getragen werden.

Die Maikönigin. Eine Erzählung aus dem 15. Jahrhundert, von E. Mentzel. Frankfurt a. M. Carl Jügels Verlag (M. Abendroth) 1888.

Mit wahrer Freude berichten wir dem Leser über dies schöne Buch unserer Landsmännin, die sich durch trefflich historische Novellen in Hessen und vielleicht mehr noch außerhalb desselben bekannt gemacht. Wir möchten hierdurch etwas dazu beitragen, daß in unserm Leserkreise die vaterländische Schriftstellerin allgemein gewürdigt werde. Elisabeth Mentzel, geborene Schippel, ist ein echtes Marburger Kind und ein solches, auf das wir stolz sein können. Was die

vorliegende historische Erzählung betrifft, so entrollt sie uns ein lebensvolles Bild der sozialpolitischen Kämpfe, die sich am Ende des 15. Jahrhunderts auf dem Boden der freien Reichsstadt Frankfurt abspielten. Der aufstrebende Bürgerstand, in den Zünften verkörpert, ringt um Licht und Luft, welche ihm die besitzesstolzen Adelsgeschlechter streitig machen. Der Ausgang ist tragisch für die Zünfte; noch ist die Zeit nicht gekommen, wo ihr gutes Recht triumphiren sollte; aber das Morgenroth einer besseren Zukunft zeigt sich schon am Himmel. Von dem historischen, durch die Anwesenheit des Kaiser Max (1495) markirten Hintergrunde hebt sich eine wundersam liebliche Herzensgeschichte ab, der Liebesbund zwischen Job Rohrbach, dem edelgesinnten Patricier und der holden Afra, Tochter Peter Becker's, des kraftvollen Führers der Zünfte. Es ist der Kampf der Montecchi und Capuletti, deutschen Verhältnissen angepaßt, der vor unsern Augen vorüberzieht. Das junge Glück der Liebenden muß zerschellen an den starren Felsen des Vorurtheils und der Beschränktheit. Rühmenswerth ist die Charakterisirung der Gestalten, welche uns in der Novelle entgegentreten. Sie sind knapp und außerordentlich scharf gezeichnet: Peter Becker, der knorrige Plebejer, Hamann von Holzhausen, sein edler Widerpart, Eilchen von Rohrbach, Job's Mutter, Hans von Bidlembach, vor Allem aber auch das Liebespaar. Sie alle erwecken unsere Theilnahme, weil wir fühlen: das sind keine ausgeklügelten Romanmenschen, sondern Wesen von Fleisch und Blut. Wir wünschen der „Maikönigin" (so heißt das Buch nach seiner Heldin Afra) einen recht weiten Leserkreis und sind überzeugt, daß wir für den Hinweis auf das treffliche Werk den Dank des Lesers ernten werden. **H.**

Briefkasten.

Nach Davos. Ueber die Entstehung des Namens „Konräderchen" für das kurhessische 1. Infanterie-Regiment (Leibregiment) ist uns noch folgende gefällige Mittheilung zugegangen, die auf diesbezüglichen Erklärungen früherer kurhessischer Offiziere beruht: „Der Name stammt allerdings aus dem Anfang der 30er Jahre und hat folgende Entstehung: Um dem musikalischen Gedächtniß der Soldaten zu Hülfe zu kommen, werden den verschiedenen Signalen Worte unterlegt, welche theils in den Kasernen entstanden, theils überliefert sind und welche die Rekruten lernen müssen. Diese Worte zu einem der Signale (irren wir nicht, zum Essen) lauteten:

Kamerad komm', Kamerad komm'!
Kommst Du nicht, so hol' ich Dich
Und bring' Dich in Prison!

Bei einer Rekruten-Examination fragt der examinirende Offizier einen Soldaten, der zufällig „Konrad" hieß: Wie lautet das Signal zum Essen? worauf dieser, der sich besser als „Konrad", denn als „Kamerad" kannte, wohlgemuth antwortete:

Konrad komm', Konrad komm'! ꝛc.

Danach wurde denn zuerst nur die 1. Kompagnie, später das ganze Regiment die „Konräderchen" genannt. Unter den Soldaten wurde diese Bezeichnung als Spottname betrachtet und gab häufig zu Streitigkeiten Veranlassung.

G. E. Marburg. Ihr Gedicht „Liebesmai" ist entschieden verfrüht und zwar in doppelter Hinsicht; einmal verbietet der Kalender heute derartige lyrische Ausschreitungen, dann aber dürften Sie kaum die väterliche und mütterliche Erlaubniß zur Veranstaltung eines „Liebesmai" haben. Sie müßten mindestens den Berechtigungsschein zum Einjährigfreiwilligendienst besitzen, wenn sie so bedenklich unglücklich lieben wollen.

X. Rotenburg. Ihr Wunsch ist unerfüllbar.

R. R. Hanau. Wie Sie sehen, ist in gegenwärtiger Nummer dem Mangel abgeholfen.

M. H. Melsungen. Letztgesandtes mit Dank erhalten. Brief folgt.

F. St. Kassel. Ihre freundliche Einsendung wird in aller Kürze erledigt werden, worauf Ihnen Mittheilung zugeht.

L. M. Nordhausen. Nr. III empfangen. Besten Gruß.

K. N. Kesselstadt. Stoffüberfülle ist Schuld daran. Wir bitten noch um einige Mundartgedichte.

C. W. Kassel. Der „Blumen Geister" ist sehr stimmungsvoll und wird erscheinen.

Nach Salmünster. Das betreffende Gedicht soll in einer der nächsten Nummern kommen. Sie haben allerdings Grund zur Beschwerde, wir hoffen aber, daß Sie uns entschuldigen.

A. R. Kassel. C. H. Kassel. K. R. Fulda. Wir bescheinigen den Empfang Ihrer Sendungen und werden Ihnen Näheres mittheilen.

R. T. Kassel. Sehr erfreut, wieder Etwas von Ihnen zu hören.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 5. Kassel, 1. März 1888.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2641.

Die Quelle.

Ich stand an der Quelle,
Die ungetrübt helle
Floß spiegelnd und rein
Dahin wie flüssiges Edelgestein.

Ich sah in den hellen
Krystallenen Wellen —
Vom goldenen Licht
Der lächelnden Sonne umstrahlt — mein Gesicht.

Und machte sie kräuseln
Das Wehen und Säuseln
Des West's noch so bunt;
Mein Bildniß blieb immer auf sonnigem Grund.

Ihr Aeuglein der Kleinen,
Der Holden, der Einen,
Wenn ich euch erschau',
Dünkt mich's, ich stünd' vor der Quelle der Au.

Seh' immer und immer
Umgeben vom Schimmer
Des Glückes darin
Mein Bildniß, sowie ich lebe und bin. —

Und wie sie, die kleinen,
Ein Spiegel der reinen,
Der Seele ihr sind,
Wer möcht' nicht, daß ewig vor ihnen er stünd'?

Nordhausen. **Ludwig Mohr.**



Die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg.

Von W. Bücking.

(Fortsetzung.)

Der südliche Kreuzarm, auch Landgrafenchor genannt, enthält zwei Altäre, mehrere Todtenschilde und eine Anzahl steinerner Grabdenkmale von Gliedern des hessischen Fürstenhauses, welche vom 13. bis 16. Jahrhundert ihre letzte Ruhestätte hier gefunden haben. Eine gemeinsame Gruft enthält der Kreuzarm nicht, sondern nur einzelne in Steinplatten eingeschlossene Gräber, welche wegen des beschränkten Raumes wiederholt zur Aufnahme von Leichnamen benutzt worden sind. Die Grabdenkmale sind theils Hochgräber inmitten des Raumes in 2 Reihen, theils Grabsteine an den Wänden.

1., Landgraf Conrad von Thüringen, Hochmeister des deutschen Ordens und Gründer der Kirche, starb zu Rom am 24. Juli 1240. Er liegt da in der Tracht seines Ordens im weißen Mantel mit schwarzem Kreuze; zu seinen Füßen befinden sich zwei Schilde, das eine mit dem hessischen Löwen, das andere mit dem Deutschordenskreuz. Als bei der Restauration der Untergrund des Kreuzarmes untersucht wurde, fand sich unter seinem Hochgrab ein aus zwei Theilen bestehender kleiner Steinsarg, dessen untere Hälfte ausgehöhlt war und mehrere Röhr- und andere Knochen enthielt.

2., Adelheid von Braunschweig, erste Gemahlin Landgraf Heinrichs I. von Hessen, starb am 12. Juni 1274, mit einem ihrer Söhne. In der rechten Hand hält sie eine Rose, während auf der linken der Kopf ihres Söhnleins ruht, über ihrem Haupte ist eine eiserne Opferbüchse angebracht. Von ihr schreibt Dietrich von Thüringen: „Jüngst aber ward in diesen Tagen eine Frau von gutem Geiste und zur Zierde der Kirche, nämlich Adelheidis, des berühmten Fürsten Albert von Braunschweig Tochter, hier beigesetzt, eine Frau, die durch ihre Wunderkraft berühmt gewesen sein soll." Die Inschrift am Grabmal ist nicht mehr vollständig erhalten.

3., Landgraf Otto I. von Hessen, starb am 17. Februar 1328 und seine Gemahlin Adelheid von Ravensberg, welche sich am 6. Februar 1333 in die Bruderschaft des Klosters Mariengarten hatte aufnehmen lassen. Der Landgraf liegt da gekleidet in Panzerhemd und Waffenrock und umgürtet mit Schwert und Schild. Zu den Füßen beider knieen Nonnen, welche für deren Seelenruhe beten. Da dieses Hochgrab ohne Inschrift ist, so kann es ebenso gut dem Landgrafen Heinrich I., gestorben den 21. Dezember 1308, und dessen zweiten Gemahlin Mechthilde von Cleve, gestorben den 21. Dezember 1309, oder einem andern Fürstenpaar, angehören.

4., Landgraf Heinrich II., genannt der Eiserne, Sohn Ottos I., starb am 8. Juni 1376. Die Darstellung des Landgrafen ist gleich der Nr. 3. Betende Mönche knieen zu seinen Füßen.

5., Landgraf Ludwig I., genannt der Friedsame, Sohn des Landgrafen Hermann des Gelehrten, starb am 17. Januar 1458. Er liegt da als Ritter gekleidet in voller Rüstung, zu seinen Füßen knieen betende Mönche. Das Grabmal trägt folgende Inschrift:

Jnclitus ludevicus pius universus pudicus.
hac clauditur archa cephas hassieque monarcha.
Anthonii festo migrat, ejus nemor esto.
celesti palme vacet is per te deus alme.

d. h.

„Ludwig, gepriesen und tüchtig und fromm im Leben und züchtig,
Ruht hier in der Arche, ein Fels und Hessens Monarche.
An des Antonius Fest er endet, des immer gedenket.
Mög ihm durch Gott gelingen, die himmlische Palm zu erringen.

Professor D. W. Crecelius in Elberfeld.

6., Landgraf Ludwig II. von Niederhessen, genannt der Freimütige, Sohn Ludwigs I., starb am 7. November 1471 und seine Gemahlin Mechthilde von Würtemberg, starb am 6. Juni 1495. Die Darstellung des Landgrafen mit betenden Mönchen ist wie bei Nr. 5. An

beiden Langseiten des Hochgrabes sind hessische und würtembergische Wappen angebracht, eine Inschrift ist daran nicht vorhanden.

7., Landgraf Heinrich III. von Oberhessen, starb am 13. Januar 1483. Er ist in voller Rüstung wie sein Bruder Ludwig II. dargestellt. Der obere Rand des Grabmals trägt folgende Umschrift: Anno Domini MCCCCLXXXIII of den achtzeynden dage starb der hochgeborn erluchtige furste Landgraf Heynrich tzu Hesszen, graff tzu Katzenelnbogen tzu Dyetz tzu Tzegen . . . tzu Nydde.

8., Landgraf Wilhelm II. von Hessen, Sohn Ludwigs II., starb am 11. Juli 1509. Sein aus Alabaster verfertigtes Hochgrab hat weder Inschrift noch Jahreszahl. Oben auf liegt der Landgraf als geharnischter Ritter in voller Rüstung mit aufgeschlagenem Visir, unten von allen Seiten sichtbar auf einer Matte gebettet sein in Verwesung begriffener Leichnam, dessen Brust und Leib Schlangen durchwühlen, während auf und neben ihm Kröten und Eidechsen herumkriechen. Dieses Grabmal hat man lange für dasjenige Wilhelms III. gehalten und ausgegeben, und zwar wegen einer nur in ihrem Eingange historisch begründeten Sage. Diese lautet: Landgraf Wilhelm III. habe sich am 6. August 1499 auf der Jagd verirrt, sei vom Pferde gestürzt und am 16. Februar 1500 in dem Zustande aufgefunden worden, wie ihn das Bild zeige. Der Landgraf war im August j. J. wirklich vermißt, allein er erschien wieder und lebte noch bis zum 17. Februar 1500. An diesem Tage starb er nach kurzem Krankenlager auf dem Schlosse Rauschenberg infolge eines Sturzes vom Pferde auf der Jagd im nahen Burgwalde.

9., Heinrich und Elisabeth, Landgraf Hermanns des Gelehrten († d. 10 Juni 1413) Kinder. Junker Heinrich starb am 13. und seine Schwester am 22. Juli. 1394.

10., Margarethe von Nürnberg, zweite Gemahlin Landgraf Hermanns des Gelehrten, starb am 17. Januar 1406 und ihr Sohn Hermann starb an demselben Tage. Zu den Füßen beider ist das hohenzollernsche und hessische Wappen angebracht.

Die Deckplatten der Hochgräber 9 und 10 lagen bis zur Restauration auf dem Fußboden im nördlichen Seitenschiff.

11., Heinrich, genannt der Ungehorsame, Sohn Heinrichs I., starb am 23. August 1298. Der Grabstein trägt folgende Umschrift:

Anno Domini MCCXCVIII in vigilia bartholomei Henricus domicellus lantgravius junior.

d. h.

Im Jahr des Herrn 1298 in der Vigilie des Bartholomäus (23. August) starb Junker Heinrich Landgraf, der jüngere.

12., Landgraf Wilhelm I., Bruder Wilhelms II., starb am 8. Februar 1515. Der Grabstein stellt den Landgrafen in voller Rüstung dar, ist aber unvollendet.

13., Elisabeth, Tochter Landgraf Wilhelms II. Die Inschrift am Grabstein lautet folgendermaßen: Von Gotz Gnaden Fraw Elisabeth geborne Landgrefin zu Hessen, weiland Herzog Hansen zu Sachsen verlassene Witwe in Gott verscheid den 6. Decembris im Jor 1558 der Selen Got gnedig seie.

14., Anna von Katzenelnbogen, Gemahlin Landgraf Heinrichs III., starb am 19. Februar 1494. An den in den Grabstein eingelassenen messingenen Platten steht folgende Inschrift: Anno domini M°CCCC°XCIIII dess Sontag nach Sant Valtins tag starb die Irluchte hochgeborn furstin und fraw Anna geborn von katzenelnbogen und dietz lantgreffyn zu Hessen wittwe, der Selen got gnedig sin welle.

15., Jolanda von Lothringen, erste Gemahlin Landgraf Wilhelms II., starb am 21. Mai 1500. Der Grabstein trägt folgende Umschrift: Anno domini M°CCCCC° XXI mensis may obiit illustris domina jolanda lotringii et bare ducissa etc. legitima quondam illustris prinzipis et domini domini Wilhelmi lantgravii hassie comitis in katzenelnbogen, dietz, zegenhain et nidde conuix.

d. h.

Im Jahr des Herrn 1500 am 21. des Monats Mai starb die erlauchte Frau Jolanda, Herzogin in Lothringen und Bar ꝛc. weiland eheliche Gemahlin des erlauchten Fürsten und Herrn, des Herrn Wilhelm Landgrafen von Hessen, Grafen zu Katzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain und Nidda.

16., Landgraf Wilhelm III. von Oberhessen, Sohn Heinrichs III. starb am 17. Februar 1500. Die Umschrift am Grabstein lautet folgendermaßen: Anno domini M°CCCCC° uf den mondag nach Sant valentin starp der erluchtige hochgeboren forst und her her wilhelm lantgraf zu Hessen, graff zu katzenelnbogen zu ziegenhain zu dietz vnd zu nidda.

Die Grabsteine 15 und 16, in deren Mitte Wappen und an den 4 Ecken Verzierungen auf broncene Platten eingelassen sind, verdanken ihren Ursprung einem und demselben Meister.

17., Anna von Mecklenburg, zweite Gemahlin Wilhelms II., starb am 6. Mai 1525. An ihrem Grabstein steht folgende Inschrift:

Ossa sub hoc tumulo sunt condita Prinzipis Annae
Meggelburgensie quae fuit orta duce,

Haec thalamo fuerat geniali iuncta Guilhelmo,
Hassia tunc cuius paruit imperio.
At pia dum varios de religione tumultus,
Atque animo volvit rustica bella suo
Maestitia hinc terrore simul confecta supremum
In dormino clausit post pia vota diem.

d. h.

Die Gebeine der Fürstin Anna sind unter diesem Grabmal beigesetzt,
welche entsprossen war dem Herzog von Mecklenburg,
die hatte sich im ehelichen Bunde vereint mit Wilhelm,
dessen Septer damals Hessen gehorchte.
Aber während sie fromm die manigfachen Unruhen der Relgion
und die Bauernkriege in ihrem Herzen bedachte,
und infolge dessen durch Kummer und Schreck verzehrt ward,
schloß sie nach frommen Gebete ihr Leben im Herrn.

Professor D. W. Crecelius in Elberfeld.

An den beiden östlichen Wandpfeilern hängen die mit Inschriften und Wappen bemalten Todtenschilde der Landgrafen Wilhelm II. und III. und am südlichen Vierungspfeiler das des Landgrafen Ludwig II.

Von den beiden Altären ist der dem Chor benachbarte St. Johannes dem Täufer geweiht, dessen Dedikation am 1. Mai 1257 stattfand. Die Holzschnitzereien des Altarschreines zeigen 3 Scenen aus dem Leben des Propheten. Bekleidet mit der Kameelshaut steht er vor einer Grotte neben einem Baume, stützt beide Arme auf einen Ast desselben und redet zu der vor ihm versammelten Zuhörerschaft, Männer und Frauen. In der Mitte vollzieht er vom Ufer aus in halb knieender Stellung die Taufe Jesu im Jordan, während einer neben ihm steht und sein Obergewand hält. Links ist die Enthauptung Johannes in Gegenwart einiger Zuschauer dargestellt. Der Henker hat bereits das Haupt vom Rumpfe getrennt und hält noch das Schwert in seiner Hand, der Rumpf liegt zu seinen Füßen und die Tochter der Herodias hat die Schüssel mit dem Haupte in Empfang genommen. Der Hintergrund stellt eine gebirgige Landschaft mit Burgen und Wäldern dar.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die angeblich nach Amerika verkauften Hessen

von Carl Preser.

(Schluß.)

Woher aber mag es nun kommen, daß wegen der aus Subsidien-Verträgen geflossenen Gelder immer nur Hessen und die hessischen Landgrafen angegriffen werden und niemals auch nur einer der zahlreichen anderen deutschen Reichsstände? Daß dabei Böswilligkeit oder Unkenntniß, vielleicht auch beides zusammen, eine große Rolle spielen, liegt auf der Hand. Denn wie wäre es sonst möglich, aus hundert gleichen Verträgen nur den hessischen von 1771 herauszugreifen! Aber allerdings haben wir Hessen bei diesem ausgeübten Bündnißrechte der deutschen Fürsten eins voraus: der Weisheit und landesväterlichen Fürsorge unserer Fürsten haben wir es zu danken, daß Hessen das einzige Land in ganz Deutschland ist, wo die Subsidiengelder nicht verthan wurden, sondern bis auf den heutigen Tag noch vorhanden sind! Es wurden daraus bekanntlich im Beginn der konstitutionellen Aera (1831) auf der einen Seite der Hausschatz des Hessischen Fürstenhauses, auf der anderen Seite der Staatsschatz gebildet,*) und unser heutiger Kommunalständische Fonds von einigen zwanzig Mill. Mark ist nichts anderes, als die im Jahre 1831 dem Lande zugewiesene Hälfte jener Kapitalien, welche aus den englischen Subsidiengeldern von den hessischen Fürsten angesammelt wurden.

Hierneben aber haben wir als Hauptquelle aller Angriffe die Selbstbiographie eines deutschen Dichters zu betrachten, nämlich die Biographie von Johann Gottfried Seume.**) Und in der That, so traurig es auch klingen mag: die

*) Bis zu dieser Theilung als Vermögen des Landesherrn angesehen, wurde in der Sitzung der landständischen Kommission mit den kurfürstlichen Kommissären vom 29. Dezember 1830 den Ständen sogar die Nachweisung geliefert, daß dies Vermögen sich seit dem Regierungsantritt Wilhelm II. nicht nur nicht verringert, sondern vermehrt hatte, indem es „ungleich höhere Revenüen abwarf."

**) Erschienen unter dem Titel: „Mein Leben." Leipzig 1813.

gedankenlose Lektüre dieser Biographie hat den ganzen Wirrwarr angerichtet; denn alle Lexika-Mitarbeiter, alle Feuilletonisten, ja selbst alle Gelehrten, welche das Märchen vom Hessischen Seelenverkaufe kolportirten, sie alle schöpften gedankenlos aus jener, leider sehr trüben, Quelle, und ich bin überzeugt, auch Brümmer in seinem Dichterlexikon (II. S. 302) schöpft seine maßlose Grobheit vom „fürstlichen Seelenverkäufer" nur aus den Lügen dieses Buches; ich sage hier absichtlich Lügen, da Brümmer als Lehrer wissen mußte, daß er es hier mit Lügen zu thun hatte, wenn ihn in derselben Eigenschaft nicht der noch schlimmere Vorwurf der Unwissenheit treffen soll.

Die größte Unwahrheit liegt zunächst darin: daß Seume von den hessischen Werbern gewaltsam ergriffen sein will. Es ist eine Thatsache, daß in Hessen durch die bereits angezogene landesherrliche Verordnung über das Heerwesen vom 16. Dezember 1762, welche jedes Quartal von allen Kanzeln verlesen wurde, jede „gewaltsame Werbung" ausgeschlossen war. Es ist aber ferner eine geschichtliche Thatsache, daß, als damals in Hessen eine Werbung für Ausländer eröffnet wurde, diese schaarenweise herbeiströmten, so daß man genöthigt war, „die sorgfältigste Auslese" zu üben, namentlich zur Anmeldung für die Jäger. Es ist weiter eine Thatsache, daß die Truppen bei ihrer Musterung vor dem Ausmarsche, befragt wurden, ob der Eine oder Andere etwa die Anwerbung bereue und wieder zurück treten wolle, daß aber kein Seume sich zur Zurückkehr meldete. Endlich aber ist es eine Thatsache, daß Seume, aus einem nicht ganz klaren Grunde, bei Rinteln die Bitte stellte, sein Schiff verlassen zu dürfen, weil dasselbe bei preußisch Minden anlegen sollte und er die preußische Justiz zu fürchten habe, und daß ihm dann auch wirklich gestattet wurde, eine Strecke Weges zu Fuß zurück zu legen. Was hinderte ihn also daran, die erste beste hannoversche oder preußische Behörde zum Schutze anzurufen, wenn er in Hessen „gewaltsam" in Uniform gesteckt worden wäre? Warum kam er freiwillig auf sein Schiff zurück, da ihn auf preußischem Gebiete kein hessischer Werber ergreifen und zurück führen konnte. Kurz: die Geschichte von der gewaltsamen Werbung ist nichts mehr und nichts weniger als eine grobe Lüge.

Zu allem Ueberfluße bestätigt uns das Seume selber. Natürlich war der spätere Dichter Seume nichts — weniger als ein Strolch, aber — er bekennt doch, daß er als junger Bursche von Haus auf und davon gegangen, ohne einen bestimmten Vorsatz wohin und wozu, ins Blaue hinein gelaufen sei. Weiter bekennt er,*) daß sein „Anzug immer sehr nachlässig, sein Haar struppig, seine Schuhe schmutzig" gewesen seien, und zwar schon bei seinem gestrengen Rektor. Wie wird er nun erst beschaffen gewesen sein, welches Aussehen als herumfahrender Strolch wird er erst gehabt haben, als er nach wochenlangem Herumstreifen ohne Geld, in Vacha den Werbern in die Hände fiel! Es ist doch nur anzunehmen, daß Seume froh war, eine Versorgung gefunden zu haben, die ihn aus aller Noth rettete; er wird das Werbegeld, das in Hessen keinem Menschen aufgedrungen wurde, um so lieber angenommen haben, als er selbst gesteht und dadurch seine Neigung bekundet: „Nichts kitzelt einen jungen Mann mehr, als militärische Unternehmungen."**) Freute er sich doch, daß ihm einst Graf Hohenthal seinen Beifall über die Neugierde an militärischen Dingen bezeugte und ihn mehrere Tage bei einem Manöver behielt.***) Berücksichtigen wir aber gar, daß er „nach Metz in die Artillerieschule" zu gehen gedachte,†) so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß, als die „neun Thaler" alle waren, welche der in Leipzig entlaufene Student bei sich hatte, der junge Seume des Vagabondirens müde war und sich gern für „Unternehmungen" anwerben ließ, die ihn mehr „kitzelten" als alles Andere. Er konnte nunmehr seinen militärischen Liebhabereien fröhnen, ohne sich zu diesem Zweck nach Metz durchbetteln zu müssen. Darin liegt auch gar nichts Absonderliches, denn wie ein Oberstlieutenant Grebe erzählt, wurden zu jener Zeit die Eltern von der Jugend bestürmt, ihr den Eintritt in das Heer zu gestatten; die Jugend verließ die „Hochschule, den Amtstisch, sogar den Tempeldienst, bloß um den Degen des Amerikakrieges zu empfangen."††) Unter der deutschen Jugend war damals demnach eine freudige Begeisterung für diesen Krieg, und hätte Seume sein Glück gemacht, wäre er Offizier geworden, so hätte er sicher in seiner späteren Selbstbiographie ganz anders geurtheilt; er wäre dann nicht für geist- und gedankenlose Nachschreiber der traurige Erfinder des Wortes „Menschenmäkler" für einen Fürsten geworden, der als Fürst wie als Mensch groß und einzig in der Geschichte steht.†††)

---

*) Mein Leben. S. 50.

**) Daselbst S. 81.

***) Daselbst S. 82.

†) Daselbst S. 103.

††) Vergl. die Broschüre: Friedrich II. und die Geschichtsschreibung." 2. Auflage. S. 37.

†††) Unter der Regierung dieses Fürsten schrieb der Schweizer Johannes Müller, „der Geschichtsschreiber der Schweizer": „Ich möchte die ganze Schweiz durch-

Leider muß ich bekennen: die Lüge von der gewaltsamen Ergreifung ist es nicht allein, die mit dem Namen Seume verknüpft ist; Seume erbringt zugleich den Beweis, daß der Fluch der bösen That fortzeugend nur Böses gebären muß, und das — ist schon nicht mehr schön von einem deutschen Dichter.

Vorübergehend sei hier noch erwähnt, daß Seume über seine militärische Laufbahn, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „am Ende sich nicht weiter ärgerte", „denn", fügt er hinzu: „über den Ocean zu schwimmen war für einen jungen Kerl einladend genug, zumal da ich etwas Vergnügen am Seewesen zeigte." „Einladend" also war es für Seume mit seinem „Kitzel an militärischen Unternehmungen" „über den Ocean zu schwimmen"! Das mögen alle diejenigen als das Bekenntniß einer schönen Dichterseele hinnehmen, welche nicht müde werden, mit Seume über die hessische „Seelenverkäuferei" zu schreien. Dann aber sagt Seume weiter: „So kam denn endlich die Nachricht von Frieden uns eben gar nicht erwünscht, denn junge thatendurstige Leute sehen nicht gern ihrer Bahn ein Ziel gesteckt. Man hatte mir geschmeichelt, ich könnte Offizier werden und mir eine Laufbahn eröffnen. Mit dem Frieden war alles geschlossen, denn nach unserer alten, sogenannten guten Ordnung konnte kein Bürgerlicher weiter aspiriren als bis zum Feldwebel." *)

Der Eingang dieser Stelle zeugt nur für das oben Gesagte; der Schluß dagegen enthält wieder eine Lüge, deren der Sergeant Seume, als Angehöriger der hessischen Armee in Amerika, sich vollkommen bewußt sein mußte. Das Offizierkorps dieser Armee bestand nämlich im Jahre 1779 aus 174 adeligen Offiziren, denen nicht weniger als 294 bürgerlicher Herkunft entgegen standen! Wäre also Seume zum Offizier tauglich gewesen, so wäre er eben so gut Lieutnant geworden, als die nicht adeligen Fähndriche Germer, Wiederhold, Wagner, Pfaff, Motz, Schönewolf, Schmidt, Roesing, Strasser und viele andere. Das Fähndrich- und Lieutenantwerden muß demnach seinen Haken gehabt haben. Auch als er, nach seiner Rückkehr aus Amerika, zweimal von preußischen Werbern ergriffen wurde, *) brachte er es nur zum Deserteur, nicht zum Offizier, und entging, wie Wagener's Lexikon (XIX. S. 100) erzählt, nur auf vieles Fürbitten der „Kriegsrechtlichen Bestrafung" in Preußen.

Füge ich nun, wegen der in Seume angeblich „unterdrückten Freiheit", noch hinzu: daß er im Dienste der Kaiserin Katharina II. „alle wichtigen Papiere" ausarbeitete, welche der Theilung Polens vorangingen, **) sowie ferner, daß er endlich unter dem General Ingolström russischer Lieutenant wurde und gegen die Freiheit der Polen focht, ohne es jedoch auch dort weiter zu bringen: ***) so ist es für jeden, der lesen kann nur gar zu verständlich, daß und warum er gerade für seinen ehemaligen hessichen „Kitzel nach militärischen Unternehmungen" in seiner zweifellos erst in späterer Zeit geschriebenen Selbstbiographie zu Lügen, Verläumdungen und Verdrehungen greifen mußte.

Als ich im Jahre 1879 in Teplitz am Grabe Seume's stand, schrieb ich in mein Notizbuch das Distichon:

An Seume's Grab.

Ganz unabhängig im Denken und Thun, warst Du einmal es nicht mehr:
Als Du geschildert uns hast, wie Dir's in Hessen erging.
Du nur allein hast erfunden die Mär von verkauften Soldaten,
Und was der Dichter einst schrieb, dichteten Schreiber dann nach. —

und wahrlich, anders ist es nicht: der Eine log und hundert Andere schreiben ihm die Lügen gedankenlos nach! Ich meine aber, es sei eine Aufgabe des hessischen Geschichts-Vereins, wo immer er diesem Lügengewebe begegnet, auf Berichtigung zu bringen, denn es ist und bleibt eine Schmach für die deutsche Geschichtsschreibung, wenn geschichtliche Vorgänge begeifert, geschmäht oder tendentiös entstellt werden, die nun einmal rechtlich, politisch und moralisch unantastbar sind.

---

wandern, ob mehr persönliche Freiheit möglich ist, denn deren ich hier (in Hessen) genieße! . . . Land und Leute gefallen mir ausnehmend. Kein Volk war je so schön als das hessische in seinem Heer erscheint . . . Ehe ich nach Hessen kam, wußte ich kaum, was eine militärische Nation wäre. Der Landgraf ist überaus gütig und voll der besten Absichten; viele Ausländer sind ungerecht in seiner Beurtheilung. Der Staat des Landgrafen blüht."

*) Mein Leben. S. 172.

*) Siehe hierüber Clodius in der Fortsetzung der Biographie S. 189, namentlich S. 188, wo Seume in der hessischen Uniform von preußischen Werbern festgehalten wurde.

**) Daselbst S. 201.

***) Daselbst.

Wie ich Soldat wurde.

Kleines aus großer Zeit.

(Fortsetzung.)

Gleich beim Eintreffen der Nachricht vom Anrücken des Feindes gegen Kassel, war sowohl dem Zandt'schen, wie Bastineller'schen Corps der Befehl zugegangen, so schnell als möglich Kassel zu Hülfe zu kommen. Bastineller hatte den Marsch nach der Hauptstadt schon früher angetreten, da er nach Meldung seiner Patrouillen auf ein Unternehmen gegen Kassel schließen konnte und war am 28. Sept. auf der Straße von Witzenhausen her vorgerückt. Tschernitscheff, von diesem Anmarsch in seinen Rücken benachrichtigt, zugleich davon in Kenntniß gesetzt, daß der König Kassel verlassen habe und mit einem Theil seiner Truppen auf der Frankfurter Straße stehe, durch die Barrikade auf der Fuldabrücke am weiteren Vordringen gehindert, mußte seine Unternehmung, in den wesentlichsten Absichten, als gescheitert ansehen. Er sendete deshalb eine Abtheilung gegen das Defilee von Kaufungen, um sich gegen das Bastineller'sche Corps zu decken, gab den weiteren Angriff auf Kassel auf und zog mit dem Hauptcorps auf der sog. Nürnberger Straße nach Melsungen ab, um seinen erschöpften Truppen die nöthige Ruhe zu gewähren und sich seinen Rückzug in südöstlicher Richtung offen zu halten.

Der König, welcher vergebens auf Nachricht von dem Anrücken des Bastineller'schen Corps gehofft hatte, gab, obgleich ihm gemeldet war, daß die Russen sich zurückgezogen, um seiner persönlichen Sicherheit willen seine Hauptstadt auf und zog auf der Frankfurter Straße in einem übereilten Marsche nach Marburg. Dieser Marsch wurde auch in der Nacht vom 28. zum 29. Sept. fortgesetzt und war dies für die unmuthigen, erschöpften und widersetzlichen Truppen die beste Gelegenheit, auseinander zu gehen, so daß nur ein schwaches Häuflein in Marburg anlangte.

Der König war mit seinem unmittelbaren Gefolge bis Wetzlar vorausgeeilt, um von hier aus dem Kaiser über das Vorgefallene Bericht zu erstatten. Derselbe gelangte aber nicht an Napoleon, sondern, den Russen in die Hände fallend, an Kaiser Alexander, und in dem Bericht sind der Rückzug des Königs, der starke Nebel und die Beschuldigung, daß die französischen Husaren nicht reiten könnten, die einzig richtigen Thatsachen.

Bei dem Geschützdonner, der von Kassel aus nach Kaufungen hinüber schallte, war der Herr Verificateur zweifelhaft geworden, ob er die Kassen-Revision fortsetzen sollte und mit meinem Onkel darüber noch in Unterhandlung, als jenes russische Detachement, das Tschernitscheff zur Deckung gegen das Bastineller'sche Corps nach Kaufungen gesandt hatte, daselbst eintraf. Dieses Detachement machte den Bedenken des Verificateurs dadurch ein Ende, daß es neben seinem Auftrage, Posten gegen Helsa vorzuschieben und Kaufungen zu besetzen, sich auch der Mühe unterzog, die königlichen Kassen aufzuheben.

Einige Offiziere, von Kosacken begleitet, traten in unser Bureau und erklärten durch einen der Offiziere, der deutsch sprach, daß sie beauftragt seien, die Domänenkasse abzuschließen und den Bestand derselben an sich zu nehmen. Der Verificateur empfahl sich. Mit Aufstellung des Kassenabschlusses machten diese bärtigen Herrn Revisoren wenig Weitläufigkeiten; sie beauftragten meinen Onkel, das Zahlungsjournal abzuschließen und den Baarbestand zu übergeben.

Bei dieser Gelegenheit konnte ich mich überzeugen, daß, obgleich mein Onkel kein gewandter Beamter, doch ein umsichtiger Mann war, denn beim Abschluß des Zahlungsjournals wußte er die Gehälter der Forstbeamten von Kaufungen für den Monat Oktober noch mit in Ausgabe zu stellen. Dem Offizier legte er das Journal vor, und beschränkte sich dieser auf eine flüchtige Revision, während mein Onkel die Kasse öffnete, und schnell den baaren Bestand mit dem Abschluß in Uebereinstimmung bringend, zählte er den Betrag, ungefähr achthundert Thaler, auf. Der Offizier überzeugte sich von der Richtigkeit des Geldes, stellte einen Kosacken, der seine Pistole aus dem Gürtel zog, und keinen Blick von dem Gelde wendete, dabei und schrieb in deutscher Schrift eine Quittung, die von einigen der anwesenden russischen Offiziere mit unterzeichnet wurde.

Daß außer der Domänenkasse auch noch eine Postkasse im Bureau vorhanden sein müsse, schien den Offizieren unbekannt zu sein. Sie ließen sich jedoch Briefe, Packete und Zeitungen ausliefern, packten alles zusammen und zogen ab, um sich auch der am Ort befindlichen Kreis- und Stempelkasse zu bemächtigen.

Mein Onkel war bei dieser Gelegenheit sehr ruhig und besonnen. Er hatte den Förstern und zahlreichen Waldwärtern nicht nur für einen Monat ihr Gehalt gerettet, sondern verlangte auch mit Bestimmtheit die Unterschrift des anwesenden rangältesten Offiziers, der anfangs die Quittung nicht mit unterzeichnet hatte. Er hatte ferner die Vorsicht gebraucht, sogleich einen Notar, der im Nachbarhause wohnte und einige Orts-

einwohner rufen zu lassen, um als Zeugen bei dem Vorgange der Kassenfortnahme zugegen zu sein, und ließ nun, nach Entfernung der Russen, einen Akt über den ganzen Vorfall aufnehmen. Als die Offiziere Karten der Umgegend von ihm verlangten, lehnte er dies Verlangen unter der Angabe keine zu besitzen, vorsichtig ab.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Ehrentafel.

Von Joseph Schwank.

(Fortsetzung.)

1760 18. März. Eroberung von Fulda und Zurückschlagung der dort aufgestellten Reichstruppen und Franzosen durch den braunschweig'schen General v. Luckner und den hessischen General v. Gilsa.

„ 25. März. Unglückliches Treffen der Hessen bei Leimsfeld unter General Schlüter gegen die Franzosen nach der vergeblichen Belagerung von Ziegenhain.

„ 28. Mai. Eroberung von Fulda durch den hessischen Obersten Wolf.

„ 28. Juni. Gefecht bei Treysa.

„ 10. Juli. Gefecht bei Corbach. Die von den Truppen, unter denen die hessischen Regimenter Prinz Karl und Malsburg, bewiesene Tapferkeit erkannte Herzog Ferdinand in besonderer Danksagung an.

Die Anzahl der hessischen Truppen betrug jetzt nach dem Tode Wilhelm VIII. unter Friedrich II.: 24,000 Mann.

„ 16. Juli. Ueberfall und Gefangennahme der französischen Division Glaubitz bei Emsdorf. 2 Generale und 2600 Mann wurden gefangen, 8 Kanonen erobert. Dem Regiment zweite Garde bezeigte Herzog Ferdinand für seine hierbei bewiesene Tapferkeit seine besondere Zufriedenheit.

„ — Juli. Aeußerst heftiges Gefecht bei Biesebeck, an dem das Regiment Toll Antheil nahm.

„ 31. Juli. Bei Warburg schlugen die Hessen, unterstützt durch die englische Kavallerie, 24,000 Franzosen mit großem Verlust über die Diemel zurück, nahmen 2200 gefangen und eroberten 13 Kanonen.

„ 10. August. 2000 Franzosen werden vom hessischen Obersten v. Donop bei Sababurg über die Weser zurückgeschlagen. Es werden 300 Gefangene gemacht und 3 Kanonen erbeutet.

„ 22. August. Gefecht bei Zierenberg.

„ 5. September. Ueberfall der Franzosen bei Zierenberg und Gefangennahme von 400 Mann nebst dem Kommandeur.

1760 10. September. Gefecht bei Marburg unter Major v. Bülow mit 2 Eskadrons hessischen Husaren und 500 Freiwilligen. 7 Offiziere und 60 Mann wurden gefangen genommen.

„ 10. Oktober. Belagerung von Wesel.

„ 16. Oktober. Gefecht bei Kampen.

„ 25. November. Eroberung von Bergen durch den Obersten Schreiber.

1761 2. Januar. Niederlage des Korps des Grafen Broglio bei Duderstadt, welchem Treffen das Leibdragoner-Regiment, das Regiment Mansbach und das Bataillon Kutzleben beiwohnten.

„ 15. Februar. Eroberung von Fritzlar.

„ 15. Februar. Siegreiches Gefecht bei Langensalza, wobei sich das hessische Leibdragoner-Regiment besonders auszeichnete. Das sächsische Infanterie-Regiment Prinz Karl wurde gefangen, dessen Fahnen und Kanonen erobert.

„ 18. Februar. General von Oheimb schlägt die Franzosen bei Sachsenberg. Hessische Husaren nehmen den General Meaupou gefangen.

„ 28. Februar. Belagerung Ziegenhains.

„ 20. März. Gefecht bei Grünberg.

„ 21. März. Unglückliches Treffen bei Atzerhain.

„ 25. März. Unglückliches Treffen bei Leimsfeld. General Schlüter tödtlich verwundet.

„ 25. März. Erste Belagerung von Kassel.

„ 26. März. Das hessische Grenadierbataillon Schlotheim, 300 Mann stark, empfing einen Theil der 30 Eskadrons starken, französischen Kavallerie beim Zenner'schen Wald, zu einem Viereck gebildet, regungslos mit angeschlagenem Gewehre und ohne einen Schuß zu thun. v. Schlotheim benutzte das durch diese Haltung entstandene Zaudern des Feindes und zog in Ruhe und Ordnung in den Wald. Die verstärkte feindliche Kavallerie erwartete das Hervortreten des Bataillons, um demselben den Uebergang

über die Edder abzuschneiden. Marschall Broglio, von dem Vorfall unterrichtet, eilte selbst herbei, überzeugte sich von der Haltung der tapferen Schaar und befahl Einstellung weiterer Angriffe mit den Worten: „Ehren und schonen wir die Braven," sandte auch einen Trompeter an Herzog Ferdinand, um diesen zu solch tapfern Männern Glück zu wünschen.

1761 22. Juni. Gefecht bei Lünen und Unna, wobei Oberst von Lindau blieb.

„ 16. Juli. Sieg bei Bellinghausen über die Franzosen. Die Generale von Wutgenau und v. Gilsa erhalten (statt der jetzt üblichen Orden) auf Befehl des kommandierenden Generals Herzog Ferdinand von Braunschweig jeder 4000 Thlr. ausgezahlt.

„ 16. Juli. Der wiederholte Angriff der Franzosen auf Scheidingen wird abgeschlagen.

„ 16. Juli Belagerung von Ziegenhain.

„ 28. Juli Hartnäckiges Gefecht bei Ober-Hoingen.

„ 5. August. General Wutgenau schlägt die französische Brigade Rochambeau aus Bredelar nach Giershagen zurück.

„ 18. August. Gefecht bei Offendorf.

„ 23. August. Belagerung von Trendelburg.

„ 26 August. Einnahme von Trendelburg.

„ 25. August. Entsatz von Hamm durch den hess. General von Oheimb mit sechs hess. Grenadierbataillons, dem hess. Jägerkorps und vier Eskadrons hannoverscher Dragoner.

„ 30. August. Erstürmung von Dorsten, wobei drei hessische Grenadierbataillone sich besonders auszeichneten, indem sie die Besatzung gefangen nahmen und mehrere Geschütze und Fahnen erbeuteten.

1762 19. April. Einnahme von Arnsberg und Sturm der Hessen auf das Schloß Wenningloh in Westphalen.

„ 21. Juni. Wegnahme des Schlosses Sababurg und Gefangennahme der französischen Besatzung daselbst.

„ 24. Juni. Schlacht bei Wilhelmsthal. Die Franzosen verloren 1500 Todte und 4000 Gefangene. Das Regiment Prinz Friedrich Dragoner eroberte hier zwei Kanonen.

1762 28. Juli. Der intelligente Oberstlieutenant Riedesel überfiel bei Frankenberg ein französisches Detachement, und machte 83 Franzosen zu Gefangenen, darunter die Brigade Normann.

„ 23. Juli. Gefecht bei Speele und Lutterberge. Die hess. Regimenter durchwateten die Fulda, nahmen mehrere Verschanzungen und trieben, auf die Höhe vordringend, die feindliche Infanterie über Landwehrhagen hinaus; 1200 Gefangene wurden gemacht, 15 Kanonen, 5 Fahnen, 3 Standarten erobert.

„ 31. Juli. (10 — 12 August) Vertheidigung des festungsähnlich gelegenen Kirchhofs zu Frankenberg durch Hauptmann Lange mit 100 Mann. Lange antwortete auf die Zumuthung die Waffen niederzulegen: „Zum Widerstand, nicht zur Ergebung sind wir hierher gestellt; erfüllen wollen wir, was Pflicht und Ehre erheischt."

„ 25. August. Gefecht bei Grüningen.

„ 30. August. Gefecht bei Nauheim.

„ 17. August bis 7. November. Blokade und 2te Belagerung von Kassel.

„ 11. September. Angriff auf Burggemünden.

„ 21. September. Letztes größeres Gefecht bei Amöneburg und der Brückermühle, wo der versuchte Uebergang der Franzosen durch die Tapferkeit der Verbündeten zurückgewiesen wurde. Die hess. Regimenter Gilsa und Malsburg behaupteten mit heldenmüthiger Vertheidigung die Brückenschanze, indem sie unter dem heftigsten Geschützfeuer des Feindes die zerschossenen Brustwehren mit den Leichen ihrer gefallenen Kameraden ausfüllten. Bei dem gleichzeitigen Angriff der Franzosen auf Amöneburg, welches mit 400 Mann unter dem hessischen Kapitain von Kruse (starb Anfang des Jahrhunderts als Generallieutenant) besetzt war, schlug dieser zweimal den Sturm von 15 feindlichen Bataillonen ab.

„ 29. Oktober. Eroberung der Reuberger Schanze bei Kassel, worauf am 1. November die Uebergabe der Stadt erfolgte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Radikalkur.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

Der erste Tag des Schützenfestes hatte Jung und Alt auf der bei dem Städtchen gelegenen Anhöhe versammelt, wo der Schießstand sich befand und die Zelte aufgeschlagen waren, in welchen den leiblichen Genüssen gehuldigt wurde. An Drehorgeln und einem Caroussel fehlte es auch nicht, ein Jongleur und Spaßmacher producirte seine Künste und ein Glücksrad bot die verlockende Aussicht, zu ganz „außerordentlichem" Gewinnst. Den Mittelpunkt des ganzen Treibens aber bildete, wie es bei solchen Gelegenheiten wohl überall der Fall ist, der Tanzboden, wo die aus der nächsten Garnisonstadt herübergekommene Militärkapelle ihre lustigen Weisen erklingen ließ. Die rechte Gemüthlichkeit beim Tanzvergnügen hatte jedoch noch nicht um sich gegriffen, und das lag zumeist an den jungen Herren, die sich zu den Honoratioren zählten und bei Tag nur mit den Damen aus ihren Kreisen tanzten. Die einfacheren Bürgermädchen aber fanden sich hierdurch gekränkt, da dieselben wohl aus Erfahrung wußten, daß die galanten Jünglinge später, wenn die Frau Bürgermeisterin mit ihren lang aufgeschossenen Töchtern, oder die Frau Doktor'n mit ihrer Nichte sich nach Hause zum Abendessen begeben hatten, sie sofort engagiren würden, aber wer ihnen bei Tag die Ehre nicht schenkte, dem verabredeten sie sich, des Abends einen Korb zu geben, der nicht hinter den Spiegel gesteckt werden solle. In dem am feinsten ausgestatteten Zelt saß an einer weißgedeckten Tafel eine Gesellschaft von Herren und Damen, denen man es ansah, daß sie sich einbildeten, dem Volke mit ihrer Gegenwart gewissermaßen ein Opfer gebracht zu haben, aber es konnte doch, wie die Verhältnisse in der kleinen Stadt lagen, nicht vermieden werden, hin und wieder mit den „Leuten" zusammen zu kommen und so bequemte man sich denn auch dazu, ein Stündchen den Schützenhof zu besuchen und an einem reservirten Platze, wenn auch nicht an der Belustigung selbst Theil zu nehmen, so doch derselben zuzusehen. Einer dieser Gruppen, sie bestand aus zwei Damen und einem Herrn, schien sowohl von Seite der Honoratioren, wie von dem außerhalb des Zeltes sich vorbeitreibenden gewöhnlicheren Theil der Festgenossenschaft besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu werden, obwohl in ihrem Aeußeren keineswegs was besonders Bemerkenswerthes lag. Die eine der Damen mochte fünfzig Jahre zählen, die andere dagegen befand sich noch in einem sehr jugendlichen Alter. Die Kleidung beider war sehr einfach, die Aeltere trug ein schwarzes Lüsterkleid von altfränkischem Zuschnitt, auf dem schon grauschillernden Haar eine Kopfbedeckung von schwarzen Spitzen, welche halb als Hut, halb als Haube gelten konnte. Der Gesichtsausdruck der Dame war kalt und streng, ihre Figur schmal und unansehnlich. Es war Frau Hulda Schröder, die Gattin des reichsten Mannes in dem Städtchen, des Besitzers einer wohl renommirten Tuchfabrik. Das neben ihr sitzende, junge Mädchen im bescheidenen Musselinkleidchen war Dora Köhler, ihre Pflegetochter, eine anmuthige Blondine, in deren feingeschnittenem Gesicht jedoch ein schwermüthiger Zug störend hervortrat, welcher durch den Ausdruck der großen, dunkelblauen Augen nicht gemildert wurde. Der junge Mann, der hinter ihrem Stuhle stand, war ein geschniegeltes Herrchen, blaß, schlank und verlebt, der Geschäftsführer in der Fabrik ihres Pflegevaters. „Bei Schröder's ist auch nicht Alles richtig." flüsterten die Leute sich zu. „Seht nur, wie die Dora Köhler guckt — die möchte auch lieber Jemand Anders um sich haben." — „Ist denn der Franz nicht zum Schützenfest angekommen?" „O, gewiß, gestern Abend schon, er ist drüben beim Schießstand — aber, wo nur der Alte stecken mag?" — Ein neuer Tanz begann, der geschniegelte Geschäftsführer bot Dora seinen Arm, welchen diese mit einem tiefen Seufzer annahm und sich zum Tanzplatz führen ließ. Mit einem seltsamen Blick sah Frau Hulda dem Paare nach und schien sich dann in Gedanken zu versenken, da trat er auf den Plan, er, Daniel Schröder, der reiche Mann, der Fabrikherr, der zweihundert Arbeiter im Solde hatte, für die er, ein zweiter Heinrich der Vierte, so väterlich sorgte, daß jeder Sonntags seinen Braten im Topf hatte. Mützen und Hüte wurden ihm entgegen geschwenkt, wie aber sah diese Majestät en miniature aus? Man stelle sich einen mittelgroßen, mageren Mann vor, in tadellosem, ja sogar kokettem schwarzen Anzug und blendend weißer Wäsche, den Cylinder etwas schräg auf dem Kopf, in der herabhängenden rechten Hand ein großes, blauseidenes Taschentuch herumschlenkernd und dabei mit Hahnenschritten einhergehend. Er war kaum sechsundfünfzig Jahre alt, aber sein kurzgeschnittenes Haar war schneeweiß und das kleine, aus den Vatermördern hervorlugende Gesicht mit den wässerigen Augen trug den unverkennbaren Stempel der Trunksucht. „Hoch, Herr Daniel Schröder!"

rief ein Theil der arbeitenden Bevölkerung, welche sich auf dem Festplatze befand und ein anderer Theil setzte hinzu: „Unser Wohlthäter! Unser Ernährer!“ Sichtlich erhoben von diesen unzweideutigen Beweisen seiner Beliebtheit schritt der Fabrikherr breitspurig weiter, die Backen seines schlotterigen Gesichts blähten sich auf, die herabhängende rechte Hand warf das Taschentuch noch heftiger um sich und die müden Augen fingen sich an zu verklären. Frau Hulda fuhr, als aus dem Getümmel der Name ihres Eheherrn zu ihr drang, aus ihrem Sinnen empor und sah mit einem recht unfreundlichen Blick den Angejubelten, einige Kellner hinter ihm, auf sich zukommen. Der Fabrikant ließ sich neben seiner Frau auf einen Stuhl nieder und schien den Versuch machen zu wollen, dieselbe etwas wohlwollender zu stimmen. „Nun, Huldchen, mein Engel, wie amusirst du dich?“ sagte er mit einem tiefen, aber heiser klingenden Organ, „die Sehnsucht nach dir, mein Schatz, ließ mir keine Ruhe zu Hause. Ich mußte dich sehen! Zwei Flaschen Liebfrauenmilch, ihr Schlingel, aus dem Korb, den ich vorhin herauf geschickt habe und vier Gläser. — Aber wo ist denn Franz und Dora?“ „Franz ist bei dem Schießstand und das Mädchen tanzt mit Wiesthaler.“ „Den hätt' ich ja bald vergessen, noch ein Glas, ihr Murmelthiere, wir wollen es uns hier gemüthlich machen.“ „Ich dächte, wir blieben nicht mehr lange,“ warf Frau Hulda ein. „Aber ich denke, daß wir noch recht lange bleiben!“ rief dagegen ihr Gemahl. „Ich denke das! Ich, Daniel Schröder, Wohlgeboren, Hier!“

Frau Hulda legte sich im Stuhl zurück und zog die Augenbrauen bedenklich in die Höhe, sodaß ihre Nase noch spitzer wurde. Mittlerweile hatten die Kellner Wein und Gläser gebracht und auch Herr Wiesthaler und Dora kamen vom Tanz zurück. Schröder schenkte ein und erhob sich, um anzustoßen, plötzlich aber rief er: „Wo, zum Kukuk! steckt denn der Junge!“ trank sein Glas in Eile leer, ließ dem ersten unmittelbar ein zweites und drittes folgen und wanderte sodann, die Hände auf dem Rücken, der Gegend zu, von welcher her vereinzelte Schüsse knallten.

An dem Schießstand angelangt, wurde er von den gerade dort versammelten Bürgern in theils cordialer, theils höflichster Weise empfangen. Man präsentirte ihm ein soeben geladenes Gewehr, und er gab blindlings einen Schuß ab, der natürlich die aufgestellte Scheibe links liegen ließ, sodann blickte er sich spähend im Kreise um und schritt auf ein Tannenrondel zu, unter welchem einige Tische und Stühle aufgestellt waren. Dort saß ein junger Mann, der ein Fernglas vor die Augen hielt und damit über die sich vor ihm ausbreitenden Thäler in die Weite zu schauen schien. „Potz Wetter, Franz,“ redete Herr Schröder ihn an, „willst du vielleicht auch hier fachmännische Studien treiben?“ Der Angeredete schrak empor und, das Glas auf den Tisch legend, erhob er sich und ergriff die Hand, welche das blauseidene Taschentuch hielt. „Es ist gut, daß du kommst, Vater,“ sagte der junge Mann, „so habe ich doch wenigstens eine Seele mit welcher ich meine Gedanken wechseln kann.“ — „Bei dem Wechselgeschäft wirst du aber blitzwenig gewinnen, Bursche,“ lachte der Alte. „Denn wenn du Alles, was ich denke, für baare Münze nehmen wolltest, würdest du dich, wie schon mancher Andere, höllisch bemogelt sehen. Weshalb suchst du dir nicht eine bessere Gesellschaft, wie mich? Weshalb setzest du dich nicht zu der Madam, zu der Mutter wollte ich sagen, und zu der Dora?“ Der junge Mann seufzte tief auf. „Die Mutter ist nicht gut bei Laune,“ erwiderte er, „und Dora tanzt mit —“ er stockte und widerholte nur: „Dora — tanzt.“ — „Ja, zum Kukuk, weshalb tanzest du denn nicht mit Dora?“ — „Weil — weil Alles hier so närrisch geworden ist, die Mutter spricht nur das Nothwendigste mit mir, Dora ist die Einsilbigkeit selber, und ich habe die frohe Laune, die ich mit hierher gebracht, in den paar Stunden, wo ich hier bin, nun auch verloren.“ — „Sollst sie wieder bekommen, Junge, sollst sie wieder bekommen,“ grölte der Alte, und fing an den „alten Dessauer“ zu pfeifen. Franz sah seinen Vater fragend an, derselbe machte eine schnelle Schwenkung nach der dem Schützenplatz entgegengekehrten Seite und sang: „Willst du 'nen Genever, Schatz? willst du 'nen Genever, Schatz? Zum „Genever-Schatz“ wollen wir gehen, da stört uns niemand in unserem gegenseitigen Meinungsaustausch. Komm', Junge, was treibst du dich hier oben herum, wenn du statt zu tanzen, doch nur Trübsal nach Noten pfeifen willst? Du bist mir auch der rechte Bruder! Allons! Marsch!“

Der Alte steckte seinen Arm durch den des halb widerstrebenden Sohnes und der Letztere war auf diese Weise gezwungen, den Vater, der vorwärts drängte, einen ziemlich steilen Fußweg nach dem Fluß hinabzuführen. Am Fuße des Berges, sich dicht an denselben anlehnend, stand ein einstöckiges Haus, über dessen Thüre sich an einer eisernen verrosteten Stange ein Wahrzeichen in der Luft schaukelte, welches darauf hinwies, daß der Wanderer allhier Speise und Trank empfangen könne. Der Wirth war ein alter, drolliger Kautz, welcher wegen seiner Vorliebe zum Genever und der ständigen cordialen Anrede an seine Stammgäste: „willst 'nen Genever-Schatz?“ den Beinamen der „Genever-Schatz“ erhalten hatte, unter welchem er in der Gegend

weit und breit bekannt war, sodaß man sich kaum noch seines richtigen Namens erinnerte. Daniel Schröder und Sohn wurden von dem originellen Patron mit einer humoristischen Anrede empfangen, welche mit der Befriedigung darüber schloß, constatiren zu können, daß der junge Herr bei seinen landwirthschaftlichen Studien in der Residenz auch die Wirthschaftsstudien auf dem Lande nicht vernachlässige, wofür er von dem Alten mit verschiedentlichen beifälligen „Hoho's“ und „Sieh mal Einer an!“ belohnt wurde In das verstimmte Gemüth des jungen Mannes wollte indessen keine Fröhlichkeit einziehen, sodaß Herr Daniel, nachdem er einige Gläser geleert, zu knurren anfing und aufbrach.

„Wo gehst du hin, Vater?“ fragte Franz, als der alte Herr vor der Wirthshausthüre eine Schwenkung nach der Thalseite zu machte. „Ich will nach Hause gehen,“ erwiderte Herr Schröder, dem Cylinder auf seinem Kopfe noch eine schrägere Richtung als bisher gebend und die Hände in die Taschen seiner Beinkleider versenkend, ein Zeichen, daß er in sehr übeler Laune war. „Ja, nach Hause will ich gehen, denn es fällt mir gar nicht ein, mich noch länger hier herum zu drücken. Da oben ist Nichts los, hier ist Nichts los und mein eigener Herr Sohn hat aus der Residenz noch nicht einmal so viel Bildung zu Besuch mitgebracht, um seinem alten Vater, den er alle paar Monate nur ein paar Tage sieht, ein paar Stunden lang das Leben angenehm zu machen.“

„Ach, lieber Vater!“ rief Franz mit bewegter Stimme. „Mein Herz ist mir so voll, wie ich es Niemandem sagen kann, da vermag ich nicht, lustig und fidel zu sein, mit dem besten Willen nicht!“

„Nun, zum Kukuk! Junge, so sag' mir doch, wo dich der Schuh drückt!“ polterte der Alte und blies die Backen auf. „Hast du Geld nöthig? Sag's nur,“ und er klapperte dabei in der rechten Tasche mit einigen Schlüsseln. „Der Weg zum Geldschrank geht immer noch durch mich und nicht durch die Mama und dabei hast du jedenfalls nur gewonnen.“

Die letzten Worte begleitete der Fabriksherr mit einem so herzlichen Lachen, daß ihm die hellen Thränen über die bläulichen Wangen liefen. Selbst Franz konnte über die Anspielung auf die Genauigkeit seiner Mutter ein Lächeln nicht unterdrücken und sein Vater, dies bemerkend, rief in seiner lauten Weise:

„Bei Gott, der Junge kann noch schmunzeln! Potztausend! Nun heraus mit der Sprache, ich habe die Duckmäuserei satt!“

„Nein, nein, Vater, ich kann's dir nicht sagen, noch nicht sagen,“ stieß Franz, sofort wieder düster werdend, heraus. „Verzeihe auch, daß ich dich jetzt verlasse, ich muß noch einmal hinauf auf den Festplatz, in einer Stunde bin ich zum Abendessen zu Hause.“

Er eilte wieder zurück, den steilen Fußpfad hinauf, während Herr Daniel kopfschüttelnd und Allerlei vor sich hin murmelnd den Weg nach dem Städtchen fortsetzte.

(Fortsetzung folgt.)

Eduard von Goeddaeus.

Nekrolog.

Der Name „Goeddaeus“ hat in unserem Hessenlande einen guten Klang. Berühmte Gelehrte, ausgezeichnete Staatsmänner, tüchtige Offiziere führen denselben. Stammvater der Familie, die in Anerkennung ihrer Verdienste in späterer Zeit in den Adelstand erhoben wurde, ist Goswin Fley, ein Bürger zu Schwerte in Westfalen, dessen gleichnamiger Sohn sich mit einer Tochter Goswin's Gödde verheirathete und aus besonderer Liebe für seine Gattin den Familiennamen derselben annahm. Der Erste dieses Geschlechts, der nach Hessen kam, war Johannes Goeddaeus, welcher 1578 die Universität Marburg bezog, dort erst Theologie, nachher Rechtswissenschaft studirte und später als Professor der Pandekten sich großen Ruhm erwarb. Er starb am 5. Januar 1632 zu Marburg. Strieder bringt in seiner Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, Bd. 3 u. 4, die Biographien mehrerer Goeddaeus, wie er denn auch in dem 4. Bande einen Stammbaum der Familie entwirft. Auch in Ersch und Gruber, Encyklopädie, sowie in der Allgemeinen Deutschen Biographie, herausgegeben von der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, finden wir ausführlichere Artikel über die hervorragendsten Mitglieder der Familie Goeddaeus. — Eduard Goeddaeus, dessen am 1. Februar d. J. zu Frankfurt a. M. erfolgten Tod wir in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift meldeten,

schloß sich seinen berühmten Vorfahren in würdigster Weise an.

Eduard Karl v. Goeddaeus war geboren am 11. November 1815 zu Kassel. Von seinen Eltern — sein Vater war Rittergutsbesitzer zu Brünchenhain bei Jesberg und von 1831 bis 1842 Mitglied der kurhessischen Ständekammer — erhielt er die sorgfältigste Erziehung. Seine Gymnasialstudien machte er, nachdem er zuvor die s. Z. rühmlichst bekannte Unterrichtsanstalt des Pfarrers Bang in Goßfelden besucht hatte, auf dem Gymnasium zu Rinteln, welches damals unter dem Direktorate des Dr. Chr. G. Wiß blühte und sich eines ausgezeichneten Rufes erfreute. In den Schulprogrammen wird dem Fleiße und den Fortschritten des jungen Goeddaeus wiederholt lobende Anerkennung gespendet. Im Herbste 1835 bestand er rühmlichst sein Maturitätsexamen. Er valedicirte mit einem Vortrage du caractère de Voltaire. Hiernach studirte er zu Marburg und Göttingen Rechts- und Staatswissenschaft. In Marburg war er Mitglied des Corps Guestfalia und zeitiger Senior desselben. Von 1841 ab war Eduard von Goeddaeus Referendar am Obergericht zu Marburg, 1844 habilitirte er sich als Obergerichtsanwalt daselbst. Hier gewann er bald als kenntnißreicher, scharfsinniger Jurist eine außerordentliche Praxis, auch galt er nach Einführung der Schwurgerichte im Jahre 1849 als glänzender forensischer Redner. Im Jahre 1847 war er von seinen Mitbürgern in den Stadtrath gewählt und zum Beigeordneten des Oberbürgermeisters Uloth, s. g. Vicebürgermeister bestellt worden. Im Jahre 1850 wurde er zum Regierungs-Assessor in Kassel ernannt, auch wurde ihm die Funktion als Landtags-Kommissar übertragen. Dann war er kurze Zeit Landrath des Kreises Witzenhausen. Im Jahre 1856 wurde er zum Legationsrath und vortragenden Rathe im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und des Hauses, im Jahre 1858 zum Ministerialrath und vortragenden Rath im Geheimen Kabinet des Kurfürsten, 1861 zum Geheimen Legationsrath und Vorstand des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und des kurfürstlichen Hauses ernannt. Im Jahre 1862 wurde ihm die Vertretung Kurhessens bei dem französischen Hofe als Ministerresident übertragen, und als ihm im Jahre darauf die erbetene Enthebung von diesem nicht hinlänglich dotirten Posten versagt wurde, nahm er seine Entlassung aus dem Staatsdienste, in welchen er auch nicht wieder eintrat, weder zu hessischen, noch zu preußischen Zeiten. Als ihm nach 1866 seitens der preußischen Regierung die Stelle eines Landraths in Fritzlar in Aussicht gestellt wurde, schlug er dieselbe rundweg ab. Seit seinem Austritte aus dem Staatsdienste war Eduard von Goeddaeus als Rechtskonsulent verschiedener Fürsten thätig, zunächst bei dem Fürsten von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, später auch bei dem Landgrafen von Hessen. Seit Jahren hat er sich in Frankfurt a. M. niedergelassen, von wo er seine ausgedehnte Praxis als sehr gesuchter Rechtskonsulent betrieb.

Auch literarisch war Eduard von Goeddaeus vielseitig thätig. Mit Vorliebe beschäftigte er sich mit der Geschichte unseres engeren Vaterlandes Hessen. Von seinen Arbeiten in dieser Beziehung wollen wir hier nur seiner 1883 im Verlage der Hofbuchhandlung von G. Klaunig dahier erschienenen Schrift „Aus dem Leben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen" und der als Manuskript gedruckten und bei der letzten Generalversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Schlüchtern zur Vertheilung gelangten Flugschrift: „Deutung hessischer Ortsnamen" gedenken. Und daß auch unsere Zeitschrift „Hessenland" seiner Feder viele gediegene Artikel verdankt, dessen haben wir schon in der vorigen Nummer Erwähnung gethan.

Im Herbste vorigen Jahres hatte er seine Villegiatur auf dem Stammgute der Familie, Brünchenhain bei Jesberg, aufgeschlagen, von welcher er erst Ende Oktober nach Frankfurt a. M. zurückkehrte. Dort nahm er seine Geschäfte wieder auf, erkrankte aber schon kurze Zeit nachher an Lungenkatarrh, und am 1. Febr. erlöste ihn der Tod von seinem schweren Leiden. Er hat ein Alter von 72 Jahren, 2 Monaten und 20 Tagen erreicht.

Der Verblichene war ein Mann von großer geistiger Begabung. Er war ein ebenso tüchtiger Jurist, wie Verwaltungsbeamter, und jeder Stellung, die ihm übertragen wurde, war er gewachsen. Er war, um mich eines landläufigen Ausdrucks zu bedienen, in allen Sätteln gerecht. Er besaß umfassende Kenntnisse auf fast allen Gebieten des Wissens und eine außerordentliche Arbeitskraft. Dabei zierten ihn persönliche Liebenswürdigkeit und wohlwollendes Entgegenkommen gegen Jedermann. Seine Herzensbildung hielt gleichen Schritt mit seiner geistigen Begabung. Und last, not least: er war allzeit ein getreuer Hesse. Er ruhe in Frieden!

F. Zwenger.

Der Teufelsstein.

Wer oft in Hessens Gauen durch Berg und Thal geeilt,
Wer oft im Rhöngebirge nur kurze Zeit geweilt,
Der sah wohl jenen Felsen, der Teufelsstein genannt,
Dem ist des Berges Sage aus alter Zeit bekannt.
Steil ragte noch vor kurzem der Fels zum Himmelszelt,
Ein Denkstein jener Sage aus längst vergangner Welt;
Da traf vor wenig Jahren ihn jäh des Blitzes Strahl,
Zerschmetterte mit Krachen des Teufels steinern Mal.
So brachen mächt'ge Felsen, die Sage aber bleibt,
Weil sie, ein heil'ges Erbe, dem Volk in's Herz sich schreibt.

— — — — — — — — — — — — —

Als noch der Christenglaube den Chatten unbekannt,
Führt' einen frommen Pilgrim sein Weg durch dieses Land.
Zu kämpfen und zu streiten für's heil'ge Christenthum,
Den schlichten Rhönbewohnern zu künden Gottes Ruhm,
Zog er, ein stiller Wandrer, in jene Gegend ein.
Und staunend sah er vor sich ein mächt'ges Felsgestein.
Im Sonnenschein lag vor ihm ein Sarg unendlich groß,
Aus Felsen aufgebauet, daraus ein Bächlein schoß,
Ein Bächlein, hell wie Silber und wie der Morgenthau,
Und drüber schöne Buchen und Eichen stark und rauh.
Da sah er auf zum Himmel. „Wie herrlich ist es hier,
„Du lenktest meine Schritte, mein Gott, ich danke Dir,
„Hier will ich Dir erbauen ein stilles Gotteshaus
„Und Deine Wunder künden von diesen Felsen aus."
Er stieg den Berg nun aufwärts und sah in's weite Land,
In das der Herr ihn selber als Boten hingesandt.
Er sah viel stolze Höhen und Wälder groß und schön,
Er sah die stillen Thäler, die ganze weite Rhön,
Die friedlich stillen Hütten, davor die blonde Maid,
Die rüst'gen Chattenmänner, wie Riesen stark und breit,
Und Andacht faßt den Pilger, er ward nicht müd' zu schau'n,
Und fester ward sein Vorsatz, hier Gott ein Haus zu bau'n.
Da plötzlich in den Lüften, welch' seltsam schrecklich Bild!
Auf einer Wolke schwebend, unheimlich furchtbar wild,
Mit drohend gift'gem Blicke, umweht von fahlem Licht
Sieht er den Teufel vor sich mit höhnischem Gesicht.
„Narr," rief der, „du willst bauen für Gott ein stolzes Haus,
„Und seine Macht verkünden in's Chattenland hinaus?
„Da nützt dir nicht ein einz'ges, da brauchst du ihrer zwei.
„Merk auf, wir wollen rechnen, ich stell' noch eins dabei.
„Und bin zuerst ich fertig, so sinkst du mit hinab,
„Du arme Pilgerseele, in meiner Hölle Grab;
„Doch kannst du schneller bauen, so sei das Land hier dein,
„So mag die Christenlehre in Hessen heimisch sein."
„Gut", sprach der fromme Pilger, „ich geh' die Wette ein,
„Und Gott der Herr wird sicher mein guter Helfer sein.
„Wer seinem Gott vertrauet, dem wird kein Werk zu schwer,
„Und wenn der Teufel selber sein grimmer Gegner wär'."
Da schwand die Nebelwolke, und bald begann der Bau.
Der Teufel baute drunten auf sonnig grüner Au,
Der Pilgrim auf dem Berge, jetzt Milseburg genannt,
Und jedem ist das Kirchlein des frommen Mönchs bekannt.
Der Teufel türmte Felsen auf Felsen hoch empor,
Bald ragten aus dem Thale, vier Wände steil hervor,
Und droben auf dem Berge, da baute Tag und Nacht
Der Mönch, indeß der Teufel ihn höhnisch nur verlacht.
Und wie er baut und bauet, es wächst nur langsam an,
Trotz aller Müh' und Arbeit er's nicht vollenden kann.
Da wirft er sich zur Erde und fleht zum Himmel auf:
„Du Herr, der Du die Welten, der Sterne ew'gen Lauf
„Regierst, und alle Menschen voll Vatertreue liebst,
„Dich bitt' ich, daß der Arbeit Du Deinen Segen giebst,
„Damit Dein Walten werde, dem Volke rings bekannt,
„Dein Kreuzesbanner siege im schönen Chattenland."
Er sprach's und sank in Schlummer, schlief, bis der junge Tag
Schon auf den stolzen Bergen mit Rosenschimmer lag.

— — — — — — — — — — — — —

Da wacht er auf und Bangen erfaßt den frommen Mann,
Die Angst, daß er das Kirchlein nun nicht vollenden kann.
Er schlief, indeß verstrichen beinah' die letzte Frist,
Indeß der Bau des Teufels schon fast vollendet ist.
Doch als zu seinem Werke er zaghaft aufwärts schaut,
Sieht er voll Staunen vor sich das Kirchlein ausgebaut,
Nur auf dem schmucken Thürmchen da fehlte noch ein Stein,
Und lachend fiel von oben das Morgenlicht herein.
Da sank er auf die Kniee und mit der Vöglein Chor
Schickt er ein heißes Danklied zu seinem Gott empor,
Dann greift er frisch zur Arbeit und eh der Mittag nah,
Steht schon das Kirchlein fertig in schlichtem Schmucke da.

— — — — — — — — — — — — —

Noch dankt in stiller Freude der Pilgrim seinem Herrn,
Da naht mit Hohnesblicke der Teufel schon von fern.
Er trägt auf seinem Rücken sein letztes Felsenstück,
Voll Schadenfreude wähnt er den Pilgrim weit zurück;
Das Felsstück soll ihm werden der letzte Stein zum Bau,
Der finster ab sich grenzet vom lichten Himmelsblau.
Da tönt zu ihm herüber des frommen Mönches Sang
Und staunend folgt sein Auge dem ungewohnten Klang
Er sieht das Kirchlein drüben, ein friedlich lieblich Bild,
Und grimmer Zorn erfaßt ihn, aufheulend flucht er wild,
Dann schleudert er das Felsstück hinunter wuthentbrannt,
Zertrümmert seinen Tempel, der fast vollendet stand.
So hat der Christenglaube im Chattenvolk gesiegt.
Indeß das Werk des Bösen durch Böses unterliegt.
Bald war die Wundersage bekannt im ganzen Land,
Und jener Felsen wurde der Teufelsstein genannt.

O. Eberhardt.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Am Montag den 27. Februar hielt Museums-Direktor Dr. E. Pinder in der Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde den angekündigten Vortrag über die Ausgrabungen der beiden letzten Jahre in Hessen. Redner erwähnte die prähistorischen u. s. w. Funde in der Gegend von Blankenau, bei Mörshausen, in den Waldungen bei Mansbach und in der Gegend von Heenes bei Hersfeld, und berichtete zum Schlusse, daß in Marburg bei Kellergrabungen des

Bierbrauers Bopp Thongefäße gefunden worden seien, die wahrscheinlich einer späteren Zeit angehörten. Dem Redner wurde lebhafter Beifall für seinen interessanten Vortrag gespendet.

— Im botanischen Garten zu Berlin soll die Büste des berühmten, am 1. März vorigen Jahres verstorbenen Botanikers, Professors Dr. August Wilhelm Eichler, unseres hessischen Landsmannes, (vergl. „Hessenland“, Jahrgang 1887 Nr. 6), aufgestellt werden.

— Unser reichtalentirter Landsmann, der Maler Johannes Kleinschmidt, welcher in letzter Zeit besonders Hervorragendes im Portraitfach leistete, hat sich jetzt auch wieder dem humoristischen Genre zugewendet. Wie früher schon behandelt er mit Vorliebe Motive aus seiner Heimath, der Schwalm. Auch diesmal ist es eine schmucke Schwälmerin, deren Liebesempfinden er malerisch zur Anschauung brachte. „Der Liebesbrief“ nennt er denn wohl auch das Gemälde, welches er bei E. Hühn dahier ausstellte. Das Mädchen hält in der einen Hand einen Brief vom Liebsten, in der andern seine Photographie als Vaterlandsvertheidiger. Der Brief ist zum Theil deutlich zu lesen und vermag wohl bei seinem originellen Inhalt ein freudiges Lächeln auf ihren Wangen hervorzurufen. Die schwierig zu lösende Aufgabe der Wiedergabe eines herzlich lachenden Mädchengesichtes ist dem Maler vortrefflich gelungen. Auch in technischer Beziehung ist das Bild recht gut. Die große Aufmerksamkeit, welche ihm vom Publikum gewidmet wird, verdient es in der That in vollem Maße.

M. M.

Todesfälle. Am 14. Februar starb dahier in Kassel im Alter von 82 Jahren Georg Breithaupt, Chef des mathematisch-technischen Instituts, welches auf Veranlassung des Landgrafen Friedrich II. von Johann Christoph Breithaupt im Jahre 1762 gegründet worden ist. Das Breithaupt'sche Institut hat sich durch die Vorzüglichkeit der von ihm hergestellten Instrumente einen Weltruf und einen ausgedehnten Export nach allen kultivirten Ländern erworben. Als Konservator am hiesigen Museum hat Georg Breithaupt wesentlich dazu beigetragen, daß die sehr werthvolle Sammlung physikalischer, mathematischer und astronomischer Instrumente die verdiente Beachtung fand. Wir werden auf die vortrefflichen Leistungen des Breithaupt'schen Instituts und die verdienstvolle Thätigkeit des eben verstorbenen Chefs desselben zurückkommen.

Am 17. Februar verschied in Kassel der Konsistorialrath und Superintendent Dr. theol. Wilhelm Ebert. Geboren am 15. Dezember 1815 zu Mansbach (Kreis Hünfeld), wo sein Vater Pfarrer war, besuchte er nach vorbereitendem Unterrichte in Hersfeld, das Gymnasium zu Fulda, das er im Herbste 1834 verließ, um auf der Landesuniversität Marburg Theologie zu studiren. Als Kandidat der Theologie nahm er eine Hauslehrerstelle in Birstein an und errichtete dortselbst auch eine Privatschule. Am 8. Mai 1845 wurde ihm die erledigte Pfarrstelle Louisendorf bei Frankenberg in Oberhessen übertragen und am 20. Dezember 1849 wurde er zum ersten Prediger der Unterneustädter Gemeinde in Kassel ernannt, in welche Stelle er am 17. Februar 1850 eingeführt wurde; an demselben Tage sollte ihn 38 Jahre später der Tod ereilen. Der Präsident und die Mitglieder des hiesigen Konsistoriums widmen ihm in den öffentlichen Blättern einen warmen Nachruf, in welchem es u. a. heißt: Fast 43 Jahre hat der Entschlafene sein Pfarramt im Segen bekleidet und ist den Gliedern seiner Gemeinde, zumal den Armen und Geringen, mit Eifer und Treue bis an sein Ende nachgegangen. Der Sache des Gustav-Adolfs-Vereins hat er als Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender des Hessischen Hauptvereins unermüdlich gedient. Seit fast 15 Jahren Mitglied des Konsistoriums hat er mit seiner praktischen Erfahrung in eifriger Treue in der Verwaltung der Kirche mitgearbeitet und dabei durch seltene Herzensgüte und freundliches Wohlwollen gegen Jedermann auch in dieser Stellung ebenso wie in seiner vielfachen sonstigen amtlichen Thätigkeit sich die ungetheilte Liebe und Verehrung seiner Kollegen, sowie aller, welche mit ihm im Verkehr gestanden, erworben. — Ehre seinem Andenken.

— Am 27. v. M. starb zu Homberg im Alter von 76 Jahren der vorhinnige kurhessische Staatsminister Karl Rohde, bekannt als ausgezeichneter Jurist, und zuletzt Finanzminister im letzten kurhessischen Ministerium. Wir hoffen in unserer nächsten Nummer einen vollständigen Nekrolog bringen zu können.

Eingesandt. Bezüglich Ihrer nach Davos gerichteten Zuschrift wegen des Spitznamens „Konräderchen“ fürs kurhessische Leib-Regiment erlaube ich mir den Ausspruch, daß die Erläuterung mir doch zur Sache nicht genügend erscheine.

Der von Ihnen mitgeteilte Vorfall möchte deshalb doch immer in vollem Umfange bestehen; nur dürfte er mehr im Sinne eines Auffrischens gewirket haben, eines Bestätigens.

Mein Vater, der noch mit manchem Waffen-Genossen aus vorigem Jahrhunderte zusammen diente, hat mir öfters

erzehlt, schon da ich ein kleiner Junge war, die Truppe heiße von Alters her so, weil in ihrem Aushebungs-Gebiete jener Vornamen ungemein häufig sei. Einst habe es scherzhaftem Versuche gegolten, und wirklich habe beinahe ein Glied entlang Mann für Mann seinen Vornamen als „Konrad“ angegeben.

Ferner verweise ich auf eine Stelle im Buche meines Onkels Ditfurth, bezüglich des Volks-Aufgebotes in 1792, wo es heißt: „indessen stund des kleinen Hessen-Landes armer Bauern-Konrad an seiner Heimat Marke; das biedere Herze furchtlos und treu.“

So mag mancherlei noch hiermit einspielen.

H. v. Pfister.

Wegen Mangels an Raum mußten wir die für die Rubriken „Aus alter und neuer Zeit“ und „Hessische Bücherschau“ bestimmten Artikel für die nächste Nummer zurückstellen.

Die Redaktion.

Briefkasten.

Dr. P. T. Schloß Tirsen, Livland. Ihr Wunsch wird in aller Kürze erfüllt werden.

C. W. Kassel; K. N. Kesselstadt. Mit Dank angenommen.

Fr. E. B. Fulda. Vorläufig besten Dank. Näheres brieflich.

„Eine alte Hessin“. Das heilige Gebot, das jede Redaktion zu befolgen hat, nämlich auf anonyme Einsendungen nicht zu antworten, übertreten wir heute zu Ihren Gunsten. Mit Damen muß man wohl eine Ausnahme machen; man weiß ja, welche Abneigung sie gegen öffentliche Gerichtsverhandlungen mit Namensaufruf und sonstigen Personalien haben. Was nun die von Ihnen geübte Kritik anbelangt, so ist dieselbe nicht ganz gerecht zu nennen. Wenn jede scherzhafte Strophe mit solcher Schärfe daraufhin geprüft werden sollte, ob sie auf den Leser eine moralisch läuternde Wirkung ausübt, so würde man dem Humor überhaupt den Eintritt in die Poesie verwehren müssen. Wollen Sie das? Wir geben übrigens gern zu, daß Sie Ihre Ansichten mit Geschick vertreten; wenn Sie wünschen, daß wir Ihnen eingehender darauf antworten, müssen wir Sie um Ihre Adresse bitten.

L. M. Nordhausen. Freundlichen Dank.

C. H. Hanau. Senden Sie das Betreffende nur ein.

H. F. Bromberg. Wo denken Sie hin? Die Nichtaufnahme der Anzeige ist nur einem Versehen zuzuschreiben, das wir zu entschuldigen bitten. Ihre poetischen Erzeugnisse begrüßen wir stets mit großem Vergnügen. Freundlisten Gruß.

— Das am 15. Februar ausgegebene Heft 2 der Monatsschrift „Für Feierstunden“ von A. Gild hat folgenden interessanten Inhalt: Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk von Heinrich Pestalozzi (Fortsetzung). — Wilhelm Tell. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich von Schiller (2. Aufzug). — Der Grundgedanke von Schillers „Wilhelm Tell“. — Deutsches Schauspiel in Venedig. Von Meißner. — Aufruf Friedrich Wilhelms III. an sein Volk. — Der Rhein. Von Mendelssohn. — Der Kanarienvogel. Von C. W. Peter. — Geiz und Verschwendung. Von J. P. Hebel. — Das Totengericht. Von A. W. Schlegel. — Die ansteckenden Kinderkrankheiten (Schluß). — Der Ackerbau, eine Schule der Religiosität. Von J. P. Hebel. — Ein Leseabend in der Familie. — Taschengeld. — Der Spatz. Plattdeutsches Gedicht von Klaus Groth. — Aus „Freidanks Bescheidenheit“: Von Freunden.

Dringende Bitte
an edele Menschenfreunde

um gütige Unterstützung einer unverschuldet in große Armuth gerathenen 86 Jahre alten, tauben und fast blinden Frau, Tochter eines hessischen Offiziers, der den amerikanischen Krieg im vorigen Jahrhundert mitgemacht hat. Zur Empfangnahme milder Gaben erklären sich die Redaktion der Zeitschrift „Hessenland“, Jordanstraße 15, sowie die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, bereit.

Eingegangen an milden Gaben

für die unverschuldet in drückende Armuth gerathene 86jährige taube und fast blinde Frau:

Von Fr. M. K. 5 Mark, A. K. 5 Mark, zwei Schwestern 6 Mark, v. H. 5 Mark, Z. 3 Mark, aus der Sparbüchse eines 14jährigen Mädchens 1 Mark 50 Pf., bei einem Zusammensein im Stadtpark gesammelt 16 Mark, G. S. 3 Mark, L. P. 3 Mark, v. A. — Rotenburg 10 Mark, Dr. R. — Darmstadt 3 Mark, Ungenannt 5 Mark, zusammen 65 Mark 50 Pf.

Um weitere Gaben wird gebeten.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 6. Kassel, 15. März 1888.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2641.

Enttäuschung.

Es kommt ein Frühlingstag im Januar,
Die weißen Glocken blüh'n auf schlank und blaß,
Die blanke Sonne lacht in's graue Land
Und auf den Wiesen sproßt das junge Gras.

Ein Traum des Winters von der Lenzeszeit!
Sonst nichts, sonst nichts! Die ganze Welt bleibt kahl!
Grüß' nicht zu hoffnungsvoll vom Fenster aus—
Unruh'ges Herz, dein enges Heimatthal!

Unruh'ges Herz! O lerne stille sein!
Es frommt das Hoffen und das Wünschen nicht!
Noch stets das alte, ob auch tausendmal
Den Fittich du dir schon versengt am Licht!

Noch immer das heißblutige Vertraun,
Noch die Umarmung auf den ersten Blick,
Und noch die Hoffnung auf das große Los
Und auf ein gnädig lächelndes Geschick.

Ah — warum wird nicht mit den Menschen alt,
Das dumme Herz, das durch ein Leben spielt,
Vertrauensvoll auf die Verheißung hofft,
Die keinem Träumer je den Glauben hielt?

Es wird nicht klug, es will betrogen sein!
Enttäuschung kosten bis zum Bechergrund.
Es glaubt dem Frühlingstag im Januar —
Dem Freundeswort aus eines Fremden Mund.

Therese Kellner.

Kaiser Wilhelm †.

Groß und aufrichtig ist die Trauer, die in unserem Hessenlande herrscht. Als am Freitag den 9. März der Telegraph die Nachricht von dem Hinscheiden des Kaisers Wilhelm, unseres Landesherrn, brachte, da gab es wohl Niemanden in unserer Vaterstadt Kassel, der nicht auf das Tiefste ergriffen gewesen wäre. Und wie hier in der Residenzstadt, so war es überall in unserem Hessenlande, in den Städten wie auf dem Lande. König Wilhelm von Preußen war durch die Ereignisse des Jahres 1866 Herrscher unseres Hessenlandes geworden, und wenn etwas den Schmerz der Hessen über den Verlust ihrer Selbstständigkeit lindern konnte, so waren es die hohen erhabenen Eigenschaften des neuen Regenten, jene Tugenden, durch welche er ein leuchtendes Vorbild den Fürsten wie den Völkern, den Höchsten wie den Niedrigsten war: die treue Pflichterfüllung seines Berufs, die ihn bis zu seinem letzten Athemzuge nicht verließ, die weise Mäßigung, das schlichte Wesen, der demuthsvolle Sinn. Sein Leben war ein hochbegnadetes, wenn ihm auch schwerer Kummer und Sorge nicht erspart geblieben sind. Große Thaten hat er vollbracht, als Feldherr wie als Staatsmann, seine größte That aber ist die Wiedererrichtung des deutschen Kaiserreichs, die ihm die Unsterblichkeit in der Geschichte sichert. Er liebte sein Volk und sein Volk liebte ihn, er war treu seinem Volke und sein Volk stand treu zu ihm. Er war Soldat mit Leib und Seele, aber er war nicht blos Soldatenkönig. Seine Bildung umfaßte die weitesten Gebiete und er wußte Kunst und Wissenschaft zu ehren, wo er sie im höchsten Dienste des Vaterlandes und der Menschheit fand. Er hat als deutscher Kaiser die höchste Stufe weltlicher Macht errungen, er hat das deutsche Reich geeinigt und gefestet, er hat den Namen der Deutschen, den man einst im Auslande zu höhnen wagte, zu einem geachteten gemacht, er nahm die erste Stelle unter den Fürsten ein und er, der Heldenkaiser, der einst von Sieg zu Sieg geeilt war, dem man den Namen „der Siegreiche“ beigelegt hatte, er war seit der Wiedererrichtung des deutschen Kaiserreichs der Hort des Friedens geworden. Ihn zierte nicht allein der Lorbeer, ihn zierte auch die Palme. Und glaubt man nicht die alte hehre Zeit der großen deutschen Kaiser zurückgekehrt, in welcher der Tod eines Kaisers die ganze civilisirte Welt bewegte? In allen Ländern der Erde, wohin nur die Kunde von dem Tode des Kaisers Wilhelm gedrungen ist, wird sein Hinscheiden auf das Schmerzlichste empfunden und diesem Schmerze beredter ehrfurchtsvoller Ausdruck verliehen.

Wiederholt hat Kaiser Wilhelm unsere hessische Residenzstadt Kassel besucht. Am 15. Aug. 1867 hielt er als König von Preußen seinen Einzug, dann verweilte er mehrere Tage während des großen Manövers bei Wabern im Jahre 1878 in Kassel, wo ihm glänzende Ovationen dargebracht wurden. Zum letzten Mal befand sich Kaiser Wilhelm in unserer Vaterstadt im Jahre 1882, als sein Bruder Karl hier krank darnieder lag. Daß er seine Enkel, die Prinzen Wilhelm und Heinrich den hiesigen höheren Schulen anvertraute, ist ein Beweis der Sympathien, die er für Kassel hegte, nicht minder der Hochschätzung dieser Anstalten, welche denselben ebenso wie unserer Stadt selbst zur größten Ehre gereichte. —

Von gleicher Pflichttreue, wie sein Vater beseelt, ist nach dem Hinscheiden desselben der durch tückische Krankheit schwer geprüfte Kronprinz von San Remo in seine Heimath geeilt und hat als Kaiser Friedrich I. von Deutschland und König Friedrich III. von Preußen die Regierung angetreten. Die Proklamationen, welche er „An mein Volk“ und „An den Reichskanzler und Präsidenten des Staatsministeriums“ erlassen, zeugen von großer staatsmännischer Weisheit. Er, der den Krieg kennen gelernt und sich den Ruhm eines ausgezeichneten siegreichen Feldherrn erworben hat, weiß die Segnungen des Friedens wohl zu schätzen und wird ein Friedensfürst sein in des Wortes vollster Bedeutung. „Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Thaten“, heißt es in seiner Proklamation an den Reichskanzler, „werde ich zufrieden sein, wenn dereinst von meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei meinem Volke wohlthätig, meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen“. Das sind ernstgemeinte goldene Worte, welche Widerklang finden werden in aller Herzen. Möge es dem neuen Kaiser beschieden sein, recht lange zum Heile unseres deutschen Vaterlandes zu wirken und mögen uns die warmen Sympathien, die er für unsere Vaterstadt Kassel und unser Hessenland überhaupt bereits bethätigt hat, auch ferner erhalten bleiben. Das walte Gott!

Die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg.

Von W. Bücking.

(Fortsetzung.)

Auf der Innenseite der rechten Flügelthür ist in einem Gemälde die Verkündigung, Geburt und Beschneidung Johannes dargestellt. Wir erblicken da Zacharias im Tempel am Altar, wie ihm der Engel die Geburt eines Sohnes verkündigt. Geburt und Beschneidung versetzen uns in ein Zimmer mit deutscher Einrichtung zur Zeit des Malers. Elisabeth liegt in einem mit Vorhängen umgebenen Bette, vor ihr steht eine Frau, neben dieser ein Wasserzober; während nun diese den eben gebadeten Knaben auf ihren Armen hält, wärmt eine andere für ihn am Kohlfeuer ein Tuch. Zacharias sitzt an einem Tische und will eben den Namen seines Sohnes auf einen Zettel schreiben. Auf dem Tische liegt ein mit breiter Spitze besetztes Handtuch, worauf eine Schüssel steht.

Auf der Innenseite der linken Flügelthür ist die Zerstöruug des Grabmals Johannes durch die Hände der Heiden unter Kaiser Julian dem Abtrünnigen abgebildet; auch erblicken wir hier die Tochter der Herodias, wie sie Gottes Strafgericht ereilt, indem sie wahnsinnig wird. Einer trägt das Haupt des Propheten auf einer Schüssel, ein anderer hat bereits ein Loch in die Erde für dessen Aufnahme gemacht, denn dadurch glaubt die Unglückliche Ruhe zu finden.

Die Außenseiten der Flügelthüren stellen die in Holz dargestellten Szenen in Malerei dar. Auch erblickt man da das Gefängniß Johannes' und den offenen Speisesaal des Herodes mit Johannes Haupte auf dem Tische.

Ueber dem Altar steht eine steinerne Statue Johannes des Täufers.

Nebenan (südwärts) steht der den Heiligen Georg und Martin geweihte Altar, dessen Dedikationsfeier am 18. September 1283 auf den 1. Mai verlegt wurde. Die Schnitzwerke sind in 3 Felder eingetheilt. Das mittlere Feld stellt eine Kirche vor, in welcher Papst Gregor der Große († 604) in Gegenwart mehrerer Personen und unter Assistenz zweier Diakonen ein Pontifikalamt celebriert. Auf dem Felde rechts erlegt der Ritter St. Georg den in einem Sumpfe Libyens hausenden Lindwurm, dem, nachdem ihm alle Schaf- und Menschenopfer gebracht worden sind, nunmehr auch die Königstochter Aja zum Opfer fallen soll. Auf einem Pferde herangesprengt, wagt er den Kampf mit starker Hand, infolgedessen die königliche Familie und die Bürger der Stadt Silene sich zum Christenthum bekehren. Auf dem Felde links ist St. Martin zu Pferde als römischer Soldat dargestellt, wie er einem ihm begegnenden Mann, der kein Kleid an hat, mit seinem Schwerte seinen Mantel theilt. Nach der Legende soll ihm Christus in der Nacht darauf erschienen sein und ihm die Hälfte des Mantels gezeigt haben, mit den Worten: „Was du dem Armen gethan hast, das hast du mir gethan". St. Martin verließ die militärische Laufbahn, ging nach Frankreich und lebte daselbst als Einsiedler. Im Jahre 375 wurde er Bischof von Tours und starb um 400.

Auf der Innenseite der rechten Flügelthür ist das Martyrium St. Georgs abgebildet. Er stammte aus fürstlichem Geblüte und wurde gegen Ende des 3. Jahrhunderts in Kappadocien geboren. Unter Kaiser Diokletian in die römische Armee eingetreten, zeichnete er sich bald durch Unerschrockenheit und jede andere Tugend vor seinen Waffengefährten aus und stieg zu den höchsten Ehrenstellen empor. Nachdem er lange mit nie fehlendem Siege wider die Heiden gefochten, fiel er bei Diokletian, der keinen Christen mehr in seinem Heere dulden wollte und von dem tapfern Feldherrn Abschwörung seines Christenglaubens verlangte, in Ungnade, infolge dessen er seiner Aemter entkleidet, aber nicht weiter bestraft wurde. Als er aber wider die Ungerechtigkeit der Christenverfolgungen zu zeugen anhub, ließ ihn der Kaiser festnehmen und auf die grausamste Weise hinrichten. Mit gebundenen Händen steht der christliche Held vor seinem Richter, um sein Todesurtheil zu vernehmen. In aufrechter Stellung erblickt man ihn in einem mit Oel gefüllten und durch Feuer erhitzten Kessel, an einem Galgen hängend, wird er von Henkersknechten zerfleischt. Als diese Marter ihn nicht zum Tode brachte, kniet er vor dem Henker, der ihn mit den Füßen an den Schweif des Pferdes, worauf er sitzt, gebunden zum Richtplatze schleift. Auch erblickt man hier den Kaiser Diokletian händeringend hinter dem Fenster seines Palastes stehen, aus dem Flammen hervorbrechen, als zeitliche Strafe für seine Christenverfolgungen.

Auf der Innenseite der linken Flügelthür ist St. Martins Weihe zum Bischof dargestellt, wie ihm als Zeichen seiner Würde der Bischofsstab überreicht und die Bischofsmütze auf das Haupt gesetzt wird. Ein anderes Bild zeigt ihn im

Mönchsgewande in der Thür des bei seiner Hütte entstandenen Klosters Mormoutiers; ein drittes, wie er in bischöflicher Kleidung auf dem Todbette liegt, welches 4 Mönche umstehen, während ein Bischof die Einsegnung vollzieht; ein viertes, wie er von Priestern mit weißen Chorröcken bekleidet in seinem Sarge auf ihren Schultern zu Grabe getragen wird.

Die Außenseiten der Flügelthüren stellen rechts den Kampf Georgs mit dem Lindwurm und links das Martyrium St. Sebastians in Gemälden dar. Letzterer war geboren zu Narbonne in Gallien, diente unter Kaiser Diokletian als Hauptmann in der Leibgarde und wurde, da er sich weigerte, seinen christlichen Glauben abzuschwören, vom Kaiser zum Tode verurtheilt. Mauretanischen Bogenschützen wird er preisgegeben, welche ihn an einen Baum banden, ihn mit ihren Pfeilen durchbohrten und dann todt stehen ließen. Eine Christin, Irene, wollte ihn Nachts begraben, fand ihn aber noch lebendig und unter ihrer Pflege genas er wieder. Im Jahre 288 wurde Sebastian zum zweitenmal ergriffen, an eine Säule gebunden, von Henkersknechten todt geprügelt und in eine Kloake geworfen, wo er hängen blieb, von einer Christin Lucine aber zu den Füßen Petrus und Paulus in Rom begraben wurde.

Die Hauptzierde des Chors ist der aus feinem Sandstein verfertigte, bemalte und vergoldete am 1. Mai 1290 geweihte **Hochaltar**, dessen Platte im Mittelalter am Fronleichnamstage mit einem Tuche von weißer Seide mit goldenen Hirschen bedeckt wurde. Der Altaraufsatz enthält 3 kapellenartige Nischen, welche mit prachtvollen Wimbergen, zwischen denen schlanke Fialen sich erheben, geschmückt sind. Kreuzblumen, Knospen, Blätterschmuck und Thiergestalten an den Giebeln zeigen die edelsten Formen des gothischen Stils. In der mittleren Nische steht Maria mit dem Kinde, zur Seite zwei Engel, in der rechts die heil. Elisabeth mit einem Buche, Catharina und Barbara, in der links Petrus, Johannes und Franziskus. An der Rückwand und an den Schmalseiten des Aufsatzes sind Figuren angemalt, vier davon sind Könige und Propheten, die Vorherverkündiger der heiligen Jungfrau und des Erlösers. In der Mitte der Rückseite des Aufsatzes bemerkt man noch die Ansätze eines vorhanden gewesenen Kreuzgewölbes, welches bei feierlichen Gelegenheiten den Sarg der heil. Elisabeth zu tragen hatte. Den Hochaltar umstanden ehedem vier, jetzt nur noch zwei Kandelaber, welche zugleich als Halter der Seitenvorhänge dienten. Bei feierlichen Gelegenheiten celebrirte der Deutschordens-Prior mit Erlaubniß des Papstes Innocenz IV. vom Jahre 1246 die Messe in bischöflicher Kleidung mit Mitra, Stab und Ring. Als Kaiser Karl IV. 1357 in Marburg war, verehrte er dem damaligen Prior einen goldenen Ring mit einem Rubinstein, bestimmte aber ausdrücklich, denselben bei der Feier der Messe am Hauptaltar — in altare beate Elisabeth principale — nicht zu tragen. Das Crucifix auf demselben wurde am 1. Mai 1883 bei der 600jährigen Säkularfeier der Kirche gestiftet.

(Schluß folgt.)

Der kleine Jakob.

Der Oberst Jakob Mercier war in der kurzen Zeit von 1631—1633, während er in hessischen Diensten stand, einer der hervorragendsten Führer des vaterländischen Heeres im dreißigjährigen Kriege.

Unter dem Namen „der kleine Jakob", den ihm wohl der Soldatenwitz wegen seiner kleinen Figur beigelegt hatte, (selbst Landgraf Wilhelm V. nennt ihn so in seinen Briefen), war er bald allgemein bekannt, geachtet und gefürchtet als ein Meister in der Führung des kleinen Krieges. Unerschöpflich in der Erfindung listiger Anschläge zu kühnen Unternehmungen, bei Eroberung von Städten und Festungen, bei Aufhebung von Transporten und Quartieren u. s. w. ward er, bald hier bald dort blitzschnell auftauchend, ein Schrecken der Feinde und hat wesentlich zum Ruhme der hessischen Waffen beigetragen. Mit Schlauheit und Tollkühnheit verband er die Mißachtung einer jeden persönlichen Gefahr, wodurch er freilich seiner zu den höchsten Erwartungen berechnenden kriegerischen Laufbahn frühzeitig ein Ziel setzte.

Jakob Mercier war um 1588 zu Mömpelgard, in der damals württembergischen Grafschaft gleichen Namens (jetzt Montbéliard, Franche-Comté) als der Sohn des damaligen Amtmanns Peter Mercier geboren und widmete sich schon im siebzehnten Lebensjahre dem Kriegshandwerk und hatte in der von Waffenlärm erfüllten Zeit

hinlänglich Gelegenheit, an verschiedenen Kriegen theilzunehmen. Als gemeiner Reiter diente er zunächst in Ungarn gegen die Türken und scheint schon hier unter dem Spitznamen „der kleine Jakob" bekannt gewesen zu sein, dann trat er in schwedische Dienste, machte den Feldzug gegen die Russen mit, focht gegen die Ligue in Böhmen, war dann in dänischen und zuletzt wieder in schwedischen Diensten. Leider fehlen alle näheren Nachrichten aus diesem wechselvollen Kriegerleben, doch ist anzunehmen, daß seine Talente bald anerkannt, ihm rasche Beförderung eintrugen. Während er sich in dänischen Diensten befand, verheirathete er sich 1626 mit der Tochter des Generalwachtmeisters Kurt Nellens.

Als Landgraf Wilhelm V. von Hessen 1631 das schwedische Bündniß abschloß und ein die Kräfte und Einwohnerzahl seines kleinen Landes weit übersteigendes Heer errichtete, war er bemüht, kriegserfahrene Offiziere in seine Dienste zu ziehen. Das mustergiltige schwedische Heer war es besonders, das ihm hierzu werthvolles Material lieferte. Unter den im November 1631 in seine Dienste übertretenden schwedischen Offizieren befand sich auch Jakob Mercier, der damals als Oberstlieutenant in den Niederlanden stehend, auf Grund einer schwedischen Bestellung hin vier Fähnlein Reiter geworben hatte. Als Mercier bald darauf vom König Gustav Adolf, wie dies bei den hessischen Obersten mehrfach der Fall war, die Bestallung als Oberst über ein Regiment zu Pferd von 1000 Mann erhielt, verstärkte Landgraf Wilhelm die von Mercier aus den Niederlanden mitgebrachten vier Fähnlein durch weitere sechs. Diese neue Truppe führte den Namen „Das rothe Regiment zu Pferd", nicht das grüne Leib-Regiment zu Pferd, wie Rommel in dem 8. Band seiner Geschichte von Hessen irrthümlich angibt. Nach Mercier's frühem Tode wurde es dem General Melander verliehen und führte erst von 1645 an den Namen Leib-Regiment zu Pferd.

Um die kriegerische Thätigkeit Mercier's vollständig würdigen zu können, wäre eine genaue Schilderung der Feldzüge 1631—1633 in Westfalen nothwendig. Dies würde jedoch zu weit führen; es können deshalb nur die Hauptmomente herausgegriffen werden.

Von den zahlreichen Waffenthaten Jakob Mercier's ist zunächst die Erstürmung der zum Bisthum Paderborn gehörigen Stadt Warburg am 6. Januar 1632 zu erwähnen, in welcher Tilly bei dem Rückzug nach der Leipziger Schlacht eine kleine Besatzung zurückgelassen hatte. Dadurch war die im vorhergehenden Jahre durch den Feldzug am Rhein unterbrochene Eroberung der geistlichen Besitzungen Westfalens, welche den Hessen als Unterhalts- und Werbeplätze zugewiesen waren, eingeleitet, und Mercier fand dabei reichliche Gelegenheit, seine außerordentlichen Talente zu verwerthen.

Auch bei dem für die hessischen Truppen so folgenschweren Ueberfall des Generals von Uslar bei Volkmarsen am 17. Juni 1632 befand sich Mercier; vergeblich war er mit anderen höheren Offizieren bemüht, der eingerissenen Unordnung der hessischen Regimenter zu steuern, doch gelang es ihm, dem Schicksale vieler seiner Kampfgenossen, der Kriegsgefangenschaft zu entgehen.

Die besonders schwierige Aufgabe, die aufständischen Fuldaer Bauern wieder unter hessische Botmäßigkeit zu bringen, wurde ihm kurze Zeit darauf zugewiesen, freilich gelang ihm dies nur durch Entfaltung einer rücksichtslosen Energie in den Gefechten bei Hünfeld und Mackenzell. Einen ähnlichen Auftrag erhielt er in Gemeinschaft mit dem Oberst Kurt von Dalwigk, die Stillung des Aufrufs der Eichsfeldschen Bauern, die unter Anführung von Pappenheim'schen Reitern den Krieg auf eigene Hand zu führen begonnen hatten.

Als Landgraf Wilhelm Mitte des Jahres 1632 mit dem größten Theile seines Heeres zur Unterstützung Gustav Adolf's nach Franken aufbrach, ließ er zwei Regimenter zu Pferd (Mercier und Seekirch) unter Oberst Mercier als Verstärkung der schwedischen Truppen unter Feldmarschall Baudissin zwischen Weser und Lippe zurück. Die von diesem beabsichtigte Eroberung von Paderborn leitete Mercier dadurch ein, daß er am 18. August 1632 plötzlich mit seinen Reitern vor der Stadt erschien und dieselbe bis zum Eintreffen des Hauptheeres eingeschlossen hielt. Doch mußte Baudissin wegen des aus den Niederlanden zum Entsatz heraneilenden Grafen Pappenheim die Belagerung aufheben. Bei dem nach der Weser angetretenen Rückzug nahm Baudissin zunächst eine vortheilhafte Stellung bei Brakel ein. Der mit der Pappenheimschen Vorhut wohl zu hitzig folgende und angreifende kaiserliche General von Gronsfeld erlitt hier am 8. September 1632 eine schwere Niederlage, wobei es dem Oberst Mercier gelang, die bei Volkmarsen verloren gegangenen hessischen Geschütze wieder zu erbeuten. So vom drängenden Feinde vorläufig befreit, gelang es Baudissin, unbelästigt zur Weser zu gelangen und bei Höxter ein befestigtes Lager zu beziehen. Doch auch hier gab es kein langes Verweilen, denn durch die geschickten Operationen Pappenheim's auf beiden Ufern der Weser lief Baudissin Gefahr, von zwei Seiten gefaßt und gleichzeitig von seiner Verbindung mit Hessen abgeschnitten zu werden. Er entschloß sich zum Rückzug, der

unter Mercier's Führung so geschickt ausgeführt wurde, daß das vereinigte schwedisch-hessische Heer fast ohne jeden Verlust nach Münden entkam. Auch daß Baudissin im Oktober desselben Jahres ungehindert seinen Zug nach dem Rhein ausführen konnte, war in erster Linie das Verdienst des kleinen Jakob, der ihm den Rücken deckte. — Noch zu Ende des Jahres 1632 am 8. Dezember überfiel Mercier in einem Dorfe des Amtes Zierenberg (der Name war nicht genau zu ermitteln) mit nur 150 Reitern drei feindliche Fähnlein mitten in der Nacht, nahm den kommandirenden Offizier gefangen, während der größte Theil der feindlichen Reiter in den Flammen der von den Hessen angezündeten Häuser umkam. *)

Vor allem gehört aber hierher die allein seiner persönlichen Kühnheit zu verdankende Eroberung der Stadt Dorsten. **) — Mit Beginn des Jahres 1633 faßte Landgraf Wilhelm den Entschluß, zur Erweiterung und Sicherstellung seiner westfälischen Eroberungen sich in den Besitz der unteren Lippegegend zu setzen und war ihm namentlich viel an der Eroberung der Stadt Dorsten gelegen, welche ein fester Stützpunkt für seine weiteren Unternehmungen werden sollte. Schon am 10. Januar 1633 rückte ein starkes hessisches Heer, dessen Vorhut der Oberst Mercier kommandirte, gegen Brakel vor. Da die Uebergänge der Lippe von einigen tausend münsterländischen Bauern besetzt waren, zog er auf dem Südufer nach Dortmund und Recklinghausen und legte das schwarze Regiment zu Fuß unter Oberst Johann von Uffeln in erstere Stadt. Landgraf Wilhelm hatte mit dem Gros seines Heeres bei Horneburg (zwei Meilen östlich von Recklinghausen) Stellung genommen, um nach kurzer Rast von da aus seinen Angriff auf Dorsten zu richten. Diese Stadt war mit einer starken, auf Drängen des Erzbischofs von Köln von „den westischen Ständen" gemeinsam geworbenen Kompagnie besetzt, und hätte diese in Verbindung mit der wehrhaften Bürgerschaft dem Feinde einen energischen Widerstand entgegensetzen können. Trotzdem faßte Jakob Mercier den kühnen, seinem Charakter durchaus entsprechenden Entschluß, den Versuch zu wagen, vor dem gewaltsamen Angriff des Landgrafen, sich mit List in den Besitz der so wichtigen Stadt zu setzen. Als Bettler verkleidet, schlich er sich ganz allein am 8. Februar, es war Fastnacht-Dienstag, in die schlecht bewachte Stadt und überzeugte sich persönlich davon, daß sowohl seitens des Bürgermeisters Johann Burich, als auch seitens des Hauptmanns Wolfrath, der die oben erwähnte Kompagnie befehligte, in unverantwortlicher Sorglosigkeit nichts geschehen war, um dem drohenden hessischen Unwetter zu entgehen. Im Hause des Bürgermeisters war gerade eine lustige Hochzeitsgesellschaft versammelt. Mercier begab sich dahin und verlangte eine Unterredung mit Burich und Wolfrath, die ihm auch gewährt wurde. Es gelang ihm, die beiden Männer, in deren Hand das Schicksal der Stadt ruhte, ihnen die Nutzlosigkeit eines dauernden Widerstandes vorhaltend, zu einem Vertrage zu überreden und noch ehe die Bürgerschaft etwas von den Verhandlungen ahnte, rückten die vor dem Thore harrenden hessischen Truppen den 9. Februar, am Aschermittwoch Morgen, in die Stadt ein.

So war es dem waghalsigen Auftreten eines einzigen Mannes gelungen, einen wichtigen Straßenknotenpunkt und gesicherten Lippeübergang in hessischen Besitz zu bringen, der namentlich für die Verbindung mit den Niederlanden von besonderer Bedeutung war. Zwölf Kanonen, darunter sieben eiserne, fielen dem glücklichen Besitzer in die Hände. Hauptmann Wolfrath, der freilich keinen Beweis seiner militärischen Leistungsfähigkeit geliefert hatte, trat in hessische Dienste und seine Mannschaft wurde nach der Sitte oder vielmehr Unsitte der damaligen Zeit untergesteckt, d. h. in andere Truppen vertheilt.

Der größte Theil des hessischen Heeres zog bereits andern Tages weiter nordwärts in das Münsterländische, es blieben zunächst acht Kompagnien des rothen Regiments zu Fuß unter Oberst Otto Reinhard von Dalwigk in Dorsten als Besatzung zurück. Mit Hilfe der aus der Umgegend requirirten Bevölkerung wurde die nur mangelhaft befestigte Stadt unter Leitung des Ingenieurs Johann Adriansch zu einer Festung umgebaut und nach und nach mit 16 Bastionen umgeben. Gleichzeitig wurden große Magazine errichtet, und unter der Aufsicht des hessischen Generalproviantmeisters Obersten Kurt von Uffeln Proviant und Kriegsbedürfnisse aller Art angehäuft. — Noch acht Jahre lang blieben die Hessen in der durch Mercier's Verdienst erworbenen Feste, bis nach ruhmreicher Vertheidigung unter General Geise, durch ehrenvolle Kapitulation die Kaiserlichen 1641 wieder in den Besitz der Stadt gelangten.

Von den weiteren Waffenthaten Mercier's wäre noch Folgendes zu erwähnen. Am 22. März erschien er plötzlich mit seinen Reitern vor Paderborn, überrascht die Besatzung, welche mit Hülfe der Bürgerschaft gerade im Begriffe war, einige vor den Thoren gelegene Gebäude niederzureißen, vollständig und schneidet ihnen den

*) Rommel. Geschichte von Hessen. 8. Bd. p. 220.

**) Dr. Evelt, Beiträge zur Geschichte von Dorsten in der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. 26. Bd. p. 89. Münster 1866.

Rückzug nach der Stadt ab. Hierbei sollen nach den Angaben Bessen's, in seiner Geschichte von Paderborn, 80 Soldaten, 20 Bürger, 30 Bauern und 19 Studenten des Jesuitenkollegiums von den Hessen niedergehauen sein.

Doch die Tage unseres Helden waren gezählt und seiner kriegerischen Thätigkeit wurde bald ein Ziel gesetzt. Vielleicht verwöhnt durch die großen Erfolge, die er lediglich seiner Unerschrockenheit verdankte, und vertrauend auf den Schrecken, der seinem Namen anhaftete, unterließ er in zu großem Selbstvertrauen die nothwendigste Vorsicht zur Sicherung seiner Person.

Als nämlich die Kaiserlichen durch andere Kriegsereignisse genöthigt waren, Lippstadt zu räumen, begab sich Mercier von der Burg Lipperode aus mit nur 34 Pferden dahin, um diesen wichtigen Platz in hessische Hände zu bringen. Er ritt in die Stadt ein und verlangte zunächst nur den Durchzug von 1500 Mann. Die Bürger aber, diesem Ansinnen mißtrauend, verweigerten die an sie gestellte Forderung, da sie wohl nicht mit Unrecht eine neue dauernde Besetzung der Stadt fürchteten. Mercier, ob der ihm ertheilten abschlägigen Antwort ergrimmt, ließ sich dazu hinreißen, beim Wegreiten einen der am Thore wachehaltenden Bürger zu erschießen. Da griff die Bürgerschaft zu den Waffen und in dem sich nun entspinnenden kurzen Gefecht wurde Mercier nebst zwei seiner Offiziere und einem Korporal erschossen. *)

Trotz dieser energischen Abwehr öffneten Ende 1633 doch die Bürger die Thore und nahmen freiwillig eine hessische Besatzung auf und glaubten so am besten dem, in keiner Weise zu entschuldigenden, blutigen Schicksale, welches kurz vorher Schweden und Hessen der Stadt Salzkotten bereitet hatten, zu entgehen, denn ungesühnt wäre der Tod des tapfern Oberst Mercier bei einer gewaltsamen Eroberung nicht geblieben. Bis zum Frieden blieb Lippstadt, vor dessen Mauern einer ihrer hervorragendsten Führer gefallen war, im Besitze der Hessen. Landgraf Wilhelm aber ehrte seinen tapfern „kleinen Jakob" im Tode noch dadurch, daß er seine Leiche nach Kassel bringen und mit allen militärischen Ehren in der St. Martinskirche beisetzen ließ.

Gleichzeitig mit demselben wurden am 31. Mai 1633 noch zwei andere Offiziere, Oberst Kurt Heinrich von Uffeln, Kommandant von Kassel, und Oberstwachtmeister Klaus Oexel vom blauen Regiment beerdigt. Die bei dieser Gelegenheit von Hofprediger Theophilus Neuberger gehaltenen Leichenreden erschienen im folgenden Jahre gedruckt. Ein Exemplar, mit dem Bildniß Mercier's geschmückt, befindet sich in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel. Am Schluß der Leichenrede steht der lateinische Vers:

> „Magna erat exiguo Jacobi in corpore virtus
> Hic supplantator fortis et acer erat."

der in freier Uebersetzung ungefähr lautet:

> Groß war der männliche Muth in des Jakobs winzigem Körper,
> Tapferen, schneidigen Sinns, stellt er die Falle dem Feind.

v. W.

*) Dr. R. Chalybaeus, Geschichte von Lippstadt, p. 177.

Wie ich Soldat wurde.

Kleines aus großer Zeit.

(Fortsetzung.)

General Bastineller, der von Heiligenstadt gegen Kassel vorrückte, traf schon am 28. September mittags in Helsa ein. Hier ging ihm die Nachricht von dem Angriff Tschernitscheffs auf Kassel zu. Da er aber zu gleicher Zeit erfuhr, daß der König Kassel verlassen habe und sich auf der Frankfurter Straße zurückziehe, daß das Kauffunger Defilee von den Russen besetzt sei, wurde er in den zu ergreifenden Maaßregeln schwankend. Obgleich er außer zwei Kürassier-Regimentern noch 1000 Mann Infanterie und zwei Geschütze hatte, trug er Bedenken, das Defilee anzugreifen, das, bei dem ihm bekannten schnellen Marsch der Russen, doch nur von Reiterei, allenfalls auch mit einigen Geschützen besetzt sein konnte. Bald erhielten die Truppen Befehl, gegen Kaufungen vorzurücken, bald wurden sie wieder zurückgerufen, aber endlich faßte der General den Entschluß — das Kaufunger Defilee nicht anzugreifen.

Da der König Kassel verlassen hatte, hielt Bastineller diese Stadt für aufgegeben und wollte über Lichtenau und Spangenberg gehen, bei Morschen die Fulda überschreiten und sich mit den auf der Frankfurter Straße zurückziehenden Truppen des Königs vereinigen. Dieser Entschluß

wurde denn auch ausgeführt. Aber die Rathlosigkeit und schwankenden Maßregeln des Führers hatten den Truppen alles Vertrauen genommen und bei dem Marsch auf engen, waldigen Wegen, der auch in der Nacht fortgesetzt wurde, löften sich seine Truppen ebenso wie die des Königs auf. Die beiden Geschütze wurden in die Fulda versenkt, aus der die Kosacken sie wieder herausholten, die Soldaten liefen auseinander und Bastineller erreichte mit nur 80 Mann den König in Wetzlar.

General Zandt, der mit seinem Corps in Göttingen, zehn Stunden von Kassel stand, traf am 28. nachmittags in Münden ein. Besorgt, von hier aus auf der direkten Straße nach Kassel vorzugehen, weil er hier auf die Russen stoßeu könnte, ließ er oberhalb Münden seine Infanterie auf einer Fähre über die Fulda setzen, die Reiterei durch eine Furt den Fluß passiren, und versuchte, gesichert durch Wald und nächtliches Dunkel, Kassel zu erreichen. Aber der größte Theil seiner Soldaten war noch vorsichtiger und benutzte Wald und Dunkelheit, um in die sichere Heimath zu gelangen, während Zandt am 29. mit sehr zusammengeschmolzenem Corps in Kassel eintraf.

Tschernitscheff, der an diesem Tage bei Melsungen ruhte und durch Patrouillen, wie durch die der westfälischen Regierung abgeneigten Bewohner des Landes, von diesen Vorgängen Kunde erhielt, faßte von Neuem den Plan, Kassel zu nehmen. Aus übergetretenen westfälischen Soldaten und aus junger sich freiwillig stellender Mannschaft wurde ein Bataillon gebildet und am 30. brach Tschernitscheff, dessen Artillerie durch die genommenen Geschütze auf zwölf verstärkt war, wieder gegen Kassel auf, woselbst der General Allix seit dem Fortgange des Königs den Oberbefehl hatte.

Die Nachricht von dem erneuten Anrücken Tschernitscheffs, verbreitete sich in der Umgegend wie ein Lauffeuer und kam, gegen Mittag, auch zu uns. Ueber die Domainenkasse hatten die Kosacken Decharge ertheilt, neue Zahlungen gingen nicht ein, der Postverkehr war gänzlich unterbrochen, so hatten wir denn die beste Zeit. Nach Tisch nahmen wir, der jüngere Bruder meines Onkels und ich, unsere Mützen und machten uns auf den Weg nach Kassel, um dem Angriff auf die Stadt zuzusehen. Der Sohn des Predigers im Ort, ein junger Kandidat der Theologie, schloß sich uns an. Da wir so schnell trabten, als Lungen und Füße es aushielten, trafen wir auf dem Forst zu rechter Zeit ein.

Hier rückte eben von Waldau aus das Tschernitscheff'sche Corps an und entwickelte sich. Dies war für mich ein höchst ergötzliches Schauspiel; es interessirten mich besonders die russischen Geschütze, die auf dem sog. kleinen Forst, jenseits der Nürnberger Straße, der Bellevue gegenüber auffuhren; ich ließ meinen Begleitern keine Ruh, bis wir der Batterie ganz nahe waren. In der Stadt, auf der Höhe von Bellevue, fuhren westfälische Geschütze auf und Infanterie nahm dort Stellung.

Diese Schlachtordnung, wenn sie an sich auch nur klein war, hatte nach meinen damaligen Begriffen etwas höchst Großartiges. Der Reiz der Neuheit rief in mir eine so kriegerische Begeisterung hervor, daß ich den Augenblick nicht erwarten konnte, wo die sich gegenüberstehenden Geschütze das Feuer eröffnen würden. Von meinen Begleitern theilte mein Onkel meine Begeisterung, aber dem Kandidaten fing an unheimlich zu Muthe zu werden. Er ermahnte uns, den Geschützen ja nicht zu nahe zu kommen, da diese während des Feuers oft sprängen und theilte uns, was er aus Büchern über die Gefahren bei Erstürmung von Städten gelesen haben wollte, mit.

Aber mit all seinen Reden brachte uns der angehende Prediger keinen Schritt von den russischen Geschützen fort, denn ich hatte gesehen, daß sie geladen und gerichtet worden waren, und gleich mußte das Feuer eröffnet werden. Da kommandirte der Offizier, die Mannschaft stand still, die Lunde berührte das Zündloch, laut brüllend spie die Kanone eine Feuergarbe aus ihrem Rachen und rauschend flog eine Granate durch die Luft! Nun folgte Schuß auf Schuß von der russischen Batterie.

Noch dauerte es eine Weile, dann wurde das Feuer von der Batterie auf Bellevue beantwortet. Bis dahin hatte unser Kandidat noch Stand gehalten; als aber nun eine Kugel aus einem westfälischen Geschütz über unsere Köpfe flog und dicht hinter der russischen Batterie in den Boden schlug, faßte er mich entsetzt am Arme und riß mich als der Stärkere, mit sich fort. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn an der Leipziger Straße noch einmal zum Stehen zu bringen, um das Geschützfeuer wenigstens aus der Entfernung mit anzusehen.

Jetzt rückte das neu formirte russische Bataillon und einige abgesessene Reiterei, von zwei Geschützen begleitet, gegen die Straße vor, um einen Angriff auf das Leipziger Thor zu machen. Wie gern hätte ich einen Karabiner genommen und wäre in dieses Bataillon, in dem wir auch Männer in bürgerlicher Kleidung sahen, eingetreten, um den Angriff mitzumachen. Aber der Kandidat wollte nichts mehr davon wissen und begann wieder seine grausigen Vorstellungen, die bei Erstürmung von Städten vorkommen und nahm auf der Leipziger Straße seinen Rück-

zug gegen Kaufungen. Mein Onkel und ich folgten ihm zögernd.

Bei dieser Gelegenheit that ich einen Rückblick in mein Inneres. Von mehr schwächlichem als starkem Körperbau, war ich als Knabe in Streit und Balgereien mit meinen Kameraden unterlegen. Dagegen besaß ich jenen passiven Muth, der die Gefahr nicht scheut. Das Einschlagen einer Kanonenkugel hatte in mir eine freudige Empfindung hervorgerufen und mit dem lebhaftesten Vergnügen hatte ich der Bedienung der Geschütze zugesehn. Da ich schwächlich aussah und man mich deshalb leicht hätte für furchtsam halten können, mochte eine gewisse Eitelkeit dazu beitragen mich bei einer Gelegenheit herzhaft zu zeigen, die keinen körperlichen Kraftaufwand erforderte.

Diese Eigenschaft meines Naturells, die ich damals zum ersten Mal erkannte, habe ich in späteren Lebensverhältnissen mehr und mehr in mir befestigt und ausgebildet, so daß ich mit Bewußtsein und Absicht dann am ruhigsten und besonnensten war, wenn Gefahr mich bedrohte.

Selbst der Kandidat erkannte meine Herzhaftigkeit an, nannte mich einen unerschrockenen Burschen nnd sagte: „Sie müssen Soldat werden!“ Diese Aeußerung und der Umstand, daß ich nun schon im Feuer gestanden, ließen mich auf diesem Rückweg von Kassel den festen Entschluß fassen, Soldat zu werden und diesen Vorsatz so bald als möglich zur Ausführung zu bringen. —

In Kassel hatte General Allix die Thore besetzen, die Fuldabrücke verbarrikadiren, durch abgesessene französische Husaren besetzen und daselbst ein Geschütz aufstellen lassen. Als aber die russische Abtheilung gegen das Leipziger Thor anrückte, ging die westfälische Chasseur-Kompagnie, welche das Thor vertheidigen sollte, zu den Russen über. In der Stadt fielen die der Beschießung wegen erbitterten Bürger über die französischen Husaren her, welche die Barrikade der Fuldabrücke besetzt hatten, entwaffneten sie, räumten die Barrikade auf, warfen einen Munitionswagen in die Fulda, bemächtigten sich des daselbst aufgestellten Geschützes und fuhren es im Triumph nach dem Leipziger Thor, wo sie es den Russen übergaben.

Unterdessen hatte der General Allix, der von diesem Vorgang Meldung erhielt, vom Friedrichsplatz aus eine Abtheilung Infanterie über die Fuldabrücke vorgeschickt. Dieselbe gab auf die das Leipziger Thor besetzt haltenden Russen Feuer, griff mit dem Bajonett an und warf sie zurück. Das Thor wurde durch die westfälischen Truppen wieder geschlossen und verrbarrikadirt. Aber die Russen stürmten und nahmen das Thor von Neuem, während die westfälischen Truppen sich bis hinter die Fuldabrücke zurückzogen.

General Allix, der nach diesem bedrohten Punkt eilte, wurde vom Volk mit Insulten und Steinwürfen empfangen und war im Begriff, dem Drängen der Bürger nachzugeben und zu kapituliren, als ein von Tschernitscheff abgesandter Stabsoffizier anlangte und dem General eine Kapitulation anbieten ließ. Dieselbe kam schnell zu Stande; den westfälischen Truppen wurde freier Abzug bewilligt, der noch an demselben Abend angetreten wurde. Die Russen besetzten die Stadt nur mit einzelnen Wachen und bivouakirten die Nacht auf dem Forst. Am anderen Tage, dem 1. Oktober, hielt Tschernitscheff seinen Einzug in Kassel.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Radikalkur.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

Franz war ein junger Mann von echtem Schrot und Korn, er hatte eine gute Schulbildung genossen, seiner Militairpflicht auf das Musterhafteste genügt und sich alsdann hauptsächlich der Landwirthschaft gewidmet, womit sein Vater völlig einverstanden war, da er neben seiner Fabrik auch ein nicht unbedeutendes Gut besaß. Nach vollendeten Studien war es beschlossen, daß Franz in das Geschäft eintreten sollte, um unter den Augen seines erfahrenen Vaters die Leitung der Fabrik mit zu übernehmen. Franz war zehn Jahre alt gewesen, als die kleine Dora Köhler von dem mildherzigen Herrn Daniel in seine Familie aufgenommen wurde. Frau Hulda hatte selbstverständlich zuerst nichts davon wissen wollen, aber weder ihre schiefen Gesichter, noch ihre spitze Zunge hatte etwas gegen den Willen ihres Mannes ausrichten können, welcher sein einmal ausgesprochenes Wort für das elternlose Kind wie für sein eigenes zu sorgen, nicht wieder zurücknahm.

Dora's Mutter war gestorben, als sie dem Kinde das Leben gab, und ihr Vater, einer der tüchtigsten ersten Arbeiter in der Fabrik, war, ohne sein Verschulden in Ausübung seines Berufs verunglückt. Unter diesen Verhältnissen hielt es Daniel Schröder für seine Pflicht sich des verwaisten Kindes anzunehmen und sogar mehr für dasselbe zu thun, als man billig von ihm hätte verlangen können. Dora wurde, als ob es sein eigenes Töchterchen wäre, erzogen und suchte ihrerseits durch Liebe, Fleiß und Gehorsam die ihr zu Theil gewordenen Wohlthaten zu vergelten, sodaß selbst Frau Hulda nach und nach sich mit dem Gedanken aussöhnte, mit einer eigentlich unnöthigen Sorge belastet worden zu sein. In der letzteren Zeit aber behandelte sie Dora mit erneuter Kälte und zwar aus dem Grunde, weil ihr scharfes Auge die Entdeckung gemacht hatte, daß Franz für das junge Mädchen wärmere Gefühle hegte, als sie für seine ehemalige Spielgefährtin nöthig waren.

Als Franz wieder auf dem Festplatz anlangte, war es bereits dämmrig geworden. An den Glücksbuden und in den Zelten wurden Lichter angezündet und auch das Carouffel setzte seine unermüdliche Bewegung bei Beleuchtung fort. Am Glänzendsten aber strahlte selbstverständlich der Tanzboden, auf welchem die Paare gerade in einer Polka dahinflogen. Franz drängte sich durch das Gewühl der lachenden und schreienden Menschen nach dem Mittelpunkt des Platzes, er ging an dem Honoratiorenzelt vorüber und warf einen forschenden Blick über die in demselben anwesenden Herrschaften; als er weder seine Mutter, noch Dora unter ihnen fand, wandte er sich den Tanzenden zu, ohne daß er jedoch den Gegenstand, welchen er suchte, dort bemerkte. „Sie werden schon nach Hause gegangen sein," dachte der junge Mann, als er sich langsam aus dem Getümmel entfernte und einer einsamen Stelle zuschritt, wo er früher gern verweilt hatte. Sie lag einige hundert Schritte von dem Festplatz, an dem Rande des kleinen Plateaus. Eine Buche breitete dort ihre Aeste über eine steinerne Bank aus, wo er als Knabe oft mit Dora gesessen und ihr vorerzählt hatte, was er alles thun wollte, wenn er erst einmal aus der Schule wäre. Dort wollte er sich die vergangenen schöneren Tage so recht lebhaft in das Gedächtniß zurückrufen, um daraus Trost für die Zukunft zu schöpfen. Als er sich der Stelle näherte, bemerkte er, daß sich zwei Gestalten unter der Buche bewegten, deren Umrisse sich an dem wolkenlosen Horizont noch scharf genug absetzten, um ihre Geberden erkennbar zu machen. Es war ein Mann und ein weibliches Wesen. Zuerst wollte Franz umkehren, dann aber setzte er seinen Weg plötzlich mit schnelleren Schritten fort, da er die weibliche Gestalt eine heftige, abwehrende Bewegung machen sah und es zugleich wie ein leiser Hülferuf an sein Ohr schlug. Er hatte den Beiden sich bis auf eine kleine Entfernung genähert und hörte deutlich die Worte: „Wenn Sie sich nicht sofort entfernen, werde ich Herrn Schröder von Ihren Zudringlichkeiten in Kenntniß setzen und ich bin überzeugt, daß er mich vor Ihrer ferneren Verfolgung energisch schützen wird!"

„Bei welchem Herrn Schröder wollen Sie Schutz suchen, reizendes Mädchen?" fragte der also Abgewiesene. „Bei dem alten oder vielleicht bei dem jungen —?"

Er hatte die letzten Worte noch nicht vollendet, als er von hinten unsanft am Kragen gefaßt und zu Boden geschleudert wurde. Franz hatte Doras Stimme erkannt und befreite sie auf diese ebenso einfache, als wirkungsvolle Weise von ihrem Quäler, der niemand andres, als Herr Wiesthaler, der Geschäftsführer seines Vaters, war. In überwallendem Gefühl warf Dora sich einen Augenblick an die Brust ihres Beschützers, während das geschniegelte Herrchen auf der Erde sitzend ganz unfreiwillig eine sehr komische Figur bildete.

„Was ist hier vorgegangen, Dora?" fragte Franz.

„Wenn wir allein sind, will ich dir Alles erzählen," erwiderte das junge Mädchen, sich aus Franzens Armen losmachend und auf die Seite tretend.

„Nun ich hoffe, daß dies sofort der Fall sein wird," rief Franz, Wiesthaler, welcher sich inzwischen aufgerichtet hatte, mit einem drohenden Blick messend. Der gedemüthigte Liebhaber hob, ohne ein Wort zu erwidern, seinen auf die Erde gerollten Hut auf, entfernte sich einige Schritte, sah sich dann noch einmal mit einer drohenden Pantomime nach dem Paare um und verschwand darauf in der immer mehr sich ausbreitenden Dämmerung. Franz zog die bebende Dora neben sich auf die Bank unter die leise im Winde rauschenden Zweige der Buche und bestürmte sie mit einem Dutzend Fragen über das Geschehene, bevor sie noch eine derselben beantworten konnte.

„Du kannst dir ja wohl denken, wie es gekommen ist," sagte Dora, als sie endlich zu Worte gelangte, „Wiesthaler, von welchem ich schon während des Tanzens mehr hatte hören müssen, als mir lieb war, verfolgte mich, nachdem die Mutter mit der Frau Pfarrer nach Hause gegangen war, auch hierher und —" Dora stockte.

„Und belästigte dich mit seinen Commis-voyageur-Manieren," ergänzte Franz. „Der

Bube soll sich vor mir in Acht nehmen! Aber weshalb bist du nicht mit der Mutter gegangen? Zu dieser Stunde allein an diesem einsamen Platz glaubte der Zudringliche sich diese Sprache gegen dich erlauben zu dürfen."

Es lag etwas Vorwurfsvolles in den Worten des jungen Mannes, was Dora nicht entging. Erröthend und auf den Boden blickend flüsterte sie:

„Du zürnst mir, Franz, und hast doch keinen Grund dazu. Die Mutter hatte nichts dagegen, daß ich noch hier oben blieb, sie animirte mich sogar dazu und sagte zu Wiesthaler, er möge hübsch auf mich Acht geben. Bei der ersten Gelegenheit entzog ich mich jedoch seiner Gesellschaft und —" Dora stockte von Neuem.

Franz blickte sie fragend an, seine Augen begannen zu leuchten, er ergriff Doras Hand.

„Es erfaßte mich plötzlich eine unendliche Sehnsucht nach der Stelle, die mir so lieb und theuer ist," fuhr Dora fort, „ich stahl mich aus der Menge hinweg und eilte hierher, kaum aber war ich angelangt, als auch schon Wiesthaler, der mich nicht aus den Augen verloren haben mußte, an meiner Seite erschien und mich mit seinen unleidlichen Betheuerungen in eine wahrhafte Angst versetzte."

„Lassen wir Wiesthaler vorerst bei Seite," flüsterte Franz, „und reden wir von uns, so lange die Zeit dazu uns ungestört verstattet ist. Mehr als alle Worte spricht das Zusammentreffen zwischen uns gerade an diesem Platze, wo wir uns unverabredet gefunden haben. Dora, sage mir die Wahrheit, verhehle mir Nichts, was ist während meiner letzten Abwesenheit zu Hause vorgegangen, daß du es über dich gewinnen konntest, mir gestern und heute so kalt gegenüber zu treten? Daß es nur ein angenommenes Wesen war, ahnte ich wohl, aber ein peinigendes, qualvolles Gefühl bemächtigte sich meiner, das erst jetzt entschwindet, wo ich dich so wiedersehe, wie ich dich vor einem Vierteljahre verlassen habe. Vertraue dich mir an, Dora, wer hat sich zwischen uns gedrängt? Gegen wen müssen wir Front machen? Gegen wen uns zur Wehre setzen, wenn es gilt, unsre Liebe —"

Des Mädchens Hand zuckte bei diesem Worte in der seinen und wollte sich ihm entziehen, aber Franz ließ es nicht zu und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Ja, wenn es gilt, unsere Liebe zu vertheidigen?"

Dora schwieg und blieb über diesen Punkt stumm. Franz mochte noch so heftig seine Fragen wiederholen, ein trauriges Kopfschütteln war die einzige Antwort, die ihm zu Theil wurde. Eine Pause folgte, nach welcher Franz ruhig und ernst sagte:

„Dora, wenn du glaubst, dich mir noch ferner entfremden zu können, so irrst du dich, denn diese Stunde hat uns näher zusammengebracht, als es bei anderen Menschen ein jahrelanges Werben vermag. Ich ehre den kindlichen Gehorsam, die kindliche Achtung, welche du gegen meine Eltern auch da an den Tag legst, wo es sich, wenn ich dich recht verstehe, um dein tiefstes Gefühl handelt. Nicht wahr, mein Mädchen, meine Mutter ist es, welche dir befohlen hat, dein Benehmen mir gegenüber zu verändern, mich kalt und abstoßend zu behandeln, mit einem Worte deine und meine Hoffnungen für immer zu zerstören?"

Dora sprang auf und wandte sich zum Gehen, ohne daß Franz sie hätte zurückhalten können. Nichtsdestoweniger vermochte sie es nicht zu hindern, daß ihr Jugendgefährte ihren Arm in den seinen legte und sich so wie ehedem zu ihrem Begleiter machte. Sie vermieden es den Festplatz zu berühren und kehrten auf einem kleinen Umweg zum Städtchen zurück. Währenddem führte Franz seine Vermuthungen über die Ansichten seiner Mutter noch weiter aus und fand in dem fortgesetzten Schweigen und der Traurigkeit Dora's ein sehr beredtes Zugeständniß.

Als sie sich dem Schröder'schen Wohnhause näherten, einem zweistöckigen Gebäude, dessen weißer Anstrich und grüne Jalousien einen sehr freundlichen Eindruck machten, bat Dora ihren Begleiter, sich nunmehr von ihr trennen und erst eine Weile später, als sie, die Wohnung betreten zu wollen, um jeder Mißdeutung aus dem Wege zu gehen. Franz jedoch hielt ihren Arm nur noch fester in dem seinen und so traten Beide in die „gute" Stube, in welcher außer Herrn und Frau Schröder noch zwei Damen sich am Theetisch befanden.

(Fortsetzung folgt.)

Sonett.

Bist du's, um deren Nacken ich die Arme schlage?
Die gold'ne Sonne meiner Lust und Freude?
Der holde Frühling, der mir Blumen streute?
Bist du's, mein junges Glück vergang'ner Tage?

O dann vergieb dem Ungestüm der Klage,
Die jetzt, ach jetzt, sich thränenvoll erneute,
Als ob, vermengend ehemals und heute,
Verwichner Schmerz an meinem Leben nage.

Seitdem sich wieder unsre Lippen fanden,
Tagt hell und heller mir mein ganzes Wesen
Und hält die Freude fest an tausend Banden.

Zu neuer Jugend fühl' ich mich genesen,
Als wär' ich eines Zauberschlafs erstanden
Und, was ich litt, ein kurzer Traum gewesen.

A. Trabert.

Schneeglöckchen.

Ich kenn' ein Glöckchen, klein und zart,
Das ist von ganz besond'rer Art,
Nicht hat es Klang,
Nicht hat es Sang,
Hängt auch nicht auf des Thurmes Höh',
Am Stielchen hängt's, oft tief im Schnee.

Der Schnee, er ist sein lieber Freund,
Er lebt mit ihm so ganz vereint,
Er deckt es zu
Zur stillen Ruh',
Doch ist der Frühling nicht mehr weit,
Dann scheiden sie auf lange Zeit.

Das Glöckchen hat ein Jeder gern,
Wenn's auch nicht läutet in die Fern',
Ruft's doch im Hain
Den Frühling ein,
Und still verkündet's Wald und Flur,
Das Neuerwachen der Natur.

Da sprießen aus der Erde Schooß
Der Blümchen viele, klein und groß,
Blau, roth und weiß,
Zu Gottes Preis;
Und Alles ruft: „Schneeglöckchen da,
Der Frühling nah', der Frühling nah'!"

Carl Weber.

Aus alter und neuer Zeit.

Zwei Reiterstückchen blinder Hessen.

Ihr — ihr dort draußen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.
Fr. Schiller.

„Gebar das Hessenland"! würden wir setzen, und da draußen die, die da fortwährend an Land und Volk und seiner Geschichte herumzunörgeln haben, sollten das wissen. „Blind" nennen sie uns dort draußen, und necken uns mit allerlei Anekdötchen, die, abgesehen davon, daß sie nicht wahr, oft so jämmerlich erfunden und abgeschmackt sind und eine noch jämmerlichere Mache verrathen, daß sie den Erzählern und noch viel weniger dem Erfinder zur Ehre gereichen. Daß das Attribut „blind", womit man uns beehrt, fast ebenso alt als der Name Hessen, daß es zurückzuführen ist auf den ungestümen Muth, mit dem unsere Altvordern beim Angriff „alla zu!" *) „schurri!" drauf los gingen, als sähen sie des Feindes Menge nicht, oder wollten sie nicht sehen, das zu wissen fällt Jenen nicht ein.

So ein paar Beispiele ungestümer Angriffsweise „blinder Hessen" will der Verfasser jetzt erzählen.

Es war während des Feldzugs in Frankreich im Jahre 1814. — Der im Jahre 1861, wenn der Verfasser nicht irrt, zu Kassel verstorbene, pensionirte Obrist-Lieutenant und ehemalige Kommandeur der hessischen dunkelblauen Husaren (2. Husaren-Regiment), **Mauritius**, war dazumal noch ein blutjunger Husaren-Lieutenant. Am 18. März des genannten Jahres traf er mit 19 Mann seiner Husaren bei Gaspariche auf ein französisches Infanterie-Korps, das, einhundert Mann stark, in geschlossenem Carré stand und in nicht allzu weiter Entfernung durch Reiterei und Artillerie gedeckt war.

Weder die Ueberzahl, noch die gute Stellung schreckten den jungen Husaren-Führer; sein Kommando „zur Attaque"! fiel und „alla zu" und „schurri" sausten die wildherzigen Reiter, er an der Spitze, in unwiderstehlichem Choc in den Feind, das Carré ward total gesprengt, und, was nicht weichen wollte, niedergehauen oder -geritten. Sieben Bajonetstiche erhielt bei diesem Bravourstückchen Mauritius, das ihm für alle Zeit den Ruf eines kühnen Reiter-Führers sicherte.

---

*) „**Alla zu**" war, wie „**Schurri**", das althessische Hurrah, mit welchem man den Angriff begleitete. In Niederhessen begegnet man dem Rufe noch öfters. So erinnert sich der Verfasser, daß die Knaben in seiner Vaterstadt Homberg beim Schneeballen den Angriff auf die Gegenpartei mit diesem Rufe zu begleiten pflegten. Vielleicht giebt der eine oder andere geehrte Leser des „Hessenlandes" an dieser Stelle Auskunft über die sprachliche Abstammung des Ausrufs. Der Verf.

Fast in derselben Stunde, an demselben Tage, in demselben Jahre und kaum zehn Wegstunden abseits von Gaspariche flochten bei dem Dorfe Aumetz hessische freiwillige reitende Jäger, Söhne der reichsten und angesehensten Familien des Hessenlandes unter der Anführung des Lieutenants von Baumbach — zwölf Mann und ein Trompeter stark — durch ein ebensolches Bravourstückchen dem Lorbeerkranze althessischer Tapferkeit ein hellstrahlendes, unvergängliches Reis ein.

Diese kleine wackere Schaar war auf der Verfolgung eines französischen Streifkorps begriffen, das, im Rücken des hessischen Heeres operirend, einige Vortheile errungen und auf dem Rückzuge begriffen war. Nach dreistündigem, scharfem Ritte holten die Reiter das aus zweihundert Mann bestehende von trefflichen Offizieren geführte feindliche Detachement, in der Nähe des genannten Dorfes, ein. Der wackere Trompeter blies in allen Tonarten die verschiedensten Signale und machte dadurch dem Feinde glauben, er habe eine größere Heeresabtheilung vor sich. Dann fiel, angesichts der großen Uebermacht, von Baumbach's Kommando zur Attaque, und wie eine Windsbraut fegten die Reiter, die Säbel hoch und die Zügel verhängt, dazwischen, hieben ein und brachten durch diesen überraschenden Angriff die verplüffte Truppe in Unordnung, die alsbald in eine regellose Flucht überging.

Der Trompeter aber,

„Der so famos geblasen,“

war nicht nur ein guter Trompeter, er war ein noch wackerer Husar, der den Husaren-Säbel nicht minder zu gebrauchen verstand, als die Trompete und, als einer der Vordersten beim Angriff, den Führer der feindlichen Truppe vom Pferde hieb.

So wurde die fast zwanzig mal größere feindliche Truppe wie im Nu gesprengt, und Viele, darunter fast sämmtliche Offiziere, gefangen eingebracht.

Der Trompeter hieß Siemon, lebte 1863 noch zur Zeit der großen fünfzigjährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig und machte als Veteran den Festzug in Kassel mit. —

So waren unsere Väter! und mit Rücksicht darauf lassen wir es uns gern gefallen, wenn man uns die „Blinden“ nennt. Wahrlich, wir haben nicht nöthig, fremden Ruhm für unsere Truppen einzuheimsen; denen aber, die uns mit „blinden Hessen“ zu nörgeln vermeinen, rufen wir zu:

„Ihr — ihr dort draußen in der Welt
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld
Gebar das — „Hessen“-Land.

Ludwig Mohr.

Ein ungedruckter Spruch von Goethe. Einem Freunde unseres Blattes verdanken wir nachfolgenden Denkspruch, den Goethe dem bekannten Maler Professor Moritz Oppenheim (einem geborenen Hanauer) gewidmet hat:

Die Nachtigall war lang entfernt,
Der Frühling lockt sie wieder.
Neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder.

Zusätzliche Geschichts-Vermerke zu der „Hessischen Ehrentafel“: 1) Vom Mai 1756 bis Mai 1757 deckten jene 12,000 Hessen zum Theile die englische Grafschaft Southampton gegen französische Landungen.

2.) In der Schlacht von Minden, 1. August 1759, bildeten die Hessen den linken Flügel der Verbündeten, und lag ihnen zumal der Kampf gegen französische Geschütz-Stellungen ob. Hier darf des Garde-Grenadier-Regimentes noch erwähnt werden, das in wildfreudigem Jauchzen eine starke mit 16 Stücken bewehrte Verschanzung eroberte.

Da einige Jahre später Herzog Ferdinand als Gast zu Kassel weilte, und ihm der Landgraf auf Parade die einzelnen Offizier-Korps vorstellte, wehrte Jener bei den Garde-Grenadieren ab, indem er in die begeisterten Worte ausbrach: „wie möchte ich jemals Euer vergeßen, schaue ich doch noch im Geiste, wie Ihr die große Batterie mit dem Bajonette nahmet!“

Uebrigens hatten zwei Bataillone hessischer Garde, die in Mitten der Schachtordnung fochten, Antheil an jenem ewig denkwürdigen Vormarsche der englisch-hannöverschen Brigade Waldesgrave zum Angriffe auf 63 französische Schwadronen.

3.) Die französischen Scharen im siebenjährigen Kriege sollten ebenwohl als Reichs-Truppen gelten, und waren an Oesterreich „versoldet“ (verkauft!); Maria Theresia löhnte sie für Kaiser und Reich. Bezüglich der am 30. November 1759 bei Fulda geschlagenen würtembergischen, von Frankreich gelöhnten Reichs-Truppen lag also eine Schiebung im Soldes-Verhältnisse vor.

Man sei staatsrechtlich eingedenk, daß Preußen, Braunschweig-Hannover, sowie Hessen-Kassel sich in Reichs-Acht damals befanden. **v. Pf.**

Wir fügen obigen Geschichts-Vermerken nachstehende Berichtigungen hinzu:

Es kommen in Nr. 4 und 5 des „Hessenlandes“ in der „Hessischen Ehrentafel“ mehrere Druckfehler vor, die wir zu korrigiren bitten. So muß es Seite 59 bei der Schlacht bei Minden und beim Ueberfall von Wetter das Jahr statt 1758 — 1759 heißen, ferner muß Seite 73 statt Bellingshausen Willingshausen und Seite 73 statt Reuberger — Reisbergschanze stehen.

Außerdem bemerken wir noch, daß die Vertheidigung der Brücker Schanze am 21. September 1762 besonders das Verdienst des Obristen v. Ditfurt gewesen ist, welcher dieselbe mit Freiwilligen des Leib-Regiments behauptete und jenen Leichenwall bauen ließ. **F.**

Aus Heimath und Fremde.

Todesfälle. Am 1. März starb zu Breslau der Geheime Justizrath Ernst Wachler, geboren am 15. Januar 1803 als Sohn des berühmten Literarhistorikers und Professors der Geschichte Dr. Ludwig Wachler. Der Verblichene, welcher in früheren Jahren Mitglied des deutschen Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses war, genoß wegen der Milde seiner Sitten, der Urbanität seines Wesens bei allen, die ihn kannten, die größte Achtung und Verehrung. —

Am 2. März verschied zu Gelnhausen im 66. Lebensjahre der Amtsgerichtsrath Julius Dieterich, ein anerkannt tüchtiger hessischer Jurist, der früher in Eschwege, Fronhausen und Marburg als Richter thätig war. —

Am 6. März starb zu Osnabrück der Staatsarchivar, Archivrath Dr. Karl Herquet. Derselbe war geboren am 5. Oktober 1832 zu Fulda als der älteste Sohn des als ausgezeichneter Rechtsgelehrter und trefflicher Kenner des fuldaischen Privatrechts bekannten Obergerichtsanwalts Dr. Franz Herquet. Karl Herquet, dessen Nekrolog in einer der nächsten Nummern dieser Zeitschrift folgen wird, hat sich durch seine archivalischen Studien, seine gediegenen historischen Arbeiten in der Gelehrtenwelt einen sehr geachteten Namen erworben. —

Der „Green County Herold“, eine deutsche Zeitung, welche in Monroe, Wisconsin, erscheint, brachte in seiner Nummer vom 15. Februar 1888 folgende Nachricht: „In Town Jordan starb am Freitag den 3. Februar Dr. Karl Theodor Bayrhoffer, ein in weiteren Kreisen bekannter Gelehrter. Geboren am 14. Oktober 1812 in Marburg, war er später daselbst Professor der Philosophie und mußte nach 1848 in's Ausland flüchten. In Religionsansichten Freidenker, war er in seinen Bestrebungen ein unentwegter Freund freien Denkens und Handelns innerhalb der Schranken von Recht und Humanität. Mit Dr. Bayrhoffer wird ein hochgebildeter, treuherziger, in jeder Beziehung rechtlich gesinnter Mann zu Grabe getragen.“ Bayrhoffer war zu Marburg ein hervorragender Lehrer der Philosophie. Seine Vorlesungen wurden mit ganz besonderem Eifer seitens der Studierenden besucht. Anfangs entschiedener Hegelianer wandte er sich später mehr der empirischen Richtung zu. Von seinen Schriften nennen wir „Grundprobleme der Metaphysik“, „Idee des Christenthums“, Idee und Geschichte der Philosophie“, „Beiträge zur Naturphilosophie“. Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß er sich in der vormärzlichen Zeit in Marburg an der politischen und freireligiösen Agitation betheiligte, was seine Suspendirung von der Professur zur Folge hatte. Im Jahre 1848 wieder in Amt und Würden eingesetzt, wurde er in die kurhessische Ständeversammlung gewählt, in welcher er durch die einschneidende Schärfe seiner Beredtsamkeit eine große Rolle spielte. Er war der Führer der demokratischen Partei und bekleidete im Jahre 1850 die Stelle eines Präsidenten der kurhessischen Ständekammer. In der Sitzung vom 31. August 1850 stimmte er in Gemeinschaft mit vier anderen Abgeordneten gegen die Steuerverweigerung. Als im November 1850 die Bundesexekution in Kurhessen erfolgte, konnte seines Bleibens nicht mehr im Lande sein, er begab sich zunächst nach Zürich, dann nach Amerika, wo er anfänglich in Green County (Wisconsin) als Farmer lebte. Später siedelte er nach Town Jordan über. Bayrhoffer war ein bedeutender Gelehrter, ein scharfer Denker und ebenso konsequent im Handeln, wie im Denken. Seinen vortrefflichen Charaktereigenschaften, der Ehrlichkeit seines Strebens, der Humanität seiner Anschauungsweise ließen auch seine politischen und religiösen Gegner Gerechtigkeit widerfahren. Mit ihm ist eine der hervorragendsten Persönlichkeiten aus der bewegten vor- und nachmärzlichen Agitationszeit aus dem Leben geschieden. F. Z.

— Von befreundeter Hand geht uns zu dem in voriger Nummer des „Hessenlandes“ enthaltenen Nekrolog „Eduard von Goeddaeus“ noch die Mittheilung zu, daß der kurz nach Eintritt des zweiten Ministeriums Hassenpflug (Februar 1850) zum Regierungs-Assessor und zeitigen Landtags-Kommissar ernannte Obergerichtsanwalt von Goeddaeus zu Marburg die etatsmäßige Stelle eines ersten Verwaltungsbeamten beim hiesigen Verwaltungsamte auftragsweise erhielt und dieselbe bis zu den Ausnahmemaßregeln, welche auf die Steuerverweigerung der Ständeversammlung am 31. August 1850 folgten, bekleidete. Die in Ausführung der sog. September-Verordnungen getroffene Verfügung des Uebergangs der staatspolizeilichen Funktionen von der städtischen Polizeibehörde auf das hiesige Verwaltungsamt wurde sodann Veranlassung zur Aenderung des obigen Dienstverhältnisses. v. Goeddaeus lehnte nämlich als erster Verwaltungsbeamter es entschieden ab, die polizeilichen Geschäfte mit zu übernehmen, was sofort seine Enthebung vom Amte des ersten Verwaltungsbeamten mit der Weisung zur Folge hatte, sich zur weiteren Dienstverrichtung bei dem hiesigen Bezirksdirektor zu melden. Bei der Umbildung der inneren Landesverwaltung im September 1851 blieb v. Goeddaeus in der Stellung eines Regierungs-Assessors; erst in 1855 rückte er aus ihr auf in die Landrathsstelle des Kreises Witzenhausen.

Marburg, (Zum Neubau der Universitätsaula). Die Nummern 1 und 2 des in Berlin erscheinenden „Centralblattes der Bauver-

waltung“ enthalten einen beachtenswerten Artikel über den „Neubau der hiesigen Universitäts Aula“ aus der Feder des Erbauers des Universitäts-Gebäudes, Professor Karl Schäfer. Dem Artikel sind mehrere erläuternde Abbildungen beigefügt, die ein höchstanschauliches Bild vom ganzen Universitätsgebäude, der anstoßend n Kirche, sowie von dem Neubau der Aula gewähren. Zunächst zeigt eine Abbildung den Grundriß des Ganzen, eine weitere die Ostseite der Aula mit der reformirten Kirche, ferner wird der Querschnitt der Aula, sowie die Grundriße des ersten und zweiten Geschosses des Aulaflügels dargestellt und eine Ansicht der Südseite des Aulaflügels im Anschluß an das Universitätsgebäude. Der neu zu erbauende Flügel wird enthalten im 1. Geschoß: den Promotionssaal, zwei Hörsäle, Raum für die Luftheizung und Kohlenkeller; im 2. Geschoß: die Aula, einen Hörsaal und den Archivsaal. — Mit der Vollendung des Aulaflügels wird unser Universitätsgebäude sich unseren klassischen Denkmalen der Baukunst — St. Elisabethkirche und Schloß — würdig anschließen, und nicht nur als Bauwerk ersten Ranges eine Zierde unserer Stadt werden, sondern auch ein ständiger Anziehungspunkt für manchen Kunstverständigen nach derselben mehr sein. (O. Z.)

Hessische Bücherschau.

Philipp der Großmüthige im Bauernkriege. Mit urkundlichen Beilagen. Von Dr. Wilhelm Falckenheiner. Marburg, N. G. Elwert, 1887.

In dieser sorgfältigen Schrift wird zum ersten Male der Versuch gemacht, mit Benutzung aller Quellen, besonders des in dem Marburger Staatsarchiv vorhandenen urkundlichen Materials, eine Darstellung von der Thätigkeit Philipps im Bauernkriege zu liefern. Der Versuch ist als ein durchaus gelungener zu betrachten. Falckenheiner zeigt uns, wie der noch jugendliche Fürst mit Aufmerksamkeit das Wachsen des Aufruhrs nicht nur in seinem Lande, sondern auch in den angrenzenden Territorien beobachtet und bei Zeiten die erforderlichen Maßregeln zur Dämpfung desselben trifft. Den bedrängten schwäbischen Bund unterstützt er durch vorläufige Sendung von Hülfstruppen und wiederholte Geldzahlungen und ist gerade im Begriff, seine ganze Macht in Marburg und Gießen zu versammeln, um mit derselben nach Süddeutschland aufzubrechen, da schlagen die Wogen der Empörung über die Rhön herüber und nöthigen ihn, erst in seiner nächsten Nachbarschaft die Ruhe wiederherzustellen. Kaum ist der Aufruhr in den Stiftslanden von Fulda und Hersfeld glücklich gedämpft, da kommen von den sächsischen Fürsten, deren Gebiete gleichfalls von der Empörung ergriffen waren, die allerdringendsten Hülfegesuche an Philipp. An einen Zug über den Main war nun nicht mehr zu denken. Mit starker Macht brach der Landgraf im Anfang Mai 1525 von Fulda auf und marschirte über Geisa und Vacha nach Eisenach und von da auf Frankenhausen, wo der Zusammenstoß mit den Bauernhaufen erfolgte. Von dort wandten sich die siegreichen Fürsten nach Mühlhausen, dem letzten Bollwerk des Aufstandes, das sich nach kurzen Unterhandlungen ergab. — Ein Hauptvorzug der Arbeit Falckenheiners liegt ohne Zweifel neben der sorgfältigen und gewissenhaften Forschung in der Uebersichtlichkeit der Darstellung: alles, was nicht nothwendig in den Text gehört, ist in die Anmerkungen und Beilagen verwiesen, sodaß das Buch auch für den Laien verständlich und genießbar ist. Wir wünschen demselben einen recht zahlreichen Leserkreis.

P.

Transatlantisches. Von H. Keller-Jordan. Stuttgart. W. Kohlhammer. 1888.

„Das Meer ist Poesie“ — — —! mit diesen Worten beginnt H. Keller-Jordan die erste Dichtung in „Transatlantisches“. Wir lesen weiter und das Meer selbst umfängt uns mit seinem poesievollen Zauber. In lebensreichen Bildern entrollen sich uns die Schicksale, die inneren Kämpfe von Menschen, die losgelöst vom festen Boden der Heimath hinüber über das Meer ziehen. Hier, wo des Menschen Blick sich erweitert und am fernen Horizonte wie an einer glücklichen Zukunft hängt, hier, wo die Träume, die sonst nur bei nächtlicher Weile emporsteigen, bei hellem Tageslichte sich halten, hier sind wir Zeuge, wie sich in einsamen Seelen, in schwergeprüften, Kräfte entwickeln, die mit der Gewalt des Meeres im Einklang stehen. An leuchtender Tropenlandschaft, an den Antillen vorbei zieht das Schiff, in dessen engem Raum wir eine Welt von Liebe und Schmerzen erstehen sehen.

Auch die zweite Dichtung „Demetrio“ führt jenseits des Meeres und in Lebensgebiete, in denen seelische Kräfte entscheiden. In breitem Strome fließt die Sprache dahin, Bild reiht sich an Bild und lebendig treten uns die Gestalten zweier Liebenden entgegen, die von südlicher Gluth erfüllt Vorurtheilen und Racenunterschied trotzen.

> Kann man an einem Sturze sterben?
> „Von wo kam der Sturz?“
> Er kam aus dem Himmel!

sind die dem Spanischen entlehnten Worte, welche als Leitspruch dem „Demetrio“ voranstehen.

Seltsam bewegt uns „Lady Bristol“, die dritte Dichtung. Das seltene Maß von Entsagung, welches wir hier von edler Liebe entfalten, das seltene Glück,

das wir aus solcher Entsagung erstehen sehen, stimmt uns zur Andacht.

Aus den tiefsten Tiefen menschlichen Fühlens schöpft H. Keller-Jordan in „Transatlantisches“ die Kraft ihrer Charaktere. Wir erkennen die Dichterin wieder, die in „Roderich Wallner“, in „Mexikanische Novellen“, in „Natalie“, „Hacienda Felicidad“, in „Aus der Gegenwart“ und „Die Grubers“ sich in die Reihe der hessischen, deutschen, transatlantischen Dichter gestellt hat. Dr. P. T.

— In früheren Zeiten ward von bedeutenden Geistern eine Dichtungsart gepflegt, mit welcher sich die Schriftsteller unseres Jahrhunderts leider sehr wenig beschäftigten und noch beschäftigen, nämlich die „Fabeldichtung“. Luther, Gellert, Lessing, Pfeffel und andere namhafte Dichter versuchten sich bekanntlich mit Erfolg an der Fabel; mit dem letzten bedeutenden Fabeldichter A. E. Fröhlich, welcher 1865 starb, wurde aber leider auch die Fabeldichtung zu Grabe getragen. Und doch hatte dieselbe noch nicht den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreicht. Vilmar verurtheilt die Trockenheit und Geschwätzigkeit, sowie die oft langweilige Lehrhaftigkeit, welche bei den Gellert'schen Fabeln und denen zeitgenössischer Dichter in den Vordergrund treten, und bedauert vor Allem das gänzliche Fehlen wirklicher Poesie in denselben. Ebenso verurtheilt Grimm die epigrammatische Kürze der Fabel und führt dabei die Fabeln Lessings an. „Die Kürze“, sagt Grimm, „ist der Tod der Fabel“. Nicht ohne Stolz betonen wir, daß in neuerer Zeit ein Hesse, der bekannte Maler und Dichter Karl Finck seine glückliche poetische Begabung der Fabeldichtung hingab und derselben dadurch den Platz in der Literatur wieder einräumte, welcher ihr von Rechtswegen zukommt. Die von Grimm nicht mit Unrecht gerügten Unschönheiten der früheren Fabeldichtungen verstand Karl Finck in seinen „Fabeln“ geschickt zu vermeiden. Karl Finck zuerst gelang es, in der Fabel ein klares Gedankengewebe mit tief poetischem Ausdrucke zu verbinden. Wie nicht anders zu erwarten war, fand diese Dichtungsweise Fincks, welche auch zugleich Unterhaltung gewährt, vor allem in den ersten literarischen Zeitschriften Deutschlands Anerkennung, zumal durch dieselbe eine in der Literatur vorhandene Lücke ausgefüllt wurde. Wir empfehlen unsern Lesern die „Fabeln“ von Karl Finck und sind auf das Erscheinen des zweiten Bandes derselben gespannt. J. L.

— Vor Jahresfrist in einer der ersten Nummern des „Hessenlandes“ brachten wir eine Kritik über zahlreiche im Verlage von Paul Voigt in Kassel aus Leipzig erschienene Kompositionen unseres Landsmannes Johann Lewalter und schon heute sind wir in der Lage, unseren Lesern von der zweiten Auflage des damals erschienenen Liedes „So laß mich sitzen ohne Ende“ (Gedicht von Ferdinand Freiligrath) berichten zu können. Da das Lied bisher nur Sopran- und Tenorstimmen von großem Umfange zugänglich war, hat der Komponist in dieser neuen Auflage vor allem hinsichtlich der Stimmlage Erleichterungen vorgenommen, so daß nunmehr jede Stimme mittleren und höheren Umfanges das Lied gut vorzutragen im Stande ist. Der schnelle Umsatz der ersten Auflage zeigt von der Beliebtheit des Liedes; wir können somit auch die zweite Auflage desselben den Lesern des „Hessenlandes“ empfehlen. r.

Briefkasten.

K. N. in Kesselstadt. Was wir nicht verwenden, senden wir Ihnen zurück.

K. F. in Kassel. Ihre Beiträge sind uns willkommen. Daß der Gegenstand schon einmal poetisch behandelt ist, steht dem Abdruck durchaus nicht im Wege.

H. H. in Marburg. Soll verwandt werden.

M. S. in H. Wir werden Ihnen antworten.

v. Pf. in Berlin. Die Artikel „Althessisches“ und „Die Monatsnamen“ folgen in nächster Nummer. Wir bitten die Verzögerung zu entschuldigen. Brieflich Näh.

Ph. L. Kassel. Wir haben uns anläßlich Ihres Briefes mit dem Verfasser in Verbindung gesetzt und demselben Ihre Bedenken mitgetheilt. Das Gedicht wird später benutzt werden. Besten Dank für das Interesse, welches Sie an unserer Zeitschrift nehmen.

H. Gelnhausen. Die eingeschickten Aufsätze, für die wir Ihnen unsern Dank abstatten, werden zum Theil benutzt werden.

Eingegangen an milden Gaben

für die unverschuldet in drückende Armuth gerathene 86jährige taube und fast blinde Frau:

Von E. A. 3 M., v. G. 3 M., H. 3 M., S. 2 M., S. 1 M., Dr. S.-Bevensen 4 M., v. P.-Marburg 3 M., B.-Herleshausen 20 M., Dr. R.-Laubach 5 M., Dr. H. 5 M., G. G. 1,50 M., F. 1 M., G. W. 1 M., W. H. 100 M., E. E. 3 M. Summa 155 M. 50 Pf. Hierzu die in der vorigen Nummer angeführten milden Gaben im Betrage von 65 M. 50 Pf., zusammen 221 M.

Um weitere Gaben wird gebeten.

Zum Abonnement auf das 2. Quartal unserer Zeitschrift „Hessenland“ laden ergebenst ein

Kassel, im März 1888.

Redaktion und Verlag.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 7. **Kassel, 1. April 1888.**

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2641.

Osterlied.

Das Fest des Sieges läutet ein! —
Vom Thurme hoch erschallen laut die Glocken
Und tragen fort den Klang von Ort zu Ort.
Zum Tempel eilt mit seligem Frohlocken
Die fromme Schaar andächt'ger Wandrer fort,
Der Heiland lebt! Sein Wort ist ew'ge Wahrheit!
Er ist erstanden aus dem Todtenschrein,
Es hebt der Geist sich auf zur ew'gen Klarheit;
Das Fest des Sieges läutet ein!

Das Fest des Lenzes läutet ein! —
Vom Thurme hoch erschallen hell die Glocken
Durch würzeduft'gen Frühlingsäther hin;
Die Knospen brechen auf zu Blüthenflocken,
Zu neuer Lust erwacht des Menschen Sinn,
Der Heiland lebt! O hehre Lenzeskunde!
Ein ew'ger Geisterfrühling brach herein!
O Menschheit, sing' mit dankerfülltem Munde:
Das Fest des Lenzes läutet ein!

Das Fest der Liebe läutet ein! —
Vom Thurme hoch erschallen rein die Glocken
Und jeder Klang sich Bahn zum Herzen bricht;
O fromme Schaar, im heiligsten Frohlocken
Verstehst du doch der Klänge Zauber nicht!
Der Heiland lebt! Und reinste Gottesliebe
Soll seines Lebens ganzer Inhalt sein!
D'rum jauchze, Menschheit, auf in sel'gem Triebe:
Das Fest der Liebe läutet ein!

Carl Preser.



Die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg.

Von W. Bücking.

(Schluß.)

An der südlichen Chorwand steht der aus Holz verfertigte, bemalte und mit drei Thürmen gekrönte Celebrantenstuhl, für die am Hochaltar fungierenden Priester; der mittlere Thurm birgt ein aus dem 14. Jahrhundert stammendes Holzbild der heil. Elisabeth; nebenan steht eine Piszina (Gußstein).

In der nördlichen Chorwand ist das zierliche gothische Tabernakel angebracht, umgeben mit Malerei und lateinischen Sprüchen, welche auf das ehemals in diesem Schranke aufbewahrte Sakrament und auf Christi Gegenwart in demselben Bezug nehmen.

Die Wände des Chors sind mit Todtenschilden der Ordensritter und mit Komturgrabmalen geziert: Georg Daniel von Habel † 1652, August, Graf zur Lippe † 1701, Adolf Eitel von Nordeck zur Rabenau † 1667 und Philipp Leopold von Neuhof † 1670. Neben dem Epitaphium des letzteren befand sich weiland in der Wand eine Pergamenttafel hinter Glas, auf welcher folgendes zu lesen war:

Anno domini MCCXXIII coeperunt habitare in Marpurg fratres domus theutonice.

„Im Jahr des Herrn 1233 fingen an zu wohnen in Marburg die Brüder des deutschen Hauses."

Anno domini MCCXXXV positum est fundamentum ecclesie augusto in vigilia assumptionis Mariae virginis.

„Im Jahr des Herrn 1235 ist gelegt das Fundament dieser Kirche im August tags vor Mariä Himmelfahrt."

Anno domini MCCXL obiit frater Conradus quondam lantgravius magister ordinis teutonicorum.

„Im Jahr des Herrn 1240 starb Bruder Konrad, weiland Landgraf, Meister des deutschen Ordens."

Anno domini MCCLXXXIII calendis maji dedicatum monasterium beate Elisabeth in Marpurg.

„Im Jahr des Herrn 1283 am 1. Mai wurde die Kirche der seligen Elisabeth in Marburg geweiht."

Anno domini MCCLXXXX calendis maji dedicatum fuit summum altare.

„Im Jahr des Herrn 1290 am 1. Mai ist der Hochaltar geweiht."

Chor und Kreuzarme sind durchaus mit alten und neuen bunten Glasfenstern versehen, welche theils Figuren theils Teppichmuster darstellen. Unter ersteren sind zu bemerken Christus, Johannes, Jakobus, Johannes der Täufer, Bartholomäus, Augustin, Maria, Elisabeth u. a. und einige biblische Darstellungen.

Wände und Säulen der Kirche haben einen röthlichen, die Gewölbekappen dagegen einen blauen Anstrich bis auf die des Chors, welche mit Pflanzenranken, wilden Blumen und dem Deutschordenskreuz bemalt bzw. übermalt sind.

Durch drei Thüren gelangt man aus dem Chor in die Sakristei. Hier ruht hinter einem eisernen Gitter auf einem Gestelle unter Glasverschluß der Sarg der heil. Elisabeth. Er ist von Eichenholz, rechteckig mit steilem Dache 1,71 Meter lang, 1 Meter hoch, mit vergoldetem Kupferblech überzogen und überall mit Edelsteinen und Perlen besetzt. Die Figuren daran sind von Silber und stark vergoldet. An der vorderen Seite erblickt man Christus in halbsitzender Stellung, seine rechte Hand etwas emporhebend, während er in der linken ein Buch hält, und zu beiden Seiten je drei Apostel. Auf der gegenüberstehenden Seite war Christus am Kreuz dargestellt, zu seiner Rechten Maria, zur linken Johannes, über Christus ein schwebender Engel, eine Krone über das Haupt des Erlösers haltend, und zu beiden Seiten je drei Apostel. Den Crucifixus und Engel sammt den kostbarsten Perlen und Edelsteinen entwendeten räuberische Hände, als das Monument in westfälischer Zeit 1812 nach Kassel verbracht worden war, wo es bis 1814 verblieb. Auf der vorderen schmalen Seite befindet sich Maria mit dem Kinde, auf der

gegenüberstehenden Seite die heil. Elisabeth. Reliefs auf den Dachseiten stellen Scenen aus dem Leben der Heiligen dar.

Der daselbst aufgestellte aus Holz verfertigte Stuhl ist höchstwahrscheinlich der deutschen Herren Beichtstuhl.

Hinter dem Gitter hängt an der Wand ein broncener sogenannter Reliquien- oder Petrusschlüssel. Dergleichen mit ganzen Gliedern, Theilen oder Feilspänen von einer der in Rom bewahrten Ketten Petri, pflegten die Päpste als hohe Gunstbezeugungen zu vergeben Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Landgraf Konrad denselben zum Geschenk erhalten hatte.

In dem ehemaligen Ordensarchiv über der Sakristei werden eine Anzahl werthvoller Schilde, darunter auch die des Landgrafen Konrad († 1240) und des Landgrafen Heinrich junior († 1298) aufbewahrt.

Am Sonntag Exaudi (18. Mai) 1539 führte Landgraf Philipp von Hessen den evangelischen Kultus in der St. Elisabethkirche ein, der während der Gefangenschaft des Landgrafen durch Entlassung des Pfarrers D. Theobald Thamer im Jahre 1549 um einige Jahre unterbrochen worden war. Für die nicht evangelisch gewordenen Bewohner in der Deutschordens-Kommende verblieb der katholische Kultus im Chor bis zum Tode des katholischen Landkomturs Johann von Rehe im Jahre 1570. An jenem 18. Mai 1539 nach beendigtem Gottesdienste entfernte Landgraf Philipp die Gebeine der heil. Elisabeth aus Sarg und Schrank in der Sakristei und nahm sie mit auf's Schloß. Der zeitige Landkomtur Wolfgang Schutzbar genannt Milchling führte alsbald Beschwerde dagegen bei Kaiser Karl V., der in demselben Jahre noch dem Landgrafen befahl, die Reliquien wieder zurückzugeben, welches jedoch erst unter dem 12. Juli 1548 geschah. Nach der vom Landkomtur Johann von Rehe darüber ausgestellten Quittung bestanden dieselben aus dem Haupte, einem Kinnbacken, 5 Röhrlein klein und groß, einer Rippe, zweien Schulterbeinen und einem Breitbein, welche unter einem Stein vor dem Hochaltar begraben wurden. Im Jahre 1627 ließ sie Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt durch den Präsidenten von Bellersheim in Marburg heimlich von da entfernen und nach Darmstadt bringen, worauf der Landgraf dem Kurfürsten Friedrich von Köln damit ein Geschenk machte.

Wie ich Soldat wurde.

Kleines aus großer Zeit.

(Fortsetzung.)

Ich kehrte am 30. September mit meinen Begleitern nach Kaufungen zurück und horchte — mir schmerzlich, weil ich nicht dabei sein konnte — auf den Kanonendonner bei Kassel. Bei einbrechender Nacht wurde es im Orte lebendig. Dragoner und Kosacken rückten ein, die auf einem Wagen einen Offizier, der durch eine Gewehrkugel am rechten Bein verwundet war, mitführten. Vor unserem Hause hielt der Wagen und der Verwundete wurde in einem Zimmer, in dem schnell Betten auf dem Boden ausgebreitet wurden, niedergelegt. Ein Arzt war um ihn beschäftigt und in der Küche mußten Kräuter zu Umschlägen gekocht werden.

Der Verwundete mochte wohl große Schmerzen haben, denn die Muskeln seines Gesichtes zuckten heftig, aber kein Laut kam über seine Lippen. Ich wäre gern in dem Zimmer geblieben, doch der Arzt entfernte uns. Auf dem Hausflur stand ein Dragoner mit gezogenem Pallasch Posten, der wahrscheinlich den Befehl hatte, sich selbst ruhig zu verhalten und auch nicht zu dulden, daß Andere Lärm machten. Lautlos schritt er auf und ab und ertheilte seine Anweisungen nicht durch Worte, sondern mit dem Gefäß seines Pallasches. Ein weiblicher Dienstbote unseres Hauses empfing seine ersten Weisungen. Das Mädchen trat aus der Küche auf den Hausflur und rief mit gellender Stimme: „Madame!" um meine Tante zu veranlassen in die Küche zu kommen, wo ihre Anwesenheit erforderlich sei. Aber der Posten stieß ihm den Knopf seines Pallasches so kräftig zwischen die Schulterblätter, daß es bewußtlos vorwärtstaumelnd zu Boden schlug.

Einem Kosacken, der die Hausthür öffnete, um einzutreten, stieß er den kaiserlichen Doppeladler auf seinem Korbgefäß, ohne ein Wort zu sagen, so mächtig ins Gesicht, daß dieser fluchend und blutend die Thür wieder schloß.

In unserem Bureau hatte, wahrscheinlich ein

Gefreiter mit zwei Mann seine Wachtstube aufgeschlagen. Ich brachte ihnen zu essen und Wodki und der Gefreite, welcher etwas Deutsch radebrechte, erzählte mir dafür in dankbarer Anerkennung die Geschichte seiner Feldzüge und wie viel Schweden, Türken und Franzosen er schon „kaput“ gemacht habe. Als er mir eine Zahl von Tausenden von Franzosen nannte, die beim Uebergang über die Elbe ertrunken sein sollten und doch zweifelhaft zu sein schien, ob ich die Größe dieser Zahl richtig verstanden habe, nahm ich, um ihn zu beruhigen, Kreide und schrieb die Zahl in arabischen Ziffern auf den Tisch. Er war hoch erfreut, daß wir dieselben Ziffern kannten, nahm die Erzählung der Schlachten, denen er beigewohnt oder auch wohl nicht beigewohnt, wieder auf und, die Kreide in der Hand, schrieb er nun die vielen Tausende von Feinden auf den Tisch, die er in den Schlachten umkommen ließ. Hatte er dann so an zwanzig, dreißig Tausend Türken oder Franzosen niedergeschrieben, so feuchtete er die Hand mit den Lippen, fuhr über die Zahlen hin und wenn sie verschwunden waren, sah er mich mit triumphirendem Lächeln an, als ob er fragen wollte, wo sind sie geblieben?

Dieser brave Kosack zeigte mir sein Georgskreuz und zwei Medaillen, die er als Belohnung seiner Tapferkeit trug. Sein religiöser Eifer trat besonders hervor, denn Türken ließ er in übermäßiger Zahl umkommen und seine Erbitterung gegen die Franzosen beruhte hauptsächlich auf dem Umstande, daß sie in russischen Kirchen Christus- und Heiligenbilder zerschlagen haben sollten. Sein Franzosenhaß war so groß, daß während er im Stall mehrere Pferde liebkosend streichelte, er nie bei einem Beutepferd vorüber ging, ohne ihm unter heftigen Schimpfworten einen Stoß zu geben. —

Am anderen Morgen erfuhren wir die Uebergabe von Kassel. Unser verwundeter Offizier wurde sorgfältig in Betten verpackt auf einen Wagen gehoben und fuhr nach Kassel, nachdem er meinen Onkel hatte rufen lassen und ihm mit Zeichen für die Aufnahme gedankt hatte.

VI.

Von den Nachrichten, die wir aus Kassel erhielten, war mir die interessanteste, daß ein Bataillon Freiwilliger errichtet wurde, dessen Formirung schon bei Melsungen begonnen hatte, und in das ich schon auf dem Forst gern eingetreten wäre, um den Angriff auf Kassel mitzumachen.

Jetzt wollte ich dorthin gehen und mich zum Eintritt melden; doch war ich mir sehr wohl bewußt, daß ich bei meiner Jugend — ich war noch nicht sechszehn Jahre alt, — bei meinen nicht bedeutenden Körperkräften die Einwilligung meiner Eltern, Soldat zu werden, nicht erhalten würde, am wenigsten in einem Truppentheil unter dem Befehl eines russischen Parteigängers.

In jener Zeit aber war die Aufregung in Deutschland, das Verlangen, die Waffen gegen die Franzosen zu ergreifen, so groß, so allgemein verbreitet, daß alle Familienrücksichten sich dieser leidenschaftlichen Begeisterung unterordnen mußten. Die größte mir vorschwebende Besorgniß war die, daß man mich nicht nehmen möchte.

An einem Donnerstage war der zweite Angriff Tschernitscheff's auf Kassel erfolgt. Freitag und Sonnabend trug ich mich mit meiner Absicht ohne zum Entschluß zu kommen, am Sonntag aber führte ich sie aus. Nach Tisch nahm ich meine Mütze, that als ob ich spazieren gehen wollte und schlug den Weg nach Kassel ein. So groß war meine Unbekanntschaft mit den Verhältnissen des Lebens, daß ich nicht einmal das Taschengeld, welches ich besaß, zu mir steckte. Wie hätte ich auch glauben können, daß ich Geld bedürfen würde, da ich im Begriff war, in ein Korps einzutreten, das alle königlichen Kassen in Beschlag genommen hatte. So leichtsinnig ich aber auch war, vor dem Dorf überfiel mich doch ein Gefühl der Wehmuth. Ich sah nach dem Kirchthurm zurück, den ich von Kindheit an so oft freudig begrüßt hatte, wenn ich zum Besuch der Großeltern eilte — in meiner Erinnerung die schönsten Tage meines Lebens. Ich gedachte meiner Eltern und Geschwister, meiner Großeltern und Verwandten, die ich alle nun verließ und Thränen stürzten mir unwillkürlich aus den Augen. Wann würde ich diesen Kirchthurm wieder erblicken? Aber ich kämpfte die Bangigkeit nieder und setzte meinen Weg fort.

Bald nach 2 Uhr Mittags traf ich in Kassel ein. Doch wie groß war mein Erstaunen und meine Bestürzung, als ich nirgends mehr Russen und Kosacken sah. Tschernitscheff und sein Korps hatten Kassel verlassen und die Stadt zeigte ein Bild der Unordnung. Auf offener Straße lagen Waffen und Militaireffekten aus den geplünderten königlichen Magazinen. Kosacken hatten Arme voll Karabiner, Säcke voll Schuhwerk, große Ballen Tuch für wenige Groschen an die Vorübergehenden verkauft, sie auch mit Gewalt zum Ankauf gezwungen; da aber der nächste Kosack sie dem Käufer wieder abnahm, um sie für seine Rechnung von Neuem zu verkaufen, so waren diese Gegenstände schließlich unbeachtet auf der Straße liegen geblieben.

Wo waren nun meine stolzen Hoffnungen, schon heute einen Czako aufsetzen, ein Gewehr mein nennen zu können! Ich ging durch die Straßen bis zum Königsplatz, sah hier die verstümmelte Statue Kaiser Napoleons; aber dieser Racheakt konnte mir keine Befriedigung

gewähren. Auch mein Glück war zertrümmert, meine Hoffnungen waren zerschlagen.

Traurig kehrte ich nach dem Leipziger Thor zurück und schlug, ein vernichteter Mensch, den Weg nach Kaufungen ein. Da lag der Kirchthurm vor mir, von dem ich vor wenigen Stunden so gerührt Abschied genommen hatte. Thränen traten mir wieder in die Augen, aber es waren Thränen bitteren Schmerzes. —

Tschernitscheff hatte sich in Kassel aller Kassen und Magazine bemächtigt und besorgt, seine Beute in Sicherheit zu bringen, eilig den Rückmarsch über Münden und Göttingen angetreten. Das Königreich Westfalen hatte er durch eine Proklamation für aufgelöst erklärt und bei seinem Abzuge die oberste Gewalt einer Regierungs-Kommission, die aus den angesehensten Beamten und Bürgern der Stadt gewählt worden war, übergeben. Zur Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung wurde eine Bürgergarde gebildet.

Am 8. Oktober war im Auftrage des Königs General Allix wieder in Kassel eingetroffen, und am 16. d. M. langte der König dort an. Viele flüchteten aus der Stadt, weil sie strenge Maßregeln der Regierung befürchteten. Die Mitglieder der von den Russen eingesetzten Regierungskommission und Andere, die kompromittirt waren, wurden festgenommen, um vor ein Militärgericht gestellt zu werden; aber kein Urtheil ist vollzogen worden.

Die Regierung, von den Vorgängen in Sachsen wohl näher unterrichtet, als sie im Allgemeinen bekannt waren, mochte fühlen, daß es mit der französischen Herrschaft in Deutschland und dadurch auch mit ihrem Bestehen, bald zu Ende sei. Am 26. Oktober verließ der König zum zweiten Male Kassel, um nie wieder zurückzukehren. In der Nacht vom 28. zum 29. trafen die Russen abermals in Kassel ein, jetzt aber mit klingendem Spiel.

Am 30. Oktober langte der Kurprinz von Hessen in Kassel an und am 21. November hielt der Kurfürst seinen Einzug.

* * *

Mit heißer Ungeduld hatte ich erwartet, daß ein Aufruf erscheinen würde, der auch die Hessen aufforderte, zu den Waffen zu greifen, aber vergebens harrte ich von Tag zu Tag. Erst am 12. Dezember ist ein solcher Aufruf erschienen.

Während dessen sah ich täglich russische Truppen, die nach dem Rhein vorrückten, durchziehen und meine Ungeduld Soldat zu werden, erreichte den höchsten Grad.

Da kam eines Abends, es mag am 5. oder 6. Dezember gewesen sein, ein Bekannter zu meinem Onkel und erzählte, daß in der benachbarten hannöverschen Stadt Münden junge Männer zum Eintritt in's Militär angenommen würden. Ich hatte tagsüber oft am Fenster gestanden und den vorbeiziehenden Truppen schmerzlich nachgesehen; hatte in bitterem Unmuth die Feder zerstoßen und das Schreiben verwünscht. Da schlug diese Mittheilung mir wie ein Blitz in die Seele. Münden war nur drei Meilen weit — worauf sollte ich noch warten? Wer weiß, wenn ich später in die hessischen Truppen eintreten wollte, ob meine Angehörigen, auf deren Einwilligung ich nie rechnete, mein Vorhaben nicht vereitelten, was ihnen in Hessen leichter werden mußte, als wenn ich in Hannover eintrat.

Um für Deutschland zu fechten, wollte ich Soldat werden und von einer hannoverisch-deutschen, wie von einer russisch-deutschen Legion hatte ich viel erzählen hören.

Da faßte ich den Entschluß, nach Münden zu gehen. Ich legte mich zeitig zu Bett, konnte aber vor Unruhe nicht einschlafen. Die halbe Nacht hörte ich die Uhr des Kirchthurms, die mich so oft zu unwillkommener Arbeit gerufen hatte, schlagen. Nun brauchte ich mich nicht mehr am Schreibtisch zu quälen und dachte mit Entzücken daran, daß mir bald andere Glocken schlagen sollten. Zur gewöhnlichen Zeit stand ich am Morgen auf, frühstückte mit der Familie und ging an meinen Schreibpult — aber nur um diesmal mein Taschengeld einzustecken. Ich ging durch den Garten auf einen Feldweg, der das Dorf umging und gelangte so auf die Kasseler Straße. Vom Kirchthurm nahm ich keinen Abschied!

Der nächste Weg nach Münden war mir unbekannt; ich ging deshalb bis Kassel, wo vor dem Leipziger Thor, wie ich wußte, die Straße nach Münden abbog. Ich war so eifrig zugeschritten, daß ich schon gegen Mittag in Münden anlangte. Blöde und unerfahren, war ich in Verlegenheit, an wen ich mich wenden sollte, auch in Besorgniß, ob man mich nehmen würde, als ein Herr in bürgerlicher Kleidung mich anredete und fragte: „Wollen Sie Soldat werden?“ Ich war so freudig erschrocken, daß mein Ja kaum über die Lippen kam. „So kommen Sie mit“, sagte der Herr und ich folgte ihm auf ein Bureau, wurde registrirt, mit einem Quartierbillet versehen und angewiesen, mich nachmittags 4 Uhr zum Appell einzufinden.

So war ich denn endlich Soldat!

(Schluß folgt.)

Deutsche Monats-Namen.

Von H. v. Pfister.

Der Einführung des Christentumes sind doch manche Seiten unseres volkstümlichen Lebens recht unnötiger Weise zum Opfer gefallen, wo nur irgendwie Unterstellung heidnischer Bezüge hierfür etwaige Handhabe bot.

So ward das Runen-Buchstabich von den christlichen Bekehrern, troß dessen prägischer Schönheit verschmähet. Recht leicht könnten damals die Runen zu allgemeiner Verkehrs-Schrift, nach einem Ausgleiche unerheblicher Verschiedenheit bei manchen Stämmen, weiter entwickelt sein. Doch selbst Wulfila schuf lieber sich schon nachgeahmte eigene Zeichen, ehe er die ehrwürdigen Runen belaßen hätte.

Später, bei unseren westlichen Stämmen bequemte man vollends stumpfsinnig sich zu lateinischer Präge, woraus dann allmählich in Klöstern sich unsere heutige Schrift entwickelte: ein geringer Ersatz für Verlorenes.

Auch die Monats-Namen wurden von engherzigem Eifer vernichtet. Die angeblich von Karl dem Großen herrührende oder veranlaßte Sammlung bietet mit Nichten die altheidnischen Namen dar, die übrigens wiederum nach Stämmen recht abweichend gewesen sein möchten, was noch heutige Mundarten erkennen laßen. Jene Sammlung diente also zweien Gesichts-Punkten: einmal der Tilgung gewisser Anklänge ans Glaubentum der Vorfahren, dann aber auch wünschbarem landschaftlichem Ausgleiche. Ihre Benennungen sind gemachte: nüchtern und ohne frische Färbung dichterischer Ursprünglichkeit. Schon die ermüdende Gleichmäßigkeit der Zusammensetzung mit „Monat“ verrät ihre Herkunft.

Sei hier eine Aufstellung einfacher deutscher Namen versucht, die altes und neues vermitteln soll; die ebenwohl in unseren Mundarten, und vor allem im Hessenlande, zum Teile wurzelt.

Hartung, Hornung, Spörkel; Ostermond, Mai, Linding; Juli, Auchst, Scheiding; Gilbhart, Nebelung, Christmond.

Die Franzosen hatten nach ihrer großen Stats-Umwälzung ja auch das vaterländische Bedürfnis volkstümlicher Namen gehegt. Sie scheiterten nur, indem sie — dem Götzen der Zehenfaltigkeit huldigend — solche Zehenteilung auch bürgerlichem Jahre, entgegen schöpferischer Ordnung, aufzwingen wollten.

Männliches Geschlechtes sind nach bekannter Regel alle Monats-Namen. Zu ihrer Erläuterung mögen sie einzeln gemustert werden. —

Als recht chattisch, und daher auch bei niederrheinischen Chatten einst üblich, bezeichnete J. Grimm den **Hartung,** Hartmond, sowie im Wortspiele zwischen mân und mann: Bruder Hartmann.

Gemeint mit „Hart“ ist hier „Scholle“, lautverschoben einstimmig mit polnischem Gruda; nur daß Grudzieng dort für Christmond gilt.

Des zweiten Monats deutscher Name: **Hornung** hat sich wundersamer Weise weiterhin behauptet. Versuchte Ausdeutungen schwanken; man nahm lange Zeit an, es bezöge sich aufs Abwerfen des Gehörnes der Hirsche.

„Lenz“ — Lenzinmânôt — vielleicht vom länger werden der Tage ursprünglich verstanden, will heute für den rauhen dritten Monat — dessen Herz hart heißt im Spruche — doch nicht mehr passen. Man denkt sich nimmer nun den März doch als Lenz; da unser Gefühl für diesen Ausdruck ein anderes geworden.

In Schillers Gedichten vom holden Lenzen werden freilich unterschiedliche Gestaltungen der Jahres Zeiten verworren: er läßt die Erde sich bereits verjüngt haben, während doch erst des Eises Rinde springt!

Im nordwestlichen Deutschlande wird der März mundartlich **Spörkel** genannt. Diß mit umstelltem **r** — Born: Brunne — von „Sprock“, d. i. Windbruch, dürres Reisich.

Anstatt des foppenden Namens April wäre in christlichem Munde wol die würdigste Bezeichnung **Ostermond.** Dann empföhle sich aber auch endliche Festlegung der Ostern. Daß, entgegen dem Geburts-Feste unseres Heilandes, dessen Todes-Tag wandelbar blieb — an sich widersinnig — ward übrigens gerade durch die heidnische Feier der Ostara mit veranlaßt. Einige sich gesammte Christenheit dahin, daß erster Donnerstag im Ostermonde doch grüner Donnerstag sei.

Mai, ein Italern, Germanen, Slawen gemeinsames Wort, bedeutet eigentlich nur Laub; woher noch bei uns die Benennung „Maien“ für grüne belaubte Zweige.

Auch als persönlicher Eigennamen kömt „Mai“ vor und zwar eben häufig in Hessen! Hinwider meint Wonnemond vielmehr Waidemonat, wo die Stallfütterung aufhörte.

Ein rechtes und echtes Kennzeichen des sechsten Monates, bei mitteleuropäischen Völkern ist offenbar die Linden-Blüte. Da im Osten der Baum

etwas später blühet, so nennen die Polen — doch nicht ganz genau — erst den Juli so: Lipietz — von Lipa, Linde; woher auch Leipzig als Linden=Stadt.

Uns darf mit gutem Fuge der Juni aber **Linding** heißen. In Hessen kam ehemals der der Name vor.

Eine altlatinische Bezeichnung unseres siebenten Monates war „Julius" gewesen; lange ehe man die Monate zu zählen begann. Später hieß derselbe — da mit dem Merzen angefangen ward — Quinctilis. Lateinisch Julius ist jedoch dasselbe Wort als gothisch Jiuleis, das noch bei Skandinawen und Niederdeutschen als „Jul" fürs Weinachts=Fest fort bestehet. Gemeint ist überhaupt die Sonnen=Wende, das Sonnen=Rad; sei es dessen Drehung im Sommer oder im Winter.

Das römische Geschlecht der „Julier" hieß nun nach dem Monate, wie es auch die Namen Junius, Januarius, u. s. w. gab; nicht etwa umgekehrt. Man griff aber zu Ehren Cäsars, die uralteste Monats=Benennung wiederum auf, und verdrängte die verhältnismäßig junge und jüngere Quinctilis.

Wenn Weinhold in seinen Monats=Namen, 4. 47, gothisch Jiuleis, agſ. Geola hinwider für entlehnt und vom Sommer auf Winter übertragen erklärt, anstatt für urverwandt, so ist solche willkürlichste Behauptung selbstredend als denkbar unwarscheinlich abzuweisen, kennzeichnet aber wieder einmal die innerlich durch und durch undeutsche Richtung unserer zünftigen Gelehrten.

Bei Annahme einer Entlehung und gleichzeitiger Übertragung von einer Wende auf die andere, müßten ja die Germanen im lateinischen Worte noch den Begriff „Rad" oder derlei lebendig empfunden haben.

Wir dürfen uns **Juli**, oder auch Julei, als deutschen Namen für die Zeit der Sommers Sonnen=Wende schon gefallen laßen; indem wir allerdings eines Zusammenhanges mit „Jul" bewußt und eingedenk seien.

Der folgende Monat hatte ebenwohl früher dinglich geheißen, ehe er dann die Nummer „Septilis" überkam. Und gleichfalls war es ein Zurückgreifen, da man um Oktavians willen, den Monat wieder August nannte.

Denn das lateinische Beiwort augustus sowol, als der Monats= und Personen=Name ordnen sich gleichmäßig und unabhängig von einander zum Zeitworte augere. Dieses besaßen wir deutsch, mit regelrechter Lautverschiebung, ebenfalls: goth. aukan, hochdeutsch auchen, d. i. zunehmen, wovon noch unser Bindewörtchen „auch".

So dürfte der Erntemonat, wo unser Hab und Gut sich mehrt, mit geringer lautlicher Änderung einheimisch **Auchst** heißen. Die Bildung ist wie bei Ang=st, Dien=st, Gun=st, u. s. w. Im Mittelalter galten unterschiedliche mundartliche Formen, in Hessen zumal Auwest; entsprechend der Form „au" für „auch".

Erst neuere Gelehrsamkeit stellte die volle lateinische Lautung in unsere Sprache ein.

Der unzutreffende Name „Siebenhaft", d. i. September, da der Monat in unserer Folge doch der neunte geworden ist, werde etwa ersetzt durch **Scheiding**, zunächst im Hinblicke auf den scheidenden Sommer. Immerhin möge man aber auch an eine Scheide der Jahres=Zeiten denken.

Der zehente Monat heiße uns fürder auch nicht mehr mit Zählungs=Fehler. Treffend ist der Name **Gilbhart**, um des gilbenden Laubes willen. Im Fuldischen hörte ich ihn; und ebenwol ist Gilbhart, Gilbert persönlicher Name.

Gleiche Erwägung bietet der Name November. Beßer denn solche falsche Nummer wäre eine Benennung, die ihren Grund in eigentümlicher Witterung zu jener Zeit fände. Unter solchem Gesichts=Punkte verdiente der Monat den Namen **Nebelung**. Dieser klingt zugleich sagenhaft an; denn Nibelung, ein Insaße Nebelheims, besagt nichts anderes.

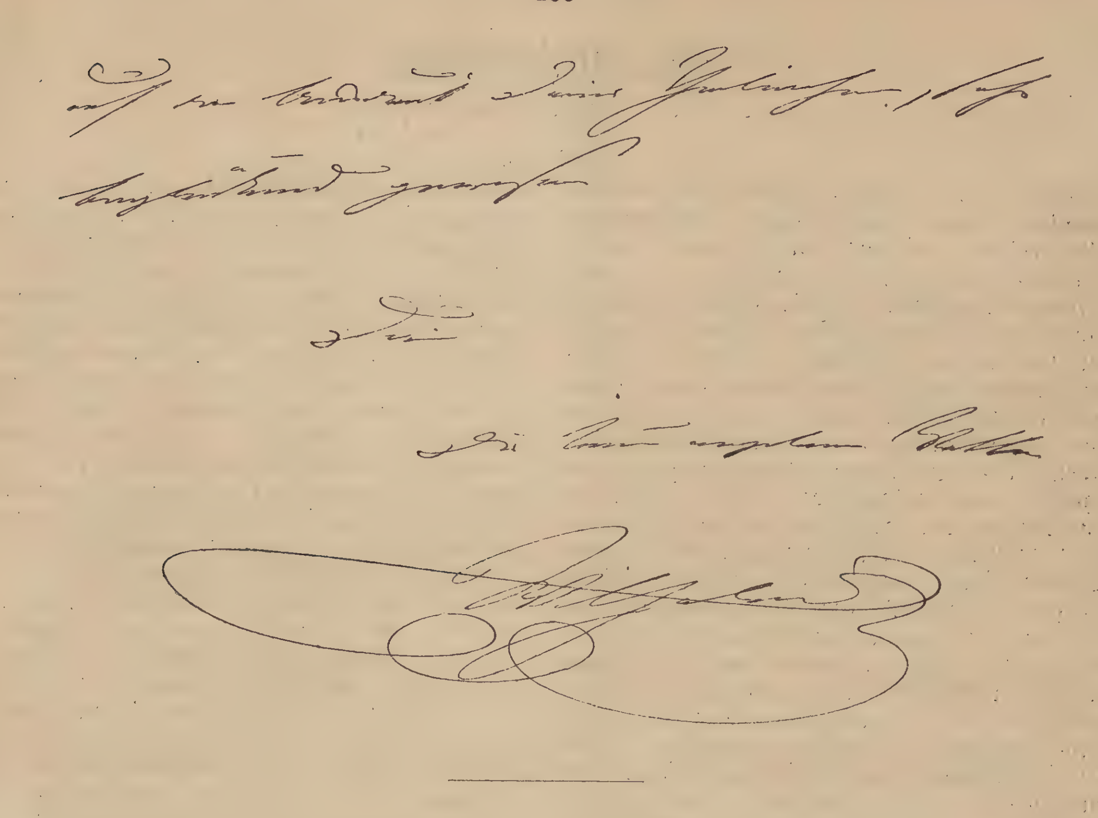
Endlich die Bezeichnung **Christmond** angehend, so darf solche wol ohne weiteres bei unserem Volke vollste Berechtigung als Name des zwölften Monates ansprechen; abgesehen davon, daß auch „Dezember" unrichtig zählt. —

Deutsche Kalender=Macher möchten mit gutem Beispiele in der Weise vorangehen, und einen gesegneten Anfang in die Wege leiten, daß sie die hier aufgestellten heimischen Namen, zunächst in Klammern, hinter die fremden noch fügten.

Ein Schreiben des Kaisers Wilhelm (als Prinzen von Preußen im Jahre 1857) an Kurfürst Friedrich Wilhelm.

Berlin den 5. Januar 1857

[illegible]



Vorstehend das vortreffliche Faksimile eines Briefes, welchen Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige König und deutsche Kaiser, am 5. Januar 1857 an seinen Vetter, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, schrieb. Der Brief, auf gewöhnliches Schreibpapier großen Formats geschrieben, enthält die dankende Antwort des damaligen Prinzen Wilhelm auf den Glückwunsch, den sein kurfürstlicher Vetter ihm zum 50jährigen Militärdienstjubiläum gesandt hatte. Es spricht sich in dem Schreiben die pflichtbewußte und bescheidene Gesinnung aus, die den fürstlichen Briefschreiber zu allen Zeiten auszeichnete. Um das Lesen des anscheinend in Eile hingeworfenen Briefes mit seinen feinen Schriftzügen zu erleichtern, lassen wir nachstehend den Text noch einmal in Druck folgen:

Berlin, den 5. Januar 1857.

Für Deine so freundlichst mir ausgesprochene Theilnahme bei meinem militär. Dienstjubiläum sage ich Dir meinen aufrichtigsten Dank! Wenn ich dem Vaterlande u. meinen Königen u. im Jahr 1849 auch Deutschland einige Dienste leistete, so ist dies eine große Gnade Gottes gewesen, der mir die Fähigkeit dazu allein verliehen hat. Daß man dies hat anerkennen wollen, oft in viel zu geräuschvoller Weise, muß ich tief dankbarst anerkennen, u. daher ist mir auch der Ausdruck Deiner Theilnahme, sehr beglückend gewesen.

Dein

Dir treu ergebener Vetter

Wilhelm.

Eine Radikalkur.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

Bevor wir mit Franz und Dora an der Gesellschaft im Schröder'schen Staatszimmer Theil nehmen, sei noch kurz berichtet, welches Gespräch soeben daselbst stattgefunden.

Frau Hulda hatte, wie wir bereits vernommen haben, mit der Frau Pfarrer den Schützenhof verlassen, um sich nach Hause zu begeben, unterwegs waren beide Damen von der Frau Hauptzollamtskontroleurin eingeholt worden und das wohl zusammen harmonirende Trio beschloß, den Abend auch in trauter Vereinigung zu beschließen, zu welchem Zweck bei Frau Schröder ein Täßchen Thee getrunken werden sollte, obgleich der Letzteren bei ihrem Sparsamkeitssystem es schon lieber gewesen wäre, wenn sie einen geeigneten Vorwand zur Ablehnung gefunden hätte, aber sie mußte schließlich gute Miene zum bösen Spiel machen. Kaum war jedoch das erste der in Aussicht genommenen vielen Täßchen geschlürft, als die im besten Zug befindliche Unterhaltung, in welcher natürlich nur dem Klatsch gehuldigt wurde, eine unliebsame Störung dadurch erfuhr, daß Herr Daniel auf der Bildfläche erschien und zwar in keiner sehr rosigen Laune. Frau Hulda hegte anfangs die Hoffnung, daß ihr Eheherr sich kurzer Hand wieder aus dem ihm sonst nicht sehr sympathischen Damenkreise zurückziehen werde, aber sie sollte sich getäuscht haben. „Willst du nicht lieber mit Franz in der Wohnstube eine Cigarre rauchen?" hatte sie ihn gefragt, und darauf von ihm die brummige Antwort erhalten, daß, wenn er mit Franz eine Cigarre rauchen solle, er rechts um kehrt machen und auf den Schützenplatz zurückmarschiren müsse. „Was?" rief Frau Hulda mit noch spitzerer Nase, „Franz ist nicht bei dir geblieben? Ich sah euch aber doch zusammen fortgehen." — „Ja wohl, Frau Spionin! Ihnen zu dienen!" erwiderte der Gatte, „wir waren auch zusammen beim „Geneverschatz", wenn Ihnen dies etwa wissenswürdig dünkt, aber der Franz ist wieder auf den Berg gegangen, höchstwahrscheinlich um noch 'mal einen ordentlichen Hopser zu tanzen, aber nun gebt mir eine Tasse von eurem Gebräu da und die Caraffe mit dem Rum, denn als Hausherr kann ich ja wohl auch uneingeladen an den Vergnügungen, die hier abgehalten werden, Theil nehmen." Mit sichtlichem Widerstreben schenkte Hulda ihrem Manne eine Tasse Thee ein und holte aus einem Wandschränkchen die Rumcaraffe. „So ist's recht, Hollerchen," sagte Herr Daniel, als er sich das Getränk nach seiner Methode mischte, bei welcher die Caraffe eines beträchtlichen Theils ihres Inhalts entledigt wurde. „So ist's recht, Hollerchen, so gefällst Du mir, mein Erzengel." — „Ich finde es übrigens durchaus nicht hübsch von Ihnen, Herr Schröder," begann darauf die eine der Damen, nachdem die andere sich unwillig geräuspert hatte, „daß Sie den Namen Ihrer lieben Frau auf eine solche Weise verunstalten." — „Das verstehen Sie nicht, Frau Hauptzollamtskontroleurin," entgegnete der Angegriffene in großer Seelenruhe mit dem Löffelchen in seiner Tasse herumrührend, „Hollerchen ist ein ganz allerliebster Name für meine theure Ehehälfte, ein Name, wie er gar nicht passender für sie erfunden werden könnte." „Er hat nichts Christliches an sich," warf die Frau Pfarrer ein, „und ich würde mir Solches an der Stelle Ihrer Gattin durchaus nicht gefallen lassen." — „Hollerchen ist auch keine christliche, sondern eine heidnische Titulatur, Frau Pastorin," belehrte sie der unerschütterliche Daniel, „Sintemalen das Wort von der Frau Holle herkommt, die eine heidnische Göttin und dabei eine recht böse Sieben gewesen sein soll und da meine Eheliebste auch halb eine Göttin, halb eine —" Hulda ließ ihren Mann nicht ausreden, sie schnitt ihm den Schlußsatz seiner Auseinandersetzung ab, indem sie mit schneidender Stimme sagte: „Ich finde es von Franz sehr unrecht, daß er nicht, wie es sich gehört, wenn man bei seinen Eltern zu Besuch ist, um die übliche Zeit nach Hause kommt." — „Laß doch dem Jungen sein Plaisir," rief der Vater dagegen und setzte die bekannten Worte hinzu: „Wir sind ja auch einmal jung gewesen — und haben lieber ein Tänzchen gemacht, als bei den Frau Basen gesessen. Bitte tausend Mal um Entschuldigung, meine Damen, daß mir das so herausgefahren ist." — „Und mit wem glaubst du denn," fuhr Hulda fort, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „daß der Franz da oben tanzen wird?" — „Nun zum Kukuk, mit wem denn Anders, als mit der Dora!" — Bei diesen Worten setzten alle drei Damen a tempo ihre Theetassen, die sie gerade zum Munde führen wollten, auf den Tisch und schienen wie hypnotisirt zu sein.

„Nun, was ist da auf einmal zu sitzen, wie Loth's Salzsäule," fuhr Herr Daniel fort, „wenn dem Franz die Dora gefällt und er sie zur Frau nehmen will, meinen Segen hat er. Ich

kenne das Mädchen von Kindesbeinen an und weiß, was daran ist, bringt mir der Junge aber vielleicht so eine Mamsell aus der Residenz in's Haus, so hält der Satan damit wohl gar seinen Einzug und mit der Gemüthlichkeit ist es ganz Matthäi am Letzten. Ich weiß ja zwar nicht, was der Patron für Absichten hat, aber eine bessere Ehehälfte, wie die Dora, kann er unter allen Umständen nicht bekommen, dabei bleibe ich."

Nach und nach hatte der Bann sich von den drei Damen gelöst und Frau Hulda, ihre Tasse niedersetzend, sagte mit kreideweißen und vor Erregung zitternden Lippen, obgleich sie sich bemühte, durch ein mitleidiges Lächeln ihren Aerger zu verbergen: „Laß doch diese Scherze, Daniel! Wenn das Mädchen zufälligerweise eines deiner Worte auffangen sollte, könnte etwas Schönes daraus entstehen. Es ist nur gut, daß wir unter uns sind, denn, nicht wahr, meine Damen, ich darf mich doch darauf verlassen, daß Sie reinen Mund halten —?"

Eben wollten die also feierlich Beschworenen mit großer Bereitwilligkeit die Versicherung abgeben, daß sie über diesen delikaten Punkt selbstverständlich stumm wie die Fische sein würden, obgleich die Frau Hauptzollamtskontroleurin sich schon innerlich freute, die erste zu sein, diesen angehenden Familienkonflikt im Schröderschen Hause den sämmtlichen Frau Basen des Städtchens, jeder einzelnen natürlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, mittheilen zu können, — eben sollten also diese Versicherungen abgegeben werden, als Franz und Dora in die Stube traten, gleichsam als eine *Illustration* zu dem vorhergegangenen Gespräch. Fröhlich in die Hände klatschend rief Herr Daniel aus: „Da haben wir's, wenn man den Fuchs nennt, kommt er gerennt!" während Frau Hulda noch blasser wurde und die beiden anderen Damen sich verständnißvolle Blicke zuwarfen und sich darauf gefaßt machten, daß nun eine ganz außerordentliche Familienscene erfolgen sollte, wie sie auf dem Theater nicht besser aufgeführt werden konnte, denn alle Rollen bis auf sie selbst, welche das Publikum repräsentirten, waren ja auf das Beste vertheilt, aber sie sollten sich trotzdem getäuscht haben. Franz setzte sich neben seinen Vater, Dora verließ das Zimmer kurz nach ihrem Eintritt wieder, um dem Dienstpersonal noch nothwendige Anordnungen für den morgenden Tag zu geben und von den Anwesenden sprach zuletzt nur noch der alte Schröder allein. Sein Gedankengang hatte indessen eine andere Wendung genommen und drehte sich nunmehr um die Weinstuben und Restaurants der Residenz, wobei der auch in den culinarischen Genüssen sehr bewanderte Papa sich nicht wenig ärgerte, daß der Sohn der Zubereitung der Speisen, wie sie auf die Wirthschaftstafeln gelangen, nicht das erforderliche Interesse zugewendet zu haben schien, da er weder von einer neu erfundenen Sauce, noch von einer Entdeckung auf dem Gebiete der Ragouts zu berichten wußte. Als die beiden Freundinnen der Frau Hulda merkten, daß die letztere an diesem Abend das interessante Thema beruhen ließ und zu keinem weiteren Angriff überging, empfahlen sie sich, als der Nachtwächter seinen ersten Ruf erschallen ließ. Auch nach dem Abgang der fremden Personen ereignete sich in dem Schröder'schen Hause nichts Besonderes, Frau Hulda zog sich im höchsten Grade verstimmt in ihr Schlafzimmer zurück und Franz mußte zu guter Letzt mit seinem Vater noch einige Partien Sechsundsechszig spielen, welche er zum großen Gaudium Daniels sämmtlich verlor.

Am andern Tage kehrte Franz in die Residenz zurück, ohne daß zwischen ihm und seinen Eltern irgend eine Auseinandersetzung über sein Verhältniß zu Dora erfolgt wäre. Er hatte den Entschluß gefaßt, die Sache nicht eher zum Austrag zu bringen, als bis nach der im Herbst erfolgenden Beendigung seiner Studien, wo er alsdann mit einer gewissen Selbstständigkeit auftreten konnte. Dora, welcher er seine Absicht mitgetheilt, hatte wehmüthig das blonde Köpfchen dazu geschüttelt, denn sie hielt es für eine Unmöglichkeit, daß Franz seine Absicht durchzusetzen vermöge, freilich dachte sie nur an die Härte der Frau Hulda und berücksichtigte nicht die wohlwollende Gemüthsart des Herrn Daniel, welcher seine Pflegetochter weit mehr schätzte, als er es sich ihr gegenüber merken ließ. Wie sehr sie dem alten Herrn an das Herz gewachsen war, sollte Dora jedoch einige Tage nach Franzens Abreise erfahren. Hulda hatte nach jenem Theegespräch die Ueberzeugung gewonnen, daß es die höchste Zeit sei, das Mädchen aus dem Hause zu bringen, wollte sie nicht sich selbst den Vorwurf machen, eine ihr für die Dauer immer unliebsamere Person immer festeren Fuß in ihrer Familie fassen zu lassen. Aus diesem Grunde ging sie mit dem Plane um, Dora in eine entfernte Provinzialstadt zu ihrer, Huldas, ledigen Schwester zu schicken, welche, von gebrechlichem Körper, einer Pflegerin bedürftig war. Sie schrieb an dieselbe und veranlaßte sie, mit wendender Post die Anfrage an ihren Schwager, Herrn Daniel, zu richten, ob er ihr keine geeignete Persönlichkeit zu ihrer Stütze empfehlen könne. Wie Hulda vorausgesehen, so geschah es, ihr Eheherr suchte sie nach Empfang des Briefes auf, um über den Inhalt desselben mit ihr Rücksprache zu nehmen.

„Da ist ein Billet-doux von meiner lieben Schwägerin, deiner verehrungswürdigen Schwester, an mich angekommen," sagte er, mit der einen Hand den Brief in die Höhe haltend und mit der andern darauf klatschend. „Rathe mal, was die alte Schachtel von mir will?"

„Mein Gott, Daniel," erwiderte Frau Schröder unbefangen, „wie kann ich wissen, was Bertha von dir will."

„Bertha! Jawohl, Bertha heißt sie," rief Herr Daniel und lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten. „Hilf Himmel, Schwester Bertha, ach! hieß es in irgend einem Gedicht, das ich in der Schule auswendig lernen mußte. Dies „ach!" ist nämlich famos angebracht. Die Schwester Bertha ach! welcher der Himmel so bald als möglich helfen möge, bittet in diesem Schreibebrief jedoch mich, ihr zu helfen und ihr eine Gouvernante oder so ein ähnliches Möbel nach Dingskirchen hinzuspediren."

„Was du da wieder schwatzest," sagte Hulda, welche das Schreiben an sich genommen und sich scheinbar in dasselbe vertieft hatte. „Sie will ein junges Mädchen zu ihrer Pflege engagiren."

„So soll sie sich an eine barmherzige Schwester wenden, aber nicht an mich, das will ich dieser Schwägerin Bertha schreiben, oder weißt du was, schreibe du es ihr, ich könnte faule Witze machen, die für ihren schwachen Magen vielleicht nicht gut wären." Damit ging der besorgte Schwager von dannen, sein: „Hilf Himmel Schwester Bertha, ach!" in allen möglichen Tonarten vor sich hinträllernd. Hulda war klug genug, zudem die Beantwortung des Briefes in ihre Hand gelegt war, die Angelegenheit nicht zu übereilen und kam erst nach einigen Tagen wieder auf das Anliegen ihrer Schwester zurück.

„Ich habe mir die Sache mit Bertha überlegt," begann sie, als Daniel bei geeigneter Laune zu sein schien. „Wie wäre es, lieber Mann, wenn wir Dora für ein paar Wochen ihr abtreten würden. Dora ist ihr, von den mehrmaligen Besuchen, die sie uns abgestattet, keine fremde Person und für unser Pflegekind ist es auch eine kleine Abwechselung. Sie sieht andere Menschen, lernt andere Verhältnisse kennen –" Bis dahin war Frau Hulda in ihrer überzuckerten Rede glücklich gekommen, als ihr Gebieter, dessen Augen immer größer und unheildrohender geworden waren, ihr mit einem furchtbaren Poltern das Wort entzog:

„Sie braucht keine anderen Menschen zu sehen, hier die sind gerade gut und schlecht genug, sie braucht keine anderen Verhältnisse kennen zu lernen, was sie kennen zu lernen nöthig hat, kann sie hier kennen lernen, sie braucht keine barmherzige Schwester bei deiner Schwester zu spielen, die gar keine Barmherzigkeit verdient, denn sie hat meinen armen Staar, meinen Jakob, wie sie zuletzt hier war, zwischen die Stubenthüre geklemmt, daß er krepirt ist."

„Aber, Daniel," remonstrirte Hulda, als er vor allzuhastigem Sprechen plötzlich zu husten anfing, „so überlege dir die Sache doch erst eben so reiflich, wie ich es gethan habe, bevor du so in Rage geräthst."

„Ich brauche mir Nichts zu überlegen!" donnerte Herr Schröder von neuem, seinen Hustenanfall gewaltsam unterdrückend. „Die Dora ist hier am besten aufgehoben und braucht nicht unter fremde Menschen zu gehen!"

„Es ist ja meine leibliche Schwester, zu welcher ich sie schicken will."

„Du willst sie schicken, jawohl! aber ich will nicht, ich, Daniel Schröder, Wohlgeboren, Hier! Du möchtest die Dora gern los sein, das weiß ich schon lange, aber daraus wird Nichts, ich habe sie als mein Kind angenommen und werde auch väterlich für sie sorgen, so lange meine Augen noch offen sind!"

„Vielleicht aber wünscht Dora selbst, uns zu verlassen," sagte Hulda mit unerschütterlicher Ruhe, da sie durchaus nicht gesonnen war, sich den einmal gefaßten Plan über den Haufen werfen zu lassen und als scharfe Beobachterin in der Annahme nicht fehl zu gehen glaubte, daß Dora wirklich ihren Vorschlag annehmen würde.

Zuerst sah Daniel seine Gattin betroffen an, dann riß er die Thüre auf und rief seine Pflegetochter aus der Küche herein.

„Dora," sagte er kurz und zog seine buschigen grauen Augenbrauen zusammen, „hier die Madame, meine liebe Frau wollte ich sagen, macht mir soeben die Mittheilung, daß es dir nicht mehr bei uns gefällt und du gern anderswo eine Stelle annehmen wolltest. Ist das wahr?"

Eine Todtenblässe überflog Dora's Antlitz, sie fühlte, daß jetzt der Wendepunkt in ihrem Leben gekommen sei. Wie Hulda richtig voraussetzte, war der Entschluß in ihr zur Reise gediehen, selbst auf die Gefahr hin, in den Augen ihres Wohlthäters als das undankbarste Geschöpf von der Welt zu erscheinen, das Haus zu verlassen, in welchem sie erzogen worden war, um nicht Zank und Streit in die Familie zu bringen, der sie Alles zu danken hatte. Franz sollte sie vergessen, wie es mit ihr gehen würde, war ihr vorläufig eine Nebensache. Noch einmal lief alles dies an ihrem geistigen Auge vorüber, dann brachte sie, zwar heftig zitternd, auf die Frage ihres zweiten Vaters ein vernehmliches „Ja" über die Lippen. Dieser sah sie darauf wohl eine Minute lang forschend an und als sie vor

seinem Blick den ihren zu Boden senken mußte und ihr bleiches Gesicht urplötzlich eine flammende Röthe überzog, legte er ihr sanft die Hand auf die Schulter, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sagte: „Gehe in die Küche und lasse die Erbsen nicht anbrennen. Du bleibst hier, damit Basta!“

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsjubel.

O Frühling, du trauter, du bunter Gesell,
Wie leuchtest du mir in das Herze so hell!
Du machst es mir jung und du machst es mir weit,
Du spendest mir Liebe und Seligkeit!

Ich liebe dein Grün, deiner Blüthen Geduft,
Der Vöglein Gesang in der würzigen Luft!
Ich liebe das Feld und ich liebe den Wald,
Die Thäler, die Höhen, wo's Echo erschallt!

Ich liebe den Tag in buntfarbiger Pracht,
Ich liebe die stille, die lauschige Nacht!
Ich liebe der Sonne erwärmenden Strahl,
Der blinkenden Sternlein unendliche Zahl.

Des Himmels unmeßbar azurenes Zelt,
Ich liebe die ganze, die prangende Welt!
Ach köstlicher, wonniger Frühling mein,
Mit dir will ich jubeln und fröhlich sein.

Hugo Frederking.

Weltverloren, weltvergessen —

Weltverloren, weltvergessen,
Mitten in Waldeinsamkeit,
Blickt von grüner Bergeshöhe
Dort das Schloß aus alter Zeit.

Graue Mauern, runde Thürme,
Glänzend schieferüberdacht
Und vom Epheu grün umwuchert,
Boten Trotz der Zeiten Macht.

Rings umher in weitem Bogen
Zieht des Walles grau Gestein;
Dunkle Haine, Matten, Weiher
Schließt in seinen Ring er ein.

Aber draußen dehnt die Haide
Schimmernd sich im Sonnenglanz —;
Schwanke Gräser, bunte Blüthen
Fern bis an der Wälder Kranz.

Tiefe, friedensvolle Ruhe,
Wie dein Zauber mich umspinnt!
Wie in deiner stummen Sprache
Alles eignen Reiz gewinnt!

Und mir ist, als nahe freundlich
Eine Maid mit blondem Haar,
Und sie ging mir still zur Seite
Und sie reicht' mir Blumen dar — —.

An des Weihers klarem Spiegel
Träumt das Herz so reich wie nie,
Und empfindet, süß erschauernd,
Deine Nähe, Poesie! — —

Und dies stille Fleckchen Erde
Findest du im Hessenland,
Tief im alten Reinhardswalde —;
S a b a b u r g wird es genannt.

Rich. Trömner.

Aus alter und neuer Zeit.

A l t h e s s i s c h e s. Das treffliche Gedicht „Hessen-Treue“ von J. Grineau in Nr. 3 unserer Zeitschrift soll manchen Leser wohl unwillkürlich zu der Erwägung hin leiten, wie doch jene unselige, s. g. westfälische Zwischenzeit — sei es in der Verfaßung des Landes, sei es in Denkungs-Weise des Volkes — aber auch so gar keine Spuren hinterließ; wie sie über Nacht gleich bösem Traume und Albe überwunden ward. —

Hohes Verdienst ist es des Landgrafen-Kurfürsten W i l h e l m's. Gerade er war hier am Platze; ein echt deutscher Mann, dessen unbeugsames Wesen es meisterlich verstanden, mit eisernem Besen allen Unrat der Franzosen-Wirthschaft wieder auszufegen. So begrüßen wir es, entgegen verknöchertem Sinne staubiger Acten-Freunde, mit hoher Genugthuung, daß unser Kurfürst sämmtliche Acten Jerome's und der unter ihm amtierenden Französlinge einfach v e r n i c h t e n ließ. Er sah in der siebenjährigen fremden Vergewaltigung des Landes nur eine Fortdauer des Kriegs-Zustandes zwischen Frankreich und Hessen-Kassel, und das mit vollem Rechte. Denn nicht Jerome, sondern Er, ob auch in Böhmen weilend, war all die Jahre einzig rechtmäßiger Herrscher von Gottes Gnaden. Wie eine knorrige hessische Eiche stehet er in der Geschichte da, und es kennzeichnet so ganz die mattherzige Gegenwart, wenn wir des Dankes vergeßen, den wir ihm schulden. Er hat verhütet, daß ein Bruch in unsere stolze zweitausend-jährige Geschichte kam; er hat ermöglicht, den Faden just da im Oktober 1813 wieder zu knüpfen, wo er im November 1806 gerißen war. Ruhm ihm und treues Gedächtnis für alle Zeit!

Seine Rückkehr ins Land muß man nicht bei hämischen Winkel-Schriftstellern nachlesen, sondern wie ein J a k o b G r i m m sie schildert. Da befahl er zunächst daß alle noch brauchbare, nach althessischer Heeres-Ergänzungs-Ordnung pflichtige Mannschaft sich

sofort in den einstigen Stabs-Orten der Kompagnien u. s. w. wiederum zu gestellen habe. Denn fast jedes Amt gab schon eine Kompagnie, der landrätliche Kreis ein Bataillon. An althessischen Offizieren war kein Mangel. Theilnehmen wollte der Kurfürst in großartigstem Maße an weiteren Kämpfen zu Deutschlands Befreiung. So stund binnen weniger Wochen das althessische Heer, nach Verfaßung und Tracht, genau wieder da; und zwar dieß in einer Stärke, die aller anderer Länder Anstrengungen hinter sich ließ. Welche unsagbare Opfer solches aber dem kleinen ausgesogenen Lande gekostet habe, das lese man nach im ersten und zweiten Hefte der Ditfurthischen Erzählungen aus hessischer Kriegs-Geschichte (Kassel, 1860, Freyschmidt's Verlag).

Nicht verweilt nun heute schnöde Befangenheit bei dieser wahrhaft gewaltigen hochherzigen Leistung des Fürsten und Volkes — nein, kläglich und boshaft wird an dem gleichgültigen Nebenumstande gemängelt, daß zur Tracht auch der Zopf gehörte. Die Unkunde weiß aber nicht, daß ebenwohl Napoleons Kaiser-Garde und die französischen Husaren bei Waterloo ihn noch trugen. So schneidet der entartete Sohn der Heimath Ehren schänderisch sich selber die Nase ab.

Aus Hersfeld also rückte im Dezember 1813 ein neues Regiment „Landgraf Karl" nicht anders denn zur Zeit der Ahnen etwa ein Jahrhundert zuvor, oder auch schon 1687, wo es nach Griechenland gieng, zum Kampfe gegen Frankreich ab.

Der Türmer Kollmann war vielleicht einst in derselben Kompagnie des alten Regimentes „Landgraf Karl" gestanden, als nun sein fahnenflüchtiger Sohn. Ohne Schaden war die westfälische Zeit über unser Volksthum dahin gegangen. Achtung vor einer Fürsten-Reihe, die solche Keime gelegt!

Wer sich über unseren Landgrafen-Kurfürsten Wilhelm des Genaueren unterrichten will, der lese dessen „Lebens-Bild" im Jahrgange 1882 der „Hess. Blätter;" ferner „Aus hessischen Archiven" im Jahrgange 1879. Auch eine jüngst in Luckhardtischem Verlage erschienene Schrift von „Dechend" über 1806 bietet manches.

Hermann v. Pfister.

(Einzelne Ausführungen des hochgeehrten Verfassers obigen Artikels dürften vielleicht hie und da auf Widerspruch stoßen. Die Urtheile über den Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen lauten eben verschieden, das aber wird jeder, auch die Gegner desselben, zugeben müssen, daß er ein durchaus deutschgesinnter, kunstverständiger und die Kunst fördernder Fürst war. Welch' herrliche Schöpfungen verdankt das Hessenland nicht seinem Landgrafen und Kurfürsten Wilhelm! Abgesehen von seiner übertriebenen, an Knauserei grenzenden Sparsamkeit, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens beschlichen hatte, kann man ihm auch sonst die Anerkennung, daß er in seiner Weise ein tüchtiger, für das Wohl seines Volkes besorgter Regent gewesen ist, gewiß nicht versagen. D. Red.)

Vor hundert zwei und fünfzig Jahren, am 28. März 1736, starb der letzte Graf von Hanau, Johann Reinhard, im Alter von 70 Jahren. Nach dem Erbvertrage, den die Landgräfin Amelia Elisabeth von Hessen, bekanntlich eine Hanauische Prinzessin, am 26. Juli 1643 mit dem Grafen Friedrich Casimir von Hanau abgeschlossen hatte, sollte nach dem Erlöschen des Grafenhauses die Stadt Hanau mit der Grafschaft Hanau-Münzenberg an Hessen-Kassel, fallen. Und so geschah es denn auch. Vilmar in seiner „Hessischen Chronik" berichtet über den Tod des letzten Grafen von Hanau: Das einsame Todbett umstanden Fremde, welche auf die Erbschaft warteten: der hessen-kasselsche Geheime Rath Rau von Holzhausen und der hessen-darmstädtische Regierungsrath Teufel von Birkensee nebst deren Begleitern. Stadt und Schloß, alle Treppen und Gänge desselben bis an die Thüre des Sterbezimmers waren mit hessen-kasselschen Truppen stark besetzt. Schon seit mehreren Tagen war auf das langsam sich nähernde Erlöschen der schwachen Lebensflamme des Greises gewartet, von den geschäftseifrigen Besitzergreifern und Notarien begierig gelauert worden. Als sie endlich Abends 6¼ erlosch, war das einzige Wort, welches sich über dem Haupte des entschlummerten Landesherrn hörbar machte, der Ruf des hessen-darmstädtischen Arztes Filgus: „Es ist aus!" und alsbald erfolgte mit lauter Stimme die Besitzergreifung von dem Mobiliar durch den Herrn Teufel von Birkensee. So erlosch das alte Grafenhaus Hanau. — Näheres über den Uebergang Hanau's auf Hessen findet sich in der trefflichen „Geschichte des Kreises und der Stadt Hanau von W. Junghans", S. 55 u. flg., auf welche wir hier noch besonders verweisen wollen.

— Nachträgliches zur „Hessischen Ehrentafel". Zunächst bitten wir in Nr. 5 des „Hessenlandes" Seite 72 und 73 folgende Druckfehler zu berichtigen: es muß gelesen werden: statt 1760. 25. März Gefecht bei Leimsfeld: 176**1**. 25. März; — 1761. 18. März statt General Meaupou — Meaup**eau**; — 1761. 21. März statt Atzerheim — Atz**en**heim; — 1762 statt 28. Juli — **8.** Juli und statt die Brigade — **der** Brigad**ier** Normann. — Außerdem bemerken wir, daß in dem Ueberblick der Kriegsvorfälle des hess. Ingenieur-Hauptmanns Franz Karl Schleicher eines Gefechtes am 20. März 1761 bei Grünberg Erwähnung geschieht, welches bei Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen in 1757 bis 1863, nicht vorkommt, und daß Renouard als den Ort der Schlacht vom 16. Juli 1761 nicht Villingshausen oder

Willingshausen, sondern Vellingshausen — einen Ort bei Soest in Westphalen — angibt, welche nach Mauvillon's Angabe die gefährlichste war, welche Herzog Ferdinand je geliefert hat, daß endlich bei der schweren Niederlage vom 21. März 1761 der Erbprinz von Braunschweig 11 Kanonen, 19 Fahnen und an 2000 Mann, die Hessen aber keine Fahnen verloren, den meisten Schluß bewahrten und zur äußersten Nachhut bestimmt wurden. Jener Niederlage waren kleinere Gefechte vorausgegangen: am 16. März bei Stangenrod, bei Queckborn, bei Lauter und am 19. März bei Laubach. H.

Bei dieser Gelegenheit verfehlen wir nicht, auf eine sehr gediegene, nach den besten Quellen bearbeitete Abhandlung: „Beiträge zur Geschichte des siebenjährigen Krieges in Oberhessen", von Gymnasiallehrer Dr. A. Röschen in Laubach, die in dem fünften Jahresbericht des Oberhessischen Vereins für Lokalgeschichte, Jahrgang 1886—1887, Gießen bei E. Roth, abgedruckt ist, aufmerksam zu machen. D. Red.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Bilder aus der hessischen Geschichte, gemalt von L. Katzenstein, photographirt von J. Machmar. Wie reich die hessische Geschichte an packenden, zu malerischer Darstellung vorzüglich geeigneten Scenen ist, ganz besonders in den bewegten Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts, darauf hat schon Rommel in seinem „Entwurf eines Cyklus vaterländischer Gemälde" vor fast 50 Jahren hingewiesen. Wie wenig aber gerade hessische Künstler zu solchen Darstellungen ermuthigt wurden, ist bekannt; eine lange Reihe von Jahren geschah nur sehr wenig zur Förderung vaterländischer Kunst. Das Verdienst, eine Anregung zur Kenntniß der ruhmreichen hessischen Geschichte gegeben zu haben, gebührt in neuerer Zeit dem „Verein für hessische Geschichte und Landeskunde." Dieser Anregung verdanken die eben erschienenen Bilder unseres hiesigen rühmlichst bekannten Malers Louis Katzenstein ihre Entstehung. Die Originale derselben sind mit Rücksicht auf die photographische Wiedergabe als Cartons grau in grau gemalt und somit Faksimilien der Originale. Da ist zunächst der jugendliche Landgraf Philipp der Großmüthige, in seiner Begegnung mit Luther in Worms, dem er, nachdem er ihn angehört, die Hand reicht mit den Worten: „Herr Doktor, habt Ihr Recht, so helfe Euch Gott." — Ein zweites Bild zeigt den Empfang eine Gesandtschaft aus Persien bei Moritz dem Gelehrten, dessen Einfluß beim deutschen Kaiser Rudolf II. der Schah von Persien gewinnen wollte zu einer Art Handelsvertrag mit seinem Lande. Im dritten Bilde sehen wir die sympathische Gestalt der energischen Landgräfin Amelia Elisabeth, Wittwe Wilhelms V., wie sie ihrem unmündigen Sohne im Feldlager bei Leer huldigen läßt, und in einem vierten Gemälde, genrehaften Inhalts, den volksthümlichen und kunstsinnigen Landgrafen Karl bei dem Bauer Hoose in Leimbach in der Schwalm.

Man sieht, die Wahl, welche Maler Louis Katzenstein zu seinem ersten Cyklus der Bilder aus der hessischen Geschichte getroffen hat, ist eine sehr gute, und was den künstlerischen Werth derselben anbelangt, so hat der Künstler seinen alten Ruf auch hier wieder bewährt. Ganz besonders hat uns das letzte Bild angesprochen, der Bauer Hans Hoose ist eine echte Schwälmer Figur, wie sie leibt und lebt. Und ebenso haben auch die anderen Bilder ihre speciellen Vorzüge. Auch die photographische Ausführung verdient die vollste Anerkennung. Hoffen wir, daß Maler Louis Katzenstein uns recht bald mit einem neuen Cyklus von Bildern aus der hessischen Geschichte erfreut. Die Photographien sind erschienen in der Machmar'schen photographischen Anstalt und finden sich gegenwärtig ausgestellt in der E. Hühnschen Hofbuchhandlung. Da der Preis der photographischen Ausführungen ein sehr mäßiger ist (4 und 8 Mark der Cyklus, je nach der Größe des Formats), so ist die Anschaffung auch größeren Kreisen ermöglicht. Wir wünschen den Photographieen eine recht weite Verbreitung, wird doch durch bildliche Darstellungen der Sinn für unsere vaterländische Geschichte ganz besonders gefördert. F. Z.

— Unserem hessischen Dichter, dem Kammerdirektor Carl Preser zu Wächtersbach, wurde für sein „markiges Gedicht": „Des deutschen Mannes Wort und Lied", welches überall eine begeisterte Aufnahme findet, in der musikalischen Bearbeitung von Speidel, die Ehrengabe des deutschen Männergesang-Vereins in Prag, bestehend in einer Vereins-Denkmünze im Etui, zuerkannt.

— Das Märzheft der gediegenen A. Gildschen Monatsschrift „Für Feierstunden", Nr. 3, ausgegeben am 15. März, enthält: Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das deutsche Volk von Heinrich Pestalozzi (Fortsetzung). — Wilhelm Tell. Schauspiel in 5 Aufzügen von Friedrich v. Schiller (3. Aufzug). — Die Befreiung der Waldstätte nach der Schweizer „Chronik" von Aegidius Tschudi. — Der geheilte Patient. Von J. P. Hebel. — Fürst Blücher. Von Varnhagen von Ense. — Thüringen. Aus der „Gegenwart". — Ortskenntniß der Thiere. Von Burdach. — Die kluge Hausfrau. Von Goethe. — Befehl, Gesetz und Recht. Von Zschokke. — Naturgemäße Lebensweise. — Der letzte Schultag. — Kaiser Wilhelm I. †. — Aufruf Kaiser Friedrichs III. „An mein Volk!" — Was die Monatsschrift „Für Feierstunden" will.

Hessische Bücherschau.

Anhang zur Chattischen Stammes-Kunde durch Hermann von Pfister. Kassel, Verlag von Ernst Hühn. 1888.

Wir haben dieser vor einigen Wochen erschienenen lehrreichen Schrift bereits in Nr. 3 des „Hessenlandes" Erwähnung gethan. Heute erübrigt noch, den Inhalt derselben kurz zu skizziren.

Die vorliegende Schrift schließt sich, wie schon der Titel zeigt, an des Verfassers im Jahre 1880 erschienene „Chattische Stammes-Kunde", sowie an dessen „Mundartliche und stammheitliche Nachträge zu A. F. C. Vilmar's Idiotikon von Hessen" (Marburg, Verlag von N. G. Elwert, 1886) an und gibt die Resultate der neueren eifrigen Studien des Verfassers auf dem Gebiete der mundartlichen Forschung und der Stammes-Kunde. Bezüglich der Frage „wer hat chattisches Blut in den Adern", hat der Verfasser, wie er in dem Vorwort seiner neuen Schrift bemerkt, hie und da nochmals geprüft. Nirgends, heißt es da, waren die Grenzen unseres stammheitlichen Gebietes etwa allzu weit hinausgerückt; eher sei er (der Verfasser) auf Beschrenkung bedacht gewesen. Seitdem erkenne er, auf Grund mundartlicher Durchforschung, daß zumal an zwei Stellen noch fragliche Striche einbezogen werden dürfen.

Unbedingt chattisch sei das gesammte Angelände beider Sinne, schmaler und breiter. Also Stadt Brückenau mit Umgegend, sowie jenseits der Waßer-Scheide sogar noch das Dorf Schondra. Ebenso könne der obere Rheingau längs der Strecke von Walluf bis Winkel, und im Westen begrenzt durch eine von Winkel nach der Wisper in ungefähr nordwestlicher Richtung gezogene Linie, beansprucht werden. Chattisch-alemannisch gemischt sei dagegen ein weiteres Gebiet, über dessen mundartliche Färbung und Erstreckung sich der Aufsatz „Rheinhessen und Rheingau" eingehend verbreitet. Sodann folgt noch ein allgemeiner Blutes-Hinweis, bezüglich innerer stammheitlicher Sonderung, zur Stütze der Annahme zweier chattischer Sippen: hessischer und battischer; bevor „Hesse" dann Gesamtname des Stammes ward. Gleiches Verhältnis finde sich bei einem Stamme des gothischen Verbandes: es gab nämlich silingische sowie artingische (azdingische) Wandalen. Aus Schlesien mit gebracht — Silesien — Silingen — zuckte die Sonderung noch in Afrika nach. So halte er, wie bereits anderwärts erwähnt, die chattischen Mattiaken für hessischer Sippe, hinwieder Batawen u. s. w. für battischer Abkunft. —

Diese und andere im Vorworte gegebenen Auseinandersetzungen dienen zur Erläuterung des Zweckes der vorliegenden Schrift und bereiten auf den Inhalt derselben vor, der u. a. in folgende Abschnitte zerfällt: Rheinhessen und Rheingau; allerhand Hessisches; Chatten und Sigambern; wie steht es um die Salier?; allerlei Chattisches oder Chattika Minora; einige urkundliche Belege für verspäteten Eintritt zweiter Lautverschiebung in hessischer Mundart; die chattischen Fulder; gab es chattische Saduosen? —

Hatten sich schon H. von Pfister's „Chattische Stammes-Kunde" und „Mundartliche und stammheitliche Nachträge zu Vilmar's Idiotikon von Hessen" einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen, so kann man einen gleichen Erfolg auch der vorliegenden Schrift mit Sicherheit voraussagen. H. von Pfister hat sich durch seine Leistungen auf germanistischem Gebiete in der Gelehrtenwelt einen geachteten Namen erworben. Man sieht der Veröffentlichung der Resultate seiner eingehenden Forschungen und Studien stets mit Spannung entgegen, ist er doch ein hervorragender Pionier, der in vielen Beziehungen Bahn gebrochen und Licht verbreitet hat über bisher noch dunkle Partieen seiner Wissenschaft. —

Briefkasten.

„Eine alte Hessin". Im Grunde genommen sind — wenigstens theoretisch und im Allgemeinen — Ihre Ansichten von den unserigen über den betr. Gegenstand gar nicht so verschieden. Was den besondern Fall anlangt, so läßt sich aus naheliegenden Rücksichten eine eingehende Erörterung an dieser Stelle nicht pflegen. Besten Gruß.

J. M. in Kassel. 1) Ist unnöthig. 2) Wird bei passender Gelegenheit geschehen.

J. L. Kassel. Ihrem Wunsche entsprechend, holen wir hier nach, daß die Karl Finck'schen Fabeln in der Verlagshandlung von Ferd. Keßler dahier erschienen sind. Freundlichsten Gruß.

W. B. in Hanau. Wir werden nächstens wieder mehrere Mundartgedichte bringen.

Z. Kassel. Ihre vermeintliche Berichtigung ist nicht zutreffend.

F. v. G. Gilsa und Dr. A. R. Laubach. Besten Dank für gütige Mittheilungen.

Mehreren Einsendern. Besonderer Umstände halber konnte eine Anzahl von Anfragen nicht beantwortet werden. Das Versäumte wird nachgeholt.

Eingegangen an milden Gaben

für die unverschuldet in drückende Armuth gerathene 86jährige taube und fast blinde Frau:

Von C. F. Dessau 6 M., Frh. Sch. z. S. 20 M., Ph. K. 10 M., zusammen 36 M. Hierzu die bereits früher eingegangenen milden Gaben (s. „Hessenland" Nr. 5 u. 6) im Betrage von 221 M. Summa 257 M.

Dieser Betrag ist an die arme 86jährige Frau abgeliefert und dadurch dringender Noth abgeholfen. Den mildthätigen Spendern der Gaben besten Dank. D. Red.

☞ Einzelne Exemplare der heutigen Nummer unserer Zeitschrift, in welcher der faksimilirte Abdruck eines bisher unbekannten „Schreibens des Kaisers Wilhelm (als Prinzen von Preußen im Jahre 1857) an Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen" enthalten ist, sind zu dem Preise von 30 Pf. in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei, Schloßplatz 4, zu beziehen.

Die Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 8. Kassel, 15. April 1888.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2641.

Frühling.

Aus allen Thälern bricht es
Mit tausend Blüthen auf,
Aus allen Bächen sprüht es
Der ruhelose Lauf.

Aus allen Büschen singt es,
Von jedem grünen Ast;
Fromm von den Thürmen klingt es:
Der Frühling kommt zu Gast.

Und rings umwebt dich Keimniß,
Die aus dem Tod gedeiht,
Das göttliche Geheimniß
Der Auferstehungszeit.

Du spürst ihr lindes Wehen
Wie du verlassen sei'st
Und du mußt auferstehen,
Du selbst an Leib und Geist.

Von Leid und allen Schwächen,
Vom Staub der Erdenbahn:
Des Grabes Pforten brechen
Und dir wird aufgethan.

D. Saul.



Beiträge zur Geschichte des Städtchens Niedenstein und der Familie Heß v. Wichdorff.*)

Von Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.

Motto:
Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!
(Goethe.)

I. Einleitung.

Die folgenden Berichte bewegen sich auf classischem Boden, denn die Stadt Niedenstein mit ihrer Umgebung gehört jenem Gebiete an, welches die Wiege unserer tapferen Altvordern, der berühmten Chatten, war, jenes selbst von ihren Feinden, den Römern, geachtetsten, wenn auch gefürchtetsten deutschen Volkes, dem Tacitus in seiner Geschichte den schönsten Ehren-Denkstein gesetzt hat.

Es geziemt sich daher, dieser glorreichen Vergangenheit auch hier zu gedenken, und an sie die Aufzeichnungen anzuknüpfen, welchen diese Schrift gewidmet ist.

Das Thalbecken, in welchem sich die Gewässer der Fulda, Eder, Schwalm, Elbe, Ems und Efze vereinigen, war der Ursitz des Chattenvolkes. Hier befand sich auf dem Gudensberge (Wodansberge) das National-Heiligthum, der Sitz ihrer Priesterfürsten und das an seinem Fuße liegende Dorf Maden (Mattium) war der Haupt-Versammlungsort des Volkes und blieb es auch noch in der Zeit, als die Chatten ihre Macht bis an den Rhein und Main einerseits und bis tief in's Thüringerland, bis auf den Harz und die Unterweser ausgedehnt hatten. Ein unumstößlicher Beweis für diese politische Bedeutung der Oertlichkeit liegt in der Thatsache, daß als der römische Feldherr Germanicus im Jahre 15 nach Christo einen unerwartet schnell ausgeführten Kriegszug gegen die Chatten unternahm, er denselben gegen Mattium, den Hauptort des Volkes richtete und, da er letzteres unvorbereitet fand, den Uebergang über die Eder bei Möllrich erzwang, Mattium einnahm und sammt dem Priestersitze auf dem Wodansberge zerstörte. Der chattische Oberpriester Libys wurde gefangen genommen und bei des Germanicus Triumphzug in Rom zu dessen Verherrlichung mit aufgeführt.

Das Zerstörte wurde jedoch von den Chatten, nachdem sie sich für diesen Ueberfall blutig genug gerächt, bald wieder hergestellt und Mattium sammt dem heiligen Wodansberge fuhr fort, noch Jahrhunderte hindurch der politische und religiöse Mittelpunkt der Nation zu sein. Es blieb auch bis in das frühe Mittelalter hinein der Hauptort und die oberste Gerichtsstätte des Hessenlandes und dieses führte bis in spätere Zeiten (noch im XI. Jahrhundert) ehe es eine Landgrafschaft wurde, den Namen der Grafschaft Maden. — Zu seinem Schutze waren von den Chatten eine Reihe von Vorwerken angelegt, welche sich um die Stätte des Heiligthums herzogen. Wir können noch heute aus den Namen der nahe vorliegenden urchattischen Orte: Wehren, Werkel, Ober- und Nieder-Vorschütz auf die Lage dieser Vorwerke schließen. An sie reihten sich noch andere Schutzwerke. Die Altenburg und die Burg Felsberg an der Eder — wenn auch damals noch nicht die Steinbauten tragend, welche das spätere Mittelalter auf diesen Punkten aufführte und deren Ruinen noch in unsere Gegenwart hineinragen — waren ohne Zweifel auch zur Chattenzeit schon befestigte Vertheidigungsplätze. Ferner darf man die alte Fockenburg oberhalb Wehren, den Wartberg bei Gleichen und die Altenburg oberhalb Niedenstein nebst der alten Landwehr, welche sich in der Nähe von Niedenstein am Emsenberge und unter der letztgenannten Altenburg hinzieht, mit hoher Wahrscheinlichkeit als zu gleichem Zwecke errichtete Vorwerke ansehen. Diese Gegend war ohne Zweifel schon in frühchattischer Zeit stark bevölkert. Die Kriegermassen, welche die Chatten aufstellten, lassen überhaupt auf einen reichen

*) Alle Rechte vorbehalten.

Bevölkerungsstand schließen und die Annahme ist wohl berechtigt, daß derselbe im Herzen des Landes in und um den so stark geschützten Hauptort Mattium am dichtesten gewesen sein möge, zumal die Umgebung zu den fruchtbarsten Strichen des Chattenlandes gehörte und sicherlich schon dem Ackerbau diente. Denn es ist nicht denkbar, daß eine dichte Bevölkerung ohne solchen habe bestehen können. Lediglich von Jagd und Fischerei konnte sie nicht leben und wenn uns die römischen Schriftsteller das Bier als Nationalgetränk unserer deutschen Vorfahren nennen, so setzt das nothwendig Getreidebau voraus.

Dafür, daß dieser Landstrich dicht bewohnt gewesen sei, spricht auch die große Zahl der Ortsanlagen in seinem Bereiche. Außer den noch vorhandenen Dörfern zählen wir eine lange Reihe solcher, welche in der historischen Zeit und bis in das Mittelalter untergegangen und deren Namen uns überliefert sind. Nicht geringer wohl ist die Zahl der Orte und Siedelungen, welche schon in dunkler Vorzeit verschwunden sind, von denen man nicht einmal die Namen mehr kennt und von denen man nur hier und da die Spuren findet. Sie kommen vielfach in versteckten Thalwinkeln und an vereinsamten Quellen, auch oft in Lagen vor, welche nicht einmal diese bieten und auch dies spricht dafür, daß einst eine gedrängtere Bevölkerung hier lebte, welche sich zum Theil auf unwirthliche Wohnpunkte verwiesen sah.

II. Die Mark Wichdorf.

An die Ebene von Gudensberg schließt sich nördlich eine Thalbucht an, aus welcher der Wiehoftbach (ursprünglich „Wichaffa" und noch in der Theilungs-Urkunde der Gebrüder Melchior und Daniel Heß v. Wichdorff von 1565 „Wichoffe" genannt) vereint mit dem Rheinbache und dem Matzoftbache (früher „Matzaffa") herabkommt und sich in das Emsflüßchen ergießt. Diese Thalbucht mit ihren Umgebungen bildet die Wichdorfer Mark, welche nördlich und westlich von erwähntem Emsflusse, südlich von der Metzer Gemarkung und östlich von dem Langenberge begrenzt war.

Hauptort dieser Mark war Wichdorf. Erst im X. Jahrhundert wird dieser Ort in einer um 950 ausgestellten Urkunde erwähnt, mittelst deren ein gewisser Hunold das Dorf Gerestädt in Thüringen, gegen das Dorf Almundehusen „jacens in finibus Uuihdorphorum et Balahornorum" an das Stift Hersfeld vertauschte. Im Jahre 1004 schenkte eine edle Matrone Frederuna mit ihrer Schwester Imma dem Kloster Kemnaden Güter zu Wittorp und zu Witilah (Weisel in Oberhessen). Dann kommt Wichdorf 1145 in einem Fritzlarer Stiftsregister vor und 1169 vergleicht sich zu Grünberg Hugo Hesso „vir nobilis in Vichedorphe" mit dem Stift Fulda über strittige Güter in Treyß rc. — Dies sind die ersten urkundlichen Nachrichten, welche von dem Dasein dieses Ortes Zeugniß geben, er war aber unstreitig viel älter und wahrscheinlich schon in der alten Chattenzeit vorhanden. Wichdorf ist, wie wir später sehen werden, die Mutter der Stadt Niedenstein geworden, und wir werden auf diesen denkwürdigen Ort später zurückkommen. Außer demselben gab es in der Mark Wichdorf noch eine größere Anzahl von Burgen und Dörfern, welche aber größtentheils im Laufe der früheren Jahrhunderte verödet und zu Wüstungen geworden sind. Wir führen dieselben in folgendem vor:

1. Almundeshusen, dessen vorerwähnte Urkunde von 950 schon neben Wichdorf gedenkt. Es lag an der Ems, dicht neben dem Orte, wo später das Kloster Merxhausen gegründet wurde und ist von dem Stift Hersfeld diesem Kloster anno 1225 geschenkt worden. Ende des XIP. Jahrhunderts war es bereits Wüstung.

2. Die Altenburg — eine uralte Bergfeste, wahrscheinlich schon altchattischen Ursprungs — lag auf dem gleichnamigen Berge nordwestlich von Niedenstein. Dilich bemerkt darüber in seiner Chronik, es solle da vor alten Zeiten eine Stadt gelegen haben. Nur Spuren von Wällen und Gräben sind von ihr noch übrig, während Mauerreste nicht vorhanden sind. Die Zerstörung muß schon in vorhistorischer Zeit erfolgt sein, denn man hat von dieser Burg keine urkundliche Nachricht.

3. Elmshagen („Elwineshayn, Ellenshein") noch vorhandenes Dorf am oberen Ende des Wichoffethales am Götzenberge (Gynzenberge) gelegen, gehörte ursprünglich den Herren v. Wichdorff Wackermaul'scher Linie, von denen 1334 Heribert Wackermaul seinen Antheil des Ortes und des Gyncenbergs an Theoderich Hund und Kunigunde dessen Hausfrau verkaufte. — Auch Konrad Wackermaul verkaufte an sie in demselben Jahre seinen antheiligen Besitz an diesen Gütern nebst Gerichten und allem Zubehör. Einen dritten Antheil an Elmshagen besaß als Mainzisches Lehen Widukind Wackermaul, nach dessen erbenlosem Tode Erzbischof Heinrich von Mainz 1346 die v. Dalwigk damit belieh. 1449 gelangte der Ort unter landgräfliche Hoheit, wurde aber von denen v. Dalwigk zu ihrem Gericht Schauenburg gezogen und so aus dem Wichdorfer Markverband herausgerissen.

4. Emserberg („Imbsenbergk, Mensebergk") ein Dorf am Fuße des gleichnamigen Berges nordöstlich von Merxhausen. Es gehörte früher

dem v. Wichdorff'schen Geschlecht, kam aber im Jahr 1304 durch Heirath an die v. Wolfershausen, doch verkaufte es Heinrich von Wolfershausen 1325 wieder an Konrad Wackermaul und dieser veräußerte es einige Jahre später an Ludwig v. Buchenau. Das Kloster Merxhausen erwarb den Ort 1344 und er kommt 1386 noch als Dorf vor. Aber 1389 war er nur noch ein Gutshof in landgräflichem Besitze, mit welchem Landgraf Hermann die Vettern Wilhelm Heß und Reinhardt Heß d. jüng. v. Wichdorf zu Samptlehn mit Otto Schaden v. Reimbolds belieh. Diese Belehnung wurde dem v. Wichdorff'schen Geschlecht Heß'scher Linie anno 1414 1442 1485 1489 1517 1567 und 1593 erneuert und nach Daniel Wilh. Hessen d. jüng. Ableben 1631 auf die v. Papenheim übertragen. Seit 1630 ist der Ort wüst.

5. Ermatheis. („Ermedissen, Irmendissen, Ermentheus") Dorf am südöstlichen Fuße des Niedensteiner Burgbergs, ist ein sehr alter Ort, der schon 1145 in einem Fritzlarer Register unter dem Namen „Irmendissen" vorkommt, aber bereits vor 1300 wüst wurde. Später wurde das Dorf wieder angebaut und erscheint 1344 als Eigenthum der Familie v. Hund, welche es in diesem Jahre an den Landgrafen Heinrich vertauschte, der 1353 der Gemeinde ein eigenes Gericht verstattete. Landgraf Hermann verpfändete 1376 den Ort für 366 Pfund Heller an die Hessen v. Wichdorff, löste ihn aber später wieder ein und belieh die Familie Hund mit einem Viertel des Dorfes. Im 30jährigen Kriege wurde dasselbe 1631 von den Croaten eingeäschert und erst nach demselben wieder angebaut.

6. Falkenstein, alte verfallene Burg nordöstlich der oben erwähnten Altenburg auf dem gegen Elmshagen gerichteten Vorberge des Waldes Reichenbach. Sie ist erst späteren Ursprungs, denn sie wurde 1346 mit Unterstützung des Landgrafen Heinrich d. Eisernen von der Familie Hund zu Kirchberg erbaut und von dieser zu Lehen getragen. Als Hermann Hund d. ältere 1371 gestorben war, hätte die ihm zugestandene Hälfte der Burg seinen Vettern, denen v. Holzhausen, welche die andere Hälfte besaßen, zufallen müssen, allein Landgraf Hermann, welcher auch hier, wie auf der Burg Niedenstein und andern Burgen, an welchen er Lehnrechte besaß, die Politik übte, sie in getheilten Besitz verschiedener Familien zu bringen, um ihrer desto sicherer zu sein, zog jene Hälfte ein und gab sie dem Ritter Eckebrecht von Griffte zu Lehn. Die Burg, von welcher nichts Erhebliches weiter bekannt, wurde seit 1500 allmählig verlassen und dem Verfalle preisgegeben.

7. Frankenrode, ursprünglich ein Dorf, später Hof, lag nordwestlich von Niedenstein vor dem Walde Reichenbach am Holzborn. Der Ort wurde 1342 von Hermann Hesse „gesessen zu Niedenstein" dem Kloster St. Catharinen wiederkäuflich überlassen, jedoch in der Bundesherrenfehde um 1440 verwüstet.

8. Gassenhusen, ein Dorf südöstlich von Wichdorf am südlichen Fuße des Niedensteiner Burgbergs gelegen, gehörte ursprünglich einer davon benannten Linie des Geschlechts v. Wichdorff. Der Ort wurde 1387 im Mainzischen Kriege zerstört und nicht wieder aufgebaut, da die erwähnte edle Familie mit ihren Unterthanen theils nach Niedenstein, theils nach Wichdorf zog. Reinhard v. Gassenhausen, der letzte des Geschlechts, lebte noch 1442 auf dem Niedenstein, wo er einen Burgsitz hatte.

9. Hausen — eigentlich zwei Dörfer, Ober- und Niederhausen, welche dicht bei einander südlich von Wichdorf an der Wiehof standen, wo die Ortslage noch „zu den Hausen" genannt wird. Oberhausen gehörte der Heß'schen, Niederhausen der Wackermaul'schen Linie der Herren v. Wichdorff. Ersteres trugen die Gebrüder Hugo, Heinrich und Johann von Wichdorff, die Hessen genannt, mit anderen von ihrem Großvater Reinhard v. Wichdorff ererbten Gütern dem Landgrafen Heinrich I. 1277 zu Lehen auf und wurden von ihm damit wieder beliehen, diese Belehnung auch ihren Nachkommen 1414 1442 1485 1489 1517 1567 und 1593 erneuert, obwohl der Ort seit 1400 Wüstung war. — Niederhausen hatten die Wackermaul v. Wichdorff dem Erzstift Mainz zu Lehen aufgetragen und als solches wieder empfangen. Nachdem Widukind Wackermaul 1345 ohne Manneserben verstorben, belieh Erzbischof Heinrich v. Mainz dessen nächste Blutsverwandte, die v. Dalwigk mit Niederhausen sammt Gericht und Zehnten. Auch Niederhausen war seit 1447 wüst und die Ländereien beider Orte wurden zur Wichdorfer Feldmark gezogen.

10. Die Burg Niedenstein (Neydenstein).

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Leben einer vergessenen Schriftstellerin.

Von Emilie Wepler.

Wir schreiten über ein verlassenes, eingesunkenes Grab, das nur der freundliche Lenz mit frischem Grün und kleinen Blumen schmückt und treten in ein großes, stilles, düsteres Zimmer, still, weil es nicht an der Straße gelegen und daher unberührt von dem Lärm derselben bleibt, düster, da die Sonne nur spärliche Strahlen in dasselbe sendet. Die Ausstattung dieses Raumes ist einfach, so einfach wie die Bewohnerin selbst, die Pracht und äußeren Schein verschmäht. War jedoch Abends, was wohl allwöchentlich einmal geschah, dieses Zimmer festlich erleuchtet, hatten sich in demselben eine Anzahl geistreicher und strebsamer Personen als Gäste eingefunden, dann war, wie mit einem Zauberschlag, Alles wunderbar verwandelt, gleichsam durchduftet von geistigem Arom, Funken des Witzes und der Laune. Diese sprühten auf und die Unterhaltung, deren Mittelpunkt die liebenswürdige, hochgebildete Wirthin war, floß anregend und begeistert dahin. —

Die Gastgeberin, welche gewissermaßen zwei Naturen in sich vereinigte, weil sie bei strengem Genügen gegen sich selbst im gesellschaftlichen Verkehr, den sie liebte, so wunderbar zu fesseln wußte, war die in den vierziger und fünfziger Jahren sehr gefeierte, jetzt aber beinah vergeßene Schriftstellerin, Philippine von Mettingh. Sie war von kleiner, unansehnlicher Gestalt mit unschönem Gesicht, welches im ersten Augenblick mehr abstieß als anzog, aber auch der sprechende Beweis, wie ein wahrhaft gebildeter Geist, verbunden mit natürlicher Anmuth und feinen Umgangsformen über die äußere Erscheinung zu triumphiren vermag. Man empfand förmlich schon ein Gefühl von Wohlbehagen, wenn man sie bei der silbernen Theemaschine beschäftigt sah, den aromatischen Trank zu bereiten und mit freundlichem Lächeln einem jeden Gast die gefüllte Tasse zu reichen.

Wollen wir nun einige dieser Gäste näher betrachten, so verdient die Dame im schwarzen Sammetkleid, eine majestätische Gestalt, unsere Aufmerksamkeit, es ist die bekannte Schriftstellerin, Elise von Hohenhausen, geb. von Ochs, welche mehrere Jahre das Kassel'sche Frauen-Album herausgegeben, so wie ein Lebensbild ihres, ihr früh durch den Tod entrissenen Sohnes geschrieben hat. Sie ist eine Frau mit dem besten Herzen, welche neidlos jedes Verdienst anerkennt. Die kleine, lebhafte Dame mit der großen, reich verzierten Haube an ihrer Seite nennt sich Frau Doktor Liwonius; eine Mecklenburgerin von Geburt, lebt sie als Wittwe in Kassel bei einer verheiratheten Schwester. Sie ist Verfasserin verschiedener hübscher Gedichte, die sie aber auch gewöhnlich mit sich herum trägt und jedem vorliest, der sie noch nicht kennt. Die Verhältnisse gestatten ihr nicht, Gesellschaften zu geben, daher suchte sie sich durch Dienstfertigkeit und Gefälligkeiten bei ihren vielen Bekannten unentbehrlich zu machen. Nächst dieser Dame waren gewöhnlich die Brüder Nahl, Söhne des Historienmalers und Enkel des bekannten Bildhauers, anwesend: Wilhelm Nahl, ebenfalls Maler und leidenschaftlicher Verehrer aller Dichter und Dichterinnen, Theodor Nahl, Privatgelehrter, einziger Mitarbeiter an der von Dr. Pinhas, in kleinem Format herausgegebenen „Kasseler Zeitung.“ Seine weitgehenden meteorologischen Beobachtungen, so wie ein Werk über den Höhenrauch hatten ihn im Ausland bekannt gemacht. Er stand im Briefwechsel mit Alexander von Humboldt und Arago, war aber voller Seltsamkeiten. Niemals sah man ihn ohne große Papierrollen, die aus seinen Taschen hervorlugten. Außerdem trug er beständig eine Menge kleiner Papierstreifen und Bleifedern mit sich herum, um alles ihm Bemerkenswerthe sofort notiren zu können. An der Fulda beobachtete er täglich den Wasserstand, auf dem Friedhof dienten ihm Grabsteine, in den Kirchen Säulen als Schreibtische. Den Verlust seines bedeutenden Vermögens ertrug er mit großem Gleichmuth, auch bei körperlichen Schmerzen hat man nie eine Klage von ihm vernommen. Ferner zählte zu diesen Abendgesellschaften eine talentvolle, liebenswürdige Dame, Nanny von Kaisenberg. Sie stand allein und war viel auf Reisen, kehrte aber immer wieder nach dem ihr so lieb gewordenen Kassel und ihrer Freundin Mettingh zurück. Einige Studenten, verschiedene junge Mädchen, auch zuweilen ein Schauspieler, welche sämmtlich die Wirthin verehrten und für sie schwärmten, fanden sich ebenwohl ein. Zuweilen wurden in diesen Abendgesellschaften von einzelnen Mitgliedern Gedichte oder kleine Novellen vorgetragen und besprochen, zuweilen las man auch Schiller'sche Dramen mit vertheilten Rollen, wobei sich einige der Anwesenden durch wundervolle Deklamation

auszeichneten, so daß, als einst die Marie Stuart gelesen wurde, ein fremder, anwesender Schauspieler meinte, eine solche Leistung in einem Dilettanten-Kreis sei etwas ganz Außergewöhnliches und für ihn unfaßbar.

Das waren die angenehmen, unvergeßlichen Abendgesellschaften bei Philippine von Mettingh. Alle diese Männer und Frauen, die einst mit warmen Herzen dem Ideal zugestrebt, sie sind, mit wenigen Ausnahmen, hinübergegangen, ihr irdisches Theil ruht in stiller Grabesnacht, wohin der wildfluthende, heiße Lebensstrom nicht mehr dringt. Wir, die noch Lebenden, können nur noch die Erinnerung an sie, besonders an die liebenswürdige Schriftstellerin wachrufen und so eine kleine Blume auf den eingesunkenen Todtenhügel pflanzen. —

Philippine von Mettingh war die einzige Tochter des fürstlich Anhalt-Bernburgischen Geheimen Rathes, Baron von Mettingh. Derselbe hatte seine Gattin früh verloren und übertrug alle Zärtlichkeit auf die Tochter, die ihm lieber gewesen zu sein scheint, als der Sohn Karl, dessen Erziehung etwas vernachlässigt wurde. Philippinens Charakter bekam unter des Vaters Leitung eine ernste, fast strenge Richtung und eine unglückliche Jugendliebe nahm den warmen, heiteren Sonnenschein aus ihrem Leben. Nicht Untreue, auch nicht der Tod hatte diesen Herzensbund getrennt; der Mann, den Philippine liebte, war katholischer Priester und so ihren Wünschen unerreichbar. Wie diese Liebe begonnen, und ob der Gegenstand derselben schon durch die letzten Weihen gebunden, oder später von Umständen gedrängt, einen Stand wählen mußte, der das Glück der Liebe ausschließt, vermag ich nicht zu sagen. Hinzufügen kann ich aber, daß jener Geistliche später zu hoher Würde gelangt und auf einen der ersten Bischofssitze Deutschlands erhoben worden ist.

Philippine hat ihre erste, einzige Liebe niemals vergessen; es ist in späterer Zeit, als sie schon in Kassel wohnte vorgekommen, daß ein zufälliger Besuch die Einsame mit thränenfeuchten Augen beim Lesen alter Briefe angetroffen hat, wehmüthig einen Ring mit einem kleinen weißen Hund betrachend. Zwar hatte sie sich einige Jahre später, als ihr Liebesfrühling verblüht war, auf den innigen Wunsch des Vaters, der sie nicht schutzlos in der Welt zurück lassen wollte, entschlossen, einem jungen Arzt ihre Hand zu reichen, der ein treuer Freund ihres Hauses war, ihr auch in schwerer Krankheit durch Geschicklichkeit und sorgsame Pflege das Leben gerettet hatte. Dieses Verhältniß trennte kurz vor der Hochzeit der Tod; die verwaiste Braut beklagte den Freund, betrachtete es aber als Erlösung, daß sie nun von den Ketten der Ehe, wie sie sich ausdrückte, auf immer befreit war. Einen Heirathsantrag des Schriftstellers Krug von Nidda wies sie mit Entschiedenheit zurück.

Kurze Zeit darauf starb der Vater; sie stand allein, da ihr Bruder ein kleines ihnen zugehöriges Gut selbst verwaltete, wohin sie mit ihrem regen Geist sich nicht zurückziehen wollte. Ihre Vaterstadt Bernburg hatte allen Reiz für sie verloren und sie faßte den Entschluß, nach Kassel zu ziehen. Kassel hat früher eine besondere Anziehungskraft für tiefere Gemüther gehabt; ein eigener poetischer Hauch schwebte gleichsam über dieser, in besonderer Obhut der heiligen Elisabeth stehenden Stadt, wofür jetzt freilich Niemand mehr ein Verständniß haben kann.

Hier nun fand auch die einsame Schriftstellerin eine neue und bleibende Heimath. Ihr Glück, vielmehr ihre Zufriedenheit fand sie in ihrem schriftstellerischen Beruf und ernsten wissenschaftlichen Studien, besonders zog sie das Studium der Geschichte an, dem sie mit großem Eifer oblag. Ihre meisten Schriften sind historische Novellen; mit gewissenhafter Treue sind die Begebenheiten geschildert, aber ein ernster, oft finsterer Geist weht durch sie hin. Meist sind sie Geschichtsepochen entnommen, wo Thränen der Verzweiflung sich mit rauchenden Trümmerhaufen und Strömen Blutes gemischt haben. Die krassesten Scenen sind stets mit haarsträubender Genauigkeit geschildert, nur fehlt oft ein versöhnendes Element. Liebesscenen schilderte sie ungenügend, hingegen wurde von der Kritik ihr umfassendes Wissen, ihr knapper, männlicher Stil hochanerkannt und gerühmt.

Bei solchen Beschäftigungen schwand rasch die Zeit, am Abend suchte sie Gesellschaft auf, sie hatte sich in kurzer Zeit viele liebe Bekannte erworben, auch liebte sie den Besuch des Theaters, namentlich sah sie gern Trauerspiele.

Mit den Jahren wurde ihr endlich doch das einsame Leben peinlich, deshalb beredete sie ihren Bruder, an dem sie trotz aller Verschiedenheit mit großer Liebe hing, das Gut zu verkaufen und auch nach Kassel zu ziehen. Alle Bekannten waren auf den Bruder der geistreichen Schriftstellerin gespannt, der auch wirklich bald erschien, aber weder in seinem Aeußern, noch im Umgang an die Schwester erinnerte. Ich sage nicht, daß Baron Karl häßlich oder dumm war, im Gegentheil manches richtige Urtheil kam über seine Lippen, dabei besaß er eine unendliche Gutmüthigkeit, war aber vollständig verbauert.

In früheren Zeiten hat es in Kassel manche originelle Menschen gegeben; aber wohl keinen adligen Gutsbesitzer, welcher in nachlässiger Kleidung, mit groben nägelbeschlagenen Schuhen

sich stets auf dem Wochenmarkt einfand, um Bekanntschaft mit den Gemüsefrauen zu machen; dabei besorgte er kleine Einkäufe und trug solche in einem roth baumwollenen Taschentuche nach Hause. Ebenso, wie er sich die Gunst der Gemüsefrauen erwarb, nahmen auch die Trödlerinnen sein Interesse in Anspruch, auf allen Auktionen sah man ihn in ihrer Mitte. Man fragte wohl, ob die Schwester gar keinen Einfluß auf ihn auszuüben im Stande sei, es muß aber nicht möglich gewesen sein, obgleich Beide in größter Eintracht neben einander lebten. In den Abendgesellschaften nahm Baron Karl sich sehr zusammen, schien sich aber nicht recht wohl dabei zu fühlen.

In erster Zeit wohnte er bei der Schwester, doch konnte er es in den beengenden Räumen der Stadt nicht lange aushalten, er kaufte bei Rotenditmold einen Garten mit einem kleinen Haus, welches er alsbald allein bezog. In diesem romantisch gelegenen Berggarten gab er eines Tages einigen Bekannten seiner Schwester ein ländliches Fest. Bei ihrer Ankunft wurden die Gäste mit Kaffee bewirthet, wozu er eigenhändig Kartoffelpfannkuchen gebacken hatte. Diesen Pfannkuchen folgten noch andere Gerichte, die aber jeder Beschreibung spotten. Bei alledem war es ein heiteres Fest und die schönen reifen Stachelbeeren machten vieles gut. Seine Wohnung hatte Herr von Mettingh nach altegyptischer Weise eingerichtet, wo damals Menschen und Thiere sich in ein und demselben Raum befanden. Auch auf seinem Bett stolzirte ein Hahn mit mehreren Hühnern herum und neben dem Schlafgemach vernahm man das melodische Grunzen eines kleinen Schweines.

Jahre kamen und gingen und wie hinieden nichts festen Bestand hat, änderte sich auch Manches in den Verhältnissen und der Lebensweise der Mettingh'schen Geschwister. Hatte die Sichel des Todes schon verschiedene Personen aus dem trauten Bekanntenkreis hinweggemäht, so war es auch Fräulein von Mettingh selbst, welche sich mehr und mehr von allem geselligen Verkehr zurück zog und einem stillen Trübsinn anheim fiel, was dem Bruder großen Kummer verursachte. Er überlegte, was wohl zur Erheiterung der geliebten Schwester beitragen könnte und kam zu dem Entschluß, sein kleines Grundstück wieder zu verkaufen, wozu sich gerade eine vortheilhafte Gelegenheit darbot und einen Garten mit einem größeren Haus zu erwerben, damit sie wieder zusammen wohnen könnten. Auch hoffte er, daß frische Luft, Blumen, Sonne und Vogelgesang wohlthätig auf das verstimmte Gemüth der Leidenden einwirken könnten. Sie theilte diese Hoffnung und konnte nun kaum erwarten, bis die neue Wohnung in Stand gesetzt war. Die Wahl dieses Grundstücks war aber eigentlich keine günstige zu nennen, da dasselbe sehr einsam an der Mombach, in der Nähe des Friedhofs lag. Der Garten selbst hatte manches Anziehende, Blumen in Menge, viele Obstbäume und eine duftende Fliederlaube, auch das Haus bot zur gemeinsamen Wohnung hinlänglichen Raum. Beim Nahen des Frühlings schien sich Philippine wirklich geistig und körperlich zu erholen, sie fand wieder Freude am Lesen, nahm Handarbeiten vor, beschäftigte sich im Garten, auch fanden alte Bekannte, die zum Besuch vorsprachen, freundliche Aufnahme.

Eine große Unvorsichtigkeit hatte Herr von Mettingh dadurch begangen, daß er in der abgelegenen Wohnung keinen Diener, nicht einmal einen Hund anschaffte; diese Unvorsichtigkeit sollte leider die traurigsten Folgen nach sich ziehen.

Es mochte ein Jahr verflossen sein, seitdem die Geschwister das neue Heim bezogen hatten, als eines Tages der Bruder sich wie schon oft, auf ein Stundenpaar entfernte. Bei seiner Rückkehr sah und hörte er zu seinem Befremden keine Spur von der Schwester, die ihm sonst immer entgegen kam. Welches Entsetzen aber erfaßte ihn, als er in ihrem Zimmer den Schreibtisch und eine Kommode erbrochen fand, von ihr aber noch immer keine Spur entdecken konnte. In Todesangst durcheilte er das ganze Haus und fand sie endlich im Keller eingeschlossen, bewußtlos zusammen gesunken. Er trug sie auf ihr Bett, holte so rasch als möglich einen Arzt herbei und es gelang endlich sie wieder in das Leben zurück zu rufen, auch das Bewußtsein kehrte wieder und sie gab an, daß wild aussehende Männer eingedrungen wären, ihr einen Schlag auf den Kopf versetzt und sie alsdann in den Keller geschleift hätten. Die Bösewichter wurden später ermittelt und zur verdienten Strafe gezogen, die arme Schriftstellerin aber konnte sich von diesem Schreckniß nie mehr erholen.

Auf den Wunsch des Arztes bezog sie wieder in der Stadt eine freundliche Wohnung vor der „Kattenburg", im Hause des Goldarbeiter Kaupert, und der Bruder verschrieb eine entfernte Verwandte zu ihrer Pflege, diese aber soll ihr Amt mehr als schlecht und gewissenlos verwaltet haben, nachdem sie sich zuvor zur Erbin hatte einsetzen lassen. Sie schloß die hilflose Kranke von jedem Verkehr ab und ließ außer dem Bruder keinen Menschen mehr zu ihr. —

Es sind gerade im März achtundzwanzig Jahre geworden, als der Tod, der einzige Erretter,

der Dulderin die müden Augen schloß. Acht Tage später bettete man auch den Bruder an ihre Seite zur ewigen Ruhe. Der Jammer hatte ihn getödtet. Von ihren vielen hinterlassenen Manuskripten, unter denen sich gewiß Werthvolles befunden hat, ist nichts bekannt geworden. Die schlechte, unwissende Pflegerin mag dieselben vernichtet haben. Philippinens Schriften waren meist bei Sauerländer in Frankfurt a. M. herausgekommen.

Wie ich Soldat wurde.

Kleines aus großer Zeit.

(Schluß.)

Nachdem ich einige Tage in Münden geblieben, ging ich mit einem Transport über Göttingen und Nordheim nach Einbeck ab, wo unser Bataillon, in das nur Freiwillige eingestellt wurden, sich formirte. Es erhielt den Namen Harzer und Sollinger Jäger- und Schützen-Bataillon und bildete das leichte Bataillon des Grubenhagen'schen Infanterie-Regiments.

Wenig über acht Tage war ich Soldat, als ich zum Fourier-Unteroffizier ernannt wurde und zwar nicht meiner militärischen Kenntnisse halber, sondern lediglich deshalb, weil ich einige schriftliche Arbeiten zur Zufriedenheit unseres Hauptmanns ausgeführt hatte. So wurde das Schreiben, dem ich entfliehen wollte, die Grundlage zu meiner militärischen Laufbahn, denn nach wenigen Wochen schon wurde ich zum ältesten Sergeanten befördert.

Noch hatte ich keine Nachricht nach Hause gelangen lassen, immer in der Besorgniß, zurückberufen zu werden. Nach meiner schnellen Beförderung aber schrieb ich nach Hause, da ich den strafbaren Schritt heimlicher Entfernung, durch diesen Umstand gleichsam gerechtfertigt glaubte und bald empfing ich auch einen Brief meiner guten Mutter mit ihrer Verzeihung.

Nachdem das Bataillon nicht ohne Schwierigkeit eingekleidet, ausgerüstet und nothdürftig exerzirt war, erhielten wir im März 1814 den lang ersehnten Marschbefehl. Aber nicht, wie wir alle gehofft, lautete derselbe westwärts nach Frankreich, sondern führte uns, nach beschwerlichem Marsch durch die Lüneburger Haide, zur unteren Elbe, wo wir zur Verstärkung des Blokadecorps von Hamburg bestimmt wurden.

Das Bataillon besetzte auf dem linken Elbufer den Moorburger Damm, mit der Front nach Harburg, und haben wir auf demselben manch kleines Gefecht mit französischen Ausfallstruppen zu bestehen gehabt, von denen ich wohl an anderer Stelle einmal erzähle.

Während man sich bei Hamburg zu Wasser und zu Lande schlug, der Soldat Leben und gesunde Glieder in seinem Beruf verlor, Bürger und Landleute die Drangsale des Krieges erduldeten, ohne daß ein Erfolg abzusehen gewesen wäre, war der Montmartre erstürmt, die siegreichen Alliirten in Paris eingezogen und die Regierung in die Hände Ludwig XVIII. gelegt. Dies führte auch vor Hamburg zum Waffenstillstand und Abzug der Franzosen.

Auch unser Bataillon hielt mit den Blokadetruppen seinen Einzug in die alte Hansestadt, doch schon andern Tags wurden wir zur Besetzung von Harburg bestimmt, wo wir einige Wochen blieben, um von dort den Rückmarsch nach unserer Garnison anzutreten. —

Während des Marsches wurde uns mitgetheilt, daß nach dem Eintreffen in Einbeck alle, die es wünschten, entlassen werden würden. Obgleich ich gern Soldat war, obwohl mein Hauptmann mir die besten Aussichten auf Beförderung eröffnete und ich zu Hause keinen bestimmten und mir zusagenden Lebenszweck zu verfolgen hatte, wurde ich doch zweifelhaft, ob ich Soldat bleiben oder abgehen sollte.

Es war natürlich, daß die Mehrzahl der Mannschaften abging und so wie es vor dem Feldzuge ein moralischer Vorwurf für einen jungen Mann blieb, wenn er nicht Soldat wurde, so schien es jetzt in der allgemeinen Meinung gleichsam ein Vorwurf, wenn er Soldat bleiben wollte. Das Beispiel wirkt mächtig: was die Mehrzahl thut, das thut man auch. Ich war noch jung, hatte nicht Charakterfestigkeit genug, meine Verhältnisse ruhig zu erwägen und das zu wählen, was am angemessensten gewesen wäre. Die jungen Männer von Bildung gingen fast ohne Ausnahme nach Hause; zu diesen wollte ich doch auch gehören. —

An einem schönen Sommerabend ging ich um 8 Uhr in Einbeck fort und legte mit wenig

Ruhepausen den Weg bis in meine Heimath über Nordheim, Göttingen und Witzenhausen, im Ganzen neun Meilen, bis zum andern Abend 6 Uhr zurück. Es war der stärkste Fußmarsch, den ich gemacht habe; aber ich war im Marschiren geübt, gewöhnt Tornister, Gewehr und Munition zu tragen, so war ein Marsch ohne Gepäck ein ein wahres Vergnügen!

Wieder zu Hause! Die Stelle bei meinem Onkel in Kaufungen war besetzt, sonst hätte nicht viel gefehlt, daß ich nach neun Monaten in demselben Ort wieder am Schreibtisch saß, an dem ich das Schreiben verwünscht, dem ich zweimal den Rücken gekehrt, um den sehnlichsten Wunsch meines Herzens zu befriedigen, den Wunsch — Soldat zu sein.

Warum war ich nun nicht Soldat geblieben? Weil die andern es auch nicht geblieben waren. Ich habe meinen jugendlichen Wankelmuth, meinen Mangel an Selbstständigkeit noch theuer bezahlen müssen!

. . . .

. . . . . Doch was der Mensch ernstlich will, vermag er wohl zu erreichen.

So bin auch ich wieder Soldat geworden und in die preußische Armee eingetreten, in der ich vierzig Jahre dreien Königen gedient habe . . . . .

Als mir unter Allerhöchster Anerkennung der erbetene Abschied bewilligt, als mir von Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen in herzlichen Worten und sinnigen Erinnerungszeichen Beweise ihrer Anhänglichkeit dargebracht wurden: da regten sich mir im Herzen alle Gefühle auf's lebhafteste, die den Soldaten ergreifen, wenn er in Liebe seiner Dienstzeit gedenkt und das erhebende Bewußtsein in ihm lebendig wird, diesem durch Ehre, Treue und Pflichtgefühl geheiligten Verbande angehört haben zu dürfen.

Die Freude, mich geliebt und geachtet zu wissen, mischte sich mit dem Schmerz, gezwungen zu sein, durch überwiegende Neigung und lange Gewohnheit lieb gewordene Verhältnisse aufgeben zu müssen. Das alte Soldatenherz that mir weh!

Bald aber schien die Frühlingssonne freundlich durchs Fenster. Meine Gesundheit hatte sich gekräftigt und der Blick auf die Berge lockte ins Freie. Da faßte ich auch die andere Seite meiner veränderten Lebensweise ins Auge und erinnerte mich des Ausspruchs eines von mir hochgeschätzten Kommandeurs: „Freiheit und zu leben, mehr kann der Mensch nicht verlangen!“ Ich fühlte mit Befriedigung, daß mir nun Beides gewährt.

So zog ich denn hinaus und freute mich am Erwachen der Natur; ich war so heiter und froh, als hätt' ich noch nie einen Frühling gesehen. Und doch sah ich gar manchen Frühling. Die Sonne geht für den Soldaten ebenso freundlich auf, wie für andere Menschen, aber er ist seltener in der Stimmung, sie freundlich zu begrüßen.

Wie sagte jener Oberst zu seinem Adjutanten, mit dem er vor Tagesanbruch nach dem Exerzirplatz ritt, um zur bevorstehenden Inspizirung alles selbst zu ordnen? Mürrisch und schweigsam zog der Oberst seines Weges; langsam stiegen die Pferde die Höhe hinan, auf welcher der Platz lag. Da brach die Sonne hervor und warf ihre goldenen Strahlen in das blühende Thal, durch welches majestätisch der Strom dahinfloß. Und der Adjutant, in dem freundlichem Bestreben, seinen hohen Vorgesetzten zu erheitern, sagte: „Sehen der Herr Oberst, wie herrlich die Sonne aufgeht!“ Und was sagte der Oberst zu seinem Adjutanten? „Kommen Sie mir, mein Lieber, nicht immer mit Ihren Privatangelegenheiten, wenn ich den Kopf voll Dienst habe.“

So versinken Himmel und Erde in ihr Nichts, aus dem die Allmacht Gottes sie hervorrief, vor der, mit den ernsten Sorgen des Dienstes belasteten Seele des Kriegers — am Tage der Inspizirung. Daher auch mein freudiges Entzücken, da mir weder Inspizirungen, noch Schießübungen bevorstanden, noch Bemerkungen über gänzlich verfehlte Manöverideen, schlaflose Nächte mehr bereiten würden.

Nur zu oft habe ich das äußere Leben durch den Schleier dienstlicher Sorge erblickt, aber mancher Strahl der Freude hat auch diesen Schleier zerrissen und ist mir tief in die Seele gedrungen . . .

. . . . . Als Preußen nach fünfzig Friedensjahren das Schwert zum Kampfe zog, stand ich nicht mehr in den Reihen seines Heeres.

Aber mein Soldatenherz hat sich an den Siegen erfreut, die preußische Waffen in Schleswig und auf Böhmens Schlachtfeldern errungen und die neue Lorbeern an Preußens alte, ruhmreiche Fahnen knüpften.

Mit dreiundsiebenzig Jahren begeisterte ich mich an dem beispiellosen Siegeslauf deutscher Heere, die in den Kampf wider den Feind gezogen, der einstmals auch in meine junge Hand die Waffe gedrückt! Ich durfte jene Siege erleben, die an Glanz und Ruhm neben den herrlichsten der Geschichte stehen und welche die Vergeltung gewährten, die als ein Erbe der Väter auf unsere Söhne gekommen war.

Wie brav und treu haben sie dieses Erbes gewaltet! . . . . . .

Und nun behüt Gott, mach einig und stark unser liebes, theures Vaterland!

Hessische Ehrentafel.

Von Joseph Schwank.

XI. Im nordamerikanischen Krieg bis zum Frieden 1783.

14000 Mann Kerntruppen hatte Hessen der Krone England in diesem Krieg gestellt.

1776. 27. Aug. Siegreiches Treffen bei Flatbush und Long-Island. Mit dem Bajonett hatten die Hessen das Heer Washingtons fast vernichtet. Unbegreiflich ist der vom englischen Höchstcommandirenden an General v. Heister erlassene Befehl, den Feind nicht zu verfolgen, sondern sich zu verschanzen. Da die Franzosen auf dem Kampfplatz noch nicht erschienen waren, so wäre ohne diesen Befehl bei Ausnutzung des Sieges der Aufruhr erstickt gewesen. So aber benutzte Washington die Unthätigkeit der Sieger zur Anwerbung frischer Truppen.

„ Octbr. Angriff auf York-Island.

„ 16. November. Eroberung des Forts Washington. Fast ausschließlich von den Hessen wurde diese Waffenthat, welche ihnen bei Freund und Feind den höchsten Ruhm einbrachte, ausgeführt und das Fort von nun an „Fort Knyphausen" genannt zur bleibenden Erinnerung an die auch jenseits des Oceans bewährte hessische Tapferkeit.

„ 28. Novbr. Treffen bei Whiteplains.

„ „ „ „ Kingsbridge.

„ 26. Dez. Gefecht bei Trenton, wobei der heldenmüthige Oberst Rall die Todeswunde (starb 2/1 1778) erhielt.

1777. Gefecht bei Jersey. Grenadiere und Jäger glänzten hier besonders durch ihre Tapferkeit.

„ An der Chrutchesbrücke in der Schlacht zu Brandywineshill und bei der Einnahme von Philadelphia nahmen beide hessischen Brigaden mit Auszeichnung Theil.

„ 22. Oktbr. Erstürmung des Forts Redbank durch die Donop'sche Grenadierbrigade, das Regiment Mirbach und die Jäger unter dem ritterlichen, hochgeehrten Oberst v. Donop, welcher mit seinen Braven bereits das Innere der Schanze betreten hatte, als das Feuer der Schiffskanonen und ein heftiges Flintenfeuer in die linke Flanke losbrach. Oberst v. Donop, alle Stabsofficiere und Hauptleute wurden getödtet oder schwer verwundet. Aber obgleich die Mannschaft auch jetzt noch nicht vom Stürmen abläßt, so fehlte es doch an der nöthigen Leitung, da auch fast alle übrigen Officiere getödtet oder verwundet waren. Das Ganze gerieth ins Stocken und auch die hereinbrechende Dämmerung machte die Fortsetzung des Kampfes unmöglich, weshalb die Angreifer zurückwichen. 26 Officiere und 376 Gemeine waren geblieben. Schwer verwundet war Oberst v. Donop in feindliche Gefangenschaft gerathen, worin er am 29. Oktbr., 45 Jahre alt, starb. Aber kein Ehrenzeichen gelangte in Feindeshand. Nur die Fahrlässigkeit und — — — der englischen Heerführer und die Unachtsamkeit des mit Bewachung der Ausmündung des Delawares beorderten engl. Kriegsschiffes, wodurch das Einlaufen amerikanischer Kanonenboote möglich ward, hatte den Erfolg des Feindes herbeigeführt. Im Innern des Forts wurde dem gefallenen Helden, dessen letzte Worte waren: „ich konnte nicht anders" ein Denkmal errichtet: der Donopshügel, mit der Inschrift: multis flebilis occidit (von Vielen beweint starb er).

1778. Angriff bei Montmontcourthous.

„ 28. Septbr. Siegreiches Gefecht bei Freehold.

„ Ruhmreiche Vertheidigung von Newport unter General von Loßberg mit 4 hess. Regimentern.

1779. 6. Febr. Gefecht bei Hoos-Neck.

„ 20. Juni. Gefecht bei Stonoferry in der Nähe von Charlestown.

„ 9. Oktbr. Glänzende Vertheidigung von Savannah, woselbst Oberst v. Porbeck 2 hessische Regimenter befehligte.

1780. 1. April. Belagerung und 12. Mai. Einnahme von Charlestown. — Zwei hessische Brigaden unter den Generalen v. Huyn und v. Kospoth, nahmen an der mit unsäglicher Anstrengung verbundenen Belagerung theil. Unterdessen hatte General v. Knyphausen die befestigte Stellung bei Newyork gedeckt und in vielen Gefechten gegen die amerikanische Hauptmacht vertheidigt.

„ 7. Juni. Gefecht bei Connecticut-Farm.

„ 8. Juni. Gefecht zu Elisabeth-Town-Point.

„ 23. Juni. Gefecht bei Springfield.

1781. Siegreicher Kampf bei Jamestown.
„ Desgl. bei Guilford.

Unvergleichlich waren die Leistungen der hessischen Jäger unter ihren ausgezeichneten Führern v. Wurmb, v. Prüschenk,, Ewald im kleinen Kriege.

Durch die bedauerliche Kapitulation des englischen Befehlshabers Cornwallis zu Yorktown gingen Savannah und Charlestown verloren.

Bei dem unglücklichen Vorfall bei Saratoga wurde leider auch das Hanauische Regiment Erbprinz mit betroffen; waren doch die Hanauischen Truppen zum größten Theile bei der Armee von Canada verwendet worden.

Immer mit Ruhm und mit wenigen Ausnahmen siegreich haben die Hessen auch in diesem Feldzug gekämpft und dem alten Kriegsruhm ein neues Lorbeerblatt zugefügt.

Eine Radikalkur.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

Der Wille des Herrn Daniel Schröder war in seiner Fabrik ebenso maßgebend, wie in seinem Haushalt, gegen die Politik, welche er in seinen vier Wänden trieb, ließ sich nicht ankämpfen, er glich darin den berühmten Staatsmännern, deren einmal gefaßte Beschlüsse für das Reich, in welchem sie leben, unerschütterliche Satzungen sind. Dora blieb also in dem Schröder'schen Hause, aber ihre Lage war keineswegs eine angenehmere geworden; konnte ihr Frau Hulda im großen Ganzen auch nichts anhaben, so fühlte sie doch um so empfindlicher die Nadelstiche, welche ihr täglich ertheilt wurden und gegen die sie wehrlos war. Der häusliche Ressort, welchem Dora vorzustehen hatte, war so vielseitig und beschäftigte so mancherlei Hände, daß sich oft genug die Gelegenheit bot, die Sünden der Untergebenen an der Aufseherin zu tadeln. Obgleich Frau Hulda die wirklichen Schuldigen ganz genau kannte, so wies sie dieselben, jedoch nunmehr nicht auf directem Wege zurecht, wie sie es früher stets gethan, sondern sie wandte sich an Dora und diese mußte die empfindlichsten Strafpredigten für Versehen hinnehmen, an denen sie völlig unschuldig erschien, die in vielen Fällen auch so aufgebauscht waren, daß bei einer näheren Untersuchung fast gar nichts Bemerkenswerthes übrig blieb. Diese Special-Untersuchungen aber mußte, wie es im Hause einmal üblich war, Daniel in eigener Person führen und trotzdem ihm dieses eine sehr verhaßte Beschäftigung war, ließ er sich das Amt eines Stuhlherrn in solchen Fällen nicht nehmen. Die letzteren häuften sich aber, Dank der Angeberei der Frau Hulda, welcher es hauptsächlich darauf ankam, nur Skandal zu verursachen, in einer solchen Weise, daß Schröder immer unwirscher gegen sein Hauspersonal wurde. Schließlich wurden einige Personen Knall und Fall entlassen und diese erhoben in dem Städtchen, welches zugleich ihr Heimathsort war, ein großes Geschrei über die ihnen bei Schröders widerfahrene Unbill, da sie wahrscheinlich die ihnen zur Last gelegten Handlungen gar nicht begangen hatten. Das aber lag gerade im Interesse Hulda's, in allen Gastwirthschaften, wo ihr Mann verkehrte, selbst beim „Geneverschatz“ war die Rede von dem Vorgefallenen und wenn er im höchsten Grade verdrießlich über die an ihn gerichteten Interpellationen nach Hause kam, so wußte die traute Gattin nach und nach in geschickter Weise einen Theil des Daniel'schen Aergers immer auf Dora zu lenken, sodaß das arme Mädchen in der letzten Zeit mehr verweinte Augen zeigte, als während der langen Jahre, die sie im Schröder'schen Hause zugebracht hatte. Daniel wollte im Grund seines Herzens ihr ja nicht wehe thun, da seine echt väterliche Zuneigung zu dem Mädchen dieselbe wie seither geblieben war, aber wenn er sich schwer geärgert und noch dazu mehr als gewöhnlich getrunken hatte, so mußte dies seinen Ausfluß haben und auf ein paar Worte mehr oder weniger kam es ihm dann nicht an. Dachte er sich auch nichts dabei, so nahm Dora seine Reden sich doch mehr als nöthig zu Herzen, denn obgleich sie den Alten gut genug kannte, so berührte sie doch jedes auch im Rausche von ihm gesprochene Wort auf das Schmerzlichste. Mit dem häuslichen Frieden war es eben ganz und gar aus in dem Schröder'schen Hause. Dies hatte Hulda in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch ihre Manipulationen vortrefflich zu Wege gebracht. Herr Daniel war durch die ständigen häuslichen Nörgeleien, wie man zu sagen pflegt, aus Rand und Band gerathen, früh morgens packte er schon auf, erledigte in der Fabrik die nothwendigsten Geschäfte und begab sich dann an das Trinken, welcher Beschäftigung er leider nicht mehr wie früher nur periodisch huldigte, sondern fast ausschließlich oblag. Während Dora's Herz bei dem Anblick

dieses Elends brechen wollte, sah Frau Hulda kalt und gleichgültig darein, wartete sie doch nur den Zeitpunkt ab, wo Daniel in einer gereizten Stimmung, für sie mochte es sogar eine unzurechnungsfähige sein, eine Aeußerung thun würde, welche dazu dienen konnte, Dora aus dem Hause zu bringen. War diese erst beseitigt, glaubte sie Daniel schon wieder in die früheren, immerhin noch sehr regelmäßigen Geleise seines Daseins zurückführen zu können, ohne jedenfalls die Schwierigkeit dieser Aufgabe sich richtig veranschaulicht zu haben.

So waren zwei Monate hingegangen und die Zeit nahte heran, in welcher Franz aus der Residenz für immer nach Hause zurückkehren sollte. Briefe hatten die Liebenden nicht zusammen gewechselt, da eine heimliche Korrespondenz dem Sinne beider widersprach und eine offene Handlungsweise, wie bereits mitgetheilt, von ihnen noch nicht eingeschlagen werden sollte, jedoch kam kein Brief von Franz an seinen Vater an, in welchem nicht gestanden hätte: „Herzlichste Grüße an unsere liebe Dora, wie geht es ihr“ u. s. w., welche Fragen Daniel auch auf das Gewissenhafteste beantwortete, ebenso wie er Dora stets von den Schreiben seines Sohnes, die regelmäßig alle Sonntage anlangten, Einsicht nehmen ließ. Da blieb eines Sonntags die gewohnheitsmäßige Post aus der Residenz aus, Herr Daniel schüttelte zwar zuerst mißmuthig den Kopf, als er unter den eingetroffenen Briefschaften die Hand Franzens vermißte, dann aber tröstete er sich mit dem laut ausgesprochenen Gedanken: „Der Junge wird eine fidele Nacht hinter sich gehabt haben und gestern verkatert gewesen sein. Das lasse ich ihm als Entschuldigung gelten.“ Als aber die ganze Woche und auch der nächste Sonntagmorgen vergangen war, ohne einen Brief von Franz zu bringen, wandelte Schröder mit finster zusammengezogenen Augenbrauen umher und seine Hände kamen nur selten aus den Taschen heraus, bekanntlich ein Zeichen, daß der Fabrikherr sich in einer sehr üblen Laune befand. Frau Hulda kniff die Lippen zusammen und heuchelte Gleichgültigkeit, obwohl es ihr doch nicht so recht wohl um das Herz sein mochte, da ihr kaltes Gemüth bei ihrem Einzigen selbstverständlich eine Ausnahme machte. Wie es bei Schröders üblich war, ging Frau Hulda, Dora und ein Theil des Dienstpersonals, welches letztere darin abwechselte, allsonntäglich in die Kirche, während Daniel diesen Weg regelmäßig nur an den hohen Kirchenfesten antrat, sonst aber zu Hause seine stille Stunde hielt. Nachdem Hulda und ihre Pflegetochter nach geschehenem Gottesdienst zurückgekehrt waren, sie die Gesangbücher fein säuberlich in den Glasschrank gelegt hatten, in welchem die Familienheiligthümer aufbewahrt wurden, und Hüte, Handschuhe und Umhänge ihre Ruheplätze wieder gefunden, sah Herr Daniel sich in der eine gewisse sonntägliche Atmosphäre athmenden Stube prüfend um und wandte sich dann in einem feierlichen Tone an Frau und Pflegekind.

„Wie Ihr beide wißt“, sagte er, „habe ich seit vierzehn Tagen keine Nachricht von unserm Franz erhalten, welcher sonst in dieser Beziehung die Pünktlichkeit und Accuratesse selbst ist, eine jener lobenswerthen Eigenschaften, die er von mir, seinem Vater, sich angeeignet hat. Aus vorerwähntem Umstand erhellt, daß etwas nicht recht richtig mit dem Jungen, mit unserm Franz wollte ich sagen, sein muß, was mich und allen Vermuthen nach, auch euch in einige Unruhe versetzen dürfte.“ Hier machte Schröder eine Pause und ließ seine wasserblauen Aeuglein forschend von Hulda zu Dora wandern. „Du meinst, daß ich mich nur allem Vermuthen nach, um Franz beunruhigen würde“, hob, als der Redner inne hielt, seine Ehehälfte an, „das ist nicht recht von dir, ich, seine Mutter, sollte mich nur allem Vermuthen nach um ihn ängstigen —?“

„Ja, das vermuthe ich, sogar stark vermuthe ich das“, erwiderte Daniel, mit mächtig anwachsender Stimme, „denn ich traue dem Landfrieden nicht. Sagt's beide rund und nett heraus: was wißt ihr von Franz?“

Frau Hulda sah ihren Mann, welcher mit emporgezogenen Augenbrauen und drohend aufgeblasenen Backen vor ihr stand, erstaunt an, während Dora ihre Thränen nicht länger zurückhalten konnte.

„Ich weiß wirklich nicht, was deine Redensarten bedeuten sollen“, sagte Frau Schröder mit der ihr eigenthümlichen Spitzigkeit. „Wenn ich wüßte, was mit Franz vor wäre, würde ich es dir wahrlich schon längst mitgetheilt haben.“

„Oder auch nicht“, haderte der richtende Daniel, „wie es gerade in deinen Kram gepaßt hat. Ich denke mir, daß du dem Franz vielleicht einen unangenehmen Brief geschrieben hast und er deshalb den Gekränkten spielt. Dora, heraus mit der Sprache! Was weißt du von der Geschichte?“

Aber weder Frau noch Pflegetochter vermochten irgend einen erfindlichen Grund anzugeben, aus welchem Franz sich verletzt oder beleidigt fühlen konnte und beide sprachen die lautere Wahrheit. Auch in einem Kreuzverhör, welches Daniel in der Folge abhielt, brachte er nichts heraus und so mußte er nothgedrungen annehmen, daß er sich auf einer falschen Fährte befunden habe. „Dann ist nichts Andres denkbar“, sagte er schließlich, „als daß Franz krank ist. Ich werde sofort an seinen Hauswirth telegraphiren.“

(Schluß folgt.)

Ds Kräutche ferr de Läiwesbraft. [1])

Gedicht in Wetterauer Mundart von Friedrich v. Trais.

Ds Froijohr kohm; die Wearrera
Woar stolz [2]), denn Sonneschein eann [3]) Dah, [4])
Däi broochte Blomme her eann Laab, [5])
Ds Bihnche saß eamm Bloirestaab. [6])
Broav Musik gabb's. Eeann Neast, die Junge
Worrn fruh. Ihr Voatter hott gesunge,
Die Motter trähr enn Fourer [7]) zou:
„Da, horrer [8]) Noahring, hahlt merr Rouh!" —
Wuoff ds Herz de Weanter hofft,
Ds Froijohr brengt's, 's eaß e Dofft
Vo Nählerchen [9]) eann Schlessilsblomme,
Die Dullebohne [10]) sein gekomme.
Herrhimmilfoahrt, wäi Alles bloit, [11])
Do giht's ean Wahld eann ds Gekräut,
Ean's Buchelaab, wu däif eamm Wahld
Die Eawerretze [12]) bloie [13]) bahld.
Eann Voatter, Mitter, Fra eann Keann, [14])
Däi laafe do ean Wahld enean [15])
Eann freje [16]) doach aach nooch emm Schetz [17])
Eann nooch em Färschter näit die Schnetz, [18])
Se trahn [19]) Gekräuts eamm Roack eamm Hout,
— 's eas Alles gahn [20]) de Ruuthlaaf [21]) gout.
Wääs [22]) Dortha harr emol geschwafft: [23])
Säi weafft [24] ferr stelle Läiwesbraft
E Kräutche ean de Wisse [25]) stihn,
Herrhimmilfoahrt do misst Ahns gihn
Eann's plecke [26]) zeschig [27]) zwelf eann ahn,
So wehrsch [28]), kahn Nohme kennt se sahn.
Do kohm ds Annlisbettche gleich,
„Ach, Wääs — saht's [29]) — Wääs, doas eas
ferr maich,"
Eann hoabbt [30]) ihr Scherrduch [31]) verr'sch Gesicht,
„Ach, saht merr doch wu's stiht, wäis richt!"
Do saht die Ahl, 's stenn [32]) seatt [33]) e Buche,
Drei Schrett devohn, do söll se suche;
Doach glawe misst [34]) Ahns ihrschtlich [35]) drohn,
Soft hätt merr kahn Gebatt [36]) devohn, —
„Eann wer'sch näit glaabt — hott säi gesaht —
Feand's näit eann sterbt verr Herzelaab."
Ds Madche hott's geweaff näit fonne. [37])
Säi stann beim Sauerborn geast [38]) onne
Eann hoabbt ds Scherrduch verr'sch Gesicht.
Woas gelt's? Se hott naut ausgericht.

---

[1]) Liebeskummer. [2]) prächtig. [3]) und. [4]) Thau. [5]) Laub. [6]) Blütenstaub. [7]) Futter. [8]) habt Ihr. [9]) Näglein (Flieder). [10]) Tulpen. [11]) blüht. [12]) Eberitze. [13]) blühen. [14]) Kinder. [15]) hinein. [16]) fragen. [17]) Feldschütz. [18]) Apfelschnitz. [19]) tragen. [20]) gegen. [21]) Rothlauf (Erkältung). [22]) Base. [23]) geschwätzt. [24]) wisse. [25]) Wiesen. [26]) pflücken. [27]) zwischen. [28]) so wäre es. [29]) sagte es. [30]) hielt. [31]) Schürze. [32]) stünde. [33]) dort. [34]) müsse. [35]) erstlich. [36]) =Erfolg. [37]) gefunden. [38]) gestern.

Aus alter und neuer Zeit.

Franz Dingelstedt — Sylvester Jordan. Eins der herrlichsten Gedichte Franz Dingelstedt's, unseres hessischen Landsmannes und Dichters von Gottes Gnaden, ist sein „Osterwort", im Schloßhof zu Marburg, das mit den Versen beginnt:

Droben stand ich, wo inmitten eines Meers von Duft und Blüthen
Grau und groß das Schloß emporsteigt, Philipp's alte Stadt zu hüten;
Rings zu Füßen dehnte lachend sich das traute Thal der Lahn,
Und mit ersten Maienblicken schaute draus der Lenz mich an.

Geister einer frohen Jugend tauchten aus dem heitern Grunde:
War's nicht da? — Und hier! — Und drüben!.. scholl's von der Genossen Munde;
Ein Erinnern still und innig ging wie Sonntagsglockenklang
Durch die Seelen lang Getrennter, die ein neues Band umschlang.

Plötzlich rührt an meine Schulter eines Freundes scheuer Finger,
„Dort am Gitter", spricht er leise, deutend auf den inn'ren Zwinger; —
Und zwei Augen groß und glühend, und ein Antlitz bleich, entstellt,
Starrten dort aus dem Gemäuer nieder in die schöne Welt.

Sylvester Jordan, der Volksmann, war es, welcher, der Betheiligung an revolutionären Unternehmungen angeklagt, seit dem 28. August 1839 auf dem Marburger Schlosse büßen mußte. Ihm galt das Gedicht Dingelstedt's, das — im Jahre 1840, zuerst als fliegendes Blatt gedruckt — in ganz Deutschland mit hellem und einstimmigem Beifall begrüßt, heute noch unvergessen ist in des Dichters Heimath und, wie Julius Rodenberg in seinen „Heimatherinnerungen" sagt, unvergänglich leuchten wird zu seinem und zu ihrem Ruhme. Aber noch ein anderes Gedicht hat Franz Dingelstedt an Sylvester Jordan von Stuttgart aus am 21. März 1848 — gerichtet,*) das jedoch nur wenig bekannt geworden ist und auch nicht in den bei Gebrüder Paetel in Berlin 1877 erschienenen Werken Franz Dingelstedt's Aufnahme gefunden hat. Reicht es auch an poetischem Werthe nicht an das „Osterwort" heran, so ist es doch ein echtes Kind Dingelstedt'scher Muse und reich an Schönheiten, so daß es sich gewiß verlohnt, dasselbe durch Abdruck der Vergessenheit zu entreißen.

---

*) Es erschien damals im Druck und Verlag von Heinrich Hotop zu Kassel.

Ehe wir aber das Gedicht wiedergeben, dürfte es sich empfehlen, zum näheren Verständniß und um etwaigen Mißdeutungen, namentlich des fünften Verses, vorzubeugen, einige erläuternde Bemerkungen vorausgehen zu lassen. Wir setzen dabei die Leidensgeschichte Sylvester Jordan's im Allgemeinen als bekannt voraus.

Das Gedicht „Osterwort“ war Sylvester Jordan in seinem Kerker bekannt geworden. Er richtete am 18. Juni 1840 an Franz Dingelstedt als Erwiderung ein längeres Gedicht*) und ersuchte den Untersuchungsrichter, dasselbe an seine Familie zur Beförderung an Franz Dingelstedt verabfolgen zu lassen. Hierauf verfügte der Untersuchungsrichter, dem überhaupt viel willkürliche Härten in der Behandlung Sylvester Jordans während dessen Haft auf dem Marburger Schloß vorgeworfen wurden: „Geht an den Verfasser, als zur Abgabe gänzlich ungeeignet, zurück.“ Hierauf bezieht sich nun der fünfte Vers des nachstehenden Gedichtes Dingelstedt's und die daselbst gebrauchten scharfen Ausdrücke sind gegen den Untersuchungsrichter gerichtet. Jordan wurde bekanntlich vom Obergericht zu Marburg am 14. Juli 1843 wegen Beihülfe zum versuchten Hochverrath, begangen durch Nichthinderung hochverrätherischer Unternehmungen unter Anrechnung eines Theiles der Untersuchungshaft, zu fünfjähriger Festungsstrafe, Dienstentsetzung, Verlust der Nationalkokarde und in die Kosten verurtheilt. Das Oberappellationsgericht in Kassel als letzte Instanz hob jedoch zwei Jahre später, am 5. November 1845, jenes obergerichtliche Urtheil auf und verurtheilte den Angeklagten nur wegen unpassender Schreibart an einer Stelle seiner Vertheidigungsschrift zu einer Strafe von — fünf Thalern. So wurde Jordan nach 6jähriger Festungshaft seiner Familie wiedergegeben. Und nun gelangte denn auch jenes von ihm an Franz Dingelstedt in Stuttgart gerichtete, im Kerker verfaßte Gedicht richtig an seine Adresse. — Das Jahr 1848 brachte Jordan wieder zu hohen Ehren. Er, der einst verfolgte und verfehmte Demagoge, wurde als Geheimer Legationsrath zum Bundestagsgesandten Kurhessens in Frankfurt a. M. ernannt, der hessische Wahlkreis Fritzlar wählte ihn in das deutsche Parlament. Im Jahre 1850 zog sich Sylvester Jordan von dem politischen Leben zurück. Er verblieb noch einige Zeit in Frankfurt a. M. und siedelte dann nach Kassel über, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb.

*) Dieses Gedicht Jordans findet sich abgedruckt am Schlusse der Schrift „Wanderungen aus meinem Gefängnisse am Ende des Sommers und im Herbst 1839“ von Dr. Sylvester Jordan, Professor in Marburg, Frankfurt a. M. bei J. B. Meidinger 1841.

Und nun das Gedicht:

An Sylvester Jordan in Marburg.

Lapidem, quem reprobaverunt aedificantes, ille factus est in caput anguli. Psalm.

Sieben Jahre — ist's nicht also? — oder wenig drüber schwanden,
Daß ich mit dem Saitenspiele schon einmal vor Dir gestanden;
Damals sang ich als der Erste Deine Schmach und sang allein,
Laß mich heut' im Chor der Ehren Deiner Freunde Letzter sein!

Zürnest Du der lieben Mahnung? Sieh Dein Blondel naht sich wieder,
Aber so wie Du verwandelt: auf der Lippe Siegeslieder
Und im Auge Freudenthränen, ruft zum zweiten Mal er aus:
„O der Wandlung! Sonst ein Kerker, — jetzt das deutsche Bundeshaus!

Was mein Flehen nicht vermocht hat, — und wo sprangen eherne Pforten,
Seit dem alten Orpheus-Märchen wiederum vor Dichterworten? —
Das gelingt dem Flügelschlage einer märchenhaften Zeit,
Welche Kerkermeister fesselt und Gefangene befreit.

Ja, du stehst auf alter Höhe! Hinter Dir, in Nacht versunken,
Liegt der lange Traum der Knechtschaft, den Du tropfenweis getrunken,
Liegen Tage, Monden, Jahre, ach! voll namenloser Qual,
Frische Gräber mitten drunter, frische Narben ohne Zahl.

Jenes Märtyrthums ein Zeichen wahr' ich in dem theuern Blatte,
Das von Deiner Hand beschrieben, Dein Tyrann versiegelt hatte;
Weißt Du noch? Von ihm gestempelt, und vergibt im Aktenstaub,
Zeugt es mit beredter Zunge den an Dir verübten Raub!

Aber nein, nicht rückwärts blicken! Nicht auf das, was dagewesen!
Sieben magere Jahre waren, wie wir in Aegypten lesen;
Sei es drum! Sie sind vorüber und die fetten heben an:
Du warst krank, Du bist genesen, warst ein Greis und bist ein Mann!

Jordan! Deine Dämme brechen, Deine Schleusen alle, alle!
Strömen nur des Weges nieder, gleich wie einst in freiem Falle,
Tränk' mit lang versagter Labung rings umher das dürre Land,
Bring ihm keine neue Sündfluth, doch noch minder alten Sand!

Du der Letzte im Kalender alten Stiles, mein Sylvester,
Oeffne nun des Jahres Kreislauf, sei der Tage erster, bester;
Du ein Fremdling meiner Heimath, bleib' ihr treu, verlaß sie nie, —
Hast Du doch so viel gelitten — für die Mutter — und durch sie!

Neue Stürme werden kommen, tosen wird die wilde Brandung,
Und wir sind entfernt noch alle vom ersehnten Ziel der Landung;
Stehe fest am Steuer, Lootse, durch die Klippen führ das Schiff,
Welches Dich an Bord vertrauend in der Schreckensstunde rief!

Freundes-Gruß aus weiter Ferne Deinen roth und weißen Fahnen,
Die mich, froh im Winde flatternd, an vergangene Jugend mahnen!
Halte mir sie stets in Ehren, schirme Flaggenstab und Mast;
'ist ein wacker Volk, die Hessen, das Du zu geleiten hast!

Und wenn einst auf offenem Meere unsre Kurse sich begegnen,
O die Stunde will im Herzen ich, als hochbeglückte segnen:
Gehen wir dieselbe Richtung, führt Dein Schiff doch, wie mein Boot
Ueber zwei verschiednen Wimpeln Einen großen: Schwarz-Gold-Roth!

Stuttgart, 21. März 1848.

Franz Dingelstedt.

Heute, den 15. April, sind siebenundzwanzig Jahre verflossen, seit Sylvester Jordan das Zeitliche gesegnet hat. Schon zu Anfang des Jahres 1861 befiel ihn eine schmerzliche Krankheit, welcher er erliegen sollte. Unter außerordentlich großer Betheiligung der Kasseler Bürger fand seine Beerdigung auf dem neuen Friedhofe statt. Der Leichenzug bewegte sich bei dem Ständehause vorbei, und brachte damit dem Todten für seine parlamentarische Wirksamkeit in Hessen so zu sagen noch eine Huldigung dar. Am Grabe hielt der katholische Pfarrer von Kassel, Dechant Konrad Hahne, von der Macht des Augenblicks ergriffen, eine freimüthige Rede, die Widerklang in ganz Deutschland fand. Als Dank für dieselbe wetteiferten die Bürger Kassels dem unverzagten Priester ob seiner muthigen Haltung den Dank durch Uebersendung von Bouquets, Guirlanden und Blumenkränzen auszudrücken, so daß seine Pfarrwohnung einem Blumengarten glich. — Die Bürger Kassels ehrten den Verblichenen durch ein Grabdenkmal auf dem neuen Friedhofe, das lebhaft erinnert an die Felsen seines Heimathlandes Tyrol.

F. Z.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Der seitherige Oberlehrer an der hiesigen Realschule Dr. Karl Ackermann ist an Stelle des am 27. Oktober v. J. verstorbenen Professors Dr. Karl Buderus zum Direktor dieser Lehranstalt gewählt worden. Diese Wahl kann als eine sehr glückliche bezeichnet werden. Dr. Ackermann erfreut sich des Rufes eines eben so tüchtigen Schulmannes, wie Gelehrten und über die Gediegenheit seines Charakters, seine humane Anschauungsweise und seine persönliche Liebenswürdigkeit herrscht blos eine Stimme. Dr. Ackermann ist geboren zu Fulda am 2. März 1841. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt mit vorzüglichem Erfolge, studirte hiernach von 1860 bis 1864 an den Universitäten Marburg und München Mathematik und Naturwissenschaft; 1864 wurde er auf Grund seiner Dissertation über „Inhalt und Oberfläche an Rotationskörpern" in Marburg zum Doktor der Philosophie promovirt. Sein Probejahr bestand er am Gymnasium zu Fulda. Zu Michaelis 1865 wurde er Lehrer an der Realschule zu Hersfeld und von da im Jahre 1875 als Oberlehrer an die Realschule in Kassel berufen. Um den hiesigen „Verein für Naturkunde" hat sich Dr. Ackermann als langjähriger Geschäftsführer desselben große Verdienste erworben. Auch in schriftstellerischer Beziehung hat er eine sehr beachtenswerthe Thätigkeit entfaltet.

Am 26. März verschied zu Yokohama im rüstigsten Mannesalter plötzlich in Folge eines Herzschlages unser Kasseler Landsmann, der Kaiserliche General-Konsul für Japan, Eduard Zappe. Derselbe war der Sohn des Telegraphen-Direktors Chr. Zappe dahier, welcher viele Jahre dem hiesigen Telegraphenwesen vorstand. Der „Reichsanzeiger" widmet dem Verblichenen einen warmen Nachruf, dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Seit 1870 dem auswärtigen Dienste angehörig und vom Jahre 1871 ab mit der konsularischen Vertretung des Deutschen Reichs in Yokohama betraut, hat der Verewigte sich in seiner hervorragenden dienst-

lichen Wirksamkeit als ein ebenso ungewöhnlich befähigter, wie pflichttreuer Beamter bewährt und insbesondere für die Entwickelung der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und dem befreundeten japanischen Kaiserreich ausgezeichnete Dienste geleistet. Die unbegrenzte Anerkennung, welche sich der Dahingeschiedene durch seine Amtsführung allgemein erworben hat, wird unvergessen bleiben und ihm ein dauerndes, ehrendes Andenken sichern." — Eduard Zappe hat nur ein Alter von 45 Jahren erreicht.

— Am 10. d. M. verschied, siebenzig Jahre alt, zu Schloß Philippsthal die Landgräfin Marie von Hessen-Philippsthal, Wittwe des am 12. Februar 1868 verstorbenen Landgrafen Karl von Hessen-Philippsthal und Tochter des berühmten Herzogs Eugen von Württemberg, des Siegers von Culm. In den letzten Jahren verweilte die nunmehr Verblichene regelmäßig einige Monate zur Sommerfrische zu Schloß Schönfeld. Die hochgebildete kunstsinnige Fürstin war eine ebenso leutselige, wie mildthätige Dame, deren Hinscheiden allgemein beklagt wird. F. Z.

— Wie uns aus Eschwege mitgetheilt wird, hat sich vor Kurzem in dem dort seinen Mittelpunkt habenden „Werrathalverein" eine historisch-sprachliche und eine naturwissenschaftlich-geographische Abtheilung gebildet. Beide Sektionen haben die Erforschung der dortigen Gegend sich zur Aufgabe gestellt. n.

Hessische Bücherschau.

— Kürzlich erschien in der N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung zu Marburg die zweite sehr vermehrte Auflage des Buches „Hessische Volks-Sitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit" von Wilhelm Kolbe, General-Superintendent der lutherischen Kirche in Hessen-Kassel. Wir werden auf diese interessante Schrift zurückkommen.

Ferner liegen der Redaktion zwei soeben erschienene vortreffliche Schriften vor:

„Chladni's Leben und Wirken" nebst einem chronologischen Verzeichniß seiner literarischen Arbeiten, dargestellt von Dr. Franz Melde, Professor an der Universität Marburg. 2. Aufl. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, und

„Kaiser Wilhelm und das Hessenland" von Dr. Karl Weidenmüller, Gymnasial-Oberlehrer in Marburg. Universitäts-Buchdruckerei von G. L. Pfeil in Marburg.

Eine Besprechung dieser Schriften wird in einer der nächsten Nummern dieser Zeitschrift folgen.

(Eingesandt.) In der hübschen Erzählung: „Wie ich Soldat wurde", findet sich in voriger Nummer ein Vermerk, wonach in Hessen erst am 12ten Dezember ein Aufruf zum Kampfe wider Frankreich ergangen sei. Dieß möchte zu einem Misverständnisse hinleiten.

Schon in einer Ansprache des Kurprinzen vom 30. Oktober wird dieser Aufgabe gedacht. Ergreifend begann jene Kundgebung mit den Worten:

Hessen, mit euerem Namen nenne ich euch wieder!

Wie mir mein Vater erzählte, wären die Leute an den Straßen-Ecken gestanden und hätten laut geweint. Im Laufe des Novembers waren bereits die Stämme des althessischen Heeres wieder errichtet. Rascher wäre solches unmöglich gewesen in einem Lande, dessen statliche Verfaßung ja doch durch Ausscheidung anderer Gebiete, fremder Behörden und Beamter zunächst in Auflösung geriet; wo dann so ziemlich alles fehlte: Waffen, Ausrüstung, Geld!

Aber am 12. des Christmondes erfolgte ein Erlaß, der die Bildung „Freiwilliger Jäger" anregte.

Hermann v. Pfister.

Berichtigung.

Auf Seite 103 der vorigen Nummer, in erster Zeile unten, muß es nicht Septilis, sondern „Sextilis" heißen. Mit dem Merzen beginnend war der August der sechste Monat.

Briefkasten.

A. S. Rauschenberg. Abdruck wird erfolgen.

H. Ch. in N. bei B. (Bayern). Die „Sprüche" bringen wir in aller Kürze, über das Gedicht werden wir alsbald entscheiden.

E. Z. in D. 1) Die neue Einsendung wird benutzt werden. 2) Nein.

F. Wolfhagen. Sendung empfangen, Weiteres brieflich. Freundlichsten Gruß.

K. F. R. Kassel. Ist erwünscht.

G. H. Wabern. Die „Neuen Poetischen Blätter" erscheinen seit 1. April in Frankfurt a. M. Das Blatt hat eine große Anzahl namhafter Mitarbeiter neu gewonnen.

J. A. H. in Schlüchtern. Erhalten. Wir verweisen Sie auf F. Pfister, Kleines Handbuch der Landeskunde von Kurhessen und G. Landau, Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen. Brieflich Näheres. Freundlichen Gruß.

Dr. F. H. in Straßburg. Haben Sie unsern Brief, in welchem wir um Zusendung des uns gütigst angebotenen Manuskripts ersuchten, nicht erhalten? Wir bitten um baldgefällige Antwort.

A. M. in Lauterbach. Besten Dank für Zusendung. Sie erhalten in den nächsten Tagen Antwort.

Für die unverschuldet in drückende Armuth gerathene 86jährige taube und fast blinde Frau sind weiter an milden Gaben eingegangen:

Von F. E. H. New-York 20 Mark. Mit den bereits früher eingegangenen Gaben im Betrage von 257 Mark zusammen 277 Mark.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 9. Kassel, 1. Mai 1888.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 264.

Beim Abendläuten.

Hörst du das Abendläuten,
Das fern herüber klingt?
Wie es in unsern Busen
So süßen Frieden bringt!

Der Tag ist nun vorüber,
Und ruhig ward's umher;
Was heut dich auch umrauschte,
Du spürst es nun nicht mehr. —

Nun hat es ausgeläutet,
Die Glocke ist verstummt
Und nur der leise Nachhall
Die stille Luft durchsummt.

So Leid und Freud verklingen,
Wie jetzt der Ton zerfließt,
Wann einst am Lebensabend
Dein müdes Aug' sich schließt.

Rich. Trömner.



Beiträge zur Geschichte des Städtchens Niedenstein und der Familie Heß v. Wichdorff.

Herausgegeben von Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.

Motto:
Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt
(Goethe.)

(Fortsetzung.)

Die Burg Niedenstein (Neydenstein) wurde (nach den alten Familien-Nachrichten der Hessen v. Wichdorff) in den Jahren 1160 — 1164 von Hugo Hesso v. Wichdorff und dessen Vettern Reinhard Wackermaul und Konrad v. Gassenhausen auf dem gleichnamigen Spitzberge (östlich der Stadt Niedenstein) aufgeführt und zwar „mit Vergunst des ertzbischoffen von Meentze." Ob darunter blos die Zulassung des Baues, oder der oberherrliche Konsens dazu zu verstehen, ist fraglich, letzeres aber wahrscheinlich, da zu jener Zeit das Erzstift in dieser Gegend noch prädominirte und erst 1277 die Burg zum Antheil der Hessen v. Wichdorff landgräfliches Lehn wurde. — Die Burg, auf der nördlichen höheren Ecke des Berges erbaut, war von beschränktem Umfange, doch enthielt sie drei Kemnaden oder Burgsitze der Hessen, Wackermaule und der von Gassenhausen. Der Wackermaul'sche Ansitz gelangte 1236 als Erbe an die v. Elben, nachdem Heimerad Wackermaul gestorben war. Der Gassenhausen'sche Antheil war schon 1229 von Hugo v. Heß d. jüng. Lenfried's Sohn, käuflich erworben worden, die v. Gassenhausen müssen aber später wieder einen Ansitz auf der Burg erlangt haben, da 1412 eines solchen auf der Vorburg (die 1283 von den Ganerben aus den wohl schon früher vorhandenen Scheunen und Ställen auf der südlichen Hälfte des Berggipfels eingerichtet und mit Mauer und Thorhaus verwahrt worden war) gedacht wird. Die v. Elben, von denen Konrad ein mächtiger und einflußreicher Mann seiner Zeit, auf der Burg Niedenstein gewohnt oder sich doch öfter da aufgehalten zu haben scheint, behielten ihren Antheil lange im Besitz und scheinen denselben bis ins XIV. Jahrhundert behauptet zu haben. —

Erwähnter Konrad v. Elben gab — wie weiterhin ersichtlich — um 1255 den Anlaß zur Gründung der Stadt Niedenstein.

1260 verbürgt sich Reinhardt v. Wichdorff, Ritter, für Konrad v. Elben. als sich dieser mit dem Stift Fritzlar aussöhnt. (Falckenheiner Excerpte I. p. 69)

1263 hat die Herzogin, Frau Sophia v. Brabant, so daß Hessenland geerbet, mit Ertz-Bischoff Wernern zu Meentze Krieg geführet undt in Herbst friedten zu Langstorff mit selbigem gemachet, wobei Henricus v. Heß nebst viel andtern Herren in Hessenlandt mit ein Bürge wordten. (Gudenus T. I. p. 706, auch bei Wenck).

Die Gebrüder Hugo, Heinrich und Johann v. Wichdorff, die Hessen genannt, trugen 1277 dem Landgrafen Heinrich ihren Burgsitz auf Niedenstein nebst Zubehör zu Thal Niedenstein (der nachherigen Stadt) nebst Gütern zu Diffenbach, Treyß und Hessenau zu Lehen auf und wurden damit nebst halb Schwasbach wieder beliehen. Heinrich und Johann, die Hessen, wurden 1317 wieder damit beliehen, auch Ersterem 1322 von Landgraf Otto sein Burglehen mit 5 Mark gebessert.

1315 — 1322 nehmen die Hessen v. Wichdorff an dem Wahlkriege zwischen Kaiser Ludwig v. Bayern und Friedrich dem Schönen v. Oesterreich Theil. Zum Andenken ist ihr Wappen an der berühmten Ritterkapelle zu Haßfurt (Nordseite 9. Pfeiler) mit eingehauen. (Vergl. v. Eye, Ritteralbum der Marianischen Kapelle zu Haßfurt Nr. 195 u. S. 69)

1344 ladet Hermann v. Wichdorff, „der freyhegreue, den man Hesse nennt", den Rath und ganze Stadtgemeinde zu „Nuwenstaidt" vor den

„frygenstuhl und heymelich Gericht vor Sasenhusen." — (Kalenb. Arch.)

1349 wurde das Land von einem Erdbeben heimgesucht, wodurch die Mauer hinter der Burg zum Theil einstürzte, in der Stadt aber der obere Thorthurm gespalten wurde. Die Quellen blieben zwei Tage aus.

1357 schlossen die Burgbesitzer, die Hessen v. Wichdorff unter sich einen Burgfrieden, der 1412 erneuert wurde.

1361 trug Curth v. Heß seinen noch frei eignen Burgantheil sammt Höfen zu Thal-Niedenstein und Wichdorf dem Landgrafen Heinrich auch zu Lehen auf und wurde damit wieder beliehen, sowie mit dem Zins von Gassenhausen.

1367 erstach Otto v. Wichdorff im Zorn seinen Voigt auf Niedenstein, Josten v. Urff, und mußte das Land meiden.

Er verkaufte daher an Curth Heß v. Wichdorff seinen Antheil zu Burg Niedenstein nebst Länderei zu Wichdorf und Hausen, sowie seinen Antheil am Emße- und Sengckelberg; jedoch sah sich Curth 1373 genöthigt, diese Güter an seinen Oheim Simon v. Homberg wiederkäuflich zu überlassen, wodurch dessen Geschlecht in den Mitbesitz der Burg kam.

1387 auf Rochustag wurden Wilhelm v. Heß, Heinrich v. Homberg nebst den streitbaren Bürgern der Stadt Niedenstein eilends nach Kassel beschieden, als diese Stadt von den Landesfeinden, dem Erzbischof von Mainz, dem Herzog v. Braunschweig und dem Landgrafen von Thüringen bedroht wurde. Kassel behauptete sich zwar und schlug alle Angriffe ab, aber der Feind zog nach aufgehobener Belagerung gegen Gudensberg und Niedenstein und da letzteren Orts die Mannschaften noch nicht wieder heimgekehrt, so wurde Burg und Stadt von ihm eingenommen. Reinhard v. Heß wollte mit wenigen Leuten die Burg vertheidigen, wurde aber übermannt und erschlagen. Seine Hausfrau Luckell v. Deren „erschrack sich darob zu todt." — Die Burg wurde vom Feinde (wie auch Dilich berichtet) übel zugerichtet und von Churmainz bis 1394 besetzt gehalten; die Ganerben Wilhelm v. Heß, Albert von Homberg u. A. mußten dem Erzbischoff eine Urfehde schwören.

1396 wurde die Burg mit Unterstützung des Landgrafen und Hülfe der Bürger wieder vollends in Stand gesetzt, die Burgkapelle ging aber ein.

1404 ist Klauß Heß v. Wichdorff „sambt seinen Brudter Melchiorn v. Heß mit auf das rothe Thurnier gen Darmbstadt getzogen." (Nach Dilich fand dieses Turnier 1403 statt. Graf Johann III. von Katzenellnbogen hatte dasselbe veranstaltet. Zwischen der hessischen und fränkischen Ritterschaft waren vorher Reibungen vorgefallen. Die Franken hatten den Hessen ihre wüsten Fehden und ihr Stegreifleben, diese den Franken dagegen unritterliches Wesen und Thun vorgeworfen. Auf dem Turnier kam der Zwist durch einen scharfen Waffenkampf zwischen einer gleichen Zahl hessischer und fränkischer Ritter zum Austrag, dessen Ausgang der alte Reim meldet:

> Zu Darmstadt in den Schranken
> Blieben 9 Hessen und 17 Franken)

1420 „zoge Reinhardt v. Heß mit gen Böheimb in den Krieg undt ist darin umbkommen, war der größte Mann in landt, maaßen er 4 Ehlen wenger 2 Finger breit in der Lengde gemessen." —

1427 starb Simon v. Homberg und wurden dessen Burgsitz, und Lehen Reinhardt v. Dalwigk zu Lehen gereicht. Sein Uebermuth und die Uebergriffe, welche er sich gegen die übrigen Ganerben erlaubte, namentlich auch gegen die Hessen v. Wichdorff und Reinhardten v. Gassenhausen, führten zu offener Fehde auf der Burg, die von Landgraf Ludwig Sonnabends vor Jukunditatis geschlichtet wurde.

1435, nachdem Reinhardt v. Dalwigk sein Burglehen aufgelassen, hat Landgraf Ludwig Hermann v. Hund damit beliehen und so ist dessen Familie in den Mitbesitz gelangt.

1443 kauften Curth und Hans Heß v. Wichdorff und Hermann v. Hund von Reinhardt d. jüng, v. Gassenhausen dessen Burgstall auf Niedenstein, welcher später den Hunden allein überlassen wurde.

1454 Nachts vor Viti, „alß die Hundt mit viel andtern, deren Freundt mit Reinhardto v. Dalwigk in großem streitt und Kriegk gelegen, hat Johannß v. Meyßenbuck mit seinen Spießgesellen und Knechten den Nydenstein erstiegen, derer Hundt Kemnotten mit Feuer angestoßen, darvon auch derer Hessen Burgkseß teyls verbronnen und derer v. Lynne hauß auff der Vorburgk zu grundt gangen. Undt obwohlen die Hundte ihren Burgkseß Jahrs darauff widter in standt gesetzet, auch die Hessen ihre Kemnotten widter repariret haben, ist doch, weylen sie nachgehendts nit mehr auf der Burgk gehaußet, meystens wiedter verfallen."

1460 ist „Johannß Heß v. Wichdorff in der schlacht von Pfettersheimb todtgeblieben." —

1485 wurde Simon und Johann v. Heß „mit den vätterlichen Lehen widter beliehen, auch einen newen Burgkseß in der statt Niedenstein verwilliget."

1489 „ist Thymon v. Wildtungen derer v. Lynnen burgklehen auffn Niedenstein zu lehen gereichet, sambt andteren güthern, so ehedem zu Maden, Mölderich und Gudenspergk derer Heßen eygen geweßen aber an andtere kommen sind."

1490 zog Hans med. v. Heß mit Landtgraff Wilhelmen nach Hungarn, ist vor Weyßenburgkt blieben auch allda in der Domkirchen begraben."

1495 Mittwochs vor Palmarum verbürgt sich Johann Heß v. Wichdorff für Georg Nothhaften wegen der Kosten seines Einlagers zu Wetzlar (Nass. Ges. Arch.)

1505 auff Matthäi wurde Simon Heß im Pfalzer Krieg bei Belägerung der stadt Caub geschossen und in St. Gowar begraben, seine Hausfrau ist Beata v. Boyneburgk gewesen.

1506, „nachdem Thymo v. Wildtungen todts verfahren, ist dessen Burglehen einem Bastardtsohn des alten Landtgraffen, genannt Wilhelm v. Hessen, verliehen, welches Burglehen vordeme denen v. Lynnen auffn Niedenstein zugestandten."

1509 „auff den ersten advent-Abendt hat ein graußsamlicher sturmwindt das Dach von derer Hundte behaußung auffn Nydenstein abgeworffen undt weylen solche ohnedem gar baufellig, ist endlich auch Hermann v. Hundt davon getzogen. Hat hernacher nur noch ein altter jäger droben gehaußet, so Curth Hessen seine Sogemutter (Amme) zum Weibe gehabt."

Anno 1518 ist der Krieg mit Francisko v. Sikkingen ahngannen, hat Curth Heß v. Wichdorff nebst noch ettlichen andteren Hauptleuten von Adel (Johann Gilsa und Tönges Wolff) in der Vesten Stein an Rhein (bei Rheintürkheim) gelegen, welche von denen Sickingischen hartt belägert wordten, haben aber solche nichts dargegen ausgerichtt undt ohnverrichter Sachen unter ihrem Anführer dem Grafen v. Hanau-Lichtenberg (Sickingens Verbündeten) wiedter abziehen müssen. (Dilich II. 282.)

Darnach Landgraff Philippus Curthen zu einem Hauptmann, auch Schultheißen gen Marpurgk verordtnet, ist auch nachgehends dessen Obristfeldthaupttmann im Landt zu Oberhessen worden. Alß Anno 1525 der Bauern-Aufruhr ahngangen, ist er nebst denen Kriegs-Leuten und Burgern auß Oberhessen auff getzogen zu Landtgraff Philippo gen fuldt, allwo sich die Bauern auffn Frauenbergk verschantzet. Hat der Landtgraff Curthen mit seinen Hauffen als Avant-garde dargegen vorauß geschicket, welcher den Frauenbergk erstürmet und die Bauern bis in die stadt Fuldt hinein geschlagen, wornach der Landtgraff Curthen mit dem Finger gedrohet und in schertz gesprochen: „Konrad! Konrad! (= Curth) Dich darff ich nimmer schicken, ein Frühstück zu bestellen, denn wenn ich komme, hast Du die Tafel schon rein geputzet!" — Ist ihme aber gar gnedtig geweßen. (Dilich II. p. 289.) Ueber das Treffen gegen die aufrührerischen Bauern vor Fulda theilt Teuthorn (VIII S. 9.) Näheres mit. Darnach waren die Bauern in ihrem festen Lager auf dem Frauenberg 6000 Mann stark und mit Geschütz versehen. Conrad v. Heß griff dieses Lager, als er davor ankam und die Bauern wahrscheinlich überrascht fand, sofort stürmend an, erstieg es und schlug sie in die Flucht. Sie verloren an 2000 Mann und waren darnach so entmuthigt, daß sie sich dem Landgrafen Philipp andern Tags in Fulda bedingungslos unterwarfen. Der Bauernkrieg in Hessen fand so ein schnelles Ende.

9 Jahre später „hat Landtgraff Philippus wiedterumb Curth als einen Feldthaupttmann mit einem Hauffen Reuthern, zween fahnen Fußvolcks, daruntter auch die Burger von Schmalkaldten geweßen, auch etlichen großen Karthaunen (zwei, dieselben führten die Namen: der Teufel und des Teufels Großmutter) gen Münster ziehen lassen, allda die gottloßen wiedter-Täuffer zu belägern, welches auch ausgeführet." — Rommel PI. B. P. Hauptst. S. 180.

Anno 1525 „blieb Hans Heß v. Wichdorff jun. in der großen Schlacht zu Pavia gegen die Franzosen, nachdeme er dem Kaiser 30 Jahre als ein Hauptmann gedienet."

Marcus Heß v. Wichdorff „hat als ein Feldhaupttmann Landtgraff Philippi den Kriegszug für Herzog Ullerichen nach Schwaben mitgemachet, sich in der Schlacht bei Lauffen (nach den hessischen Congeries gehörte Markus mit seinem Fähnlein zum „niederländischen" Regiment vergl. auch Rommel VI. Buch V. Hauptst. S. 146) wohl herfür gethan, aber später vor Wolffenbudtel geschossen und gestorben anno 1543 ist zu St. Petri in Goslar begraben." (Heyneccii Antiquit. 21P.) — Am 27. April 1542 begehrte und erhielt er für sich und seine vier Fahnen Fußvolk den Durchzug durch die Stadt Frankfurt. (Frankf. St. Arch.)

Anno 1575 am 11. Mai zu Wetzlar verpflichtet sich der Rittmeister Daniel Heß Chevalier de Wichdorff gegen den Sieur Segur de Pardaillan, für den Prinzen de Condé ohngesäumt ein fähnlein gutter wohlgerufter Reutter zu Hülff derer Glaubensgenossen (Hugenotten) in's feldt zu führen." (Wynkelmann u. St. Arch.)

Aus Oppenheim, 17. November 1577. datirt eine Kriegsbestallung des Herzogs Johann Kasimir zu Bayern, Pfalzgrafen bei Rheyn für den Rittmeister Daniel Heß v. Wichdorff, auf eine Fahne hessischer reuther, tüchtig volcks undt wohl mit Roß und Waffen bestellet etc: zum Dienste des Prinzen von Oranien in denen Nieder-Landten." (St. Arch.) Die von Daniel in diesen Feldzügen geführten eigenen Fahnen mit dem Wappen und der Devise der Familie wurden in der Kirche zu Wichdorf aufgehängt, aber 1631 von den eingefallenen Kroaten erbeutet. Der Rittmeister Daniel

Heß v. Wichdorff hatte drei Frauen: 1. Katharina v. Gudenburg, 2. Marie v. Hardenberg und 3. Anna v. Papenheim.

1631 „sind die Krawaden durch marchiret, haben Niedenstein die stadt eingenommen, geplündert, gesenget undt gebrannt, an alt undt jung mordt undt todtschlag, frevel undt unzucht geübet, darob fast die gantze stadt in schutt undt aschen gelegen. Viel der leut haben sich in die Wälder undt bergklüfft salviret, ein theil auch auff die alte burgk geloffen undt im gemäuer verkrochen, undt da die soldaten auch dahin gevolget undt man sich zur wehr stellen wollen, ist damahlen das meiste von den noch stehenden mauern vollendß darniedder geworffen worden. Daniel Heß v. Wichdorff, der jüngere ist dazumahlen von den seynen todtkrank in eine Felßklufft auffn Senghelbergk verstecket wordten undt darinnen elendiglich verstorben." —

Damit schließen die Heß'schen Familien-Nachrichten über die Burg, von welcher auch nach vorerwähnter Katastrophe noch ansehnliche Trümmer übrig geblieben waren. Da aber die Bewohner der nahen Orte nach und nach alle brauchbaren Steine von der Ruine wegholten, um sie zu ihren Gebäuden zu verwenden, so verschwanden allmählig auch die letzten Mauerreste bis auf einen niedrigen Mauerrand an der Westseite, der noch ein Kellerloch enthält. Die Burgstätte ist noch auf der Süd-, West- und Nordseite mit der Spur des Wallgrabens umgeben. Ein hoher Schuttkegel auf der Südost-Ecke bezeichnet den Standpunkt des ehemaligen Wartthurms und die Grundmauern der Eingebäude des an sich nicht geräumigen Burggehäuses sind noch erkennbar. Von der südlich gestandenen Vorburg ist bis auf das in den Basaltgrund ausgehauene Fundament eines kleineren Thurmes — südöstlich von dem Schuttkegel des Wartthurms — keine Spur mehr vorhanden. Ein in der Kasseler Biblothek aufbewahrter roher Prospekt der Stadt und Burg, anscheinend aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts datirend, läßt die letztere schon in sehr ruinösem Zustande erkennen, gibt aber noch ein ziemlich anschauliches Bild der alten Veste.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Baumeister.

Von

W. Rogge-Ludwig.

I. Die Familie Du Ry.

Die Stadt Kassel hatte das seltene Glück, daß das hessische Land im Zeitraume eines Jahrhunderts von 4 Fürsten, den Landgrafen Karl, Wilhelm VIII., Friedrich II. und Wilhelm IX. regiert wurde, welche unausgesetzt bestrebt waren, ihre Residenzstadt zu erweitern, und mit ihrer Umgebung zu einem der schönsten und anziehendsten Orte Deutschlands zu erheben. Ein nicht minder großes Glück war es aber, daß diese kunstsinnigen Fürsten auch die zur Ausführung ihrer Ideen geeigneten Männer fanden, und so unvergessen wie ihre Verdienste selbst werden auch die Namen ihrer Baumeister Du Ry Vater, Sohn und Enkel bleiben. Zuerst war es Landgraf Karl, welcher seinen großartigen Plan zur Erweiterung Kassels verwirklichte, und gar seltsam fügte es das Schicksal, daß ihm ein französischer König durch seine Religionsverfolgungen dazu die nächste Veranlassung und zugleich die Gelegenheit bot, einen Baumeister zur Ausführung seiner Ideen zu finden.

Als Ludwig XIV., dessen Nachahmung auch in Deutschland dem Sinn für die schönen Künste und namentlich die Baukunst nur förderlich war, durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes im Jahre 1685 die Hugenotten aus Frankreich vertrieb, war Landgraf Karl staatsklug genug, sein Land mit einer großen Anzahl dieser ihrer Religion wegen flüchtigen, in manchen neuen Gewerben erfahrenen Männer zu bevölkern. Da eine große Anzahl derselben und namentlich die reichsten und angesehensten Kassel zu ihrem Aufenthalt gewählt hatten, so beschloß er ihnen in einem neuen mit breiten geradlinigen Straßen versehenen Stadttheil eine neue Heimstätte zu gründen und seine Residenzstadt zugleich zu einer Fabrikstadt zu machen. Um einen geeigneten Baumeister zu finden, hatte er sich an den Statthalter der Niederlande Wilhelm III., in dessen Landen die Baukunst in hoher Blüthe stand, gewendet und dieser hatte ihm den aus Paris gebürtigen Paul Du Ry empfohlen, welcher als Hugenotte sein Vater-

land schon vor Aufhebung des Edikts von Nantes verlassen und in Mastricht als Baumeister und Ingenieur=Hauptmann Anstellung gefunden hatte. Im Jahre 1685 trat Du Ry in die Dienste des Landgrafen Karl und entwarf zur Ausführung der Ideen dieses Fürsten den Plan zur Gründung eines neuen, durch drei Haupt= und zwei Querstraßen ein Viereck bildenden neuen Stadttheils, der Oberneustadt. Im Jahre 1688 erbaute er hier zuerst für sich ein Haus, das am Friedrichsplatz an der westlichen Ecke der Frankfurter Straße gelegen ist. Es wurden dann nach seinem Plane noch eine größere Anzahl Privat=Gebäude in diesem Stadttheil ereichtet und im Jahre 1706 in italienischem Geschmack die Oberneustädter Kirche vollendet. Auch in der Altstadt entstanden nach seinem Plane mehrere neue Häuser, u. a. die Kaserne in der unteren Königsstraße, das Kunsthaus, durch deren Erbauung er viel zur Hebung der Baukunst beitrug.

Im Jahre 1714 endete Du Ry sein verdienstvolles Leben mit Hinterlassung eines im Jahre 1698 geborenen Sohnes, in welchem ihm ein würdiger Nachfolger seines Strebens erblühen sollte. Auf längeren Reisen hatte dieser seine Kunst ausgebildet und davon in der von Wilhelm VIII. geplanten Erbauung des Wilhelmsthaler=Schlosses Zeugniß gegeben. Ihm verdanken wir außerdem die Erbauung des früheren Galleriegebäudes in der Bellevuestraße, der lutherischen Kirche und mehrerer Gebäude am Hofgeismarer Gesundbrunnen.

Er starb im Jahre 1757 als Oberbaumeister Wilhelms VIII.

Ein seltenes Beispiel des Kunstgenies in derselben Familie gab dessen Sohn Ludwig Sigismund, der letzte und ohnstreitig bedeutendste dieser Künstlerfamilie. Ihm wurde allerdings reiche Gelegenheit zur Ausbildung und Erprobung seiner Kunst geboten.

Die Municifenz Wilhelms VIII. gestattete ihm, sich zwei Jahre 1746 und 47 in Italien und dann noch vier Jahre in Paris, wo Blondel sein Lehrmeister war, für seine Kunst auszubilden. Diese vierjährigen Studien in Paris unter Leitung Blondels lassen es erklärlich finden, daß er für Deutschland die französische Baukunst für anwendbarer hielt, als die italienische. Nachdem er sich dann noch im Jahre 1751 einige Zeit in Holland zum Studium der Wasserbaukunst aufgehalten hatte, reiste er im Jahre 1754 noch einmal nach Italien, um sich dort ausschließlich dem Studium der alten Kunst zu widmen. Seine Kunstberichte von dort an Wilhelm VIII. waren mit Zeichnungen versehen, welche sein großes Talent auch für die Malerkunst erkennen lassen. Als vollendeter Meister seiner Kunst kehrte er im Jahre 1756 nach Kassel zurück. Die Zeit des siebenjährigen Krieges gab ihm wenig Gelegenheit, Proben seiner Kunst abzulegen. Im Jahre 1762 baute er auf Anordnung Friedrichs II., welcher im Jahre 1760 zur Regierung gelangt war, für die von diesem gestiftete Kasseler Messe das Meßhaus, im Jahre 1763 die Kolonnaden auf dem damaligen Paradeplatz, welcher einen römischen Cirkus bilden sollte, und im Jahre 1765 den Küchenpavillon in der Karlsaue. Bei dem letzteren Bau hatte er Gelegenheit, seine in Holland erworbenen Kenntnisse zu verwerthen, da dessen Lage die Gründung auf 400 Eichenpfählen nöthig machte.

In demselben Jahre wurden nach seinem Plane das Opernhaus, das jetzige Theatergebäude erbaut. Das dabei stehen gebliebene Vorgebäude des dort befindlichen Palais des Prinzen Maximilian hinderte ihn, dem der Kunst gewidmeten Gebäude eine entsprechende Façade zu geben. Ein reiches Feld der Thätigkeit wurde ihm aber eröffnet, als Landgraf Friedrich in Folge der im siebenjährigen Kriege gemachten Erfahrungen beschloß, die Festungswerke Kassels zu schleifen, und ihm dadurch Gelegenheit geboten wurde, das mit Gründung der Oberneustadt begonnene Werk seines Großvaters zu vollenden.

Noch ehe man unter dem Schutze der in den Graben gestürzten Wälle den dadurch entstandenen großen weiten Raum übersehen konnte, hatte er schon den Plan entworfen, auf welche Weise die Absicht des Landgrafen, den nun offenen alten mit dem neuen Stadttheil zu verbinden, am schönsten und zweckmäßigsten zu erreichen sei.

Die Anlegung des Kassel zu so großer Zierde gereichenden Königsplatzes und die Erbauung der auf der Nord= und Westseite desselben gelegenen Häuser sind nach seinem Plane ausgeführt. Von diesen Gebäuden sind besonders zu erwähnen das 1769 erbaute Landgräflich=Rotenburgische Palais (später Regierungsgebäude), das Brühlsche Haus und daneben das für den General v. Schlieffen erbaute Haus (jetzt Gasthaus zum König von Preußen), und das Postgebäude. Auf der Oberneustadt vollendete er das von seinem Großvater begonnene Werk. Die mittlere Königsstraße entstand und darin das spätere Residenzpalais (für den General v. Jungken erbaut) das v. Zanthiersche Haus (später Fürstenhaus), das v. Waitzsche, Nahlsche (später Thorbeck'sche) Haus. An dem Meßplatz baute er für sich das an der Ecke der Königsstraße gelegene Haus, im Jahre 1770 das Oberneustädter Rathhaus, 1773 das französische Rathhaus, in den Jahren 1770 bis 1774 die katholische Kapelle und in den Jahren 1769 bis 1779 sein bedeutendstes Werk, das Museum Fridericianum. Aus seinen hinterlassenen Schriften ergibt sich, wie sehr er

sich der Schwierigkeiten bei Anlage der nicht von allen Seiten vortheilhaften Lage dieses Gebäudes wohl bewußt war. Die daneben befindliche nach der Altstadt führende Straße hatte in einer Länge von 120 Fuß eine nicht zu ändernde Tiefe von 20 Fuß, und mußte deshalb die Lage des Hauses nach dieser Seite viel höher werden als die nach den andern Seiten. Ein weiterer Mißstand war es, daß die Seite des Platzes, auf welcher die Vorderseite des Hauses zu errichten war, von der Königsstraße nach der Aue hin in einer Länge von 1100 Fuß 26 Fuß Fall hatte und das Haus daher 12 Fuß tiefer als die Häuser in der Königsstraße, dagegen 18 Fuß höher, als die Häuser in der Altstadt, zu stehen kam. Dazu kam noch, daß der Grund für das Gebäude auf dem zugeworfenen Festungsgraben in einer Tiefe von 30 Fuß gesucht werden mußte. Und doch entstand ein Gebäude, welches zu jeder Zeit die größte Anerkennung bei allen Sachverständigen gefunden hat, und erkennen läßt, daß der Erbauer ein Meister seiner Kunst war. Eines solchen bedurfte auch der im Jahre 1785 zur Regierung gelangte Landgraf Wilhelm IX. bei seinen großartigen Bauten und Anlagen auf der nach ihm genannten Wilhelmshöhe. Doch war es Du Ry nur noch vergönnt, die beiden Flügel an dem prächtigen Schloßbau zu vollenden. Am 17. August 1799 endete er als Oberbaudirektor mit den Titeln Rath und Professor sein reich gesegnetes Leben. Auch ihm hatte die Hoffnung geblüht, in seinem Sohne einen Erben des von ihm und seinen Vorfahren erworbenen Ruhms als Meister der Baukunst zu hinterlassen, als ein plötzlicher Tod, welcher den talentvollen Sohn auf einer Kunstreise nach Italien in Neapel ereilte, diese Hoffnung vernichtete und die letzten Lebenstage des Vaters um so schwerer und kummervoller machte, als auch dessen geliebte Gattin dem Sohne im Tode vorangegangen war. Tröstend standen ihm aber zwei Töchter zur Seite, durch welche in der Familie Rothe und Grandidier das Geschlecht der Du Rys in weiblicher Linie noch fortlebt. Das Verdienst aber, welches die Familie Du Ry durch die vielen von ihnen herrührenden Baudenkmäler für die Stadt Kassel erworben hat, wird für alle Zeiten unvergessen bleiben.

Eine Radikalkur.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Er setzte den Cylinder auf und man sah ihn kurz darauf über den weitläufigen Hof nach seinem Comptoir schreiten. Dasselbe bestand aus drei ineinandergehenden Zimmern; in dem ersten befand sich einer der Lehrlinge, welcher sich beim Eintritt seines Chefs ehrfurchtsvoll von dem Pult erhob, wo er mit Lesen eines handelswissenschaftlichen Buches beschäftigt war; Herr Daniel schritt, den Hut auf dem Kopf behaltend, in das zweite Zimmer. Dort schrieb er ein Telegramm mit Rückantwort, übergab dasselbe dem Lehrling mit der Weisung es sofort nach Oeffnung des Telegraphen-Bureaus aufzugeben und entließ sodann den jungen Menschen, auf dessen Pünktlichkeit er sich verlassen konnte. Als er sich allein sah, begab Herr Daniel sich in das dritte, kleinere Gemach, welches er für seine eigene Person reservirt hatte, schloß dort einen ziemlich verborgenen Wandschrank auf und holte eine der darin befindlichen Flaschen heraus, mit deren Inhalt er sich eingehend zu beschäftigen begann. Der Lehrling hatte sich während dessen, da das Telegraphenamt erst Nachmittags wieder geöffnet wurde, auf dem Hofe das Vergnügen gemacht, die dort zahlreich im Sonnenschein herumspazierenden Tauben mit den Ueberresten seines Frühstücks zu füttern und wollte dann das Haus verlassen. Auf dem Corridor kam Herr Wiesthaler hinter ihm her. „Wohin gehen Sie schon so frühe?“ herrschte der Geschäftsführer den jungen Menschen an. „Wissen Sie nicht, daß Sie bis ein Uhr zur Verfügung stehen sollen?“ — „Herr Schröder hat mich nach Hause geschickt“, erwiderte der Lehrling bescheiden. „Ich soll später ein Telegramm für ihn aufgeben.“ — „Ein geschäftliches?“ fragte Wiesthaler. — „Ich habe es nicht gelesen.“ — „So zeigen Sie es doch einmal“ sagte der Geschäftsführer und zögernd reichte der Lehrling, welcher dem gefürchteten Vertreter des Hauses nicht zu widerstreben wagte, das Papier. Wiesthaler las Namen und Bestimmungsort und sodann: „Ist meinem Sohne etwas zugestoßen? Habe seit vierzehn Tagen keine Nachricht erhalten. Umgehende Rückantwort. Schröder.“ Einen Augenblick stutzte er, dann gab er das Telegramm zurück und sagte gleichgültig: „Es ist gut. Sie können

gehen.“ Von allen Bewohnern des Städtchens war Herr Wiesthaler der einzige, welcher diese Anfrage sofort hätte erwidern können, da er in dieser Hinsicht am besten unterrichtet war. Als Wiesthaler, nachdem er an jenem Schützenfestabend von Franz zu Boden geworfen war, mit drohender Gebärde davoneilte, trug er das glühende Gefühl verletzter Eitelkeit, gedemüthigter Anmaßung mit sich fort. Von Frau Hulda direkt dazu aufgefordert, Dora die Kour zu machen, war er auf jene handgreifliche Weise für sein Benehmen gezüchtigt worden und hatte sich seitdem scheinbar völlig passiv verhalten. Als Hulda ihn später fragte, ob er seine „Bewerbung“ um Dora nicht fortsetzen wolle, hatte er eine ablehnende Antwort ertheilt und sich der Frau seines Chefs gegenüber sogar auf eine moralische Höhe gestellt, indem er sagte, er wisse recht gut, daß es ihr nur darum zu thun sei, Dora durch ihn ins Gerede zu bringen, er aber schätze das junge Mädchen viel zu hoch, als dazu seine Hand bieten zu können, heimlich aber war er, seinem Rachegelüste folgend, gegen Franz und Dora thätig genug gewesen. Selbst, so sah er wohl ein, hatte er weder die Kraft, noch die Macht, sich für die ihm zugefügte tödtliche Beleidigung an Franz rächen zu können — er mußte Solches durch eine andere Hand bewerkstelligen und fand auch eine solche. Einer seiner Freunde betrieb in der Residenz ebenfalls das landwirthschaftliche Studium und dabei auch mit großem Eifer das des Fechtbodens. An diesen wandte er sich, er suchte zuerst mit großer Vorsicht das Verhältniß, in welchem der alte Schläger zu dem Sohne seines Chefs stand, zu sondiren und als der Erstere ihm erwiderte, er halte den Franz Schröder für einen Gelbschnabel, baute er weiter, schwindelte dem Freunde alles Mögliche von Franz vor, erwähnte dessen Verhältniß zu Dora, setzte hinzu, daß das Mädchen es jedoch in seiner Abwesenheit mit einem andern halte und reizte den Raufbold, Franz gelegentlich eine derbe Lektion zu ertheilen. Wiesthaler's Freund, dem es auf eine Mensur mehr oder weniger nicht ankam, brach die Gelegenheit zum Streite eines Tages in einem Restaurant vom Zaun, er spottete über den alten Schröder mit der „Pontaksnase“, ließ, als dies nicht recht verfangen wollte, auch ein fatales Wörtchen über die „sogenannte Pflegetochter“ fallen und hatte damit seinen Zweck erreicht. Franz gerieth in Eifer, ein Wort gab das andere und das Ende davon war eine Herausforderung. In dem stattgefundenen Duell hatte Franz von seinem Gegner eine schwere Kopfwunde erhalten und war besinnungslos in ein Krankenhaus geschafft worden, wo er nunmehr schon den dritten Tag darniederlag. Alles dies wußte Herr Wiesthaler ganz genau, da sein Freund, welcher nach dieser Aufsehen erregenden Affaire es vorgezogen hatte, aus der Residenz zu verschwinden, ihn von der Schweizer Grenze aus um einige Zwanzigmarkscheine angepumpt hatte, die der ehrenwerthe Geschäftsführer seinem ebenso ehrenwerthen Bundesgenossen aus Dankbarkeit für die prompte Ausführung seines Wunsches auch sofort übermittelte. Daß die Nachricht von dem Geschehenen in der Kürze zu Herrn Daniel dringen würde, war selbstverständlich, dennoch konnte Wiesthaler sich einer gewissen Unbehaglichkeit nicht erwehren, welche ihn nach Kenntnißnahme der telegraphischen Anfrage beschlichen hatte. Das böse Gewissen fing sich eben bei ihm zu regen an, war es doch keine Kleinigkeit, daß durch seine Veranlassung der einzige Sohn seines Herrn zwischen Leben und Tod schwebte, denn wäre die Verwundung nur eine leichte gewesen, sodaß eine Vertuschung des Rencontres hätte ermöglicht werden können, würde sein Freund sich keinesfalls auf und davon gemacht haben. Doch eine gewisse laxe Weltanschauung, welche der junge Mensch angenommen, half ihm bald über alle Bedenken hinweg, er hatte in dem zweiten Theater der Residenz „Fatinitza“ gesehen, und tröstete sich schließlich mit der Ansicht, daß es einfach das „Kismet“ Franz Schröders gewesen sei, verwundet zu werden und er dabei also gar nicht in Betracht komme. Mit dieser Ueberzeugung ging Herr Wiesthaler in den „goldenen Engel“ zum Mittagessen und ließ es sich verhältnißmäßig recht gut schmecken. Mit weniger Appetit wurde indessen im Schröder'schen Hause zu Mittag gespeist, da die Stimmung daselbst eine sehr gedrückte geworden war. Obwohl, wie bekannt, weder Daniel, noch Frau Hulda und Dora irgend etwas von dem eingetretenen Unglücksfall wußten, hatten doch alle drei das Gefühl, daß sich irgend etwas Schmerzliches mit Franz zugetragen habe und mit ängstlicher Spannung wurde die Zeit erwartet, in welcher die Rückantwort auf die abgesandte Depesche eintreffen konnte. So verrann in fast unerträglicher lautloser Schwüle Stunde auf Stunde, bis endlich die lakonische und doch so viel sagende Antwort anlangte: „Ausführlicher Brief schon dort eingetroffen. Telegraphisch zu umständlich. Bitte dringend zu kommen. Befinden nicht gebessert.“ Aus der Gewitterschwüle grollte bereits drohend der Donner, der Blitz aber sollte erst später einschlagen. „Das ist gar Nichts! Das ist gar Nichts!“ schrie Herr Daniel und ballte das Telegramm zusammen und warf es mit einer Verwünschung auf den Tisch. „Weshalb ist dem Esel das Telegraphiren zu umständlich? Und wenn's hundert Mark gekostet hätte, ich würde

sie mit Vergnügen bezahlt haben, ich, Daniel Schröder, Wohlgeboren, hier! Nun weiß ich, daß was passirt ist, und bin doch so klug wie zuvor! O, der Esel! Der unverantwortliche Esel!" Dora saß stumm über ihr Strickzeug gebeugt, aber sie zitterte so, daß die Nadeln klirrend aneinanderschlugen. Frau Hulda, welche kreideweiß geworden war, nahm sich jedoch zusammen und sagte: „Wenn der Mann telegraphirt, daß der Brief, den er an dich geschrieben hat, schon hier eingetroffen sein muß, so ist es am einfachsten, du gehst zum Herrn Postmeister und bittest ihn, dir den Brief herausgeben zu wollen, da die nächste Postausgabe doch erst morgen erfolgt." — „Da hast du recht, Hollerchen," sagte Daniel ein paar Mal, während er seinen Hut holte und das von Frau Hulda wieder glatt gestrichene Telegramm ergreifend, schritt er hinweg, dasselbe hin und her schlenkernd, als ob es eines seiner seidenen Taschentücher sei. Als Daniel gegangen war, herrschte eine tiefe Stille in dem Zimmer, welche hin und wieder nur durch die Seufzer Dora's unterbrochen wurde. Nach einer Weile stand Frau Hulda auf und sagte, dicht vor das Mädchen hintretend, so scharf, als sie es vermochte: „Weshalb seufzest du?" Erst auf die Wiederholung dieser Frage erwiderte Dora, sich tiefer über ihre Nadeln beugend: „Das Unglück, welches Franz betroffen haben muß, läßt mir keine Ruhe." Durch diese Aeußerung fand Frau Hulda die willkommene Veranlassung, ihrem bedrängten Herzen in etwas Luft zu machen, kam es ihr doch nicht darauf an, den bisherigen Kränkungen, die sie Dora hatte zu Theil werden lassen, noch weitere hinzuzufügen. „Was brauchst du dich um meinen Sohn zu kümmern?" fuhr sie in schneidendem Tone fort. „Er soll für dich nichts mehr und nichts weniger sein, als für das andere Dienstpersonal auch: der Herr Schröder junior — und wenn ihm etwas zugestoßen ist, so trifft das seine Eltern einzig und allein, niemand sonst, hast du mich verstanden?" Dora ließ das Strickzeug in den Schooß sinken und schlug ihre thränenvollen Augen zu der Frau ihres Wohlthäters empor. „Ich hatte mich daran gewöhnt, Franz als meinen Bruder zu betrachten," kam es leise aber mit vorwurfsvollem Ausdruck über ihre Lippen. Damit erhielt der Ideengang der Frau Hulda eine andere Richtung, sie ließ die Zugehörigkeit zum „Dienstpersonal", durch welche sie Dora kränken wollte, fallen und hakte an einem andern Ende ein: „Wie einen Bruder hast du Franz seither betrachtet," sagte die gestrenge Frau und es fuhr recht höhnisch um ihren verbissenen Mund, „das ist recht von dir gewesen, das solltest du auch, denn das haben wir und der Franz um dich verdient, daß du ihm mit Respect und Achtung entgegenkommst, wie es so zu sagen einer jüngeren, unbedeutenden Schwester dem älteren, angesehenen Bruder wohl zusteht, aber seit einiger Zeit scheint es mir, hast du — scheint es mir, daß du —" und Frau Hulda fing an, trotz ihres geschliffenen Mundwerks, etwas in's Stottern zu gerathen. Dora's Augen senkten sich nicht nieder, sie sahen groß und fest in die ihrer Pflegemutter, aber eine leise Röthe stieg in ihren Wangen auf. „Ach was," stieß Frau Schröder dann heftig hervor, als ob sie sich über ihre augenblickliche Unentschlossenheit ärgere, „was brauche ich bei dir lange hinter dem Berge zu halten. Seit einiger Zeit scheint es mir, daß du den Franz mit anderen Augen ansiehst, als es sich für eine Schwester, mag es nun eine leibliche oder eine angenommene sein, schickt und das paßt mir nicht, verstehst du? Oder willst du es etwa nicht Wort haben, und dich aufs Leugnen verlegen? Höre, Dora, das würde die Sache bei mir noch schlimmer machen, als sie es ohne dies schon ist. Was hast du zu deiner Vertheidigung anzugeben, rede, und keine Ausflüchte, das bitte ich mir aus!"

Während der harten Worte Hulda's war Dora von einem heftigen Zittern erfaßt worden, aber mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kräfte hatte sie es unterdrückt und sagte nun mit fester Stimme: „Wissentlich ist nie eine Unwahrheit über meine Lippen gekommen und so sei denn auch jetzt der Wahrheit die Ehre gegeben und wenn es mich auch in Noth und Elend bringen sollte. Mit was für Augen ich Franz angesehen habe, weiß ich freilich nicht zu sagen und ich glaube auch kaum, daß mir daraus ein Vorwurf gemacht werden kann, aber daß ich dem Franz so recht in innerster Seele zugethan bin, das ist die Wahrheit und hier bete ich zu Gott, daß er ihm möge nichts Böses haben widerfahren lassen. Ach, das Herz bricht mir ja bei dem Gedanken, daß er vielleicht längst unserer Hülfe bedurfte und sie ihm nicht zu Theil werden konnte!"

Dora stürzte mitten in dem Zimmer mit gefalteten Händen auf die Kniee und verblieb so mehrere Minuten. Wie es bei ursprünglich sanften und duldsamen Charakteren nicht selten geschieht, hatte die unabläßige Verfolgung, welcher Dora seit geraumer Zeit ausgesetzt war, sie, anstatt zu schwächen, stärker gemacht und ihr den Muth gegeben, für sich eintreten zu können. Erstaunt blickte Hulda das Mädchen an, eine solche Leidenschaftlichkeit hatte sie in dem zarten Wesen nicht vermuthet, aber sie gab dem edleren Gefühl, das sie beschleichen wollte, nicht Raum,

sondern sagte mit kurzem, verletzenden Lachen: „Ach laß' doch die Comödie, damit machst du eine vernünftige Frau, wie mich, nicht kirre. Gewiß, das wäre so Etwas für dich, sich erst in unsere Familie verpflanzen zu lassen und dann gar den Sohn vom Hause zu heirathen und neben mir die Madame spielen zu wollen, aber daraus wird Nichts! Ein für alle Mal, schlag dir das aus dem Sinn!"

Dora hatte sich während der Rede Hulda's erhoben und stand nun mit einer stolzen Haltung vor ihrer Quälerin.

„Als ein hülfloses Kind bin ich in dieses Haus gekommen", sagte sie mit fester Stimme, „ohne daß ich einen Begriff von der Wohlthat hatte, welche mir dadurch erwiesen wurde, aber schon lange, lange, seitdem ich selbstständig zu denken vermag, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie nicht Ihr eigenes Mitleid zur Pflegemutter der armen Waisen gemacht hat, sondern lediglich nur der Wille meines lieben theuren zweiten Vaters, der allein mich auch bis zu diesem Augenblicke hier gehalten hat, denn als Sie mich zu Ihrer Schwester fortschaffen wollten, war er es allein, der mich an diese Schwelle fesselte. Ich wäre gegangen, ja, beim allmächtigen Gott, ich hätte dieses Haus für immer verlassen, aber nicht ohne seinen Willen, denn ihm muß ich gehorchen! Stößt er mich hinaus, dann gehe ich!"

Eben wollte Frau Hulda eine recht bitterböse Erwiderung vom Stapel lassen, als die Thüre sich öffnete und ihr Gatte, statt des Telegramm's jetzt einen geöffneten Brief in der Hand haltend, eintrat.

(Schluß folgt.)

Leichter Muth.

Weil der Blitz vom Himmel bricht,
Sollt' ich drum erzittern?
Mag er mir statt Sonnenlicht
Leuchten in Gewittern.

Heute braust die Wetternacht
Und die Stürme wüthen;
Morgen schon in junger Pracht
Springen tausend Blüthen.

Ewig wechseln Glück und Noth,
Soll mich das verdrießen?
Mag der Thor lebendig=todt
Sich in sich verschließen!

Himmel, gieb mir Fröhlichkeit,
Daß ich lustig singe;
Oder auch ein neues Leid,
Daß ich mit ihm ringe.

Nicht ein feig= erschlichnes Glück,
Kampf ist's was ich wähle;
Kühn zur Sonne strebt der Blick
Einer freien Seele.

A. Traber.

Die Sternbacher Kapelle.

Gedicht in Wetterauer Mundart von Friedrich v. Trais.

Ean Hesse eann [1]) ean [2]) Franke
Kahn schihner Plätzi näit, —
Eann aach ean mein Gedanke
Hun [3]) aich kahn schihnersch [4]) kräit
Wäi die Kerche eamm Sternbacher Wahld;
Däi eas se verrlosse [5]), se ahld.

Die Aiche [6]) eann die Buche,
Däi baikt [7]) eamm Herbst dr Weand.
Die oarme Leu [8]), däi suche
Sich Kaffiholz. Ds Keand,
Does denkt: dr Sternbächer Wahld,
Wäi eas e se groh [9]) eann se ahld!

Doach wäi's Froijohr gekomme,
Wuoff [10]) merr langk gehofft,
Do gabb's jungk Laab [11]) eann Blomme,
Dr Wahld, dr woar ahn Dofft.
Nurts [12]) die Kerche eamm Sternbächer Wahld
Bleabb stennig [13]) se groh eann se ahld.

Kahn Gloack do zoum Läure, [14])
Kahn Thorn, [15]) wuoff se hungk! [16])
's hott eant se bedeure,
's sein Gläckilcher [17]) genungk
Eamm Wahld gewoase [18]) se weiß,
Däi läure eamm Froijohr gahnz leis.

„Ohm Stahn sealt [19]) bei dr Esche,
„Do saß e Mennche voart, [20])
„Harr [21]) e boarwoarisch Däsche, [22])
„Ean schluußeweiße Voart"
Saht's [23]) Keand. Do mahnt [24]) die Wääs [25]) Gritt:
„Doas woar dr ewig Yidd!"

---

[1]) und. [2]) in. [3]) habe. [4]) Schöneres. [5]) verlassen.

[6]) Eichen. [7]) beugt. [8]) Leute. [9]) grau. [10]) worauf [11]) Laub. [12]) nur. [13]) beständig. [14]) Läuten. [15]) Thurm. [16]) hing. [17]) Glöckchen. [18]) gewachsen. [19]) dort. [20]) vorhin. [21]) hatte. [22]) Tasche. [23]) sagte das. [24]) meinte. [25]) Base. [26]) sagt's. [27]) wider. [28]) Aeltermutter. [29]) jetzt.

Ds Keand säht's [26]) wirrer [27]) die Äller. [28])
Däi säht: „aich waaß genungk!"
E härr enn bihse Knäller
Geraacht, deaß Alles stunk.
Etzet [29]) fächte [30]) sich eawwer die Keann,
's giht Kahns mihe eann Wahld eneann.

Do wärt dr Voatter, die Motter, —
Herrhimmilfoahrt eas joah doach bahl, —
Met musse, dann Sternweck wäi Votter
Eann Kuhloppe [31]) hahn [32]) se do fahl. [33])
Läibhoawer [34]) v' Äppilwein krihe
Off alle Fäll aach ihr Genihe. [35])

Kahn Gloacke do zoum Läure,
Kahn Thorn, wuoff se hungk!
's hott naut se bedeure,
's komme Leu genungk.
Eann Gläckilcher woase se weiß,
Däi läure dm Froijohr gahnz leis.

Aus alter und neuer Zeit.

Bilstein. Auf der General-Versammlung des Gesammt-Vereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine vom 27.—30. August 1882 war u. A. die Frage gestellt:

„Welches ist die Bedeutung des in Hessen für steile Höhen vielfach vorkommenden Namens Bilstein? wie weit ist dieser Name auch in anderen Gegenden nachweisbar?" und das Ergebniß der lebhaften Discussion dahin gefaßt, daß die Erscheinung scharf und steil aufragender Felsmaßen ohne Rücksicht auf hohe Lage die Benennung Bilstein veranlaßt habe (s. Mittheilungen — J. 1882 S. X).

Es kommt nun der Name Bilstein, soviel bis jetzt hat ermittelt werden können, vor:

1) in Hessen und zwar sowohl im ehemaligen Kurhessen, insbesondere im Habichtswalde, im Langenberge, im Kaufunger Walde und im Höllenthal bei Albungen, als auch im Großherzogthum Hessen im Vogelsgebirge;
2) in Nassau im Westerwalde;
3) in Westphalen im Sauerlande;
4) in Braunschweigischen im Harz.

Die meisten dieser Bilsteine sind nur als steile Gebirgsfelsen mit geringem Pflanzen-Wuchs auf der Höhe und dabei als beliebte Aussichtspunkte bekannt; einige von ihnen trugen einst stolze Burgen, wie der Bilstein im Höllenthal, dessen Grafen-Geschlecht durch seinen tragischen Untergang Verherrlichung in der Sage gefunden hat, und der Bilstein im Westerwalde, auf dem nach Merian's Topographie (S. 23) einst „ein altes Gräflich Nassauisches Schloß und Residenz in einem Thal zwischen lustigen Bergen" gestanden und u. A. Graf Georg der Aeltere von Nassau Hof gehalten und eine schöne Kirche beim Schloße aufgerichtet hat (1617). Andere Bilsteine sind für den Naturforscher von hohem Werthe, wie der Bilstein im Habichtswalde, welcher als erloschener Vulkan von einst gewaltiger Stärke bezeichnet wird, da dessen Ausbrüche sich bis in die Gegend von Wolfsanger erstreckt haben sollen, und die Bilsteine im Sauerlande und im Harze, in denen sich umfangreiche Höhlen mit großartigen Tropfsteingebilden befinden.

Für alle genannten Berge paßt übrigens die obige Ableitung, als sich dieselben als spitz zulaufend und scharfeckig, wie Beile oder wie von Beilen gehauen darstellen. Die Ableitung von einer Gottheit Bil oder Biel paßt nur auf einzelne, wie z. B. den bereits erwähnten Bilstein mit der Bielshöhle im Harz bei Rübeland. Die angegebene Deutung paßt umsomehr, als das altdeutsche Wort Bil soviel wie Schwert bedeutet. Eine andere Ableitung hat noch Vilmar in seiner Abhandlung: „Die Ortsnamen in Kurhessen" (Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde a. F. Bd. I S. 247).

Danach bezeichnet Bil auch Biel, Bil geschrieben) den Ort, wo der Hirsch von den Hunden gestellt und von den Jägern abgefangen wird, bezw. den Augenblick, wo der von den Hunden festgehaltene Hirsch vom Jäger mit dem Jagdmesser gelähmt (die Flechsen durchgehauen), abgefangen und gefällt wird, und wird eine Stelle aus Tristan und Isolde von Gottfried v. Straßburg (Vers 2757 fg.) angeführt, wo Tristan mit den Jägern seines Oheims Marks zusammentrifft, die auf der Hirschjagd begriffen sind, und wo es heißt:

„Nu kam ez in kurzer stunde,
sins oheimes Hunde,
Markes von Kurnewale,
die heten zu dem male,
als uns daz ware märe saget
einen zitigen Hirz gejaget;

zu der straze nahen,
da liez er sich ergehen
und stunt alda ze bile
im hete flucht und ile
alle seine kraft benommen",

und weiter: „Tristan, da er den Bil ansah" —

Dasselbe Werk enthält noch eine andere Bedeutung von Bil: das Gebelle. vergl. Tristan und Isolde, Ulrichs Fortsetzung Vers 3208 fg.

---

[30]) fürchten. [31]) Kugelhopf (Gebäck). [32]) halten. [33]) feil. [34]) Liebhaber. [35]) Genüge. — (Um die völlig erhaltene Kirche des ausgegangenen Dorfes Sternbach, romantisch in einem Walde der südlichen Wetterau gelegen, her findet alljährlich auf Himmelfahrt ein kleines Waldfest der umliegenden Orte statt.)

„nu hort' er den wald,
lute bellen einen hunt.
den bil tet ime leider kunt,
daz Tristan und Kandin
bei ime nahen sollten sin".

Auch diese beiden Bedeutungen lassen sich im Grunde genommen unter den obigen Gesichtspunkt bringen, da für sie auch das Scharfe, Schneidige charakteristisch ist, und so bleibt vorläufig die zu Anfang mitgetheilte Ableitung maßgebend.

K. N.

Ein Kasseler Miethvertrag aus dem Jahre 1811. Die Errichtung des Königreichs Westphalen im Jahre 1807 hatte für die Stadt Kassel eine gar gewaltige Aenderung in den mannigfachsten Beziehungen zur Folge. Früher die Hauptstadt eines Landes von 188 Quadratmeilen mit etwa 500,000 Einwohnern, war sie jetzt die Residenzstadt eines Königreichs von 688 Quadratmeilen mit 2 Millionen Einwohnern geworden und an die Stelle eines mehr als sparsamen Fürsten war ein im hohen Grade verschwenderischer König getreten. Die Errichtung eines wahrhaft großartigen Hofstaates und neuer Behörden, die Einwanderung einer großen Anzahl Franzosen, welche hier ihr Glück versuchen wollten, und der durch Gewährung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit veranlaßte Zuzug Gewerbtreibender jeglicher Art aus anderen Städten der Provinz, hatte gleich in den ersten Jahren die Zahl der Einwohner um mehrere tausend vermehrt. Eine natürliche Folge hiervon war der Mangel an Wohnungen und eine ganz außerordentliche Steigerung der Miethpreise, welche namentlich in den oberen Stadttheilen mehrfach die 3- und 4-fache Höhe erreicht hatten.

Die allgemein über diesen Miethwucher laut gewordenen Klagen hatten in hohem Grade den Unwillen des Königs erregt und ihn während seiner Regierung unausgesetzt nach Mitteln suchen lassen, wie diesem Uebelstande am besten abzuhelfen sei. Als das geeignetste erschien ihm die Erbauung neuer Häuser; aber alle den Baulustigen gewährten Vergünstigungen hatten ebenso, wie die den wohlhabenden Besitzern von geeigneten Bauplätzen angedrohten Geldstrafen, um sie zur Erbauung von Wohnhäusern zu zwingen, nur sehr geringen Erfolg. Es wurden nicht so viele neue Wohnhäuser in dieser Zeit in Kassel erbaut, als hier seit dem Jahre 1866 neue Straßen entstanden sind. Der hauptsächliche Grund hierfür lag, abgesehen von der noch geringen Anzahl wirklich wohlhabender Bürger und den auf den Häusern namentlich durch die Einquartierung ruhenden Lasten, hauptsächlich in dem gerechtfertigten Mangel an Vertrauen auf den Bestand der Dinge. Von der damaligen Höhe der Miethpreise gibt auch ein mir im Original vorliegender Miethvertrag aus dem Jahre 1811 einen Beleg. Derselbe beginnt „Wir Hieronymus Napoleon, durch die Gnade Gottes und durch die Konstitutionen König von Westphalen, Französischer Prinz, allen Gegenwärtigen und Zukünftigen unsern Gruß zuvor, thun hiermit kund, daß vor dem Distriktsnotar Heinrich Ernst Koch in unserer Residenzstadt Kassel erschienen sind." etc.

Nach diesem Vertrag ist zwischen dem Herrn Hofkupferarbeiter Christian Friedrich Fr. und dem Herrn Karl Wilhelm J., bisher in Wolfenbüttel, und dem Herrn Friedrich Martin H., bisher in Braunschweig wohnhaft, Folgendes verabredet: Francke vermiethet an diese beiden Herren in seinem am Schloßplatz in dem Kanton Oberstadt belegenen Hause die am Hauserden rechter Hand befindliche Stube, welche von den Herren Miethern nach ihrem Gefallen und auf ihre Kosten zu einem Laden eingerichtet werden soll, nebst einer dahinter gelegenen Küche, welche zu einer Stube eingerichtet wird, mit darin befindlichen 2 Tischen und 8 Stühlen, auf vier Jahre für den jährlichen Miethpreis von 1010 Francs und 10 Centimen (260 Thalern). Dabei wird den Miethern für diese Räumlichkeiten, welche in hessischer Zeit vielleicht kaum den 6. Theil dieser Summe einbrachten, die Bedingung auferlegt, zur Sicherung des Miethzinses ihr sämmtliches Hab und Gut zu verpfänden und den Laden stets mit einer mindestens dem jährlichen Miethpreis an Werth gleichkommenden Anzahl von Waaren besetzt zu halten. Die damals vor dem Schlosse für eine Handlung so günstige Lage verlor schon im ersten Jahre des Miethvertrags durch Abbrennen des Schlosses viel von ihrem Vorzuge, das hier gegründete Geschäft ist aber dieser Straße trotz aller späteren Wandlungen, welche die Zeitläufe hier brachten, bis auf den heutigen Tag treu geblieben.

R.-L.

Der große Brand zu Wetter am 23. April 1649. Zu Ausgang des Mittelalters und zu Anfang der neuern Zeit zählte das Städtchen Wetter zu den gesegnetsten Ortschaften Oberhessens. Handel und Wandel blühten daselbst, die Bürger erfreuten sich des Wohlstandes, und berühmt war die dortige Gelehrtenschule, die, um 1460 von der Äbtissin von Brück († 1512) unter Mitwirkung der Herren von Dernbach und von Milchling, Burgmännern zu Melnau, und anderen Rittern an der Lahn gestiftet, die hervorragendsten Gelehrten jener Zeit zu ihren Schülern zählte. Wir wollen hier nur der Agricola, der Antrecht, der Crollius, der Dryander, der Kahler, der Orth, der Pinciers, der Soldan, des Sylburg, des Vigelius, vor allen aber der Dichter Euricius und Valerius Cordus, sowie der Rechtsgelehrten Johannes und Hermannus Vultejus Erwähnung thun, die sämmtlich aus der Wetterer Schule

hervorgegangen sind. Der Name „Wetteranus“ war damals ein Ehrenname, auf welchen die Träger stolz sein konnten, und als Justus Vultejus in der Mitte des 16. Jahrhunderts Rektor der Wetterer Schule war, begaben sich selbst Studiosen von Marburg zu ihrer Information dorthin, daher denn dieselbe Academiola Wetterana genannt wurde.

Schwere Schicksalsschläge blieben dem Städtchen Wetter freilich nicht erspart. Wiederholt wüthete die Pest, die eine große Anzahl von Einwohnern dahin raffte. Den größten Schaden aber brachte über Wetter der Dreißigjährige Krieg. Entsetzlich hausten hier die Schweden im Jahre 1636, und als nun gar nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, am St. Georgstage des Jahres 1649 jener große Brand ausbrach, der ganz Wetter, mit Ausnahme von 4 Häusern, sowie der Kirche, dem Pfarrhause und der Schule, in Asche legte, da war das einst so blühende Städtchen zu Grunde gerichtet. Jammer und Elend herrschten daselbst und nur mühsam konnte es sich wieder aufrichten. Von 206 Familien, die es zu Ende des 16. Jahrhunderts zählte, bestanden im Jahre 1650 nur noch 61, und statt der 400 Häuser, die es vor dem großen Brande besaß, waren 1724 noch nicht mehr als 150 wieder aufgebaut. Heute zählt Wetter 203 Häuser und 1162 Seelen.

St. Florian, der Schutzheilige gegen Feuersgefahr — wer kennt nicht den alten Spruch: St. Florian, St. Florian, verschon mein Haus, steck's andern an — scheint dem Städtchen Wetter überhaupt nicht hold gewesen zu sein. Wiederholt hatten dort Feuersbrünste großen Schaden verursacht, so 1372, 1416, 1622 und 1626, und kaum waren die Folgen der letzten beiden verschmerzt, da sollte am 23. April 1649 jener große Brand ausbrechen, der in einigen Stunden das Städtchen in einen Trümmerhaufen verwandelte. Eine Schilderung dieser Feuersbrunst findet sich in dem interessanten, von J. F. Mahrt verfaßten, von J. J. Plitt herausgegebenen alten Büchlein „Nachrichten von der Oberhessischen Stadt Wetter und denen daraus abstammenden Gelehrten“, Frankfurt a. M. 1769. Wir lassen diese Schilderung hier wortgetreu folgen:

Anno 1649 im Frühling auf St. Georgen-Tag traf die gute Stadt Wetter einst das härteste Unglück durch den großen Brand, welcher auf folgende Weise entstanden. Es war nemlich ein Hauß-Becker, Namens Peter, so auf der Grippischen Hoffstatt damals gewohnet, bei selbigem kam durch Verwahrlosung des Tags um 10 Uhr Feuer aus, jedermann war im Felde, im Säen und Gartenarbeit begriffen, da sich nun noch dazu ein Wind erhub, so stunde fast die gantze Stadt in voller Flamme, ehe die meisten nach Hause kamen. Weil überdas noch der Mangel an Wasser einriße, so war dem Feuer nicht mehr zu steuern, sondern ein jeder suchte nur sein Nothwendiges zu erretten, welches doch vielen noch auf dem Kopfe angegangen. Und ob zwar einer zu Pferde von hier nach Marburg um Hülfe und Sprützen geschickt, so wurde doch derselbige in einem Wirthshause Unterweges von einem hiesigen Beamten angehalten, und Lermen zu machen verboten; Biß man das Feuer zu Marburg auf dem Schloß wahrgenommen, und Sprützen und Volk herausgesandt, welche auch das Feuer an dem Orthischen Hause mit Bier und Milch noch gelöscht haben. Es blieben von 400 Häusern nicht mehr als vier, nebst Kirche und Schul- und Pfarrhäusern stehen, übrige alle lagen Abends um vier Uhr schon in der Asche. Und damit war der Garaus der Stadt gemacht, und was Pest, Krieg und Feind übrig gelassen, gieng also vollends darauf, sintemal keiner mehr übrig behielt, als was er am Leibe hatte; und noch dazu nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Wodurch die Bürgerschaft abermal zerstreuet worden, daß einer hie, der andere dorthin gezogen, mithin nicht über 60 Mann stark geblieben, welche auch bisher noch nicht recht zu ihnen selbst und vorigen Haus und Gütern haben kommen mögen. Der obigerwehnte Verwahrloser aber packte sich im Tumult von hinnen, daß niemand jemalen erfahren, wo er mit Weib und Kindern hingekommen sey. Weil solcher Brand noch nirgends aufgezeichnet, hat ihn Herr Mahrt in folgendem Disticho chronologico kürtzlich entworfen:

Patria, quid lachrymas? Dum mundo jubila donat
PaX, MaIor, VIX, VIX, CreDe reperta VrIt. 1649.

Die Welt der Fried erfreut, doch Wetter steckt in Thränen
Sanct Georgens Feuer-Tag, voll Trübsal, Angst und Stöhnen.

F. Z.

Mattium-Metze. Die eben so dankenswerte als anziehende Arbeit in Nr. 8 unserer Zeitschrift über „Geschichte des Städtchens Niedenstein und der Familie Heß v. Wichdorff“ veranlaßt mich hier, eine Richtigstellung vor größerer Öffentlichkeit zu unternehmen; durchaus nicht um etwa zu mängeln, sondern um beizutragen, daß gewisse Wahrheiten wißenschaftlicher und volkstümlicher Erkenntnis doch möglichst Gemeingut in unserer Heimat werden.

„Maden“ ist mit Nichten das alte Mattium!

Die Römischen beßeren Schriftsteller haben uns germanische Namen mit solcher Genauheit und Gewißenhaftigkeit überliefert, daß wir sogar auf mundartliche Besonderheiten der Stämme, sowie auf deutsche Deklinations-Formen daraus zurück schließen können.

Der in jüngerer Zeit wol erst erwachsene Ort „Maden“ hieß ursprünglich „zi Mathanôn“ d. i. nach Vilmar so viel als ad concilia, und würde bei den Römern, anstatt in jener dativischen Form, wahrscheinlich als Nominativ **Mathana** aufgezeichnet sein, entsprechend jenen Städten des Altertums: Abdera,

Nora, Phalara, u. s. w. Gegen etwaige Einerleiheit von Mattium und Maden streitet sowol das Gesetz der Lautverschiebung als die Lehre aller Wortbildung.

Ich habe darüber sowol in meinem Nachtrags-Bande zu Vilmars Idiotikon als in dem jüngst erschienenen Anhange zu meiner Chattischen Stammes Kunde an mehreren Stellen eingehends gehandelt.

Mattium ist Mazzi, Metze. Und genau wie Ptolomäus die chattische Hauptstadt in erweiterter Form Mattiakum nennt, begegnet in heimischen Urkunden des achten Jahrhunderts als Name des Dorfes Metze abwechselnd Mazzi und Mazziachi, Metzich, Metzach u. s. w.

Als die chattischen Franken starke Ansidlungen nach Gallien aussandten, ward auch die einst keltische Stadt Divioduruni an der Mosel von ihnen, in Erinnerung an die alte Heimat, in Mattiach, später Metzich — nach Eintritte der Lautverschiebung — umgetauft. Die mittelalterische französische Form Mettis verhält sich regelrecht zu Mettich, Metzich, wie ebenwol z. B. Clovis zu Clodwich.

Wir dürfen stolz darauf sein, daß die alte chattische und die austrasische, dann lothringische Hauptstadt einen und denselben Namen tragen. —

Übrigens bleibt die Abweisung der Einerleiheit von Mattium und Maden für unsere heimatliche Geschichte doch ohne allen Belang. Denn der jüngere Ort Maden erwuchs, mit zufälliger Namens-Ähnlichkeit, in der ursprünglich weit erstreckten Gemarkung von Metze.

Daß dieses Dorf vor uralten Zeiten eine große Stadt gewesen sei, ist noch heute in dortiger Überlieferung erhalten, wofür ich auf mein Büchlein „*Sagen und Aberglaube in Hessen und Naßau*" verweise.

Hermann v. Pfister.

Zu dem Artikel „Erinnerungen aus dem Leben einer vergessenen Schriftstellerin" von Emilie Wepler in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift ist uns folgende Bemerkung zugegangen.

„Philippine von Mettingh ist c. 1788 als Tochter des Wittgensteinischen Geheimen Raths Johann Jakob Gerhard von Mettingh in Berleburg (geb. c. 1740 † 1823 zu Gießen) und einer gebornen Fech geboren. Ihr Vater zog nach seiner Pensionirung nach Gießen. Später lebte Philippine Mettingh mit ihrem c. 9 Jahre jüngeren Bruder Karl auf einem Landgute zu Appenrode bei Homberg an der Ohm. Deshalb knüpfen sich ihre Romane häufig an Oertlichkeiten und Geschichten der Familien dieser Gegend."

H. z. H.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Gestern Abend hielt W. Rogge-Ludwig in dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde den angekündigten Vortrag über den „Aufstand der hessischen Soldaten im Jahre 1806" nach neuen Quellen. Der Vortrag des beliebten Redners wurde von den Anwesenden beifälligst aufgenommen. Bericht folgt später.

— Zu Soden-Stolzenberg fand am 21. April, dem 400jährigen Geburtstage Ulrichs von Hutten, eine Feier dieses Gedenktages statt. Burg Stolzenberg ist ein alter Stammsitz der Ritter von Hutten und befindet sich seit einigen Jahren im Besitze der Badeverwaltung von Soden (bei Salmünster). Die Badeverwaltung Soden's hatte alles aufgeboten, um die Erinnerungsfeier zu einer des berühmten Dichters und Ritters würdigen zu gestalten. Gustav Kastropp, bekanntlich ein geborener Salmünsterer, hielt die nach Form und Inhalt gleich vorzügliche Festrede.

Fulda. Am Freitag den 27. April wurde das 25jährige Dienstjubiläum des Gymnasialdirektors Dr. Eduard Göbel, als Leiters der altberühmten Gelehrtenschule, durch einen feierlichen Schulaktus in erhebender Weise begangen. Große Verdienste hat sich der Jubilar während dieser Zeit um die Anstalt erworben, sein Wirken war ein segensreiches, und zu aufrichtigstem Danke sind ihm seine Schüler verpflichtet, denen er stets ein humaner, für ihr Wohl in hohem Grade besorgter Direktor war. Ueber seine wissenschaftliche und praktische Thätigkeit besteht in allen Kreisen nur eine Stimme, die der vollsten Anerkennung. Ein Fuldaer Blatt charakterisirt seine Wirksamkeit mit folgenden treffenden Worten: „Strenge und Nachsicht läßt er stets zur richtigen Zeit walten, so daß ihm das Lob gerechter Amtsführung gebührt, wie es denn auch niemals unter seiner Leitung nöthig gewesen ist, den Charakter des Fuldaer Gymnasiums als eines paritätischen besonders zu betonen. Mit Genugthuung darf er sagen, nur das Beste gewollt, mit aller Kraft dasselbe gefördert und bis zum heutigen Tage alles das gethan zu haben, was Staat, Kirche und Familie von ihm erwarten konnten."

Fügen wir hinzu, daß er, der geistvolle Interpret der alten Klassiker, es namentlich sich angelegen sein läßt, die Liebe zur deutschen Muttersprache zu wecken und das Studium derselben zu fördern, gewiß ein Verdienst, das man nicht hoch genug anschlagen kann. Ueber seine pädagogische Laufbahn berichtet das „Fuldaer Kreisblatt":

Eduard Göbel, geboren am 1. März 1831 zu Hillesheim in der Rheinprovinz — studirte vom Jahre 1850 bis 1854 in Bonn Philologie und bestand darauf mit glänzenden Zeugnissen die üblichen Staatsprüfungen, wirkte bis Ostern 1856 an dem

Gymnasium zu Aachen und zu Bonn und folgte dann einem Rufe an das k. k. österreichische Gymnasium zu Salzburg, von wo er im Herbst des Jahres 1860 als Oberlehrer an das neuerrichtete Gymnasium „an Aposteln“ in Köln zurückkehrte. Nach erfolgter Berufung seitens der damaligen kurfürstlich hessischen Regierung, welcher er trotz anfänglicher, seiner Bescheidenheit entsprungener Bedenken Folge leistete, wurde er durch Ministerial-Reskript vom 26. Februar 1863 zum Gymnasial-Direktor in Fulda ernannt, welches Amt er nun seit einem Vierteljahrhundert in der Weise bekleidet hat, daß nicht nur die Liebe und Dankbarkeit seiner Schüler, sondern auch die Anerkennung aller Gesellschaftsklassen für sein segensreiches Wirken ihm in reichem Maße zu Theil geworden ist. — Direktor Dr. Göbel hat der Stadt Fulda stets eine treue Anhänglichkeit bewahrt, er, ein Rheinländer von Geburt, ist so zu sagen Fuldaer mit Leib und Seele geworden. Als, irren wir nicht im Jahr 1868, ein sehr ehrenvoller und vortheilhafter Ruf nach Breslau an ihn erging, da lehnte er denselben aus Liebe zu dem Amte, das er bekleidete, und zu der Stadt, in der er sich heimisch fühlte, ab. Auch das darf ihm niemals vergessen werden. — Möge es dem Jubilar vergönnt sein, noch recht lange zum Heile und Segen an der seiner bewährten Leitung anvertrauten Gelehrtenschule zu wirken.

F. Z.

Hanau. Am 20. April wurde der an Stelle des nach Frankfurt a/M. berufenen seitherigen Gymnasial-Direktors Dr. Hartwig zum Direktor des Hanauer Gymnasiums ernannte Dr. Philipp Braun durch den Provinzial-Schulrath Dr. Lahmeyer von Kassel in feierlichem Schulaktus in sein neues Amt eingeführt. Dr. Philipp Braun, seit 1884 Gymnasial-Oberlehrer in Weilburg, ist geboren zu Fulda am 24. Dezember 1844 als Sohn des Amtsgerichts-Obersekretärs K. Braun. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte hiernach zu Göttingen, München und Marburg Philologie und Geschichte. Nachdem er am Gymnasium zu Fulda sein Probejahr bestanden hatte, wurde er im April 1869 zum Gymnasial-Lehrer daselbst ernannt. Im Mai desselben Jahres wurde er von der philosophischen Fakultät zu Marburg auf Grund seiner Dissertation „Observationes criticae et exegeticae in C. Valerii Flacci Argonautica“ zum Doktor promovirt. Im September 1875 wurde er an das Gymnasium zu Marburg und im März 1884, nachdem er inzwischen (im Oktober 1878) zum Oberlehrer befördert worden war, an das Gymnasium zu Weilburg versetzt. Zu Ostern 1880 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Italien und Griechenland, zu welchem Zwecke ihm ein Urlaub auf ein Jahr ertheilt worden war. Dr. Philipp Braun ist ein ebenso tüchtiger Schulmann, wie trefflicher Gelehrter, der sich überall, wo er seither gewirkt, wegen seiner humanen Anschauungsweise und persönlichen Liebenswürdigkeit der allgemeinen Hochschätzung und Beliebtheit zu erfreuen hatte.

F. Z.

Hessische Bücherschau.

— Kaiser Wilhelm und das Hessenland von Dr. Karl Weidenmüller, Gymnasial-Oberlehrer. Marburg 1888. Es ist ein frisches lebenswarmes Bild des Kaisers Wilhelm, das uns hier der Verfasser entworfen hat, ein Panegyrikus, dem man es anmerkt, daß er mit voller Liebe geschrieben ist, aber er unterscheidet sich von anderen Lobreden durch den Zweck, der ihm zu Grunde liegt. Dem Verfasser war es darum zu thun, die Beziehungen des Kaisers zu dem Hessenlande darzustellen. Der geschichtliche Theil der Abhandlung, so schreibt der Verfasser in dem Vorworte, war ursprünglich bestimmt für die Festrede zum 22. März d. J., die er vor den Schülern des Marburger Gymnasiums zu halten übernommen hatte. „Es ist anders gekommen: statt den Lebenden zu feiern, diene sie nun zum Gedächtnis an den unvergeßlichen Todten.“ Der Verfasser schildert uns die Zeit der Einverleibung Kurhessens in die preußische Monarchie, erwähnt u. A. auch, daß der König in der Audienz, die er einer Deputation aus Kassel am 27. August 1866 ertheilte, dieser, als sie auch die treue Ergebenheit der Bevölkerung gegen den König betonen wollte, die wohlverdiente Abweisung habe zu Theil werden lassen: „Ich bin einigermaßen überrascht, Sie schon jetzt hier zu sehen.“ Der Verfasser geht dann zu den Mißgriffen über, die namentlich der damalige Justizminister Graf zur Lippe und der Finanzminister v. d. Heydt unserm Hessenlande gegenüber sich zu Schulden kommen ließen, indem ihr Bestreben mehr auf mechanisches Nivelliren und Uniformiren, denn auf einsichtsvolle und gerechte Würdigung der „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ gerichtet war. Er betont, daß der Justizminister die bewährte kurhessische Gerichtsverfassung kurzer Hand beseitigte und sie durch die entsprechenden preußischen Einrichtungen ersetzte, obwohl diese, vielfach veraltet und schleppend, in Preußen selbst als verbesserungsbedürftig anerkannt waren, ferner, daß durch eine Verordnung vom 5. Juli 1867, also noch während der Diktaturzeit, der kurhessische Staatsschatz unter die Verwaltung der Generalstaatskasse in Berlin gestellt wurde, daß diese und ähnliche Maßregeln in Hessen große Mißstimmung hervorgerufen hätten, daß aber, als man sich an die rechte Stelle, an den König selbst, gewandt hatte, baldige Abhilfe, so weit dies möglich, erfolgt wäre. So sei namentlich auch die Verordnung vom 5. Juli schon am 30. Juli sistirt worden. Der Verfasser schildert auch die wiederholte Anwesenheit des Kaisers Wilhelm in Kassel und die demselben bei dieser Gelegenheit dargebrachten Ovationen. Es würde zu weit führen, wollten wir

uns noch näher in die Einzelnheiten der Schilderung verlieren, genug, die Schrift ist lesenswerth und Niemand wird sie unbefriedigt aus der Hand legen. Der Preis derselben ist billig, 50 Pf. für das Exemplar, und da der Reinertrag dazu bestimmt ist, in Marburg als Beisteuer für den Bau des Aussichtsthurmes auf Spiegelslust und in Fulda für die daselbst zu erbauende protestantische Kirche verwandt zu werden, so empfiehlt sich, abgesehen von dem Werthe der Schrift an sich, schon aus diesem Grunde, eine recht große Verbreitung derselben. Sie ist erschienen in der Universitäts-Druckerei von C. L. Pfeil in Marburg und zu beziehen durch die Ehrhardt'sche Buchhandlung dortselbst, hier in Kassel durch die Hofbuchhandlung von Gustav Klaunig. —

Soeben gelangten die „Mittheilungen des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“ Jahrgang 1887, I.—IV. Vierteljahrheft, sowie der XIII. Band, neue Folge (der ganzen Folge XXIII. Band) der „Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde“ zur Vertheilung. Inhalt der „Mittheilungen“: Jahresversammlung des Vereins am 18., 19. und 20. Juli 1887 in Schlüchtern; Rechnungsabschluß für das Jahr 1886—1887; Monatsversammlungen zu Kassel, Hanau, Marburg, des hennebergischen Vereins zu Schmalkalden; Bestand der Vereinsmitglieder, Zu- und Abgang; Verzeichniß des Vorstandes; Zuwachs der Sammlungen; Bericht über die 33. Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine vom 13.—16. September zu Mainz, von Carl von Stamford; die philosophischen Inkunabeln der ständischen Landesbibliothek zu Kassel, von Dr. G. Mollat; Miscellen zur Geschichte des siebenjährigen Krieges, von Felix von Gilsa zu Gilsa; Auszüge aus dem Kirchenbuche von Frankenberg, von Metropolitan Wessel; kleine Notizen und Berichtigungen, von Felix von Gilsa zu Gilsa; Verzeichniß neuer hessischer Litteratur, von Dr. Eduard Lohmeyer. — Inhalt der „Zeitschrift“: Die Politik Landgraf Wilhelms VIII. von Hessen vor und nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, bis zur Konvention von Kloster Seven einschließlich, von Dr. Hugo Brunner; Geschichte der Chatten, Fragment einer Geschichte des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen, aus dem literarischen Nachlaß von Dr. Albert Duncker, herausgegeben von Dr. Georg Wolff. — Ueber die erstgenannte, hochinteressante, gediegene Abhandlung von Dr. Hugo Brunner, die auch als Separatabdruck erschienen ist, haben wir bereits in Nr. 23 unserer Zeitschrift vom 1. Dezember 1887 berichtet; auf die zweite Schrift aus dem Nachlasse Duncker's werden wir in einer späteren Nummer zurückkommen. —

Dem heurigen (10.) Jahrgange des von Joseph Kürschner herausgegebenen „Litteratur-Kalenders“ ist das Bild des rühmlichst bekannten Dichters und Schriftstellers Dr. Julius Rodenberg, unseres hessischen Landsmannes, vorgedruckt. Der Litteratur-Kalender weist für Kassel 64 Schriftsteller und Schriftstellerinnen auf. Nimmt man an, daß nur die Hälfte der hier lebenden Schriftsteller namentlich aufgeführt sind, und das ist wohl eher zu niedrig als zu hoch gegriffen, so würde sich die Zahl von 128 Literaten für Kassel ergeben, eine recht nette Ziffer im Verhältniß zu der Bevölkerungszahl unserer Vaterstadt. **F. Z.**

Das Aprilheft der von A. Gild herausgegebenen Monatsschrift „Für Feierstunden“ enthält: Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk von Heinrich Pestalozzi (Fortsetzung). — Wilhelm Tell. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich von Schiller (4. Aufzug). — Die geschichtliche Grundlage von Schillers „Tell.“ — Ährenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers von Mainau. Von Fr. Jakobs. — Das preußische Volk im Jahre 1813 Von E. M. Arndt. — Der Spessart. Von Immermann. Die Zahl der Sterne. Von Dr. A. N. Böhner. — Vom Versichern. — Erlaß Sr. Majestät des Kaisers und Königs an den Reichskanzler und Präsidenten des Staatsministeriums. — Naturgemäße Lebensweise (Fortsetzung.) Lebensart. — Deutsche Sprachsünden. — Geschichte des Zuckers. — Zur Geschichte des Volksliedes „Reiters Morgengesang“. — Blütenlese aus Esaias Tegnérs „Frithjofs-Sage“. — Willkommen. Von C. Fenner. Der Erlaß Sr. Majestät des Kaisers und Königs und das Programm der Monatsschrift „Für Feierstunden“. Briefkasten. —

Briefkasten.

C. P. Wächtersbach. Artikel über Ulrich von Hutten mit großem Interesse gelesen. Mußten denselben leider zurückstellen. Brief folgt. Freundlichsten Gruß.

Dr. A. R. Laubach. Der Artikel wird in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift gebracht. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

M. S. Haina. Sie erhalten briefliche Antwort in den nächsten Tagen.

S. H. Berlin. Bestellung nicht erhalten. Bitte um genaue Adresse.

v. S. z. S. Darmstadt. Besten Dank für gütige Mittheilung, nach der wir uns richten werden.

Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes“ bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.

☛ Mit einer Beilage der N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung zu Marburg, betr. „Hessische Holzbauten“, herausgegeben von L. Bickell.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 10. Kassel, 15. Mai 1888.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 264.

Frau Ara Reclusa.

Die Mauern ragten steil und hoch!
Frau Ara grub sich selbst ein Grab.
Frau Ara schnitt sich selbst den Weg,
Den breiten Weg der Sünde ab.

Frau Ara zwang ihr Herz zur Treu',
Den Leib in härenes Gewand,
Und las in manchem heil'gen Buch
Und schrieb in pergament'nen Band.

Und was ihr in der Welt geschehn —
Vergessen wards in Tag und Jahr.
Nur eins vergas Frau Ara nicht,
Nur eins nicht! Daß sie Mutter war.

Frau Ara schrieb, die Büßerin:
„Ich hab' zwei Söhne in der Welt.
„Doch um den einen sorg' ich nicht;
„Er hat sein Loos auf Gott gestellt!

„Der and're aber lebt und strebt,
„Und das erbitt' ich mir als Lohn.
„Daß wer in meinem Buche liest:
„Fürbitte thut „für diesen Sohn."

Durch ein Jahrtausend, welches schwand,
Frau Ara, grüßt uns noch dein Herz,
Dein Herz, das hinter Mauern rang
In Mutterlieb und Mutterschmerz.

Th. Kellner.



Beiträge zur Geschichte des Städtchens Niedenstein und der Familie Heß v. Wichdorff.

Herausgegeben von Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.

(Fortsetzung.)

11., Die Stadt Niedenstein, auf welche wir im Folgendem ausführlich zurückkommen.

12., Schwasbach (Schwaßebach) ehemaliges Dorf, jetzt Wüstung am nordöstlichen Fuße des Sengelberges, war ein sehr alter Ort, von welchem sich ein adeliges Geschlecht, wahrscheinlich eine Seitenlinie der Herren v. Wichdorff, nannte. Ein T. von Schwasbach erscheint 1266 als Zeuge in einer zu Niedenstein ausgestellten Urkunde. Landgraf Heinrich I. gab das Dorf 1277 den Gebrüdern Hugo, Heinrich und Johann v. Wichdorff, genannt Hessen, zu Lehen, während die Wackermaul v. Wichdorff den dasigen Zehnten von Mainz zu Lehen trugen. Nach ihrem Aussterben 1345 belieh das Erzstift die v. Dalwigk mit diesem Zehnten. 1373 gaben die Hessen v. Wichdorff Schwasbach pfandweise an Simon v. Homberg und 1384 wiederkäuflich an Albert v. Homberg.

Später von den Hessen v. Wichdorff wieder eingelöst, wurde es nach der noch vorhandenen Original-Urkunde im Jahre 1441 von Frau Else Hessin v. Wichdorff und deren Söhnen Curth und Hans sammt dem Sengelberge und allen ihren Gerechtsamen vor der Wolfs-Eiche an Hermann Hund verkauft. Wenige Jahre später wurde der Ort in der Bundesherrenfehde zerstört und erscheint 1447 in einem Mainzischen Lehnbriefe für die Herren v. Dalwigk über den dasigen Zehnten schon als Wüstung. —

13., Wichdorf, der Hauptort dieser Mark, dessen schon oben vorläufige Erwähnung geschah, liegt am südwestlichen Fuße des Niedensteiner Burgbergs am Wiehofbache, dessen Thal hier eine weite Mulde bildet, welche wohl schon in frühester Zeit zur Ansiedelung in dieser nach Süden geöffneten geschützten Lage eingeladen haben mag.

Wer die ersten Häuptlinge dieser Mark, die ursprünglichen Herren des Orts gewesen, ist nicht bekannt. Das im XII. Jahrhundert zuerst urkundlich auftretende Edelgeschlecht v. Wichdorff entstammt einem fränkischeu Grafengeschlechte Heßi (auch Hesso, Hessico, Heß) welches von 830 — 950 etwa im Saalegau, Asch- und Sinngau herrschte. (Kaiser Karl der Große bestätigt dem Grafen Heßico die dessen Vater dem Ostphalenfürsten Heßi gemachte Schenkung des Bezirks — Bivangs — von Hachborn — Hawecabrunno — im Nieder-Lahngau von 2 Meilen Länge, 2 Meilen Breite und 6 Meilen Umfang. „Data Aquisgrani in palatio regio VII. Id. Maji anno DCCCXIII. in Domini nomine feliciter Amen.“ — Stiftsarch. in Corvey cfr. Falke Trad. Corbej. p. 377, ferner „Traditio Benedictae matronae nobilis ad ecclesiám Fuldensem coram Hesso comite in pago Salagewe facta. A. 837“ — Schannat. tradit. Fuld. p. 170.) Ein Seitenzweig dieses Grafengeschlechts war schon im X. Jahrhundert in der Wetterau, an der Lahn und in Oberhessen seßhaft, hatte aber auch in Niederhessen an der Eder Besitzungen und war schon früh im XI. Jahrhundert am Rhein bis in den Elsaß verbreitet.

Der als Miterbauer der Burg Niedenstein bereits genannte Hugo Hesso v. Wichdorff tritt zwar erst in einer Rotenbacher Kloster-Urkunde von 1169 (betreffend die Beilegung eines Streites zwischen ihm und dem Stift Fulda um Erbgüter zu Lindheim, Treyß und Mark Rotenbach, es heißt in derselben: „Notum sit . . . . . qualiter quidam vir nobilis Hugo Hesso de Wichestorph, de nobilissima progenie Hessorum quondam comitum in Bochonia oriundus etc. . .“ Winkelm. Diplomat. p. 13.) mit seinen Söhnen Reginher, Megingot, Lenfried und Konrad auf, allein sein Geschlecht muß in und um Wichdorf bereits lange vorher seßhaft gewesen sein, denn er erbaute obige Burg in Gemeinschaft mit seinen Vettern Reinhardt Wackermaul und Konrad v. Gassenhusen. Sein Geschlecht war

also hier schon verzweigt. Es ist vielleicht durch Erbschaft in den Besitz gelangt, denn es war schon damals mit den angesehensten Familien in der Gegend verwandt und besaß auch außerhalb an der Eder (Ungedenken, Rothhelmshausen, Gifliß, Mandern, Hessenstein, Treißbach, Lotheim, Diffenbach) im Ryndathale (Hessenrode, Helmshausen, Reddehausen) an der Lahn (Erbenhausen, Hessenhausen, Rosseberg, Pfaffenwinden, Hubela, Treyß ꝛc.) bedeutende Güter. Aber schon früh schwächte sich die Familie durch Erbtheilungen und schon Hugo's Söhne bildeten bereits zu Anfang des XIII. Jahrhunderts vier besondere Linien. Mit den auswärts lebenden Linien wollen wir uns hier nicht beschäftigen, sondern uns auf die in Wichdorf seßhaft gebliebenen, die Wackermaul'sche und Heß'sche beschränken. Die erstere, welche zur Mainzischen Lehens-Clientel gehörte, starb schon 1345 aus, die letztere finden wir schon sehr früh unter landgräflicher Lehensherrschaft, obwohl sie auch ansehnlichen Allodialbesitz behielt. In der Zeit vom XIV. bis XVI. Jahrhundert wurden neben ihr auch andere adelige Familien in und um Wichdorf ansäßig, die v. Vennen, v. Schartenberg, v. Wildungen, Schaden v. Reimbold's, Hundt v. Kirchberg, v. Buttlar u. a. — Die letztgenannten nebst denen v. Papenheim gelangten nach dem Aussterben der Daniel'schen Linie des Heß'schen Geschlechts in den Besitz der meisten Güter und Lehen desselben. Der Rittmeister Werner v. Treyß kaufte dann ungefähr anno 1651 den Heß'schen Burgsitz zu Wichdorf nebst dem Reste der dazu noch gehörigen Güter und seine Familie behauptete denselben bis zum XVIII. Jahrhundert, worauf der Besitz in bäuerliche Hände überging. Später erwarb ihn die Familie v. Buttlar wieder, entäußerte sich aber desselben in neuerer Zeit, worauf das Gut zerschlagen worden ist.

Die Melchior Heß'sche Linie hatte sich nach dem Verluste ihrer Mitbelehnschaft der nur noch geringen freiritterlichen, durch den 30jährigen Krieg gänzlich verwüsteten Allodialgüter in Wichdorf, Niedenstein, Maden, Möllrich und Sand nach dem Kriege auch entäußern müssen. — Melchior's Sohn Georg verkaufte noch 1661 den letzten Rest, das Scheffergut in Wichdorf an Nickel Wollenhaupt — und nahm ihren Wohnsitz in Schmalkalden, wo Georg später ein neues Lehn erwarb.

Der v. Heß'sche Burgsitz war dicht am Dorfe gelegen, später aber von Dorfnachbarn umbaut, eine Thalburg, mit Mauern, Thoren und tiefen Wassergräben umgeben. In der Mitte des geräumigen Hofes stand die Kemnade, ein fester Bau mit einem Treppenthurm und vier kleinen Eckthürmen, das Ganze hoch überragend. — Uebrigens war diese Burg, vielleicht schon vor fünf Jahrhunderten, eine in zwei Hälften getheilte Besitzung der beiden Geschlechtslinien und diese Geschiedenheit — selbst noch heute in dem reducirt genug aussehenden ehemaligen Herrenhause bestehend und erkennbar — wird in dem bereits oben angezogenen Theilungs-Vertrage der Gebrüder Melchior und Daniel von 1565 schon als von altersher bestehend erwähnt. Aber das alte Herrenhaus ist dieses noch vorhandene Gebäude nicht mehr. Denn 1631 wurde jenes mit allen Wirthschaftsgebäuden zugleich mit dem Dorfe von den Croaten niedergebrannt und nach dem Kriege — bei dem Elende, welches er in Hessen zurückließ erklärlich genug — nur nothdürftig ohne die Eckthürme wieder aufgeführt. Nur der Stumpf des Treppenthurms (woran noch die Stelle ersichtlich, an der das Wappen eingefügt war, dasselbe wurde bei Uebergang des Sitzes in bäuerliche Hände entfernt) blieb bis an das Dach erhalten, Mauern, Wälle und Gräben wurden später eingeebnet, die Wirthschaftsgebäude dürftig von Holz wieder hergestellt — das Ganze ein trauriger Gegensatz zu dem stattlichen Burgsitze der früheren Zeit, von welchem uns eine noch vorhandene Ansicht aus den ersten Decennien des XVII. Jahrhunderts erhalten geblieben ist. —

(Bezüglich des Wappens der Familie schreibt Wynkelm. Dipl. 21: „Nachdeme die Hessen v. Wichdorff, Treyß, Disenbach, Heßerode u. s. w. ahnfenglich von uhraltten Zeitten her einen auffgerichten Leuen im Wappen gehabt, wie solchen auch die Heßen v. Rynach undt in Schleßingen beybehalten, ist ein Heß v. Wichdorff, so Henrich geheißen, mit Kayßer Adolpho in den Krieg gen Meyßen gezogen. In solchem Krieg ist einstmahlen der Kayßer in der Stadt Muelhausen in große Gefahr leibß undt Lebens gerathen, dannen der Feindt ohnversehens dieselbige stadt eingenommen undt, weilen sich die bürgere darzue geschlagen, den Kayßer so hart bedrenget, daß er sich mit genawer noth in die Burg des orts salvieren können. Weilen nun damahlen eben ein new schuß-Gattier in die Burg-portten gemachet wordten, so aber noch nit niedter-gelassen geweßen, so sindt die Feindte in hellen haufen über die Zugbrücken gestürmet undt wehre umb ein haar die Burg verloren undt der Kayßer sambt den seinen gefangen wordten, so nicht Henrich als ein tapferer Rittersmann für den riß gestandten undt das thor mit dermeßiger furie verdefendiret hette, daß die Feindte weichen müssen, bis endtlich das schuß-gattier in der eyl noch zurecht bracht undt herniedter gelaßen wordten. Alß dannen der Kayßer in den hoff kommen undt gesehen, wie untter der portten alles voll

todter Feindt gelegen, die erden und ringsumb die Wende undt gewelbe gantz roth von Blut geweßen, indeß das newe Gattier allererst herab gelaßen und gantz weiß dazwischen gehenget, alß hat er Henrichen gar sehr geehret undt ihme gnediglich verliehen, daß er zu einem ewigen ahndenken sothanes weiß schuß=Gattier in rothem feldt in sein Wappen mit aufnehmen auch die zwo lantzen, so er in solchem streit zerbrochen, benebst einem rüedten zu einem wahrzeichen seiner Wachtsambkeit alß ein helm=Kleynod gebrauchen dörffen. Undt ist soviel gewiß, daß von der Zeitt an seine Nachkommen solch Wappen mit geführt, zuletzt aber in der linea zu Wichdorff gantz alleine bei behaldten haben." — Das Wappen der Heßen v. Wichdorff war in dem Fürstensaal des Schlosses zu Rotenburg unter den hessischen Adelswappen in der ersten Reihe in der 49. Stelle mit angebracht. Weßelius in seinem hessischen Wappenbuche — Kassel 1625 — begleitet es mit dem Distichon:

„Hesseni binas in vertice cassidis hastas
Atque catarrhactam cum cane signa tenent." —

nach Winkelmann lautet ein alter Wappenreim:

„Ein Heß v. Wichdorff führt als Wappenzier
in rothen schildt ein silber schuß=Gattier;
bedeutet scharffen Schutz, der Rüd' gar scharffe wacht,
Die Lantzen scharffe wehr: Das nimb Dir wohl in acht!" —

Der Wahlpruch der Familie heißt:
„Weder Unrecht thun, noch Unrecht leiden.")

Nahe bei dem Gute, in früherer Zeit wohl noch im Bereiche der Burg liegend, steht die Kirche auf dem ummauerten alten Kirchhofe. Sie war in die Ehre St. Johannis geweiht und obwohl sie sicher eine der ältesten Dorfkirchen in dieser Gegend ist, so hat das Gebäude, schlicht und einfach mit niedrigem Thurme, kein hohes Alter und geht in seiner jetzigen Gestalt nicht über das XVII. Jahrhundert zurück. Sie wurde im Mittelalter wiederholt ein Raub der Flammen und erlitt dieses Schicksal noch im 30jährigen Kriege, als 1631 der ganze Ort eingeäschert wurde. Im Innern enthält sie das sehr schöne Epitaphium mit den lebensgroßen Gestalten des Rittmeisters Daniel Heß. v. Wichdorff und seiner zweiten Gemahlin Marie geb. v. Hardenberg aus dem Jahre 1586 umgeben mit den Wappenschildern von 16 Ahnen, außerdem verschiedene Grabsteine der Familie Heß v. Wichdorff und in einer Mauernische das steinerne Bild der ersten Gemahlin des Rittmeisters Daniel, Catharina geb. v. Gudenberg, welche bei ihrem Kirchgange vom Blitz erschlagen wurde. Die Inschrift besagt, daß dies am 26. Oktober 1576 geschehen ist. —

Im Jahre 1787 fand noch eine durchgreifende Reparatur der Kirche im Aeußern und Innern statt, welcher sie wesentlich ihre jetzige Gestaltung verdankt.

Das Patronat stand in alter Zeit denen Heß v. Wichdorff zu, gelangte aber später an die Herren v. Löwenstein welche bis in die neuere Zeit im Besitze desselben geblieben sind.

Die Kirche zu Wichdorf war die Mutterkirche dieser Mark und blieb es noch Jahrhunderte, nachdem die Stadt Niedenstein enstanden war, deren Capelle und spätere Kirche St. Mariae Filiale waren, bis sich späterhin dieses Verhältniß umkehrte und Wichdorf zum Filial von Niedenstein gemacht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Baumeister.

Von
W. Rogge=Ludwig.

(Fortsetzung.)

II. Georg Gottlob Ungewitter.

Das große Glück, welches unter hessischen Regenten der Familie Du Ry zu Theil geworden, sich durch zahlreiche Kunstbauten ein bleibendes Andenken zu sichern, ist in diesem Jahrhundert einem Meister der Baukunst, welcher in seiner speciellen Richtung ohnstreitig zu den bedeutendsten seiner Zeit gehörte, nicht beschieden gewesen. Es war dies Georg Gottlob Ungewitter. Sein Verdienst ist deshalb um die Baukunst in seinem hessischen Vaterlande kein geringeres. Sein Streben war darauf gerichtet, die echtdeutsche Baukunst, die Gothik, wieder zu erwecken, und unermüdet hat er sein Ziel als Lehrer und Schriftsteller in vielfachen Kämpfen gegen Unverstand, Eigennutz und ihm offen gezeigte Geringschätzung bis an das Ende seines nur kurzen Lebens verfolgt.

Ungewitter war am 15. September 1820 zu Wanfried geboren, wo sein Vater, der in westphälischer Zeit als Officier bei der Garde du Corps gestanden hatte, ein ansehnliches Handels- und Fabrikgeschäft betrieb. Seine Mutter war eine Tochter des Bauraths Ludovici und in Kassel geboren.

Um sich dem schon in frühester Jugend zu seinem Beruf erwählten Baufach zu widmen, begann er im Jahre 1834 seine Studien in der neuerrichteten polytechnischen Schule zu Kassel, vermochte aber nicht an der Baukunst, wie sie in dieser Anstalt gelehrt wurde, großes Gefallen zu finden. Im Jahre 1837 begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach München und besuchte hier ein Jahr lang die Akademie der bildenden Künste, sich zugleich mit praktischen Arbeiten beschäftigend. Hier wurde er zuerst genauer mit der Gothik bekannt und kam zu der Ueberzeugung, daß bei der Schalheit, Leere und Oede des modernen Baustils in ihr das einzige Mittel zu finden sei, aus der Verworrenheit der Begriffe herauszukommen und zu einer Wiederverjüngung der Kunst zu gelangen.

Um seine Ideen praktisch auszuführen, begab er sich von München nach Hamburg, Lübeck und Leipzig, ohne aber seine Absichten in gehofftem Maße erfüllt zu sehen. Auf die Richtung Ungewitters hatte das Erscheinen der Schrift August Reichenspergers „über die christlich germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart" einen sehr wesentlichen Einfluß gehabt und ihn in sehr nahe Beziehungen zu diesem hervorragendsten Vertreter der Gothik gebracht. 15 Jahre bis zu seinem Tode hat er mit ihm im lebhaftesten Briefverkehr gestanden. Die Briefe Ungewitters hat Reichensperger im Jahre 1866 mit Anmerkungen von seiner Hand herausgegeben und dadurch eine vollständige Selbstbiographie seines Freundes geliefert, da in diesen Briefen Ungewitter offen und ohne Rückhalt Alles mittheilt, was ihm auf dem Herzen liegt. Wir erkennen daraus, wie er sein stets auf das Schöne und Ideale gerichtete Streben ohne Selbstliebe und Selbsttäuschung unablässig mit der größten Aufopferung verfolgt und fortwährend gegen zahllose, ihm von den verschiedensten Seiten bereiteten Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hat. Im Jahre 1851 bewarb sich Ungewitter um die vakant gewordene Stelle des Lehrers der Konstruktionslehre an der Kasseler polytechnischen Schule. Seine Bewerbung hatte auch Erfolg, obgleich er selbst wenig Hoffnung gehabt hatte, sein Ziel zu erreichen „da die neuhessisch gesinnten Baumeister Kassels gewiß gegen ihn operiren würden". An Gegnern sollte es ihm denn auch in seiner neuen Stellung nicht fehlen, von allen Seiten wurde er als Kryptokatholik und Fanatiker angefeindet. Der staatlichen Baubehörde und auch seinen Kollegen, „denen das Wort Gothik schon ein Greuel war", erschien es unfaßbar, daß ein protestantischer Lehrer an der Rückkehr in die Zeit der tiefsten mittelalterlichen Verfinsterung, an der Gothik, Gefallen finden könne. Diese Ansicht war auch bei seinen Schülern anfangs vertreten, wie sich daraus ergiebt, daß er eines Tages bei Betretung des Schulzimmers auf der Tafel die Worte: „Mystiker, Jesuit" angeschrieben fand. Bei seinen Schülern war aber der Widerstand nicht von langer Dauer, rühmend erkennt es Ungewitter an, daß viele derselben, namentlich die befähigteren, ihn bald begriffen und sich ihm stets dankbar bewiesen hätten, so namentlich Wilhelm Lotz, Wiethase, Riewel, Zindel u. a. Hartnäckiger war der Kampf gegen die Kollegen, welche wiederholt Beschwerden bei dem Ministerium über die Einseitigkeit seines Unterrichts erhoben, da es doch durchaus nothwendig sei, allen Stylen gleiches Recht widerfahren zu lassen. Mit seiner Richtung stand Ungewitter so isolirt, daß ihm anfangs auch fast gar keine Gelegenheit geboten wurde, seine Ideen praktisch auszuführen.

In einem Briefe vom 14. Mai 1853 schreibt er: „Zu thun habe ich genug, aber lauter unfruchtbare Dinge, schriftliche Arbeiten, von denen ich im Voraus weiß, daß sie zu nichts führen; an Bauen ist nicht zu denken; ein sogn. Consoltisch für einen Geistlichen ist meine ganze künstlerische Thätigkeit." In einem andern Briefe schreibt er von seinen Kämpfen gegen den „modernen Aufkläricht", alles für ihn Wünschenswerthe gehöre zu den Unmöglichkeiten, „ich glaube, man muß hier Gesangbücher einbinden, Traktätlein kolportiren oder mindestens Schreiber sein, um nicht als ganz unnütz betrachtet zu werden".

Zu derselben Zeit schreibt er auch über die Klasse der Handwerker:

„Die Handwerker, Steinmetzen, Maurer, Schreiner verstehen es noch nicht, meine Ideen auszuführen, ich scheue aber keine Mühe, sie durch Zeichenunterricht, Pläne und Muster geschickt zu machen, und bei manchen derselben ist es mir zu meiner Freude auch schon gelungen." Ebenso blieb auch bei den Regierungsbaubehörden anfangs die Abneigung gegen die Gothik bestehen, nach einiger Zeit hielt man es jedoch für angemessen, Ungewitter als Berather und Leiter bei Kirchenbauten heranzuziehen, namentlich bei Restauration der Kirchen zu Fritzlar, Neustadt, Volkmarsen, Frankenberg und des früheren Klostergebäudes zu Haina.

Ausführlich schildert er in seinen Briefen die

Kämpfe, welche er hierbei gegen die Ansichten der protestantischen und namentlich der lutherischen Prediger zunächst erfolglos zu bestehen gehabt, nur bei katholischen Kirchenbausachen, bei welchen von der Regierung kein Beitrag verlangt wurde, gelang es ihm leichter, seine Pläne durchzuführen. In den Briefen fehlt es auch nicht an Beispielen von dem Barbarismus, mit welchem damals gegen alte prächtige Baudenkmäler Hessens bei deren Restaurirung verfahren wurde. So erzählt er von einem Baubeamten, welcher die Stiftskirche zu Treysa, deren Dach schadhaft geworden war, sofort abzubrechen anfing, den Dachstuhl herunterwarf und dann seine Kunst an den Gewölben versuchte. Da diese sich nicht gutwillig zerschlagen ließen, so reiste er in seinem Zerstörungseifer nach Kassel, um Artillerie zu requiriren, die ihm aber aus militärischen und hauptsächlich finanziellen Gründen versagt wurde.

Eine ähnliche Zerstörungswuth habe ein anderer Baumeister gehabt, welcher die reizende Bonifatiuskapelle in Fritzlar habe abbrechen wollen, um den Dom zu „reinigen". Ein kunstsinniger Beamter in Fritzlar habe die Helme von den dortigen prächtigen Mauerthürmen herunterwerfen lassen, um dem beurlaubten Landrath bei seiner Rückkehr eine angenehme Ueberraschung zu bereiten.

Ungewitter erwähnt in einem Briefe an Reichensperger vom 22. März 1861, daß er seinem gothischen Musterbuche noch einige Supplementhefte hinzufügen möchte, in welchen im Anschluß an die Kirchen von Haina und Wetter noch andere hessische Kirchen dargestellt werden könnten. Hierzu bemerkt Reichensperger in einer Anmerkung Folgendes:

„Der obige Gedanke Ungewitter's ist seitdem durch den Verein für hessische Geschichte und Landeskunde verwirklicht worden, beziehungsweise noch in der Verwirklichung begriffen. Die durch diesen Verein herausgegebenen, von dem Oberhofbaumeister von Dehn Rothfelser bearbeiteten „Mittelalterlichen Baudenkmäler in Kurhessen" thun in sehr anerkennungswerther Weise dar, daß das Interesse für die geschichtliche und künstlerische Vorzeit, sowie für unseren nationalen Baustyl, insbesondere im Hessenlande fortwährend Boden gewinnt".

Bei Privatbauten fand Ungewitter nur höchst selten Gelegenheit zur Ausführung seiner Ideen. Kassel besitzt nur ein einziges nach seinem Plane ausgeführtes Gebäude, das Scholl'sche Haus in der Bahnhofstraße, welches von den Kasselern bezeichnender Weise die Weinkirche genannt wird und nicht wenig der Straße zur Zierde gereicht.

Es wiederholte sich hier, was Ungewitter über den Bau eines Hauses in Leipzig am 30. August 1850 an Reichensperger schrieb:

„In jetziger Zeit hat man viel zu leiden, wenn man bei dem Bau eines gothischen Wohnhauses von der sogenannten modernen Eleganz abgehen und sich dem Alten zuwenden will. Ich habe gerade jetzt eine vortreffliche Gelegenheit, mich hiervon zu überzeugen, indem mein einziger Bauherr, dessen ich mich erfreue, mir neulich noch sagte, sein Haus gefalle ihm gar wohl und er sehe auch ein, daß Alles zu seinem Vortheil sei, aber er wünsche doch, daß es lieber so wäre, wie die Häuser seiner Bekannten, wenn es auch nicht so lange halte; und dann sehe der moderne Styl doch auch so nobel aus, und etwas Gyps hätte er doch auch gern daran gehabt u. s. w."

Größere Anerkennung, als in seinem engeren Vaterlande, fand Ungewitter außerhalb desselben, obgleich ihm auch hier vielfache Widerwärtigkeiten nicht erspart blieben, so namentlich bei seinem Entwurfe zu dem Denkmale Weisse's in Leipzig. Im März 1862 wurde er nach Insbruck berufen, um in einer Konkurrenz zu dem dort zu erbauenden Rathhaus Entscheidung zu treffen, der Bau scheiterte aber daran, daß das erforderliche Geld nicht zu beschaffen war.

Für seinen Entwurf zu der Votivkirche in Wien erhielt er den ersten Preis, die Ausführung wurde ihm aber als Ausländer nicht übertragen.

Die Wirksamkeit Ungewitters greift, wie Reichensperger schreibt, tief in die neuste Entwicklung der deutschen Kunstgeschichte ein. Stets war er eifrig bemüht, von jeder bloß äußerlichen Nachbildung gothischer Muster sich fern zu halten und nur die Principien der alten Meister sich anzueignen und in ihrem Geiste Neues, was dem jedesmaligen Bedürfnisse entspreche, zu schaffen. Die schriftstellerische Thätigkeit, in welcher er so Bedeutendes geleistet, war ihm keineswegs Hauptsache, er bedauerte sogar, so viel Zeit auf seine schriftstellerische Thätigkeit verwenden zu können.

Von seinen zahlreichen Schriften seien erwähnt:

1. Vorlageblätter für Ziegel- und Steinarbeiten mit 48 Tafeln (in 2. Auflage) 1849.

2. Entwürfe zu Grabsteinen und gothischen Möbeln mit 48 bezw. 24 Tafeln. (Wurde ins Französische übersetzt) (1851—53).

3. Entwürfe zu gothischen Zimmerornamenten. (1854, ebenwohl ins Französische versetzt).

4. Desgl. zu Stadt- und Landhäusern (2. Auflage) 1864.

5. Gothisches Musterbuch, im Verein mit Statz herausgegeben, mit 216 Foliotafeln (1856—61).

6. Lehrbuch der gothischen Konstruktionen in vier Lieferungen mit 47 lithographirten Tafeln. (1859—1864).

7. Sammlung mittelalterlicher Ornamente.

Von diesem auf vier Lieferungen berechneten Werk war es Ungewitter nur vergönnt, die erste Lieferung zu vollenden. Ein schnell verlaufendes Lungenleiden endete am 6. November 1864 allzufrühe die rastlose Thätigkeit des für seine Idee so begeisterten Künstlers in dessen kaum vollendeten 44. Lebensjahre.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Herquet.

Nekrolog.

Von F. Zwenger.

Als ich den Entschluß faßte, dem am 6. März d. J. zu Osnabrück verstorbenen Archivrath Dr. Karl Herquet, in welchem ich einen Freund und Gönner verehre, einen Nekrolog zu schreiben, da war ich mir der Schwierigkeit meines Vorhabens wohl bewußt. Obgleich eine lange Reihe von Jahren ihm nahestehend, waren mir die Einzelnheiten aus seinem Leben doch nicht so bekannt, daß ich, darauf allein bauend, meinen Plan hätte ausführen können. Erst durch gütige Mittheilungen von nahen Verwandten des Dahingeschiedenen, namentlich von der Schwester desselben, dem Fräulein Therese Herquet in Münster, die ihm in seinen letzten Tagen eine treue Pflegerin war, ist es mir möglich geworden, wenigstens die Hauptmomente aus dem Leben unseres hessischen Landsmannes den Lesern unserer Zeitschrift schildern zu können. Daß aber Karl Herquet, bei seinen wissenschaftlichen und literarischen Leistungen einen Nekrolog verdient, und daß namentlich unsere Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, in welcher er noch wenige Wochen vor seinem Tode einen hochinteressanten Artikel über die einst so berühmte fuldaer Porzellanfabrik veröffentlicht hat,*) berufen ist, ihm einen Nachruf zu widmen, das wird aus nachstehender Lebensskizze unzweideutig hervorgehen.

Karl Herquet entstammte einer hochangesehenen Familie, die aus politischen Gründen 1668 aus der Picardie in das Fürstenthum Fulda eingewandert war. Sein Urgroßvater, Martin Herquet, war propsteilicher Amtmann auf der bei Fulda gelegenen Propstei Johannesberg. Karl Herquet's Großvater war der rühmlichst bekannte Präfekt und Regierungsdirektor Lothar Herquet, ein ebenso ausgezeichneter Jurist wie Verwaltungsbeamter, geb. am 30. Mai 1767 zu Johannesberg, gestorben am 7. April 1849 auf seinem Landsitze Bronzell. Lothar Herquet war ein eifriger Freimaurer und Sprecher der Loge „Zum Frieden", die in Fulda 1807 oder 1808, also zur Zeit der französischen Herrschaft, gestiftet worden war. Im Jahr 1813 wurde er durch den Kosackenführer General Tschernitscheff, bei dessen Ueberfall von Fulda am 27. Oktober, als Präfekt des Großherzogs von Frankfurt, des Fürstprimas K. Th. von Dalberg, verhaftet und als Geißel nach Hanau abgeführt, dort aber von General von Wrede wieder entlassen. Karl Herquet's Vater, Obergerichtsanwalt Dr. Franz Herquet, geb. zu Fulda am 9. Sept. 1802, gest. daselbst am 30. März 1869, war ein vorzüglicher Jurist und trefflicher Kenner des fuldaischen Privatrechts. Beide, Großvater und Vater, haben sich durch ihre schriftstellerischen Leistungen einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt erworben. Seine Mutter, geb. Schenck, war eine hochgebildete Dame, die auf das Gemüthsleben ihres ältesten Sohnes Karl einen wesentlichen Einfluß übte, während der Vater die Ausbildung der geistigen Eigenschaften des talentvollen Sohnes sich angelegen sein ließ. So konnte es nicht fehlen, daß seine Erziehung eine sehr sorgfältige wurde.

Geboren war Karl Herquet am 5. Oktober 1832 zu Fulda. Von Ostern 1843 bis Ostern 1852 besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt. Er verließ dasselbe nach trefflich bestandenem Maturitätsexamen, um Rechtswissenschaft auf der Landesuniversität Marburg zu studiren, wandte sich jedoch bald dem Studium der Philologie und Geschichte zu. In Marburg war er Corpsbursche der Hasso-Nassovia; er hat diesem Corps sein Leben lang die treueste Anhänglichkeit bewahrt. Außer auf der Univer-

*) S. Nummer 24 der Zeitschrift „Hessenland", vom 15. Dezember 1887.

sität Marburg studirte er noch zu München. Im Jahre 1859 wurde er auf Grund seiner philosophisch-ästhetischen Abhandlung „über die Idee des Oedipus auf Kolonos" von der philosophischen Fakultät der Universität Marburg zum Doktor promovirt.

Am 31. März 1861 wurde dem Dr. Karl Herquet das Sekretariat des Johanniter-Malteserordens vom Vorstande des Ordenspatronats, dem Justizritter August Freiherrn von Haxthausen auf Thienhausen in Westfalen, mit dem Wohnorte zu Steinheim übertragen. Er bekleidete diese Stelle bis zum 1. Juni 1865. Im Frühjahr des letztgenannten Jahres unternahm er eine Reise nach Rom, irren wir nicht, im Auftrage des Johanniterordens. Die Hinreise machte er durch Frankreich, die Rückreise über den Brenner. Aus jener Zeit stammt die Schrift Karl Herquet's: „Der St. Johanniterorden nach seinen inneren Verhältnissen, nebst einer Darlegung der beiden deutschen Würden zu einander," welche er im Würzburger „Chilianeum" und dem „Wochenblatte der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" veröffentlichte.

Karl Herquet erhielt hiernach den ehrenvollen Auftrag seitens der kurhessischen Staatsregierung, das berühmte fuldaer Landesarchiv mit seinen reichhaltigen Schätzen, namentlich an Karolinger-Urkunden, zu ordnen. Er unterzog sich dieser Aufgabe mit ebenso viel Fleiß wie Verständniß. Das fuldaische Landesarchiv, das bisher nur wenig beachtet in einem Nebenbau des Regierungsgebäudes, den man früher als Pferdestall benutzt hatte, untergebracht war, fand nun in schönster Ordnung seine Aufbewahrung im Bibliotheksgebäude, und wurde häufig von Gelehrten besucht und benutzt, bis es im Herbst 1874 nach Marburg verbracht wurde, um auf dem dortigen Schlosse mit dem hessischen Staatsarchiv vereinigt zu werden. Als Frucht der rühmenswerthen Thätigkeit Karl Herquet's zu Fulda erschienen 1867 bei Kegel in Kassel: „Specimina diplomatum monasterio fuldensi a Karolis exhibitorum," photographische Nachbildungen der dem Kloster Fulda ertheilten Karolinger-Urkunden, mit erläuterndem Texte, nach den Originalen des Landesarchivs zu Fulda herausgegeben von Dr. Karl Herquet.

Mit gleichem Fleiße, gleicher Gründlichkeit und gleichem Sachverständnisse wie in Fulda unterzog sich Karl Herquet der Ordnung des Archivs zu Mühlhausen in Thüringen, und so entstand dann das „Urkundenbuch der ehemals freien Reichsstadt Mühlhausen," bearbeitet unter Mitwirkung von W. Schweinsberg, von Karl Herquet, herausgegeben vom Magistrate der Stadt Mühlhausen.

Laut Zuschrift, Berlin am 12. August 1870, wurde Dr. Karl Herquet während des deutsch-französischen Krieges dem Hauptdelegirten des Johanniterordens für Frankfurt a. M., dem Reichsritter Major Grafen Otto zu Solms-Rödelheim, als Subdelegirter beigegeben, in welcher Stellung er vom 15. August 1870 bis 15. März 1871 thätig war. Ende September 1870 wurde er beauftragt, eine Dienstreise nach Straßburg zwecks Besuchs der dortigen Lazarethe zu unternehmen. Seine von ihm als Subdelegirter des Johanniterordens geleisteten Dienste fanden höheren Ortes Anerkennung und am 24. August 1872 wurde ihm der Königl Kronenorden mit dem Johanniterkreuze verliehen.

Dr. Karl Herquet war mittlerweile in den preußischen Archivdienst getreten. Seine erste Anstellung in demselben erhielt er als Archivsekretär des nassauischen Staatsarchivs zu Idstein, von da wurde er in gleicher Eigenschaft nach Königsberg, später nach Breslau versetzt; am 1. April 1878 wurde ihm die Leitung des Staatsarchivs zu Aurich und am 1. Juli 1886 die Leitung des Staatsarchivs Osnabrück übertragen. Am Weihnachtstage des Jahres 1887 wurde dem Staatsarchivar Dr. Karl Herquet der Charakter als „Archivrath" verliehen. Ueberall, wo derselbe gewirkt, hat er eine reiche literarische Thätigkeit entfaltet. Eine Schilderung derselben behalten wir uns für die nächste Nummer vor.

(Schluß folgt.)

Eine Radikalkur.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

(Schluß.)

Daniels Aeußere schien im höchsten Grade unheildrohend, sein Gesicht war blaß, die Mundwinkel waren herabgezogen und die Augen in einer rollenden Bewegung. Er nahm seinen Hut ab und warf ihn in eine Stubenecke.

„Ums Himmelswillen, Mann, was ist geschehen?" schrie Hulda aufspringend.

„Da lies," lallte Daniel und drückte ihr den Brief in die Hand. „Eine nette Bescherung —" und er fiel auf den nächsten Stuhl. Wie geistes-

abwesend lief Dora hinter dem Hute her, hob ihn auf und fing ihn an mit ihrem Aermel rund herum glatt zu streichen. Hulda hatte den Brief währenddessen durchflogen und brach in ein krampfhaftes Lachen aus. Der Inhalt des Schreibens schilderte ziemlich umständlich den ganzen Sachverhalt und verbreitete sich auch besonders eingehend über das der Herausforderung vorangegangene Gespräch. „So viel ich von einem Augenzeugen gehört habe," schrieb der ehrliche Krämer, bei welchem Franz wohnte, „hat der Betreffende sich erlaubt, mit Respect zu vermelden, Ihnen einen Spottnamen beizulegen, worauf der Herr Franz ihm erwiderte, daß er Sie, seinen Herrn Vater, nicht kennen müsse, denn sonst würde er nicht so von Ihnen reden können, als der Andere sodann aber auch über Fräulein Köhler loszog, da ist ihm die Geduld gerissen —" u. s. w. Bei dem schrecklichen Gelächter Hulda's stellte Dora den Hut auf den Tisch und rief verzweiflungsvoll: „Ist er todt?" Durch diese Worte schien Frau Schröder die Besinnung wieder zu kommen, sie hörte auf zu lachen und erhob sich. „Nein, nein," sagte sie vor Dora tretend, „todt war er noch nicht, als der Brief abging, aber der liebe Gott weiß, ob er jetzt noch am Leben sein wird. O, du gütiger Himmel, mein Sohn, mein einziger Sohn und um so einer Person willen muß ich ihn vielleicht verlieren!" „Was ist geschehen?" rief Dora. „Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich den Brief lesen!" — „Ja, das sollst du auch," entgegnete Hulda „du sollst ihn lesen, Creatur, bist du doch die Heldin, die das Unglück über unser stilles Haus gebracht hat." Dora las den Brief und sank fassungslos nieder. „Ja," schrie Frau Schröder mit vor Aufregung heißerer Stimme, „nun weiß sie nichts Andres zu thun, als in Ohnmacht zu fallen, die saubere Mamsell! O, es ist unerhört! Mein armer Junge! Mein armer Junge! Daniel!" und sie ergriff den Arm ihres Mannes, den sie heftig schüttelte. „Daniel, was soll nun geschehen, willst du hinreisen, oder soll ich es thun?" — „Heu — heute geht kein Zug mehr," lallte Herr Daniel, welcher unterwegs aus Veranlassung der gehabten Alteration eine allzu reichliche Stärkung genommen hatte. „Mor — morgen um sechs Uhr rei — reise ich ab." — „O, was für eine Nacht wird das geben!" jammerte Frau Hulda. „Ich kann es nicht ertragen, ich muß mit dir an sein Lager eilen, wo werden sie ihn hingebracht haben — ? In ein Krankenhaus — ja, so steht es in dem Briefe — Ich muß hin, aber erst soll mir diese hier aus dem Hause, Diese hier, die an allem Schuld ist. Klar und deutlich steht es ja hier zu lesen, schwarz auf weiß, daß der Franz es sich hat ruhig gefallen lassen, als man sich über seinen leiblichen Vater öffentlich lustig machte, aber hier die Mamsell, natürlich, die mußte er in Schutz nehmen. Hörst du's, Daniel, über dich konnten sie Späße machen soviel sie wollten, die Lotterbuben, das genirte ihn nicht, aber wegen so einer Redensart über das gnädige Fräulein hier, die vielleicht gar nicht einmal schlimm gemeint war, da mußte er sein Blut vergießen. Siehst du's nun ein, Daniel, was ich immer gesagt habe, daß sie das Unglück von unserm Hause ist, daß sie fort muß, ehe Alles durch sie zu Grunde geht, siehst du's nun ein?" „Ja ich seh's ein," stöhnte Daniel, den seine Frau so heftig an die Schulter gefaßt hatte, daß er sich mit der einen Hand an dem vor ihm stehenden Tische halten mußte, um das Gleichgewicht wieder zu erlangen, „Ja, ich seh's ein, ich, Daniel Schröder, Wohlgeboren, hier!" „Und sie soll fort, auf der Stelle fort?" fragte Frau Hulda hastig und im vollen Triumph. — „Ja, sie soll fort, auf der Stelle fort," wiederholte Herr Daniel mechanisch. Ein markdurchdringender Schrei Dora's folgte diesen Worten. „Vermaledeite Weiber!" murmelte der Fabrikherr, stülpte den Hut auf, daß er auf das eine Ohr zu sitzen kam und schwankte zur Thüre hinaus. Es war ein lauer Spätsommerabend und heller Mondschein lag über dem Städtchen. Daniel Schröder schlug, gesenkten Hauptes, die Hände in den Taschen der Beinkleider, den Weg zur Schenke vom „Geneverschatz" ein; dort angelangt nahm er mit einer furchtbaren Verwünschung in dem am Ofen stehenden Großvaterstuhl Platz, einen mächtigen Wasserhund, der sich vor demselben gelagert, von seiner Ruhestätte vertreibend. „Willst du 'nen Genever, Schatz?" fragte der Wirth, der sich allein in dem Zimmer befand, in seiner bekannten Weise. — „Nichts will ich, alte Nachteule," erwiderte Daniel, „ausruhen möcht' ich mich bei Dir, weil ich morgen mit dem frühesten verreisen muß und sonst keinen passenden Ort finden kann." — „Das wäre!" sagte der alte Wirth ironisch, „der reichste Mann auf fünf Stunden im Umkreis hat zu Hause kein Eckchen, wo er sich's im Schlafrock und Pantoffeln gemüthlich machen kann? Alter Daniel, das mache einem Andern weiß!"

„Hol's der Geier, Geneverschatz!" brummte Schröder, welcher mit dem Wirth auf einem sehr vertraulichen Fuß stand, „zu Haus geht Alles drunter und drüber. Mein Franz hat sich duellirt und einen gehörigen Treff dabei wegbekommen, der alte Feldwebel, meine liebe Frau, wollte ich sagen, ist darüber aus Rand und Band gerathen und das Ende vom Liede war, daß wir die Dora fortgejagt haben." „So—?" sagte der Genevermann, welcher das Herz auf dem rechten

Flecke trug. „So —? die Dora fortgejagt? das sieht deiner Frau ähnlich und weshalb denn fortgejagt? wenn ich fragen darf.“— „Weil der Junge sich ihr zu Liebe hat den Schädel spalten lassen.“— „Das gefällt mir von dem Franz,“ rief der Andere. „Die Wunde, die er erhalten hat, wird hoffentlich nicht so schlimm sein, daß gleich das Aergste gedacht werden muß, und ein schlechter Kerl, meiner Seel, der sich für sein Mädchen nicht lieber in Stücke schlagen läßt, als daß er leidet, daß auch nur ein unebenes Wörtchen über es geredet wird. So hab' ich es wenigstens gehalten und Du gewiß auch.“ „Mein Mädchen —?“ murmelte Daniel, „Wenn du damit meine jetzige Frau meinst, na, das ist schon lange her und ich — Aber wie kommst du dazu, von der Dora zu sprechen, als ob sie mit dem Franz in irgend einem derartigen Verhältniß stände?“ „Daß die beiden sich lieb haben, das weiß die ganze Stadt,“ erwiderte „Genever“ mit einem leisen Kichern, „dafür hat die Frau Hauptzollamtskontroleurin gesorgt. Die war ja am ersten Schützenfestabend bei euch in der guten Stube und hat auch gehört, wie Du deinem Hollerchen den Standpunkt klar gemacht hast und damit herausgeplatzt bist, daß Du Ja und Amen dazu sagtest, wenn aus Franz und Dora ein Paar würde.“ Der Fabrikherr stöhnte tief auf, der ehrliche, einfache Schenkwirth trat an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte leise, aber um so eindringlicher: „Daniel, wenn Du dies damals gewollt hast, was bewegt Dich nun, das Mädchen, das doch Dein Augapfel war, aus dem Hause zu weisen?“ Schröder starrte den Mahner erst einige Secunden schweigend an, dann rieb er sich die Augen und sagte gerührt: „Hast recht, Geneverschatz, hast ganz recht, ich bin ein altes Krokodil, ein ganz miserabler Kerl, das Mädchen ist mir auch an's Herz gewachsen und daß mich die Alte so überrumpeln konnte, daran ist nur — na, Du weißt ja, was daran Schuld gewesen ist — aber der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht Alles wieder in das alte Geleise bringe.“ Gieb mir 'mal eine Flasche Wasser und ein Glas Cognac.“ Mit freundlichem Lachen holte „Genever“ das Verlangte und Daniel trank mit zitternder Hand hastig einige Gläser des gemischten Getränkes, seine wüsten Züge nahmen einen ruhigeren Ausdruck an und als er nach einer Weile aufstand, sagte er mit fester Stimme: „So, nun will ich nach Hause gehen und Frieden stiften und morgen zu meinem Sohne!“ „Genever“ ging mit ihm in die Mondnacht hinaus. Von den Bergen und Wäldern wehte eine erquickende Luft herüber, langsam in silbernen Streifen floß der Strom dahin, an dessen Ufer die beiden Männer in ernstem Gespräch entlang schritten. Der große Hund war seinem Herrn gefolgt und Genever streichelte ab und zu den Kopf des gewaltigen Thieres, wenn dasselbe sich an ihn drängte. Plötzlich stieß der Hund einen dumpfen, grollenden Laut aus und sein Herr, aufmerksam gemacht, hob den Kopf und erblickte aus einem nahe gelegenen Heckenwege eine weibliche Gestalt hervoreilen. Dieselbe kam von der Stadt her, ihr blondes aufgelöstes Haar flatterte im Nachtwind, ohne Tuch oder Mantel schien sie von Hause fortgelaufen zu sein. „Genever“ stutzte bei dem unerwarteten Anblick, dann aber flüsterte er, die Gestalt fester in's Auge fassend, Daniel zu: „Das ist ja Dora! Um Gotteswillen, was hat sie vor?“ Das Mädchen fiel, an dem Ufer angelangt, mit einer leidenschaftlichen Bewegung auf die Kniee . . . „Dora!“ schrie der Fabrikherr, riß sich vom Arme Genevers los und stürzte auf seine Pflegetochter zu. Beim Klang einer menschlichen Stimme fuhr die Unglückliche zusammen, eilte wie verwirrt einige Schritte zurück, wandte sich dann wieder dem Flusse zu und verschwand vor den Augen der dicht an sie herangekommenen Männer in dem Wasser. „Mein Kind! Mein Kind!“ schrie Daniel und ehe der Andere es verhindern konnte, sprang der alte Mann hinter seinem „Augapfel“ her, hinab in den Strom.

* * *

Wochen sind seit jenem Sonntagabend vergangen, der Herbst ist in's Land gekommen und hat die Wälder röthlich gefärbt, die Luft ist klar, milder Sonnenschein leuchtet über die Gegend. Auf der Bank unter der Buche am Schützenplatz sitzen zwei glückliche Menschen und blicken hinaus in die schöne Welt, wie sie sich so friedlich zu ihren Füßen ausbreitet. Franz und Dora sind es, die Gottes gütige Vaterhand vom Untergange bewahrt hat. Dem braven „Genever“ und seinem Wasserhund war es glücklich gelungen, sowohl Daniel, wie Dora dem Strome noch zu rechter Zeit wieder zu entreißen. Mit Hülfe seiner Leute brachte der Wirth die beiden Bewußtlosen in seine Wohnung, wo der schnell herbeigerufene Arzt mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln versuchte, das Schlimmste von ihnen abzuwenden. In aller Stille wurde Frau Hulda noch während der Nacht von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt und in welcher Verfassung sie vor dem Lager ihres Mannes und demjenigen Dora's erschien, braucht der Erzähler wohl nicht zu schildern. Mußte sie sich doch selbst alle Schuld an dem ganzen Unglück beimessen, hatte sie doch durch unablässige Nörgeleien ihren Mann soweit gebracht, daß er schließlich in einer gereizten

Stimmung, nur halb zurechnungsfähig, seine Bestätigung zu der Ausweisung Dora's gab. Diesen scheinbaren Umschwung in seiner gegen das Mädchen sonst zu Tage getretenen Stimmung aber hatte sie, nach seinem Fortgang am selben Abend in so furchtbarer Weise gegen Dora ausgebeutet, daß diese, von Verzweiflung erfaßt, aus dem Hause stürzte und sich dem Fluß als erlösenden Retter in die Arme warf. Statt am nächsten Morgen am Krankenlager ihres Sohnes zu stehen, war Hulda nun die Aufgabe zu theil geworden, das Leben ihres Mannes und ihrer Pflegetochter durch die aufopferndste Pflege zu erhalten zu suchen, da das Gewissen sich mächtig in ihr zu regen begann und sie das dreifach über sie hereingebrochene Unheil als eine Strafe des Himmels für ihr unwürdiges Verhalten betrachtete. Mit Entsetzen dachte sie auch an die Meinung der Welt, welche für ihre Lebensdauer sie als die eigentliche Mörderin ihres Mannes und Dora's bezeichnen würde. „Das ist sie," würde man sich bei ihrem Anblick wenigstens zu denken nicht enthalten können, „das ist sie, die ihren Gatten und das ihr anvertraute arme Kind in's Wasser getrieben hat. —" Konnte sie sich selbst auch von diesem Vorwurf nicht reinigen, so sollte es ihr doch erspart werden, das Leben einer der ihr nahegestandenen Personen beklagen zu müssen. Herr Daniel, sowie Dora erholten sich nach und nach von dem genommenen, kalten Bade und auch über Franz liefen bald günstigere Nachrichten ein, sodaß Frau Hulda Hoffnung schöpfen konnte, in der Folge das wieder gut zu machen, was sie verbrochen hatte. Während dieser bangen Zeit blieb ihr noch eine andere Aufregung nicht erspart. Der Spießgeselle Wiesthalers hatte sich an diesen, als er die erste Geldsendung so bereitwillig erhalten, noch mehrfach mit ähnlichen Gesuchen gewandt und als diese ohne Erfolg geblieben, aus Rache den Geschäftsführer bei seinem Prinzipal denuncirt. Dieser Brief wurde, da Daniel's Zustand keinerlei geschäftliche Thätigkeit zuließ, von Frau Hulda gelesen und mit Schaudern sah sie ein, wer die Veranlassung zu dem ganzen Drama gegeben hatte. Ohne sich lange zu besinnen, theilte sie Wiesthaler den Inhalt des Schreibens mit und machte ihm auf sehr energische Weise klar, daß seines Bleibens in ihrem Hause nach dem Vorgefallenen nicht mehr sein könne. Mit einem höhnischen Achselzucken nahm Wiesthaler seinen fälligen Gehalt entgegen und verließ noch an demselben Tag das Städtchen, da er es für gerathen hielt, die Genesung des Herrn Daniel nicht erst abzuwarten. Der älteste Commis übernahm vorläufig seinen Posten. Als nach ungefähr vier Wochen Franz eine frische Narbe über der Stirne, aber sonst wohl und munter, aus der Residenz ankam, fand er seinen Vater und Dora völlig wieder hergestellt. Ueber die Wassergeschichte wurde ein Schleier gezogen, und er erfuhr vorläufig nur so viel, daß Dora und Herr Daniel bei einer Fahrt auf dem Fluß in Lebensgefahr gewesen seien. An Daniel Schröder hatte sich seit jener Schreckensnacht indessen eine sehr heilsame Veränderung vollzogen, sein Kopf war ihm so wohlthätig gekühlt worden, daß er einen heiligen Schwur gethan hatte, täglich nie mehr, als eine Flasche Wein und sonst nichts als Café, Thee und Wasser zu trinken, und zwar ohne irgend eine spirituose Zuthat. Als Franz bei seiner Wiederkehr der erröthenden Dora Hände ergriff, legte Frau Hulda die ihrigen, ohne eine Wort zu sagen, auf der beiden Häupter, und Franz zog die Geliebte mit einem innigen Kuße an seine Brust. Dann wanderten die beiden Liebenden hinaus nach dem stillen Plätzchen auf dem Berge, und gaben sich dem Eindruck ihres neuen Glückes hin. „Um eines wollte ich dich noch fragen," sagte Dora, nachdem sie lange gekost und geplaudert, „weshalb hast du an jenem einen Sonntag nicht geschrieben, welcher unserm Leiden vorausging?" — Eine Wolke flog über Franzens Gesicht. „Ich war damals in einer merkwürdigen Stimmung," erwiderte er, „es war mir, als ob es wie ein Alp auf mir lastete, als ob etwas Schreckliches mir bevorstände, dem ich nicht zu entrinnen vermochte. Drei, viermal fing ich an zu schreiben, aber so schwermüthiges Zeug, daß ich euch zu ängstigen fürchtete und so unterließ ich es lieber ganz. Doch nun hat sich ja alles zum Guten gewendet, komm', der Abend sinkt, die Mutter wird das Verlobungsmahl bereitet haben, wir wollen sie nicht länger warten lassen." — „Verlobt," flüsterte Dora und konnte sich der Thränen nicht enthalten. — „Meine liebe, liebe Braut," rief Franz und küßte ihr die Augen. — Als des Abends in der festlich erleuchteten guten Stube die umgewandelte Frau Hulda ihr Glas füllte, um das Brautpaar hoch leben zu lassen, holte Herr Daniel aus dem Wandschränkchen, in welchen sonst die Rumcaraffe ihren Platz hatte, eine halb gefüllte Weinflasche hervor. „Ach laß' doch den Rest, lieber Daniel," sagte Frau Hulda, „hier, nimm von dem frisch Entsiegelten." — „Hollerchen," erwiederte ihr Gatte, „du scheinst mich gewaltsam von dem Pfade der Tugend und Mäßigkeit abspenstig machen zu wollen. Wie den Rest meines Lebens, kann ich auch diesen Weinrest gemüthlich genießen; mein Sinn ist allein noch der Genügsamkeit zugewendet, wie der Deine der Erhaltung des häuslichen Friedens, denn die Radikalkur, die wir beide durchgemacht haben, war nicht von schlechten Eltern. Doch nun, das Brautpaar, vivat hoch! hoch! und nochmals hoch!"

Lenzesblüthe.

Ein duftig Knöspchen seh' ich blüh'n
Von selten schöner Art,
Der Liebe Roth, der Hoffnung Grün
Zusammen hold gepaart.

Es leuchtet mir so lieb und mild,
Als wär's mein guter Stern;
Das jugendfrische, frohe Bild
Hab' ich von Herzen gern.

Die Sonne steigt von Tag zu Tag,
Bald schmückt sich Flur und Wald,
Bald hörst du wieder Lerchenschlag,
Und Frühling wird es bald.

Mir ist ein junges Glück erwacht.
O, lieber Sonnenschein,
Entfalte du zu voller Pracht
Die Lenzesblüthe mein!

C. Fr.

Landgraf Karl und das Himmelfahrtsfest in Kassel.

Das ist Segen hoher Geister,
Daß die Nachwelt Kränze flicht,
Und sich späteste Geschlechter
Sonnen noch in jenem Licht.

Solchen Kranz will niederlegen,
Landgraf Karl, an Deinem Bild
Von den Tausenden doch einer,
Welche Du so „wundermild"

Heut' in Deiner Au bewirthet
Mit dem lieben Himmelsblau
Mit dem Maigrün Deiner Wälder
Mit dem frischen Morgenthau.

Wohl mag mancher Deiner Ahnen
Heller leuchten weit und breit:
Philipp an hochherz'gem Muthe,
Moritz an Gelehrsamkeit,

Aber wenn im Gotteshause,
Das Flüchtlingen Du geschenkt,
Bei dem Klange frommer Lieder
Deiner heute man gedenkt,

Oder wenn im grünen Tempel,
Den du schufst in der Natur
Manche gramgebeugte Seele
Findet ihres Gottes Spur:

Landgraf Karl, das ist ein Segen
Darum man Dich neiden mag; —
Himmelfahrt bleibt doch für Kassel
Stets Dein schönster Ehrentag!

Kassel am Himmelfahrtsmorgen 1888.

Dr. W. F.

Aus alter und neuer Zeit.

(Die Hessen in der Schlacht von Roßbach.) In Archenholtz, Gesch. d. siebenj. Kr. (Leipzig bei Reclam, I. T., S. 93) findet sich folgende Darstellung des Verlaufs der Schlacht von Roßbach: „Die Franzosen sowohl als Reichssoldaten warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können. Nur einige Schweizerregimenter fochten noch eine Zeit lang und waren die Letzten auf dem Schlachtfelde. Nur sieben Bataillone Preußen konnten dem Feinde ihr Feuer zeigen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der den rechten Flügel kommandirte und zehn Bataillone bei sich hatte, kam gar nicht zum Schlagen; denn die gegen ihm über stehenden Reichstruppen liefen gleich bei den ersten Kanonenschüssen davon. Durch diese mit Schande bezeichnete Flucht wichen sie der Schlacht aus und überließen die Ehre oder Unehre dieses Tages ganz den Franzosen." Diese Darstellung ist sodann in die geschichtlichen Handbücher, selbst bis in die neueste Zeit hinein, übergegangen, indem die Verfasser sich die Mühe der Einzelforschung ersparten und einfach von einander abschrieben. So lesen wir bei Georg Weber, die Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung (12. Aufl. S. 301): „Die Reichsarmee floh gleich beim Beginn der Schlacht so eilig, daß der Witz der Spötter ihre Benennung in Reißausarmee verkehrte, und die Franzosen folgten ihr;" bei Franz Otto, Das Buch vom alten Fritz (Leipzig, 1871, S. 93): „Die Reichsvölker sahen sich besser vor. Beim ersten Donner der Kanonen liefen sie davon, so daß die preußische Infanterie gar nicht zum Schuß kam;" bei Wilhelm Redenbacher, Geschichte der Menschheit (Stuttg. 1880, S. 680): „Die Reichsarmee, 25,000 Mann, lief beim ersten Schuß davon und hieß daher Reißausarmee. Die Franzosen hielten bessern Stand" u. s. w.

Diesen Darstellungen gegenüber erfordert die geschichtliche Wahrheit (unter Hinweis auf Brodrück, Quellenstücke und Studien über den Feldzug der Reichsarmee von 1757, Leipzig 1858) hinzuzufügen, daß die Zuchtlosigkeit, die Schlaffheit und der Leichtsinn der Franzosen, sowie die mangelhafte Reichskriegsverfassung die Hauptschuld an dem Mißerfolge hatten. Insbesondere aber ist es vaterländische Ehrenpflicht, hier zu betonen, daß die Hessen an jenem denkwürdigen 5. November eine rühmliche Ausnahme gebildet und in ehrenhafter Weise tapfern Widerstand geleistet haben.

Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt hatte dem Kaiser das Prinz Georg-Regiment (bestehend aus 1 Grenadier- und 8 Musketier-Kompagnien = 900 Mann) nebst zwei dreipfündigen Regimentsstücken gestellt. Bei Roßbach sollten diese Truppen Gelegenheit finden, dem trefflichen preußi-

schen Heere gegenüber die alte hessische Tapferkeit und Ausdauer zu beweisen.

Die verbündete Armee führte in 3 Colonnen ihren Umgehungsmarsch aus. Zwischen der 2. und 3. Colonne zog die französische Reserve-Artillerie. Als dieselbe nebst der französischen Infanterie-Reserve zurückblieb und dann später wieder nacheilte, schob sie sich zwischen das französische 1. und 2 Treffen, wodurch eine heillose Unordnung entstand. Nur die deutsche Infanterie unter dem Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt hatte Ordnung und Richtung bewahrt. Indessen war das preußische Heer abmarschirt und Seidlitz hatte sich mit der Reiterei, völlig unbemerkt vom Feinde, der die Preußen auf dem Rückzuge begriffen glaubte, hinter dem sog. Janus-Hügel so aufgestellt, daß seine Front die Marschrichtung der Verbündeten durchschnitt. Ebenda waren auch die schweren Geschütze aufgestellt. Plötzlich gaben dieselben das wirksamste Feuer ab auf die beiden, 16 und 17 Schwadronen tiefen Colonnen, welche die Spitze bildeten. Gleichzeitig warf sich Seidlitz mit 20 entwickelten Schwadronen auf die dichten feindlichen Reitermassen und faßte sie an der Spitze und in der Flanke. Wenn auch die die Spitze bildenden österreichischen Kürassiere und die Reserve-Kavallerie unter Broglie vorübergehenden Erfolg hatten, so war doch der ganze Kampf bald durch das rasche Eingreifen des preußischen zweiten Treffens entschieden. Auch gegen die Reichsinfanterie richtete ein Theil der preußischen Reiterei seinen Angriff bei der Verfolgung der geschlagenen französischen Regimenter. Dieselben ergossen sich in regelloser Flucht auf die Colonnen der Reichsinfanterie, an deren Spitze sich das kaiserliche Regiment Würzburg und das hessen-darmstädtische Prinz-Georg-Regiment befanden. Während die vier übrigen Regimenter der Reichsinfanterie (6 fränkische Bataillone und zwei von Kur-Trier) die Flucht ergriffen, hielten die beiden vorderen Stand. In Folge ihrer vereinzelten Lage konnten sie nicht mehr in den eigentlichen Entscheidungskampf eingreifen.

Mitten jedoch in der allgemeinen Auflösung traten die Hessen einen geordneten Rückzug an und bildeten die äußerste Nachhut. Oberstlieutenant von Löwenfeld, dem an Stelle des Obersten Stutzer das Kommando übertragen worden war, besetzte das südöstlich von Penstadt gelegene Gehölz; auf dem linken Flügel ließ er die Geschütze auffahren. Hier blieben die Hessen noch längere Zeit stehen, indem sie die feindlichen Angriffe abwiesen. Erst nachdem alle Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Gefechtes geschwunden war, räumten die Hessen auf den besonderen Befehl des Prinzen Georg von Hessen ihre Stellung. Hierbei ließ derselbe noch mehrere Male gegen den heftig nachdrängenden Feind Front machen und in langsamem Marsche den Rückzug fortsetzen, unter beständigem abwechselnden Feuer der beiden Geschütze. —

Wer also von uns jene bekannten Verse:

„„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen!““

hört oder liest, der sei sich mit Stolz bewußt, daß die Hessen auch da nicht gelaufen sind. —

Laubach in der Wetterau.

Dr. August Roeschen.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Die diesjährige Hauptversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde wird am 16., 17. und 18. Juli zu Hersfeld abgehalten werden.

— Bei dem in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift kurz erwähnten, am 30. v. M. in dem „Verein für hessische Geschichte und Landeskunde“ von W. Rogge-Ludwig gehaltenen Vortrage hatte sich Redner die Aufgabe gestellt, auf Grund neuer Quellen, namentlich der erst im Jahre 1863 durch Veröffentlichung der Korrespondenz Napoleons I. bekannt gewordenen Instruktion, welche dieser dem Marschall Mortier bei Besetzung Kurhessens ertheilt hatte sowie auf Grund bisher unbekannt gebliebener Aufzeichnungen von Zeitgenossen, frühere Darstellungen des Aufstandes der hessischen Soldaten zu ergänzen bezw. zu berichtigen.

In der erwähnten Instruktion hatte Napoleon das gegen das Land einzuhaltende Verfahren in allen Punkten sehr genau vorgeschrieben, und aus seinen später erlassenen Anordnungen ergab sich, daß er, durch besondere Kundschafter von allen Vorgängen im Lande unterrichtet, mit dem milden Vorgehen, welches der von ihm als Generalgouverneur eingesetzte Divisionsgeneral Lagrange gegen die Aufständischen beobachtet hatte, höchst unzufrieden war und ihn zu den später von diesem ergriffenen strengen Maßregeln veranlaßt hat, wobei es aber anzuerkennen ist, daß Lagrange trotzdem die bestimmten Befehle Napoleons nicht vollständig zur Ausführung gebracht hat. So beruhte zunächst die Anordnung des Generalgouverneurs, welche den nächsten Anlaß zum Aufstand gab, aus den hessischen Soldaten drei französische Bataillone zu bilden, um sie aus ihrem Vaterlande zu entfernen, nicht, wie Piderit angibt, auf dem Rath eines Deutschen, sondern auf dem direkten Befehl Napoleons, welcher diese Truppen für den Dienst des Königs von Neapel bestimmt hatte.

Von dem auf Grund der Aufzeichnungen von Zeitgenossen neu Vorgebrachten ist insbesondere die namentlich von Lynker in seiner Geschichte dieses Aufstandes nicht erwähnte, von großem Einfluß gewesene Thätigkeit des als Retter des kurfürstlichen Schatzes bekannten

frühern Kapitäns im Regiment Schenk, Wilhelm Mensing, zu erwähnen. Danach hatte dieser wider seinen Willen an die Spitze der etwa 5000 Mann zählenden hessischen Soldaten, welche sich in Spangenberg zum Aufstand vereinigt hatten, treten müssen, und war vorzugsweise seinem umsichtigen Vorgehen die Proklamation des Lagrange, zu verdanken, in welcher es den hessischen Soldaten frei gestellt wurde, ob sie in französischen Dienst treten wollten oder nicht. Diese Proklamation und die weiter von Mensing im Verein mit den früheren hessischen Ministern von Waitz und von Baumbach an den früheren Garnisonsorten gehaltenen beruhigenden Ansprachen hatten wesentlich zur Beendigung des immer bedrohlicher gewordenen Aufstandes beigetragen.

Von besonderem Interesse waren dann noch die Mittheilungen über die bisher nicht erwähnten erfolgreichen Bemühungen des Bevollmächtigten der Stadt Hersfeld, P. Morchutt, zur Rettung dieser von Napoleon dem vollständigen Untergang bestimmten Stadt. Hiernach war es diesem gelungen, den mit Ausführung des Befehls Napoleons, Hersfeld auszuplündern und dann niederzubrennen, beauftragten französischen General Barbot mit 1000 Karolin zu bestechen und dadurch die Stadt mit Hülfe des im Einverständniß mit Barbot handelnden Kommandeurs des badenschen Jägerbataillons, Major Lingg, in der bekannten Weise vom Untergang zu retten.

Der treffliche Vortrag des Redners erndete allgemeinen Beifall.

Todesfälle. Am Sonntag den 15. April starb nach schwerem Leiden an einer sehr schmerzhaften Krankheit (Lippenkrebs) in seinem 73. Lebensjahre zu Homberg der frühere Pfarrer von Reichensachsen Ernst Neuber. Im Jahre 1873 hatte er sich den Renitenten angeschlossen und war in Folge dessen seiner Pfarrei verlustig gegangen. Seit jener Zeit lebte er in Homberg. Seine Freunde rühmen seinen Biedersinn und die Lauterkeit seines Charakters. — Am 22. April verschied zu Marburg in seinem 79. Lebensjahr der lutherische Superintendent Dr. theol. Philipp Kümmel. Geboren am 2. Dezember 1809 zu Münchhausen (Kreis Marburg), wo sein Vater Pfarrer war, studirte er auf der hessischen Landesuniversität Theologie; am 23. Dezember 1832 wurde er ordinirt und seinem Vater als Gehilfe beigegeben. 1838 erhielt er eine Lehrerstelle am Seminarium zu Homberg und 1847 die erste Pfarrstelle an der lutherischen Kirche zu Frankenberg. Am 2. Mai 1858 trat er sein neues Amt als Oberpfarrer der lutherischen Kirche zu Marburg, Superintendent und Konsistorialrath an, feierte am 23. Dezember 1882 sein fünfzigjähriges Ordinariatsjubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm seitens der theologischen Fakultät zu Marburg der Doktortitel honoris causa verliehen wurde. — Seit Einführung der Reformation im Jahre 1527 in Hessen war Kümmel der 25. Superintendent Oberhessens. Die längste Dienstzeit hatte unter denselben der Professor der Theologie Dr. Karl Wilhelm Justi mit 44 Jahren (1802—1846); die zweitlängste mit 31 Jahren der Professor der Theologie M. Adam Krafft (geb. 1493 zu Fulda) von 1527 bis 1558; dann folgt Dr. theol. Ph. Kümmel mit 30 Jahren (1858—1888). F. Z.

Am 28. April d. J. starb zu Kassel der Oberstlieutenant a. D. Karl Friedrich Ferdinand Helmrich Rabe von Baumbach aus dem Hause Baumbach-Gemünden, ein wegen seiner militärischen Tüchtigkeit und seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und seines ehrenhaften Charakters auch in weiteren Kreisen hochgeschätzter Offizier.

Von einem seiner alten Kammeraden wird uns über dessen Lebenslauf Folgendes mitgetheilt:

Friedrich von Baumbach, geboren am 17. Nov. 1816 zu Marburg, war ein Sohn des im Jahre 1806 in der Schlacht bei Jena schwer verwundeten königlich preußischen Hauptmanns Arnold von Baumbach, welcher seinen Abschied nahm und sich nach Gemünden zurückzog. Vom Jahre 1826 an bis zu seinem im Jahre 1847 erfolgten Tode bekleidete dieser die Stelle eines Obervorstehers des Stiftes Kaufungen. Ein älterer Bruder Baumbachs war der am 21. Januar 1885 zu Marburg verstorbene kurhessische General a. D. Wilhelm von Baumbach.

Im Jahre 1831 wurde der Verstorbene, welcher von früher Kindheit an seine Neigung zum Militärstand kundgegeben hatte, in das Kasseler Kadettenhaus aufgenommen, und am 6. Dezember 1835 zum Offizier befördert. Im Jahre 1847 erfolgte seine Ernennung zum Premierlieutenant, 1853 zum Hauptmann und 1863 zum Major im 1. Infanterie-Regiment Kurfürst.

Bei dem Uebertritt der kurhessischen Offiziere in die preußische Armee im Jahre 1866 wurde er als Bataillonskommandeur in das 1. westphälische Infanterie-Regiment Nr. 13 nach Münster versetzt und noch in demselben Jahre zum Oberstlieutenant befördert, schied aber schon in dem folgenden Jahre mit Pension und der Erlaubniß zum Tragen der Uniform aus dem preußischen Dienst. Vom Jahre 1872 an lebte er in Kassel. Sein am 30. April erfolgtes Leichenbegängniß gab Zeugniß, wie groß und allgemein die Liebe und Verehrung war, welche sich der Verstorbene, namentlich bei seinen Kameraden, zu jeder Zeit erworben hatte. Auch von seinen vielen, jetzt auswärts wohnenden Freunden und Kameraden wird sein Hinscheiden tief und aufrichtig betrauert.

Sein echt ritterlicher Sinn, seine unermüdliche Pflicht- und Berufstreue, seine stete Bethätigung der treusten Freund- und Kameradschaft und sein stets gegen Alle gezeigtes wohlwollendes liebenswürdiges Benehmen sichern dem Verstorbenen, dessen letzte

Lebenszeit durch ein schweres Leiden sehr getrübt war, bei Allen, die ihm im Leben näher getreten sind, ein bleibendes, ihn ehrendes Andenken.

E.

Am 9. d. M. starb zu Wiesbaden der Generallieutenant z. D. Albrecht Friedrich von Bardeleben, im 85. Lebensjahre. Er war der älteste von den Offizieren der ehemaligen kurhessischen Armee. Als Kommandeur der kurhessischen Kawalleriebrigade, welche Stelle er von 1853 bis 1866 bekleidete, hat er sich das Verdienst erworben, die Ausbildung der hessischen Kawallerie auf jene Stufe zu bringen, durch welche sie sich so vortheilhaft auszeichnete, und die ihr die allgemeine Anerkennung militärischer Fachmänner gesichert hat. Wir hoffen in der Lage zu sein, in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift Näheres aus dem Leben dieses ausgezeichneten Offiziers mittheilen zu können.

Am 13. d. M. verschied dahier nach langem schweren Leiden der Hauptmann im 4. Garde-Regiment zu Fuß, Max von L'Estocq. Seit 1883 Platzmajor von Kassel, war derselbe ein sehr eifriges Mitglied des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, in welchem er wiederholt Vorträge hielt. Er galt für eine Autorität auf dem Gebiete der Heraldik, und zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des genannten Vereins im Jahre 1884 gab er das treffliche Werk: „Hessische Landes- und Städte-Wappen“ (Kassel bei Freyschmidt) heraus, das eine sehr günstige Aufnahme fand. —

Der Nummer 9 unserer Zeitschrift war der Prospekt des kürzlich in der N. G. Elwert'schen Universitäts-Buchhandlung zu Marburg erschienenen Werkes „Hessische Holzbauten,“ herausgegeben von L. Bickell beigefügt; der heutigen Nummer ist der Prospekt des im gleichen Verlage erschienenen Werkes: „Aeltere Silberarbeiten in den Königlichen Sammlungen zu Kassel,“ herausgegeben von Dr. Professor E. Alhard von Drache in Marburg, beigegeben. Auf beide Prachtwerke, auf welche wir noch zurückkommen werden, machen wir die Leser unsrer Zeitschrift ganz besonders aufmerksam.

Hessische Bücherschau.

Chladni's Leben und Wirken nebst einem chronologischen Verzeichnis seiner literärischen Arbeiten, dargestellt von Dr. Franz Melde, Professor an drr Universität Marburg. Mit einem Bildnisse Chladni's und fünf Figuren im Texte. Zweite Auflage. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1888.

Es ist eine in schöner, flüssiger, auch dem Laien verständlicher Sprache geschriebene Schrift, die uns hier vorliegt. Zuerst im Jahre 1867 als Programm gelegentlich einer Marburger Universitäts-Feierlichkeit erschienen, ist jetzt eine zweite Auflage nothwendig geworden, bei welcher sich der Verfasser an der Hand Chladni'scher Schriften bemüht hat, die Darstellung zu erweitern und umzugestalten. Das vielbewegte Leben des weltbekannten Physikers, der sich durch seine epochemachenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Lehre des Schalls, durch seine richtigen Ansichten über die Feuermeteore unvergänglichen Ruhm erworben hat, bietet hochinteressante Momente. Ernst Florenz Friedrich Chladni war am 30. November 1756 zu Wittenberg geboren. Die Familie stammte aus Ungarn, von woher ein Vorfahre im Jahre 1673 nach Deutschland auswandern mußte. Der Vater, ein gelehrter Jurist in Wittenberg, erzog seinen Sohn sehr strenge. Früh schon trat bei dem jungen Chladni die Neigung für die Naturwissenschaft zu Tage, und diese, verbunden mit Medizin, wollte er auch, nachdem er die Fürstenschule zu Grimma absolvirt hatte, studiren, doch der unbeugsame Sinn seines Vaters hatte es anders beschlossen. Er sollte und mußte sich der Rechtswissenschaft widmen, er schrieb auch in Leipzig zwei Dissertationen und kehrte mit den vorzüglichsten Zeugnissen und dem juristischen Doktortitel nach Wittenberg zurück. Kurz darauf starb sein Vater (am 4. März 1782) und nun trat von neuem seine Neigung zu den Naturwissenschaften unwiderstehlich hervor, er hielt akademische Vorlesungen, und die Aufgabe, als Forscher auf dem Gebiete der letztern etwas Neues zu leisten, hatte er in ihrem ganzen Umfange erfaßt. Er eilte denn auch von Entdeckungen zu Entdeckungen. Eine der wichtigsten und schönsten ist die Entdeckung der Klangfiguren auf ebenen Scheiben, Figuren, die man nach ihrem Entdecker die Chladni'schen Klangfiguren genannt hat. Interessant ist die Art und Weise, in welcher Professor Melde diese Entdeckung darstellt. Er schreibt: „Wie es so oft beim Verfolgen eines Gegenstandes geht: daß nämlich ein Umstand eine plötzliche Idee erregt, welche unmittelbar eine Entdeckung zur Folge hat, so geschah es auch hier. Im Jahre 1771 hatte der Göttinger Professor Lichtenberg gefunden, daß der elektrische Funke, wenn er auf einen Nichtleiter überspringt, eigenthümliche Spuren zurückläßt, die sichtbar gemacht werden können, dadurch, daß man die betreffende Gegend mit einem Pulver (z. B. Harzpulver) bestreut. War der überspringende Funke positiv, so ordnete sich dieses Pulver zu einer strahlenförmigen Figur, war er negativ, so entstanden mehr wolkenförmige Gebilde. Diese eigenthümlichen Figuren, welche den Namen Lichtenberg'sche Figuren erhalten haben, erregten auch die Aufmerksamkeit Chladni's; er machte verschiedene Versuche der Art nach, wobei ihm plötzlich der Gedanke kam, ob sich nicht auf ebenen Scheiben, sobald sie klingen, durch aufge-

streuten Sand auch Figuren bilden könnten? Eine Metallscheibe von einer Drehbank war zur Hand; Chladni sperrte sie in einen Schraubstock fest, der Art, daß der Mittelpunkt unbeweglich war, die übrigen Theile aber ungehindert schwingen konnten, streute Sand auf die Scheibe und strich sie mit einem senkrecht zur Fläche geführten Violinbogen an. Siehe da: der Sand gerieth beim Tönen in Bewegung, verschwand hierbei von bestimmten Stellen, um sich an andern zur bleibenden Ruhe zu begeben und in wenigen Augenblicken war auf der Scheibe ein zehnstrahliger Stern als die erste Klangfigur hervorgezaubert. — Wenn je ein auf Entdeckung ausgehender Forscher überrascht wurde, so war es sicherlich Chladni beim Anblick dieser Figur. Wie er selbst sich ausdrückt, „folgte nun eine Beobachtung auf die andere“. Die Scheibe wurde an verschiedenen Stellen angestrichen; sie wurde an verschiedenen Stellen festgeklemmt, mit anders gestalteten Scheiben vertauscht und jedesmal erschienen andere Figuren, deren Mannigfaltigkeit im höchsten Grade überraschte und bei denen wir auch heute noch mit Bewunderung und Aufmerksamkeit verweilen“. —

Wir haben vorstehenden Abschnitt wörtlich wiedergegeben, einmal wegen des Interesses, das der darin behandelte Gegenstand an sich schon hat, dann aber auch, um die Leser mit der gefälligen und allgemein faßlichen Darstellungsweise, wie sie dem Verfasser eigen ist, und zum hohen Vorzuge gereicht, bekannt zu machen. Und wie hier auf dem Gebiete der Akustik so verhält es sich auch durchweg in der hochinteressanten Schrift. Es würde zu weit führen — so gerne wir es auch thäten — und den uns gebotenen Raum überschreiten, wollten wir noch andere Abschnitte auszugsweise mittheilen. — Kein Anderer war mehr dazu berufen, dem berühmten Physiker Chladni ein solches Ehrendenkmal zu stiften, wie die vorliegende Schrift, als Professor Franz Melde, unser hochgeehrter Landsmann; hier steht ebenbürtig der Physiker dem Physiker, der Akustiker dem Akustiker gegenüber, denn gerade unser Marburger Professor Melde ist es ja, der auch auf dem Gebiete der Akustik, durch seine Forschungen und Entdeckungen, Hervorragendes geleistet hat. Jeder, der die Schrift Melde's liest, der Gelehrte wie der Laie, wird mit uns übereinstimmen in dem Urtheile, daß hier eine schriftstellerische Arbeit vorliegt, die nach jeder Richtung hin die vollste Anerkennung verdient.

F. Z.

Berichtigung.

In der vorigen Nummer, Artikel „Beiträge zur Geschichte des Städtchens Niedenstein„ sind folgende Druckfehler zu berichtigen: Auf Seite 132 muß es nicht Rommel P I B. P. Hauptst. S. 180, sondern „Rommel, VI. B. P. Hauptst. S. 180“; etwas weiter unten statt Heyneccii Antiquit: 21 P. „Antiquit 217.“ heißen. — In dem Artikel „Die Familie Du Ry“ S. 134, Sp. 1, Z. 22 ist statt 1698 zu lesen 1692, Z. 35 statt Ludwig Sigismund „Ludwig Simon“, Sp. 2, Z. 27 Schutte statt Schutze.

Briefkasten.

C. F. Kassel. Wie Sie sehen, haben wir bereits einen Ihrer Beiträge abgedruckt.

J. L. Kassel. Ihrem Wunsche wird nachgekommen werden. Hoffentlich senden Sie uns bald einen neuen Beitrag.

F. St. in Kassel und E. M. in H. Gedulden Sie sich nur noch eine kurze Frist.

R. H. in Kassel. Mit Dank angenommen; wird in gewünschter Weise Verwendung finden.

K. R . . . r. Weimar. 1) Nicht verwendbar. 2) Das Weigand'sche Wörterbuch dürfte Ihnen darüber Aufschluß geben.

H. K. in M. (Niederhessen.) Der eingesandte Beitrag wird verwandt.

„Abonnent in Fulda.“ Sie finden das betr. Buch in Nr. 24 des „H.-L.“ besprochen.

H. v. Pf. in Wichtringhausen, J. v. H. in Köln. Für die Zusendungen, Bilstein betr., besten Dank.

G. v. P. in Marburg. Wird befolgt werden. Brieflich Näheres.

Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes“ bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 11. Kassel, 1. Juni 1888.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 264.

Die Wiege.

Knäblein lag in süßer Ruh,
Mutter wiegte sanft und lind
Und im Traume hört sie zu,
Wie die Wiege singt dem Kind:

„Einst im dunklen Tannenhag
Ragt' ich in die Wolken kühn;
Bunter Vöglein heller Schlag
Hallte laut aus meinem Grün.

„Hab' sie still gewiegt und treu
So wie dich, in süßen Schlaf;
Doch sie alle flohen scheu,
Als der Aexte Wucht mich traf.

„Aber auf dem Wanderflug
Bot ich ihnen dann zur Rast
Tau und Segel, die ich trug
Auf dem Meer als stolzer Mast,

„Du auch wirst nur allzubald
Missen deiner Kindheit Glück
Und der Sehnsucht Allgewalt
Bringt es nimmer dir zurück.

„Denk der Bretter dann, der vier,
Die von mir noch übrig sind;
Werden die zur Wiege dir,
Schläfst du wieder ganz so lind".

A. Trabert.



Beiträge zur Geschichte des Städtchens Niedenstein und der Familie Heß v. Wichdorff.

Herausgegeben von Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.

(Fortsetzung.)

III. Die Stadt Niedenstein.

1. Lage.

Die Stadt liegt am westlichen Fuße des Niedensteiner Burgbergs auf einer sich sanft bis an die Wiehof herabziehenden Vorstufe desselben, die dann steil in den Rinnsal des Baches abfällt, so daß die Stadt durch diesen steilen Uferabhang gegen die Westseite eines natürlichen Schutzes genoß. Einen gleichen Vortheil bot ihr der nördliche Abhang der natürlichen Terrasse, auf welcher sie erbaut ist und die Südseite der Stadt ist durch eine ziemlich tief eingeschnittene schmale Bodenfalte, welche das vorliegende Terrain abschneidet und einen natürlichen Graben bildet, ebenfalls geschützt. Auf der Ostseite steigt die Stadt allmählig gegen den Burgberg hinan, der sich unmittelbar vor dem an dieser Seite liegenden Oberthore steiler erhebt und in einer 1518' hohen Basaltspitze gipfelt.

Der so begrenzte Stadtraum ist ziemlich beengt, selbst für ihre bescheidene Größe sehr beschränkt; die Straßen sind abhängig und schmal und man sieht allenthalben, daß man der von der Oertlichkeit gebotenen Sparsamkeit der räumlichen Benutzung des gebotenen Terrains schon von Anfang an hat Rechnung tragen müssen.

Die Umgebung der Stadt bietet viele landschaftliche Reize. Zwar ist der Niedensteiner Burgberg, der früher um den Gipfel her mit einem dichten Burghaine bewachsen war, schon seit langer Zeit völlig abgeholzt und entbehrt so seines ehemaligen Waldschmuckes, aber seine Rasendecke verleiht ihm doch wohlthuende Farbentöne (neuerdings hat man übrigens damit begonnen, den Berg stellenweise mit jungem Fichtenbestand wieder aufzuforsten) und sein kühn emporstrebender Basaltgipfel verleiht ihm eine imposante Krönung. Nordöstlich der Stadt erhebt sich ein anderer schroff aufsteigender Basaltkegel, welcher aber noch bewaldet ist, der Sengelberg, und an diesen reiht sich dahinter nach Norden wie ein Zwillingsbruder ein gleichfalls noch bewaldeter Basaltpik, der Steinberg, hinter welchem nordöstlich aus waldigem Thale die Wiehoft hervorkommt. Nach Nordwesten ragt der Reichenbachswald, welcher die Stätte der Altenburg trägt, und davon südwestlich der hohe Emßerberg empor, während sich durch das nach Süden geöffnete Thal die Aussicht nach der Ebene von Gudensberg mit ihren vereinzelten Basaltgipfeln, dem Wartberg, Nacken- und Leuchtenberge erschließt. Aber wahrhaft großartig ist die Aussicht von der Kuppe des Niedensteiner Burgberges, denn sie beherrscht nicht nur das nächst umliegende Berg- und Thalgelände, sondern sie erstreckt sich weit über die ganze nach Nord und West gelegene Bergregion und man sieht von da die Riesenburg mit dem Herkules bei Wilhelmshöhe, den Hasunger Berg mit seiner Thurmruine, den Weidelberg mit seinen Burgtrümmern und die hinterliegenden Waldeck'schen Gebirge. Nach Süden hin schweift das Auge über die Ebene von Gudensberg bis zu den fernen Höhen des Knüllgebirges und selbst bis zum Vogelsberge.

2. Entstehung der Stadt.

Die ersten Anfänge fallen ohne Zweifel noch in die letzte Hälfte des XII. Jahrhunderts, wohl schon in die ersten Jahrzehnte nach Erbauung der Burg Niedenstein. Die Besitzer derselben unterhielten, wenn sie auch selbst nicht alle ihren Wohnsitz auf derselben hatten, sondern zum Theil auf anderen Burgen hausten, ihre Vögte und Burgleute darauf. Die Bedürfnisse der Burgbewohner machten gewiß schon früh etwas Landwirthschaft und die Errichtung dazu erforderlicher Gebäulichkeiten unterhalb der Burg nöthig, da die hohe Lage und schwierige Zugänglichkeit derselben einem landwirthschaftlichen Betriebe da oben hinderlich war, auch die beschränkte Räumlichkeit

des Gipfels keinen Platz dazu übrig ließ und der zeitweise eintretende Wassermangel auf der Höhe — einige spärliche Quellen unterhalb der Kuppe versiechten im Sommer — namentlich keine Viehhaltung daselbst zuließ. So entstanden ohne Zweifel am westlichen Fuße des Berges bald einige Wirthschaftshöfe. Das zur Besorgung dieser ökonomischen Wirthschaften dienende Gesinde bildete daher wahrscheinlich die erste Bewohnerschaft dieser ersten Niederlassung. Es mögen sich dann unter dem Schutze der nahen Burg nach und nach Handwerker und Krämer angesiedelt haben, auch schlugen in dem so entstandenen Orte, der schon 1229 Thal=Niedenstein genannt wird, einzelne der Burgbesitzer selbst oder deren Familien-Angehörige ihren Wohnsitz auf.

Die schon erwähnten v. Heß'schen Familien-Nachrichten melden:

„Daß das stettlein zu Nyedenstein damahlen (um 1170) noch nit erbawet geweßen, sondtern erst speterhin von denen leutten, so zur burgk gehörig, nach und nach unttern burgkberg ahngerichtet wordten." —

Es heißt dann weiter:

„Anno 1229 hat Hugo Hesso d. jünger, Lentfridi sohn, von Theodorico v. Gassenhausen dessen Kemnoden auffn Nyedenstein sambt ein hoff zu thal=Nyedenstein und zubehoerung umb 70 Mark erkauffet."

Darauf findet sich die spätere Nachricht:

„Anno 1236 auff St. Johannis abendt schluge der Blitz in Heimeradi Wackermulen kemnoden auffn Nyedenstein undt verdurbe solche biß auffs gemäur, thät auch denen andteren ganerben schadten. Darvon Heimeradus schreckens verstorben undt sein Burgkseß auf die v. Elben kommen alß ein erbe."

In der That erscheint etliche Jahre später der damals mächtige Ritter Conrad v. Elben urkundlich als Mitbesitzer der Burg, denn er stellt 1254 eine Urkunde in Niedenstein (Nyhenstein) in castro nostro — in stupa nostra" aus. Sein Einfluß wurde aber auch für das „Thal Niedenstein", dessen Entwickelung und politische Zukunft von entscheidender Bedeutung, denn wir finden in obigen Nachrichten weiter:

„Anno 1254 ist zur Vastnacht zu Thal Nydenstein ein groß fewer ahngangen, hat die höff allda meist verderbet, darauff man solche new auffgebawet undt ist auf ahnstifften Conradi v. Elben von Graff Gottfrido von Reichenbach, so domahlen ein stadthaldter in Hessenlandt geweßen, ein stettlein darauß gemachet, auch ahnfenglich mit ein pfahlziegelwerck sambt schantzgraben ümbfangen. Obwohlen die andtern ganerben zur burgk Nydenstein übell darmit zuffrieden geweßen, hat es doch nichtß geholffen undt sind selbige mit etzlichen güthern undt zinßen zu Gudensberg undt Venndten abgespeyßet wordten." —

Damit war die Erhebung des Dorfes Thal-Niedenstein zur Stadt und ihre Zuwendung an die Landgrafschaft Hessen bewerkstelligt und man darf annehmen, daß dies noch in den fünfziger Jahren des XIII. Jahrhunderts geschah.

Im Jahre 1266 hatte Niedenstein bereits einen landgräflichen Stadtschultheißen, denn in einer sub dato Nydenstein in die Tiburtii et Valeriani über Güter zu Wagenhausen ausgestellten Urkunde wird als solcher Engelbertus genannt und als Rathsherren kommen H. v. Gran und C. v. Besse vor. Theodoricus, Pfarrer zu Wichdorf, erscheint dabei als Zeuge.

Die Besitzer der Burg hatten aufgehört, Herren des Ortes zu sein und waren fortan, insofern sie Häuser und Höfe in der nunmehrigen Stadt besaßen, Bürger derselben geworden.

Noch blieb zwar die neue Stadt in kirchlichen Dingen vom Mutterorte Wichdorf abhängig, denn sie blieb noch lange Filial der Mutterkirche daselbst, aber die Erwerbung des Stadtrechts, worüber leider keine Urkunde auf uns gekommen ist, verlieh der zur civitas erhobenen Tochter bald den politischen Vorrang über die Muttergemeinde und sie wurde fortan thatsächlich der Vorort dieser Mark.

(Fortsetzung folgt.)

Die Malerfamilie Tischbein.

Von Louis Katzenstein.

In der Geschichte der Malerei einzig dastehend ist es, daß nicht weniger als vierzehn Maler dieses Namens aus einem bescheidenen Hause hervorgingen und daß Alle mehr oder weniger zu Ruf und Ansehen in ihrer Kunst kamen. Der Ahnherr dieser Künstlerfamilie, Johann Heinrich Tischbein, geb. in Marburg 1682, war Hospitalsbäcker in Haina, wo er im Jahre 1764 starb. Bei seinem prosaischen Gewerbe muß er ein Mann von einer, für die damalige Zeit nicht

gewöhnlichen Bildung gewesen sein und seinen neun Kindern eine tüchtige Erziehung gegeben haben. Nicht wenig unterstützte ihn dabei seine wackere Ehehälfte, eine Rheinländerin aus Bingen, welche ein besonderes Geschick für künstlerische weibliche Handarbeiten besaß und die keimenden Talente ihrer Knaben liebevoll pflegte.

Mit besonderer Liebe verweilt der Enkel Joh. Heinr. Wilhelm, der bedeutendste der Tischbein, bei dem harmonischen Familienleben im großväterlichen Hause, in seinen Erinnerungen, („Aus meinem Leben,") und schildert den gottesfürchtigen Sinn seines Vaters und dessen Liebe zur Natur und zu den Thieren. Er erzählt, „Um uns Raum zum Zeichnen zu geben, entfernte man die Decke von einem, mit einer Schieferplatte belegten Tisch. Jedes Kind bekam dann einen Griffel und der Tisch würde dergestalt in Felder getheilt, daß jedes ein solches für sich hatte. Mich nannten meine kleinen Kameraden den Maler, weil ich ein Mal eine Zeichnung mit Kohle auf die Wand gezeichnet. Ich wollte eine Jagd darstellen, Hirsche und Eber wurden von einem berittenen Jäger verfolgt, während die Hunde folgten und todt oder verwundet über einander stürzten. Dieser erste Versuch wurde viel belobt, man schloß daraus, daß ich ein Maler werden würde und überließ mir in Folge dessen immer das größte Feld des Tisches."

Der älteste der Tischbein, Joh. Heinrich der Aeltere genannt, zum Unterschied von seinem Neffen, der denselben Namen trägt, ist geboren den 3. October 1722 in Haina und starb d. 22. August 1789 in Kassel.

Er zeigte schon früh bedeutende Anlagen für die Malerei und erhielt seinen ersten Unterricht von dem Maler Fries in Kassel. In seinem 14. Jahre malte er das Portrait des Kochs des Grafen Stadion, Vater des deutschen Gesandten in Stockholm und London, und bei einem großen Diner, welches der Graf gab, wurde dies Gemälde den Gästen gezeigt. Alle waren überrascht von der Aehnlichkeit, und das Portrait machte das Glück des jungen Künstlers. Graf Stadion, der in dem Jüngling das Zeug zu einem großen Maler sah, nahm sich seiner an und versah ihn mit den Mitteln, seine Anlagen auszubilden. Dies konnte nach damaliger Ansicht nur in Paris geschehen, wo die berühmtesten Maler lebten. Unter diesen einer der gefeiertsten war Vanloo, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Er war Mitglied der Akademie geworden und im Salon von 1737 machten seine Gemälde Glück. Zu diesem Maler, von dem Diderot sagte, „er sei, wenn auch ein großer Künstler doch kein Genie," kam der junge Tischbein und blieb einige Jahre. Dann wurde er Schüler von Boucher und studierte eifrig die Arbeiten von Watteau, dem er besonders die Drapirung der Figuren abzusehen sich bestrebte.

Die Einflüsse, unter welchen Tischbein zu dieser Zeit in Paris arbeitete, bestimmten vollkommen die Richtung seiner Kunst, er wurde in dieser ganz und gar Franzose. In seltenem Maße eignete er sich das Gefällige und Anmutige der französischen Malweise an, mit Glück das reizvolle Kolorit seiner Pariser Vorbilder. Freilich gingen auch die Schwächen und Fehler jener Epoche des Kunstverfalls auf ihn über: die innere Wahrheit, die ächte Empfindung fehlen. Es sollte eben Alles schön sein auf Kosten des Charakteristischen.

Dreizehn Jahre blieb Tischbein in Paris, ging dann auf Veranlassung des Grafen Stadion nach Italien und besuchte Bologna, Florenz und schließlich Rom, wo ihm aber das Klima so wenig zusagte, daß er die ewige Stadt bald verließ und nach Venedig ging. Hier trat er in das Atelier von Piazetta, eines damals hochberühmten Malers.

Der Meister überzeugte sich bald von der Ebenbürtigkeit — um nicht zu sagen Ueberlegenheit seines Schülers und war großherzig genug, ihm dies selbst zuzugestehen.

Tischbein blieb nicht sehr lange in Italien. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimath verheiratete er sich 1755 mit einer Französin, Marie Sophie Robert, Tochter des Sekretärs der französischen Gesandtschaft in Kassel. Nach vier Jahren starb die Frau, und vier Jahre später wurde deren Schwester Marianne Pernette, Tischbeins Gemahlin, welche bis 1764 lebte.

Die Zustände in Deutschland zu dieser Zeit waren nicht der Art, um Tischbein einen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Kunst zu gestatten, doch war die Wirkung, welche das bezaubernde Kolorit und die treffliche Zeichnung seiner Gemälde ausübten, groß genug, um eine Schule zu bilden.

Zahlreich waren die nach seiner Art sich bildenden Künstler. Maßgebend für die Beurtheilung der Werke der Malerei war zu jener Zeit die Pariser Kritik und als der strenge Diderot die im Salon von 1761 ausgestellten Gemälde Tischbeins rückhaltlos gelobt hatte, war der Ruhm des Künstlers entschieden. Hundert Jahre später fällte ein deutscher Kritiker — Waagen — ein strengeres aber gewiß richtigeres Urtheil über Tischbein. Als Historienmaler nimmt er bei der Nachwelt keine sehr hohe Stelle ein; seine Kompositionen sind nicht frei von akademischer Gespreiztheit, die Zeichnung, wenn auch korrekt, neigt oft zur Manierirtheit. Weit Bedeutenderes schuf Tischbein als Portraitmaler und

man kann den Enthusiasmus begreifen, den namentlich seine Frauenbildnisse erregten. Da war Alles vorhanden, was die Welt des Puders, der Schminke und der Schönpflästerchen in Entzücken versetzen mußte. Ueber dem blühenden Kolorit, den meisterhaft gemalten Stoffen und Spitzen übersah man den Mangel der Wahrheit und Natur, von der freilich in diesen Kreisen nicht viel die Rede war. Die prachtvolle Sammlung Tischbein'scher Frauenbildnisse im Schlosse zu Wilhelmsthal bietet wohl das Beste und Schönste, was wir von dem Meister besitzen.

Tischbein hatte einen zweiten, aber ebenfalls vergeblichen Versuch gemacht, sich in Rom niederzulassen und begab sich im Jahr 1760 nach Mainz, um einige Portraits zu malen. Graf Stadion, sein treuer Beschützer, befand sich in Frankfurt mit dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen. Beide waren große Kunstfreunde und eifrige Sammler von Gemälden und ihre Unterhaltung hatte natürlich die Kunst zum Gegenstand. Der Graf zeigte dem Fürsten das Bildniß einer Dame aus Mainz. „Das ist," sagte er, „das Werk eines Unterthanen Ihrer Hoheit, den ich habe reisen und studiren lassen; nun ist er ein zu großer Künstler für mich geworden und ich würde ihn gern Ew. Hoheit überlassen, damit er sich noch in seiner Kunst vervollkommnen könnte." Der Landgraf wollte nicht glauben, daß das Bild von einem Deutschen gemalt sei. „Kein Hesse," wiederholte er, „ist im Stande so zu malen, das Bild hat ein Franzose gemalt." — Tischbein befand sich in Mainz, der Graf schrieb ihm, sofort nach Frankfurt zu kommen und Pinsel und Farben nicht zu vergessen. Trotz eines furchtbaren Zahnschmerzes kam der Künstler dieser Aufforderung nach.

Nachdem ihn der Graf von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt, theilte er ihm mit, daß er am nächsten Morgen das Portrait des Landgrafen anfangen und sehr schnell beenden müsse, da der Herr bald abreisen wolle. Tischbein wollte sich entschuldigen, er sei krank und könne kaum die Augen aufmachen vor Schmerz. „Das kann sein," meinte der Graf, „aber Sie dürfen sich dennoch nicht weigern, ich weiß, Sie können es, und überdies muß das Portrait morgen schon fertig sein. Ihr Glück, Tischbein, hängt davon ab und meine Ehre; der Landgraf würde mich für einen Aufschneider halten, denn er will absolut nicht glauben, daß Sie der Maler dieses Frauenportraits sind." Tischbein mußte nachgeben und brachte trotz der peinigendsten Schmerzen eines seiner besten Bilder hervor. Der Landgraf, der im höchsten Grade erstaunt und zufrieden war, ernannte T. zum Hofmaler. Im Jahre 1806 befand sich dies Bild noch im „Kabinet Wilhelms VIII.", wo es wie ein kostbares Juwel bewahrt wurde.

Im Jahr 1776, nachdem der Landgraf Friedrich II. eine Akademie der bildenden Künste gegründet, ernannte er Tischbein zum Direktor und später zum Professor und Rath.

Unter den religiösen Gemälden des Meisters ist besonders zu erwähnen das große Altarbild in der Michaeliskirche zu Hamburg. Zahlreich sind seine Historienbilder, deren bedeutendstes „die Hermannsschlacht", sich im Schlosse zu Pyrmont befindet.

Vorzugsweise war es aber die Mythologie, an welcher er sich zu Gegenständen für seine Gemälde begeisterte.

Zahllos sind die Kopien, welche nach den Bildnissen des ältern Tischbein gemacht wurden und in späterer Zeit hartnäckig für Originalwerke ausgegeben wurden, sie können freilich den Kenner nicht täuschen, aber sie haben dem Namen des Meisters entschieden geschadet. — Neben der Malerei handhabte er auch mit Erfolg den Grabstichel und reproducirte damit viele seiner Gemälde.

Von den weniger Bedeutenden der Malergruppe Tischbein seien hier noch drei ganz kurz erwähnt, um eine Uebersicht zu ermöglichen.

Johann Jakob, geb. 1724 und in Lübeck im Jahre 1791 gestorben, war Landschafts- und Thiermaler, führte seine Bilder, welche vortrefflich gezeichnet waren, in sehr kleinem Maßstab aus und studirte mit besonderer Vorliebe die Niederländer, Wouvermann und Berghem. Sein intimer Freund, der Maler Philipp Hackert, malte gewöhnlich den landschaftlichen Theil. Die kleinen Gemälde wanderten größtentheils nach Rußland, wo sie für Original-Niederländer galten und gern gekauft wurden. Der jüngste Sohn des alten Bäckermeisters, Anton Wilhelm, starb in Hanau im Jahr 1804. Er war Schüler seines Bruders Valentin und lebte längere Zeit in Mainz, wo noch zahlreiche Gemälde von ihm existiren. Aus der zweiten Generation muß nun zunächst der jüngere Joh. Heinrich erwähnt werden. Sein Geburtsjahr ist 1742 und er starb in Kassel im Jahr 1808.

Sein Oheim, der ältere Joh. Heinrich, war sein Lehrer, doch wandte er sich mit Vorliebe und Erfolg der Landschaftsmalerei zu. Bald nach seiner Niederlassung in Kassel wurde er Inspektor der Gemäldegallerie des Landgrafen, welche sein Onkel und Meister geordnet hatte. Eines seiner schönsten Bilder, eine Landschaft mit Thieren, befindet sich in der Sammlung des alten Schlosses in Nürnberg.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Herquet.

Nekrolog.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Die schriftstellerische Thätigkeit Karl Herquet's war eine sehr fruchtbare. Trotz seiner von Jugend an angegriffenen Gesundheit arbeitete er mit eisernem Fleiße. Keine literarische Erscheinung, die nur irgendwie mit seinem Fache in Verbindung stand, ging unbemerkt an ihm vorüber. Er wußte derselben eine neue Seite abzugewinnen und verarbeitete sie in seiner gestaltungsvollen Weise, daher denn auch der Reiz der Mannigfaltigkeit in seinen Schriften und Abhandlungen. Im Nachstehenden wollen wir wenigstens seiner Hauptschriften Erwähnung thun; alle seine Schriften und Abhandlungen, welche letzteren er meist in Zeitschriften veröffentlichte, aufzuführen, liegt außer unserem Vermögen. Im Jahre 1870 erschien sein erstes größeres historisches Werk: „Charlotta von Lusignan und Caterina Cornaro, Königinnen von Cypern" (Regensburg bei Pustet). Die Geschichte der cyprischen Königsfamilie Lusignan scheint ein Lieblingsstudium Karl Herquet's gewesen zu sein, denn noch einmal kam er darauf zurück in seiner Schrift: „Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan," welche 1881 zu Halle im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses erschien.

Wie bereits in unserem vorigen Artikel bemerkt, war Karl Herquet im Jahre 1869 mit der Bearbeitung des städtischen Archivs zu Mühlhausen in Thüringen, der ehemals freien Reichsstadt, betraut worden. Er war in dieser Stellung thätig vom 1. November 1869 bis Ende Januar 1873, mit Ausnahme der Zeit vom 15. August 1870 bis 15 März 1871, in welcher er als Subdelegirter des Johanniterordens in Frankfurt a/M. beschäftigt war. Im Frühjahre 1872 erhielt er einen zweimonatlichen Urlaub, den er zu einer Reise nach Spanien benutzte. Prächtige Schilderungen spanischen Lebens verdanken wir seinem dortigen Aufenthalte, die er zumeist in Zeitschriften veröffentlichte.

In Mühlhausen entstand das bereits in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift erwähnte „Urkundenbuch der ehemals freien Reichsstadt Mühlhausen," (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen, Band III) Diesem Werke, sowie der erfolgreichen Thätigkeit Karl Herquet's in Mühlhausen, namentlich auch dessen Erforschung der Urkunden des Klosters Annrode sprach der Direktor der preußischen Staatsarchive Dr. Duncker in einem uns vorliegenden Briefe die vollste Anerkennung aus.

Unterhandlungen mit dem herzoglich anhaltischen Ministerium wegen Anstellung bei dem Archive in Zerbst zerschlugen sich, da mittlerweile Karl Herquet seitens der preußischen Staatsregierung die Stelle als Archivsecretär des Staatsarchivs in Idstein angetragen worden war. Er nahm diese Stelle an und trat damit in den preußischen Archivdienst. In Idstein wirkte er vom 1. Februar 1873 bis Ende September 1874, zeitweilig versah derselbe auch während einer eingetretenen Vakanz die Funktionen des Archivvorstandes. Ueber seine dortige Thätigkeit liegt uns das ehrenvolle Zeugniß des dortigen Archivvorstandes vom 20. August 1875 vor. Daselbst heißt es u. a.: Entsprechend dem Bedürfniß des Idsteiner Archivs war Dr. Karl Herquet vorzugsweise mit der Ordnung und Repertorisirung von Urkunden beschäftigt und hat durch seine tüchtige technische Durchbildung und Erfahrung auf den hierher einschlagenden Gebieten der Wissenschaft, sowie auch durch seine große Sicherheit in der Lesung und in dem Verständniß mittelalterlicher Urkunden und die durch eigene Publikationen erworbene Vertrautheit mit denselben dem Archive wesentlich genützt. Abgesehen von einigen kleineren Arbeiten hat er namentlich ein gutes Repertorium über die Originalurkunden der Abtei Eberbach im Rheingau (2216 Nummern) verfaßt, außerdem ein ausführliches Promemoria über die Herausgabe eines Codex Diplomaticus Nassoicus ausgearbeitet, dessen Grundsätze auch die Genehmigung des Direktoriums der Staatsarchive erhalten haben.

In Idstein gab er auch die „Regesten des gräfl. Solms-Rödelheim'schen Archivs zu Assenheim (in Band XIII der Annalen des nassauischen Geschichtsvereins) sowie die Monographie „Kristan von Mühlhausen, Bischof von Samland 1276 — 1295), Halle 1874, heraus.

Von Idstein wurde Karl Herquet nach Königsberg in Preußen und vom 1. Februar 1876 wurde er von da nach Breslau versetzt.

Am 1. April 1878 wurde Karl Herquet die kommisarische Verwaltung in Aurich übertragen und am 1. Juli desselben Jahres wurde er zum Vorsteher dieses Archivs mit dem Titel „Staatsarchivar" ernannt. Rührend ist, daß bei der Wahl der ostfriesischen Stadt Aurich höheren Ortes in Betracht gezogen worden war, daß dieser Ort ein weiches Seeklima hat und daher günstig für Brustleidende ist, denn mit Brustleiden war Karl Herquet schon von Jugend an behaftet. Man sieht hieraus, daß derselbe sich bei seinen Vorgesetzten, namentlich bei dem Direktor der preußischen Staatsarchive Dr. Heinrich von Sybel, seinem ehemaligen Lehrer in Marburg und München, eines ganz besonderen Wohlwollens erfreute. (Schluß folgt.)

Hessische Ehrentafel.*)

Von Joseph Schwank.

(Fortsetzung.)

XII. Französischer Revolutions-Krieg 1792 bis zum Baseler Frieden 1795.

1792 August. Sechstausend Hessen traten unter persönlichem Kommando des Landgrafen den Marsch in die Champagne an. In sehr schwieriger Lage behauptete der Landgraf beim Rückmarsch die Posten von Clermont und Verdun. Mit Menschlichkeit wurden die Requisitionen vorgenommen, eine vortreffliche Mannszucht überall bethätigt, was die Beauftragten des Pariser Convents in ihrem Bericht unumwunden anerkannten: „die Hessen haben sich in Clermont und Umgegend gut betragen und außer den nothwendigsten Requisitionen zu ihrem Unterhalte überall das Eigenthum der Einwohner geschont.“

1792 5. Nov. Gefecht bei Weilburg.

In forcierten Märschen hatten sich die Hessen des wichtigen Passes von Koblenz bemächtigt. Dadurch wurden der Besitz von Ehrenbreitstein und die Preußischen Magazine gerettet, auch die Position an der Lahn erleichtert.

Eine der glänzendsten Waffenthaten ist die Erstürmung von Frankfurt.

„ 2. Dez. Durch den von Custine an die hessische Armee erlassenen, sie zum Treubruche, ja zur Auslieferung des Landgrafen an die Franzosen auffordernden Aufruf war große Erbitterung entstanden, welche sich bei dem Eindringen der Truppen in die Straßen Frankfurts offenbarte. Ohne einen Schuß zu thun, mit Trommelschlag, wildem „Victoria“ und dem Rufe: „Tod dem Custinus,“ „der Custinus soll sterben“ drang die Garde in die Stadt und stieß alles nieder, was Widerstand zu leisten versuchte. Die Reiterei verfolgte die nach Bockenheim zu fliehende feindliche Besatzung, wobei namentlich von der Garde du Corps über 500 Mann theils niedergehauen, theils gefangen genommen wurden. Im Ganzen geriethen General von Helden, 44 Offiziere und 1158 Mann in Gefangenschaft, 2 Fahnen (1 durch das 1. Bataillon Garde, 1 durch die Husaren) und 2 Geschütze wurden erbeutet. Die Sieger verloren 16 Offiziere und 168 Mann an Todten und meist schwer Verwundeten. Ueberaus lobenswerth war das Verhalten und die Mannszucht der Truppen, nachdem die Stadt vollständig in Besitz genommen war. Kein Mann trat aus Reihe und und Glied; es harrten vielmehr Alle ruhig stundenlang unter dem Gewehre aus, sodaß König Friedrich Wilhelm II., welcher mit dem Herzog von Braunschweig und zahlreichen Generalen den hessischen Sturm-Kolonnen auf dem Fuße gefolgt war und die in der Stadt aufmarschierten Truppen besichtigte, die Aeußerung that: „er vermeine zu träumen und nicht einem blutigen Sturm, sondern einem Potsdamer Manöver beigewohnt zu haben.“ In Anbetracht dieser musterhaften Disciplin ließ der König denn auch allen hessischen Kriegern nicht nur einen Sturmsold auszahlen, sondern auch die in Frankfurt verbleibenden hessischen Truppen 24 Stunden lang von allem Dienst befreit sein. Statt ihrer mußten noch denselben Tag 3 Bataillone preußischer Garde in Frankfurt einrücken und alle Wachen besetzen. Aber auch die Todten ehrte der König in hochherziger Weise, indem er an der Stelle, wo die Meisten gefallen, ein Ehrendenkmal errichten ließ. Bei dessen Anblick brach Napoleon I., als er 1813 durch Frankfurt kam, in die Worte aus: „Sieh da! Ein Denkmal soldatischer Tapferkeit! Ruhm den Gefallenen! Ruhm auch den Besiegten! Ein schönes, ein tröstendes Bild für den auch im Unglück muthig Kämpfenden. Die Garde soll hier ihr Bivouac aufschlagen. Der Franzose liebt den Ruhm; sie mögen sich gegenseitig schützen.“ **)

Dieses Denkmal ist einzig in seiner Art. Nicht nur, daß es kein zweites hessischer Tapferkeit errichtetes gibt; es ist auch kein anderes vorhanden, welches von einem fremden Herrscher fremden Kriegern gewidmet worden wäre.

*) S. „Hessenland“ Nr. 8 vom 15. April d. J.

**) Die hessischen Grenadier-Bataillone waren aus lauter gedienten, im blühenden Mannesalter (30—32 Jahre) stehenden, nicht unter 6 und nicht über 8 Zoll großen Leuten gebildet. Sie waren die schönsten Bataillone der damaligen europäischen Heere — und wurden von Freund und Feind mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt. Mit den Grenadieren genossen die Jäger gleiche Achtung. Ce sont d'excellents tireurs, très utiles dans la petite guerre sagt von ihnen das Tableau hist. de la guerre I. 171.

1793 6. Jan. Angriff auf Hochheim. 13 franz. Kanonen werden erobert.
„ 27. März. Gefecht bei Weiler.
„ 28. „ „ „ Bingen.
„ 15., 16., 17. April. Ruhmvolle Vertheidigung des Karlsberges bei Homberg. Die Hauptleute von Schlotheim und von Schmied, sowie der Lieutenant von Buttlar von den Jägern erhielten den preußischen Orden pour le mérite, Oberst Schreiber als Dankbarkeitszeichen eine werthvolle Dose mit Dukaten gefüllt.
„ 18. bis 22. Juni. Belagerung und Einnahme von Mainz.
„ 8. Juli. Erstürmung von Kostheim. Das überaus ruhmvolle Verhalten des Garde-Grenadier-Regiments fand von Seiten des Königs Friedrich Wilhelm II. volle Anerkennung.

In Folge des Subsidien-Tractats mit England zogen 8000 Hessen am 10. und 17. Juni nach Flandern.

„ 19. bis 24. Juli. Belagerung und Einnahme von Valencienne.
„ 8. August. Gefecht bei Cambray.
„ 15. „ Einnahme v. Roubaix. Kapit. v. Thümmel erhielt den Orden pour la vertu militaire.
„ 21. Aug. Gefecht bei Ost-Cappel (Joklem), die hessischen Jäger erobern 3 Geschütze. Die Kapit. von Ochs und Flies erhalten den Orden p. l. v. mil.
„ 21. Aug. Einnahme von Rexpöde. Die Jäger erbeuten 4 Geschütze.
„ 22. März bis 31. August Einschließung und Belagerung Kastels und Mainz.

1793 24. Aug. Einnahme von Rosendahl. Das Gren.-Bat. v. Wurmb erobert 1 Geschütz. Die Lieut. Waldschmidt und Schneider erhalten den Orden p. l. v. mil.
„ 24. Aug. Gefecht bei Wormhont. Das Jäger-Bat. nahm einen franz. Oberst und 15. Mann gefangen.
„ 5. Sept. Gefecht bei Arniques.
„ 6. „ Gefecht an der Ysar beim Binzeeler Gehölz und bei Herzeele. Die Jäger erobern 1 Geschütz.
„ 7. Sept. Vertheidigung von Hondschotten.
„ 8. „ Schlacht bei Hondschotten.
„ 15. „ Siegreiches Treffen bei Courtray.
„ 26. „ Gefechte bei Vorthem und Loo.
„ 10. Okt. Eroberung von Fintele.
„ 11. „ Gefecht bei Fintele.
„ 13. „ Erstürmung der Weißenburger Linie und Großen Sternschanze. St. Remy.
„ 21., 22., 23. Okt. Gefecht der hessischen Jäger unter Kapit. von Ochs bei Genech.
„ 22. Okt. Gefecht bei Furnes. Oberst von Stein erhielt den Orden pour la vertu militaire.
„ 23. bis 30. Okt. Ruhmvolle Vertheidigung von Nieuport. Oberst von Wurmb erhielt den Orden p. l. v. m.
„ 24. Okt. Vertheidigung von Ypern.
„ 30. „ Eroberung von Marchiennes.
„ 16. Nov. Einnahme von Popperingen. Rittmeister von Stein erhielt den Orden p. l. v. m.
„ 21. Nov. Gefecht bei Älebecke.
„ 28. „ „ „ Rechin.
„ 4. Dezember. „ „ Premont.

(Schluß folgt.)

Der Rechte.

Hessische Dorfgeschichte von E. Mentzel.

I.

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen. Ueber den wogenden Getreidefeldern jubilierten die Lerchen; Schwärme spielender Mücken tanzten im hellen Sonnenschein. —

Wo sich vom Ufer der Lahn die Wiesen bis nach dem Dorfe hinzogen, lag ein großes, im Viereck gebautes Gehöfte, dessen Wohnhaus etwas erhöht und der Einfahrt gerade gegenüber stand. In die letztere trat ein kräftiges hochgewachsenes Bauernmädchen. Eben hatte sie ein buntgesticktes Mützchen von dem blonden hochgenestelten Flechtenkranze heruntergenommen, und jetzt hob sie eine Flasche Arznei in die Höhe, augenscheinlich in der Absicht, dieselbe einem alten Knecht zu zeigen, der eben aus dem Pferdestall kam.

„Ei, ei, Marielies,“ sagte dieser, näher tretend und ganz erstaunt. „Bist ja, weiß der liebe Gott, schon wieder da.“

„Ja, Hannes,“ erwiderte sie. „Aber ich hab' auch die Füß' tüchtig aufgehoben. Wie steht's denn alleweil mit dem Schimmel?“

Der Alte machte eine abwehrende Handbewegung und kraulte sich in seinem weißen Haar. „'s nützt alles naut mehr, Dirn,“ versetzte er traurig. „Hätt'st die Buddel voll Teufelszeug gar nit mehr zu holen brauchen.“

In das runde, blühende Antlitz des Mädchens trat tiefer Ernst, und ihre schönen blauen Augen wurden feucht. „Hannes", gab sie bewegt zurück, „mir ist's grad, als ob ich jemand von unserm Stamm an dem Gaul verlieren thät. All mein Lebtag vergeß ich's ja dem Schimmel nit, daß er damals meinen Vater selig vor jähem Tod bewahrt hat. Kann man denn wohl gar nix mehr für das arme Vieh thun?"

Hannes legte in sein runzeliges Gesicht einen höchst wichtigen Ausdruck. „Marielies," sagte er dann, „ich hab mir die ganze Sach' noch einmal enke*) überlegt und bleibe dabei, der Gaul ist verhext. Der Doktor kann ihm nit helfen. Wer allein noch etwas machen kann, das ist der Kräuterbast in Wildenborn."

„Wenn Ihr das meint, Hannes, dann mach' ich mich hernach gleich auf den Weg. Es mag kosten, was es will, Ihr wißt ja, ich brauche zum Glück die Batzen nit zu scheuen."

„Ja, ja, Marielies, das weiß ich wohl," gab der alte Knecht schmunzelnd und mit noch größerem Stolze wie das Mädchen selbst zurück. „Aber kannst erst gegen Abend zum Kräuterbast gehen. Was man im Zwielicht bei ihm langt, soll ganz absonderlich heilsam sein."

Als Marielies gerade entgegnete, daß sie alles thun wolle, um das kranke Pferd zu retten, ging ein junger Bursche an der Einfahrt vorüber, wünschte beiden freundlich „Guten Morgen" und sah sich noch einmal um, als er schon vorbei war.

Hannes stieß seine junge Herrin an den Ellenbogen und sagte schelmisch: „Na, wie wär's denn, wenn du dir den dort zur Gesellschaft mitnehmen thätst? — Brauchst ihm nur 'nen Wink zu geben, er kommt gleich gehippt wie 'en gut dressierter Jagdhund."

„Schwätzt nit so unnütz' Zeug wie 'en alt' klatschig Weibsbild, Hannes," versetzte das Mädchen ärgerlich. „Alleweil hat's zum Glück noch Zeit bei mir mit dem Spruch:

„Ich denk' ans Geld und nehm in Ruh'
Das alt' Gelichter mit dazu."

„Na, na, Dirn, nur nit zu abschternat!**) Glaub's dem alten Hannes, der schon dein' Vater selig auf seinem Knie hopsen ließ, es ist noch dein Unglück, daß du meinst, die Mannsleut' guckten nur all auf dein Geld und Gut. Bist doch, weiß der liebe Himmel, 'ne Dirn wie 'ne Ros' um Johannstag herum!"

Die kleinen blinzelnden Augen des Alten überschauten sichtlich vergnügt die stattliche Erscheinung der jungen Herrin. Diese war bei seinen letzten Worten über und über roth geworden und bat jetzt fast schüchtern, Hannes möge nie mehr einen solch dummen Scherz machen.

„Gut, ich will still sein, Marielies," fuhr der Angeredete fort. „Aber hoffen will ich in mir nach wie vor, daß doch noch einmal der Rechte kommt. — Der mag dir's dann aus dem Fundament beweisen, daß man auch ohne das große Wesen*) ganz sakramentsch verrückt in dich sein kann."

Ein Schatten glitt über das Antlitz der Angeredeten.

„Dann darf ich mir das Warten nit verdrießen lassen," gab Marielies fast wehmüthig zurück.

Doch als ob sie schon zu viel davon verrathen habe, was sie über diesen Punkt denke, so herzlich lachte sie jetzt und sagte: „Wenn aber der Rechte wirklich einmal kommt, dann haben alle arme Leut' im Dorf einen frohen Tag, und der alte Hannes kann sich wünschen, was sein Herz begehrt."

Schmunzelnd ging der Knecht mit der Arznei in den Pferdestall zurück, Marielies aber blieb noch eine Weile in der Einfahrt stehen. Der Rechte ging ihr im Kopf herum. — Während sie über ihn nachdachte, gingen ein paar Bursche vorbei, die sie sämmtlich mit bedeutungsvollen Blicken grüßten. Alle waren Söhne von reichen Bauern aus dem Dorfe und aus der Umgegend. Das Mädchen wußte, daß es nur eine freundliche Miene zu machen brauchte, um einen derselben zu einem Heirathsantrag anzuregen. Aber sie war sich auch vollkommen klar darüber, wem eigentlich der Eifer dieser manchmal sogar zudringlichen Freier galt. Marielies war die reichste Erbin weit und breit und brauchte mit niemand zu theilen. Seit sie vor ein paar Wochen volljährig geworden war, durfte sie sogar ganz selbständig über ihre Handlungen entscheiden. Allein das Mädchen vermochte es nicht über sich, einem der vielen Bewerber das Jawort zu geben. Der Gedanke verhinderte Marielies daran, daß sie doch an jedem Finger einen Freier gehabt hätte, selbst wenn sie so häßlich wie die Nacht und sogar von schlechter Gemüthsart gewesen wäre.

In den wenigen Wochen, seit sie mündig war, hatte sie schon die Menschen von ihren niedrigsten Seiten kennen gelernt und klar durchschaut, daß ihre Person die unbedeutendste Rolle bei den vielen Anträgen spielte. Deshalb ließ sie sich auch nicht durch die Schmeicheleien berücken, mit der viele Freier und deren Angehörigen ihr Herz zu umgarnen suchten. Marielies hatte sich fest vorgenommen, bei dem im Leben wichtigsten Schritte nur ihr Gemüth zu fragen und stets der Worte zu gedenken, die ihr Großvater auf ein weißgetünchtes Gefach des Wohnhauses mit großen

*) genau.
**) obstinat.

*) Gut.

blumenverzierten Buchstaben malen ließ:

„Was mich in dieser Welt beglückt,
Das währet eine kurze Zeit:
Was aber meine Seele liebt,
Das bleibt in alle Ewigkeit.“

Auch jetzt sah die reiche Erbin wieder nach dem Spruche hinüber, wobei ein leiser Seufzer ihren Lippen entfuhr. — Viele Burschen gingen immer und immer wieder auffällig am Gehöfte vorbei, denen sie schon deutlich genug ihre Abneigung zu verstehen gegeben hatte, nur einer besaß Ehrgefühl und ließ sich nicht blicken. Freilich war dieser nicht reich wie die andern, sondern nur ein armer Verwalter, aber das wäre doch anders gewesen, wenn sein verstorbener Vater nicht den schönen Lindenhof und sein übriges Vermögen durch Bürgschaften für einen falschen Freund eingebüßt hätte. Berthold hatte übrigens auch ein viel größeres Recht dazu sich ihr zu nähern, wie alle anderen. Er war ihr Lebensretter, hatte sie als Kind den Wellen der Lahn entrissen und die Versicherung von ihr erhalten, daß sie ihn, wenn sie später so groß sei, wie er selbst, zum Danke dafür heirathen wolle. Marielies wußte noch ganz genau, auf welche herzliche Art sie ihm damals diese Versicherung gegeben hatte. Heute schämte sie sich dieser Worte und fragte sich mit einem unbehaglichen Gefühl, ob sich wohl Berthold noch an ihr kindisches Versprechen erinnern würde. Es sah zwar nicht darnach aus, aber Marielies fühlte, daß dies wohl doch der Fall sein müsse. Er wich ihr ja schon längst aus, wo er nur konnte, und wenn sie sich trotzdem alle paar Monate einmal begegneten, dann war er immer so zurückhaltend, als ob er sie vor einer falschen Meinung bewahren müsse. Dies hätte er aber gar nicht nöthig gehabt. Wußte sie doch längst, daß sie ihm um der alten Nachbarschaft willen wohl und werth, aber sonst im Grunde doch ganz gleichgültig war. — Warum verursachte ihr nur sein abstoßendes Wesen peinliche Gedanken? War Berthold ihr lieber, als sie seither selbst gewußt hatte, war er der Rechte, den sie allen anderen vorziehen würde? — Nein, nein, das gewiß nicht! — Sie achtete ihn nur höher wie ihre sämmtlichen Freier zusammen, weil er aufrichtig war und um Goldes und Gutes willen keine Liebe heuchelte, von der sein Herz nichts wußte. Von jeher war Berthold ein ehrlicher Mensch gewesen. Wie an Schönheit und Körpergröße, so hatte er stets alle Kameraden an treuherziger Offenheit und festem Willen übertroffen.

„Jungfer, das Gesinde ist in der Stube und harrt auf Euch!“ rief in diesem Augenblick die Obermagd ihrer jungen Herrin zu.

Sie entriß dadurch Marielies dem Einfluß peinlicher Betrachtungen, die bereits anfingen ihren Seelenfrieden zu stören und heimlich nagende Gedanken in ihrem Herzen festzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Des alten Försters letzter Wunsch.

Wenn ich einmal soll sterben,
So möcht's im Frühling sein,
Wenn sich die Wälder färben
Im goldnen Sonnenschein.

Wenn bunte Blumen blühen
Im Feld und auf der Au',
Wenn Silberwolken ziehen
Hin durch des Aethers Blau.

Wenn im Gezweig der Föhre
Die Turteltaube girrt,
Wenn in dem Blüthenmeere
Der trunkne Falter irrt.

Wenn hoch in blauen Lüften
Der Lerche Lied erklingt,
Berauscht von Blumendüften
Im Busch der Sprosser singt.

Wenn sich in weiten Kreisen
Der Habicht selig wiegt,
Wenn, ihre Brut zu speisen,
Zum Nest die Schwalbe fliegt.

Und soll ich einmal sterben,
Dann nicht im engen Haus,
Die letzte Ruh erwerben
Will ich im Walde draus.

Wohl in des Waldes Stille,
Im Bett von weichem Moos,
Ring' sich von ihrer Hülle
Die müde Seele los.

Und wollt ihr mich begraben,
So möcht's im Walde sein,
Und Blumen müßt' ich haben
Wohl in den Sarg hinein.

Und bei der Waldkapelle
Da grabt mir dann mein Grab,
Mein Waldmann kennt die Stelle,
Weiß, daß ich lieb sie hab'!

Dann will ich selig lauschen
In meiner kühlen Gruft
Dem süßen Waldesrauschen,
Bis die Posaune ruft.

Marburg, Frühling 1888. **Hermann Haase.**

Aus alter und neuer Zeit.

(Ein verhängnißvolles Trinkgelage.) Kein Volk der Welt hat wohl so gewaltige Zecher vor dem Herrn aufzuweisen, als unser liebes deutsches Vaterland. Es gab Zeiten, in welchen das Zechen zum bon-ton der höchsten Gesellschaftskreise gehörte und nicht blos Kavaliere, sondern auch Edelfrauen sich der edlen Kunst des Trinkens nach Kräften befleißigten.

Große Trinkgelage waren an den Höfen keine Seltenheit, und wer am meisten trinken konnte war ein angesehener Mann. Der Baron von Pöllnitz hat uns in seinem Memorien recht anziehend geschildert, wie es vor ungefähr 150 Jahren an den Hoftafeln der geistlichen Fürsten zu Fulda und Würzburg, sowie des weltlichen Kurfürsten von der Pfalz zuging. In Fulda soll sogar nach Pöllnitz um jene Zeit ein Prälat existirt haben, der sich rühmen konnte, 8 Maß (16 Flaschen) Wein trinken zu dürfen, ohne daß er die ihm obliegenden geistlichen Pflichten verabsäumt habe."*)

Wer erinnert sich da nicht an Goethe's Sankt Rochusfest in Bingen? Wir können es uns nicht versagen, hier eine Stelle aus der Rede wiederzugeben, welche Goethe den Weihbischof in dessen Fastenpredigt gegen die Trunksucht halten läßt. Nachdem der hohe Prälat dieses schreckliche Laster seiner Gemeinde in den stärksten Farben dargestellt, schließt er also:

„Ihr überzeugt euch hieraus, andächtige, zur Reue und Buße schon begnadigte Zuhörer daß derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcherweise mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: Der Wein erfreut des Menschen Herz! Daraus erhellt, daß wir, uns und andere zu erfreuen, des Weins gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Maß Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade einige Veränderung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten und vierten schon so arg in Vergessenheit seiner selbst geräth, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Geliebtesten als seine ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Uebermaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen und seines Gleichen verächtlich. Wer aber bei dem Genuß von vier Maß, ja von fünfen und sechsen noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinen Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich im Stande findet, auch der genieße sein bescheiden Theil und nehme es mit Dank dahin! Er hüte sich aber ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt wird. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemand die besondere Gnade verleiht, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir aber nun nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf jemand losgefahren sei, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mir das Zeugniß geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vortheil meines Nächsten mich thätig finden zu lassen, so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.

„Und ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein jeder, damit er, nach dem Willen des Gebers, von Liebe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheiden Theil dahin! Und auf daß ein solches geschehe, alles Uebermaß dagegen verbannt sei, handelt sämmtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet alles und das Beste behaltet!" —

Anders ist es heutzutage. So gern man auch noch in allen Gesellschaftskreisen den Herren Bacchus und Gambrinus huldigt, in arte potatoria leisten heute fast nur noch die Herren Studenten Rühmenswerthes. — War zu Anfang der 40er Jahre ein norddeutscher Studiosus der Theologie in Marburg, der Abends auf der Kneipe 40 Schoppen trank und dreimal den Birkenmaier leerte. Lange hat er's freilich nicht getrieben. Nachdem er noch auf der Georgia Augusta, in Göttingen, Proben seines eminenten Talentes im Trinken abgelegt, starb er frühzeitig als Kandidat des Predigeramtes in seiner norddeutschen Heimath. Und was muß nicht der Herzog Tus, der so und so vielte, im studentischen Bierstaate zu Lichtenhain bei Jena bei festlichen Gelagen im frischen, fröhlichen Lanzenbrechen — mit Stübchen geleistet haben, um es zu dieser Würde zu bringen! — In Gießen hatten zu Ende der 40er Jahre drei Musensöhne ein „Fein Kollegium", in welchem es für jeden Bestimmung war, 100 halbe Schoppen Wein, das sind 25 Flaschen, in einem Sitze zu trinken! Kaum glaublich, aber wahr! Die Folgen dieser Libationen, die wöchentlich einmal auf einem besonderen Zimmer des Gasthofs zum Einhorn stattfanden, blieben nicht aus — —; aber alle drei einst so weinfrohen Gesellen sind sehr solide, sehr ehrwürdige alte Herren geworden, und einer sogar von ihnen genießt den Ruf eines Koryphäen in seiner Wissenschaft.

Alle diese Leistungen auf dem Gebiete der edlen Zechkunst werden verdunkelt durch das Banèr'sche Trinkgelage zu Hildesheim im Oktober 1640, das freilich für die Theilnehmer ein sehr verhängnißvolles werden sollte.

Der schwedische General Banèr war einer der hervorragensten Feldherren seiner Zeit. Wie es häufiger

*) Es soll ein Herr von Buseck gewesen sein.

bei genial angelegten Naturen vorzukommen pflegt, so führte auch er eine zügellose Lebensweise. Unter seinen „noblen Passionen“ war aber die für Trinkgelage die vorherrschende. Banèr hatte im Herbste 1640 sein Hauptquartier nach Hildesheim verlegt. Hier veranstaltete er u a. ein Bacchanal, das für die Theilnehmer von den schrecklichen Folgen begleitet war. Wie viel getrunken worden ist, und wie lange das wilde Gelage gedauert hat, davon schweigt die Geschichte. Aber fünf Personen, welche dasselbe mitgemacht hatten, starben kurz nachher oder hatten sich bei demselben doch wenigstens den Todeskeim geholt.

Am 28. Oktober (7. November n. St.) hatte das berüchtigte Trinkgelage begonnen, und wenige Tage später, 14. November (24. November n. St.), starb zu Bückeburg als erstes Opfer der Prinz Christian von Hessen, jüngerer Sohn des Landgrafen Moritz aus zweiter Ehe, 18 Jahre alt. Ihm folgte Tags darauf Graf Otto VI. von Schaumburg-Holstein, der Letzte seines Stammes, 27 Jahre alt. Gleichzeitig mit dem letzteren starb der böhmische Edelmann Serotin. Aber auch den Herzog Georg von Lüneburg ereilte wenige Monate nachher der Tod, er starb am 2. April 1641, und General Banèr selbst starb am 10. Mai 1641 in Halberstadt.

Es ging damals das Gerücht, ein französischer Mönch habe in Hildesheim die protestantischen Führer vergiftet, wie denn den Vorwurf der Vergiftung sich die gegnerischen Parteien in jener Zeit niemals ersparten; bald aber wurde nachgewiesen, daß der rasche Tod, welcher die Theilnehmer an dem Trinkgelage ereilte, einzig und allein dem übermäßigen Genusse von Wein zuzuschreiben war. An Vergiftung sind sie freilich gestorben, aber nicht an Gift, das ihnen ein Mönch, oder sonst ein Gegner beigebracht hätte, sondern an Gift, das sie sich selbst zugeführt hatten — an Alkohol-Vergiftung. Es wird dies aber niemand für wunderbar halten, der auch nur das Geringste von den Trinkproben weiß, welche in jener Zeit jeder Diplomat und Militär bestehen mußten. Bekanntlich soll Kardinal Richelieu, als er sich entschloß, nach dem Tode Bernhard's von Weimar den Oberbefehl über dessen Heer dem General Guébriant zu ertheilen, gesagt haben: „Guébriant trinkt zwar, aber Ranzau säuft und Gassion ist trunken geboren.“

Ueber den Prinzen Christian von Hessen schreibt dessen jüngerer Bruder, der später katholisch gewordene Prinz Ernst, Stifter der Linie Hessen-Rheinfels-Rotenburg, gleich seinem Vater, dem Landgrafen Moritz, ein sehr gelehrter Herr, der u. a. auch mit Leibnitz in Briefwechsel stand, in seinen Confessions“:

J'ai eu un frère nommé Christian, Capitaine des Suedois, qui n'estoit que d'une année et demie seulement plus agé que moy, et compagnon de mes voyages, que le General Banier Suedois fit miserablement crever à force de boir, avec d'autres Seigneurs, à savoir le Comte Otto dernier de la ligne de Schaumbourg et le Baron Serotin Bohemois, comme qui en moururent peu d'heures l'un après l'autre; et ce sans autre venin, que de la trop grande quantité du vin seulement, en la grande guerre d'Allemagne, l'an 1640 en un festin d'Hildesheim, et le dit Banier les suivist et paya luy mesme la folle enchère.

In Folge des Todes des Grafen Otto VI. von Holstein-Schaumburg, des Letzten seines Stammes, kam die jetzige Grafschaft Schaumburg (Kreis Rinteln) an Hessen. Nach mancherlei Streitigkeiten wurde der betreffende Theilungsvertrag zwischen Hessen-Kassel und Lippe-Schaumburg am 12. Dezember (22. Dezember n. St) 1647 zu Bückeburg abgeschlossen. — F. Z.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Am 26. v. M. fand auf Einladung des Vorstandes des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde an Stelle der ausfallenden Monatsversammlung ein Ausflug nach dem in der Nähe von Holzhausen gelegenen Waldort „Auf den Gleichen“ statt, um der Aufdeckung eines nach Anzeige des Herrn Revierförsters Reinknecht von Holzhausen dort befindlichen heidnischen Grabes beizuwohnen und sich von da nach der nicht weit entfernten vielfach geschichtliches Interesse bietenden Stadt Immenhausen, zur Besichtigung der dortigen sehr alten Kirche zu begeben.

Die Aufdeckung des Grabes geschah unter Leitung des in solcher Sache viel erfahrenen und als Autorität anerkannten Herrn Museumsdirektors Dr. Pinder, welcher sich zuvor durch Augenschein von der Richtigkeit der Annahme des Herrn Revierförsters überzeugt, dabei aber dem Vorstande des Vereins nicht verhehlt hatte, daß die Ausbeute voraussichtlich nur eine sehr geringe sein werde. Wenn sich auch diese Annahme bestätigte, so war die Ausgrabung doch schon an sich den etwa 40 Theilnehmern, welche zum größten Theil einer solchen noch nicht beigewohnt hatten, von großem Interesse. Herr Dr. Pinder hatte sich schon am frühen Morgen an Ort und Stelle begeben, um den gegen 3 Uhr Nachmittags sich einfindenden am Ausfluge Theilnehmenden bereits einen vollständigen Einblick in die Sache gewähren zu können. Derselbe hatte zwei Kreuzstollen von West nach Ost und von Nord nach Süd durch den Grabhügel geführt, sowie einen Kreuzstollen um die einstweilen liegen gelassene Mitte und erklärte nun den Anwesenden: das eine sehr sorglose Konstruktion zeigende, offenbar aus einer sehr frühen Zeit stammende Grab sei mit einem sehr losen Steinring von 1 bis 2 Steinen Höhe und Breite eingefaßt gewesen. Die große Anzahl der bereits in 3 Lagen gefundenen Knochen, (welche den

Anwesenden mit kleineren Mauerresten vorgezeigt wurden,) lasse darauf schließen, daß es ein Sammelgrab gewesen sei und würden sich bei weiterer Ausgrabung noch eine größere Anzahl solcher Lagen auffinden lassen, nach der geringen Anzahl von Kohlenresten sei anzunehmen, daß sich die Brandstelle außerhalb des Grabes befunden habe.

Nachdem die Anwesenden Herrn Dr. Pinder den Dank für seine Bemühungen ausgesprochen hatten, wurde die Fahrt durch die schöne, namentlich an prächtigen Aussichtspunkten reiche Gegend nach der alten Stadt Immenhausen angetreten, in welcher Kaiser Heinrich II. in Jahre 1015 das Pfingstfest gefeiert hat, von deren altem Glanze aber nur noch geringe Spuren sichtbar sind. Es galt hier hauptsächlich der Besichtigung der Kirche, bei welcher der dermalige Pfarrer, Herr Vilmar, in freundlichster Weise die Führung übernommen hatte. Diese Kirche, welche bereits im Jahre 1385 und dann im dreißigjährigen Krieg im Innern verwüstet wurde, ist besonders dadurch bekannt geworden, daß nachgewiesenermaßen in ihr zuerst in Hessen die Lehre Luthers gepredigt wurde. Wie nach einem Aufsatze A. S. B. Vilmars im B. II 17. S. der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde anzunehmen ist, war dies der aus dem Dorfe Miest bei Gardelegen gebürtige Bartholomäus Riefeberg. Der Rath der Stadt hatte ihn zum Prediger berufen, der päpstliche Prädikant ihn aber in den Bann gethan, worauf Landgraf Philipp der Großmüthige, welcher die neue Lehre noch nicht angenommen hatte, am 12. Juni 1523 ihn festnehmen und in Grebenstein in einen Thurm legen ließ, aus welchem er aber schon nach einigen Wochen mit Hilfe einer Frau entwich. Von den wenigen aus alten Zeit herrührenden, im Innern der Kirche befindlich gewesenen Gegenständen, ist am bemerkenswerthesten ein hoher, jetzt im Pfarrgarten befindlicher Taufstein aus Sandstein mit der Jahreszahl 1497, in dessen Rand Christus und die zwölf Apostel mit ihren Emblemen eingehauen sind. **A. L.**

Auf der Ebernburg wurde am 22. Mai der Grundstein des Hutten-Sickingen-Denkmals gelegt. Das von Cauer entworfene Doppelstandbild wird auf der östlichen Plattform des Ebernburgberges aufgestellt werden und weit im Nahe- und Alsenzthale sichtbar sein. Gerade gegenüber auf dem Niederwald, allerdings durch Bergzüge verdeckt, thront die Germania. Die Feier vollzog sich in programmmäßiger Weise; die Festrede hielt Professor von Gneist, der bemüht war, die Gegensätze, welche zur Zeit Huttens im Reiche herrschten, Gegensätze, aus denen heraus Hutten ja selbst geworden war, durch einen versöhnenden nationalen Gedanken zu überbrücken. Anwesend waren Vertreter der bayerisch und preußischen Behörden und zahlreiche Gäste aus Nah und Fern, darunter auch ein Nachkomme Sickingens, Graf Reccum, und ein Abkömmling deren von Hutten, Graf Bogdan Hutten-Czapski der (irren wir nicht) Offizier des in Kassel liegenden Husaren-Regiments' ist. Der eigentlichen Feier schloß sich ein Festessen in den Räumen der Ebernburg — die Ruine ist von einem Kreuznacher Bürger wieder wohnlich eingerichtet — an, das in jeder Beziehung die Theilnehmer befriedigte. **H.**

Kurfürst Friedrich Wilhelm und Optikus Gustav Rupprecht. Kürzlich starb in Kassel im 88. Lebensjahre der Optikus und Mechanikus Gustav Rupprecht, der durch seine vortrefflich geschliffenen Gläser und optischen Instrumente einen weit über unser engeres Vaterland hinausgehenden Ruf genoß. Interessant ist eine Begegnung desselben mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, die für beide, den Fürsten wie den einfachen schlichten Bürger, von charakteristischer Bedeutung ist. Wir schicken voraus, daß Gustav Rupprecht von zwerghafter, verwachsener Gestalt war, bei seinem einfachen Sinn sich um die konventionellen Formen der Welt, auch den Höchsten gegenüber, gar nicht kümmerte und darin seinen Ehrgeiz, wenn überhaupt jemals von einem solchen bei dem schlichten Mann die Rede sein konnte, suchte, ein ebenso tüchtiger Fachmann, wie wackerer Bürger zu sein Und nun zur Sache selbst: Der Kurfürst hatte in den 50. Jahren einen sog. Operngucker zu dem theuern Preise von acht Louisdor in Berlin gekauft. Zu seinem Schaden sollte er bei seiner Rückkunft nach Kassel entdecken, daß die Gläser des Instrumentes seinen Augen nicht passend waren. Der Kurfürst klagte darüber bei einem seiner Hofdiener und dieser machte ihn auf den Optikus Rupprecht in Kassel aufmerksam, der dem Uebelstande leicht abhelfen könne. Der Kurfürst ließ denselben rufen und dieser erschien dann auch sofort. Da soll sich dann ein Zwiegespräch entwickelt haben, das wir so wiedergeben, wie wir es früher schon gehört und neuerdings von unterrichteter Seite bestätigt erhalten haben.

Rupprecht beim Eintreten in das Wohnzimmer des Kurfürsten: „Guten Tag, Herr Kurfürst!"

Der Kurfürst: „Guten Tag, Herr Rupprecht! Ich habe in Berlin diesen Operngucker für acht Louisdor gekauft, kann ihn aber nicht brauchen, denn ich sehe nichts daraus."

Rupprecht, den Operngucker untersuchend, erklärt: Herr Kurfürst, der Operngucker ist recht schön, nur die Gläser taugen nichts, das ist Fensterglas. Warum nehmen Sie nicht die von mir geschliffenen Gläser, die ich für ihre Augen passend mache, die kann ich Ihnen mit gutem Gewissen empfehlen „Herr Kurfürst", und Ihre Augen werden nicht darunter leiden."

Der Kurfürst. Ja, das will ich auch thun. Aber wollen Sie mir in diesen Berliner Operngucker nicht andere Gläser einsetzen".

Rupprecht: „Recht gern! Adieu, Herr Kurfürst!"

Und damit endete die Zusammenkunft. Dem Kurfürsten hatte das von den ceremoniellen Hofformen weit entfernte, aber aufrichtige Benehmen des kleinen verwachsenen, selbstbewußten Mannes, wohl gefallen. Und da gerade er es liebte, den Künstlern, Handwerkern und Geschäftsleuten seiner Residenzstadt Kassel seine Aufträge zu ertheilen, so wurden von nun an für den Kasseler Hof auch die Operngucker und sonstigen optischen Instrumente von Gustav Rupprecht bezogen. F. Z.

Todesfälle. Wir haben bereits in der letzten Nummer unserer Zeitschrift gemeldet, daß am 9. Mai zu Wiesbaden der Generallieutenant z. D. Albrecht von Bardeleben, der älteste von den ehemals kurhessischen Offizieren, im 85. Lebensjahre gestorben ist. Dank der gütigen Mittheilungen eines hochgeschätzten Freundes unserer Zeitschrift sind wir heute in der Lage, folgende Einzelheiten aus dem Leben des Verblichenen bringen zu können. Albrecht Goswin Friedrich Heinrich von Bardeleben war geboren am 10. Juli 1803 zu Kassel als der älteste Sohn des am 2. April 1856 verstorbenen Generallieutenants a. D. A. L. von Bardeleben, welcher im Jahre 1848 kurze Zeit kurhessischer Kriegsminister war. Albrecht von Bardeleben besuchte von 1815 an, zur Vorbereitung für den Militärdienst, das kurfürstliche Kadettenhaus zu Kassel, am 25. Mai 1821 wurde er zum Secondelieutenant im 2. kurhessischen Husaren-Regiment, welches in Hofgeismar stand, ernannt; am 1. Dezember 1828 wurde er zum Premierlieutenant in demselben befördert und zum Adjutanten des Kommandeurs der Kawallerie-Brigade, Generalmajors Scheffer, ernannt. Am 23. Mai 1830 wurde er, unter Beibehaltung der Stelle als Brigade-Adjutant, zu der Division Garde du Korps versetzt. Am 30. September 1838 wurde Albrecht von Bardeleben zum Rittmeister und Eskadronschef im Leibdragoner-Regiment zu Hofgeismar befördert, 1840 wieder in die Garde du Korps zurückversetzt und am 8. Dezember 1843 zum Major und Kommandeur der Division Garde du Korps ernannt. Im Jahre 1846 in das 2. Husaren-Regiment versetzt, war er seit dem 11. Februar 1848 kurze Zeit als Flügeladjutant des Kurfürsten kommandirt und wurde am 28. Februar zum Oberstlieutenant befördert. 1850 wurde er mit dem Kommando des 2. Husaren-Regiments beauftragt, am 22. Januar 1852, unter Beförderung zum Oberst, zum Kommandeur dieses Regiments ernannt und am 27. März 1854, unter Beförderung zum Generalmajor, zum Kommandeur der kurhessischen Kawallerie-Brigade ernannt. Vom September 1854 bis 1855 war er auch interimistisch 1. Kommandant der Residenzstadt Kassel. Bei dem Uebergang der kurhessischen Offiziere in die preußische Armee wurde er am 16. Oktober 1866, unter Verleihung des Charakters als Generallieutenant, mit Pension zur Disposition gestellt, worauf er seinen Wohnsitz von Kassel nach Wiesbaden verlegte. — Während einer nahezu fünfzigjährigen aktiven Dienstzeit hat der Dahingeschiedene sich hervorragende Verdienste um Ausbildung der kurhessischen Kawallerie erworben und sich jederzeit durch strengste Pflichterfüllung, unerschütterliche Anhänglichkeit an seinen Kriegsherrn, treueste Kameradschaft und die wohlwollendste Gesinnung gegen seine Untergebenen in hohem Grade ausgezeichnet. Die allgemeine Liebe und Hochachtung, welche ihm im Leben von seinen Kameraden und allen, die ihn kannten, entgegengebracht wurden, folgen ihm unverkürzt auch über das Grab hinaus.

— Am 22. Mai verschied nach schwerem Leiden der Landrichter Heinrich Henkel zu Kassel. Geboren am 25. November 1849 als Sohn des Repositars Konrad Henkel in Kassel, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er zu Ostern 1868 absolvirte. Er trat hiernach als Einjährig-Freiwilliger bei dem 2. thüringischen Infanterie-Regimente Nr. 32 ein, dessen Füsilier-Bataillon damals hier in Kassel lag, widmete sich hierauf dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften auf den Universitäten zu Marburg und Berlin und wurde beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges im Juli 1870 zum Dienste in dem 1. niederschlesischen Infanterie-Regimente Nr. 46 einberufen. Beim Angriffe auf die Weinberge in der Schlacht von Wörth wurde er verwundet und nach dem er gefallen, erhielt er noch zwei Schüsse in das rechte Bein. Diese schweren Verwundungen machten eine Amputation des Beines oberhalb des Kniees nothwendig, die im Diakonissenhause zu Frankfurt a./M. vollzogen wurde. Von nun an trug er ein künstliches Bein. Für seine Tapferkeit wurde ihm das Eiserne Kreuz verliehen. Heinrich Henkel setzte nun seine Universitätsstudien in Leipzig, Göttingen und Marburg fort, doch war er von dem Studium der Mathematik zu demjenigen der Rechtswissenschaft übergegangen. Sein Referendarexamen bestand er 1874, sein Assessorexamen im November 1879 mit der Qualifikation „gut". Zunächst war er hiernach bei dem Landgerichte zu Frankfurt a./M., dann bei der Staatsanwaltschaft in Hanau beschäftigt. Im Jahre 1881 wurde er zum Amtsrichter in Kassel ernannt und 1885 zum Landgericht daselbst versetzt. Verheirathet war Heinrich Henkel seit März 1879 mit Victorine, geb. Wittich von Kassel, und nach deren 1881 erfolgten Tode, seit 1886 mit Clara, geb. Scherb, gleichfalls von hier. Jeder dieser beiden glücklichen Ehen entstammte ein Knabe. — Das hiesige Landgericht hat durch den Tod des Landrichters Heinrich Henkel einen schweren Verlust erlitten. Der Verblichene, welcher seiner Wissenschaft mit Leib und Seele ergeben war, zeichnete sich ebenso durch vortreffliche persönliche Eigenschaften, wie durch

seinen Pflichteifer, seine Berufstreue, seine Kenntnisse, seine juristische Begabung aus, und allgemein wird sein frühes Hinscheiden beklagt. Er starb an Blutvergiftung, die, nach ärztlichem Urtheile, noch eine Folge der vor achtzehn Jahren erhaltenen Verwundung gewesen sein soll. Sein Andenken wird von allen, die ihn kannten, stets in Ehren gehalten werden.

F. Z.

Hessische Bücherschau.

Ueber den Ursprung des zweiten, dritten und vierten Theils der sogenannten Fuldischen Annalen vom Jahre 838 — 887. Von A. Rethfeld. Halle. (53 S.)

In Nr. 14 des vorigen Jahrgangs des „Hessenlandes" besprachen wir eine Abhandlung über die Hersfelder Annalen; heute liegt uns eine Dissertation von der Universität Halle vor, welche sich mit einem ähnlichen, berühmteren, Geschichtsquellenwerk, den Fuldischen Annalen, beschäftigt. Die Fuldaer Jahrbücher, dem Inhalte nach eine Fortsetzung der alten fränkischen Reichsannalen, zerfallen in 4 Theile. Der erste umfaßt die Zeit von 820 — 838 und ist von dem berühmten Geschichtsschreiber Einhard oder von einem fuldischen Mönche Enhard verfaßt; dieser sehr magere Bericht über die allgemeinen Angelegenheiten wird fortgesetzt von dem Mönche und Priester Rudolf und umfaßt die Jahre 838 — 863, für welche er reichhaltige und ausführliche Berichte giebt und so eine wichtige Quelle für die Geschichte Ludwigs des Deutschen bildet. Der Verfasser dieses Theiles, Rudolf, erweist sich als genau mit den Geheimnissen des Hofes vertraut und überhaupt als wohl unterrichtet über alle wichtigen Vorkommnisse. Nachdem der Verfasser unserer Dissertation die Stellung, den Charakter und die wissenschaftliche Bedeutung Rudolf's eingehend erörtert — der Fortsetzer von Rudolf's Annalen charakterisirt diesen bei der Erwähnung seines Todes mit den Worten: „Ruodolfus Fuldensis cenobii presbyter et monachus, qui apud totius pene Germaniae partes doctor egregius et insignis floruit historiographus et poeta atque omnium artium nobilissimus auctor habebatur" —*) versuchte er nachzuweisen, daß Rudolf nur einen kleinen Theil in Fulda selbst geschrieben habe, stellt sich damit also in Gegensatz zu Pertz, welcher M. G. S. I. 339 sagte: „Ich glaube, daß die Annalen von 882 — 887 wie auch alle vorhergehenden Theile in Fulda verfaßt sind" und zu Dümmler, der auch annimmt, daß Rudolf sich in der Regel in Fulda aufgehalten habe. Namentlich macht den Verf. die Thatsache stutzig, daß Rudolf Lokalnachrichten aus Fulda nur drei, nämlich zu den Jahren 841, 851 und 856 bringt, während er ausführlich und oft und höchst anschaulicht von Ereignissen in und bei Mainz berichtet und solche nur aus den Jahren 853, 854, 860 und 861 nicht erwähnt. Weiter begründet Verf. die Vermuthung, daß Rhaban nach Besteigung des erzbischöflichen Stuhles von Mainz seinen ihm nahestehenden Schüler Rudolf mit sich genommen habe. Als Bestätigung dieser Vermuthung führt er die Thatsache an, daß von 841 an plötzlich Rudolfs Unterschrift unter fuldischen Urkunden nicht mehr vorkommt, welche er vorher sehr oft theils unterschrieben, theils ganz geschrieben habe. Wichtig für seine Vermuthung ist dem Verf. auch der Umstand, daß Rudolf so detaillirte und anschauliche Schilderungen aus dem Jahre 850, dem Jahre der großen Hungersnoth, giebt, daß er zu dieser Zeit an Rhabans Hof gelebt haben muß. Auch Schilderungen von Naturereignissen aus der Mainzer Gegend (Erdbeben ꝛc.), ferner ein Nekrolog des frommen Mainzer Priesters Probus, bestärken den Verf. in seiner Ansicht, daß dieser 2. Theil in Mainz entstanden sei. Von 847 — 60 soll Rudolf dann wieder in Fulda gelebt haben, aber ohne Erhebliches geschrieben zu haben. Der dritte Theil, die Jahre 863 — 882 umfassend, ist von einem Mönche Meginhart fortgesetzt. Auch von ihm versucht Verf. nachzuweisen — nach unserer Auffassung evident, — daß er sein Werk in Mainz geschrieben habe.

Die nächste kurze Fortsetzung, der sog. vierte Theil der Annalen, der sich auf die Zeit 882 — 887 (Absetzung Karls III.) bezieht, ist nach Pertz und Wattenbach in Fulda entstanden. Verf. versucht auch hier den Nachweis, daß der Annalist auf Veranlassung und unter den Auspicien des Erzbischofs Liutbert zu Mainz geschrieben habe und nicht in Fulda.

Mit dem Jahre 887 endet das wichtige Quellenwerk. Erzkaplan Liutbert verlor, trotzdem er sich an den neuen Kaiser Arnulf anschloß, seine Erzkaplanwürde, die dem Salzburger Erzbischof Theotmar zufiel. Damit ging dann auch in Mainz das Interesse für die Geschichte Arnulfs verloren. Man legte die Feder nieder.

A.

Die schwedischen und brandenburgischen Kriegsdienste Landgraf Friedrichs von Homburg. Von Dr. Johannes Jungfer. Berlin, Gaertners Verlagsbuchhandlung 1888.

Verf. stellt nach bislang noch ungedruckten Materialien und den Quellen des 17. Jahrhunderts den Antheil des oben genannten hessischen Fürsten an den Feldzügen Karls X von Schweden und des Großen Kurfürsten näher fest. Die handschriftlichen Quellen erschloß ihm das Haus- und Staatsarchiv zu Berlin.

Im schwedischen Heere stand der Landgraf bis Ende des Jahres 1661. Die großen Dienste, welche er Schweden im Kampfe gegen Dänemark geleistet,

---

*) Rudolf, Priester und Mönch des Klosters Fulda, der in beinahe ganz Deutschland als ausgezeichneter Gelehrter, vorzüglicher Geschichtsschreiber und Dichter hervorragte und für aller Künste edelsten Meister galt.

wurden schlecht gelohnt. Trotz einem vom Könige ausgefertigten Patent (gegeben im Lager vor Kopenhagen 23. Januar 1569), wonach der Prinz „für die guten, nützlichen und tapferen Kriegsdienste, so er im polnischen und noch währenden dänischen Kriege geleistet“ zum Generalmajor über Kawallerie befördert und „für die in jüngst verwichener Zeit in Unserem Dienst empfangene Blessure“ (am 19. Januar 1569 hatte ihm eine dänische Kanonenkugel den rechten Unterschenkel abgeschossen) ihm „eine Pension von 2000 Rthlr ad dies vitae“ verliehen worden war, trotz seiner Vermählung mit einer schwedischen Gräfin, wurde ihm nach dem am 13. Februar 1660 erfolgten Tode Karls von der Königin-wittwe Hedwig Elenora „eine völlige Entlassung“ ertheilt. Da der Prinz dem Reiche „mit allen Feinden zu einem reputirlichen Vergleiche verholfen“, so war der Herrscherinn „die occasion benommen, S. Liebden weiter zu accomodiren und S. L. daher besser gedient, nach Belieben die Fortüne anderwärts zu suchen und zu poussiren“. Ja selbst einer berechtigten Schuldforderung (18 000 Thlr Werbegeld für 10 Kompagnien) konnte er Geltung nicht verschaffen.

Nach Deutschland zurückgekehrt, erwarb sich Friedrich in Brandenburg größere Besitzungen, wodurch ihn der Kurfürst zuerst näher kennen lernte, trat jedoch erst im Jahre 1670 in das brandenburgische Heer, und zwar wurde ihm das „Generalat über die Cavallerie conferiret und aufgetragen“.

Die Kämpfe, welche das folgende Jahrzehnt brachte, gaben ihm Gelegenheit, im Dienste des Vaterlandes zu bewähren, was er in der Schule der Fremden gelernt hatte. Verf. schildert nun zunächst des Hessischen Landgrafen Thaten am Rhein (1672), dann sehr eingehend dessen Antheil an der Schlacht bei Fehrbellin.

Er versucht nachzuweisen, daß die in fast allen geschichtlichen Darstellungen dieser Schlacht enthaltene Angabe, der Angriff des hessischen Reitergenerals sei gegen den Willen des Kurfürsten unternommen und von demselben getadelt worden, falsch sei. Diese Auffassung werde weder durch die Quellen bestätigt, noch entspreche sie den Thatsachen. Der Angriff war nicht nur glücklich, sondern auch nach militärischen Urtheilen durchaus richtig und bezeugte, daß der Landgraf den Erwartungen des Kurfürsten in jeder Beziehung entsprach.

Dank hat er für seine That nicht geerntet, schreibt doch des Kurfürsten eigene Schwester Hedwig Sophie, Landgräfin von Hessen, von Kassel aus am 19. Oktober 1675 an den Freih. von Schwerin: „Dem redlichen Landgraf ist nicht eins gedankt vor dem, das er bei Fehrbellin gethan; also geht es in der Welt: Die Pferde die den Haber verdienen, bekommen am wenigsten“.

Zum Schluß schildert Verf. Friedrichs Antheil an der Eroberung Mecklenburgs und weiterhin seine Thaten in Pommern. Nach dem Falle Stralsunds (15. Oktober 1678) und der Kapitulation Greifswalds (6. November 1678) schied Friedrich aus dem Brandenburgischen Heere und begab sich im Dezember nach Hessen, um das von einem älteren Bruder an Darmstadt verpfändete Amt Homburg einzulösen. Als 1681 der letzte seiner Brüder kinderlos starb, trat er die Regierung der Landgrafschaft an. **A.**

So eben erschienen im Verlage von Adolf Bonz u. Comp. zu Stuttgart Gustav Kastropp's „König Elf's Lieder“ in dritter veränderter Auflage. Mit „König Elf's Lieder“ trat unser hessischer Landsmann, der hochbegabte Dichter Gustav Kastropp, vor 14 Jahren zuerst in die Oeffentlichkeit. Die zarte tiefempfundene Dichtung erregte damals Aufsehen und machte seinen Namen in weiten Kreisen bekannt. Wir werden auf diese Dichtung in einer späteren Nummer zurückkommen.

Berichtigung.

In Nummer 10 unserer Zeitschrift, Seite 157, Zeile 10 von unten (Im Artikel „Die Hessen in der Schlacht von Roßbach“) muß es heißen Pettstädt statt „Penstadt“.

Briefkasten.

E. R. G. Elberfeld. Ließe sich das Eingesandte nicht kürzen? Es ist fast zu lang für unsern Raum gerathen. Wir würden Ihnen dann das Manuskript zurücksenden.

H. H. Marburg. Wie Sie sehen, benützt.

K. W. S. Kassel. Besten Dank.

S. u. G. Hamburg. Wir können diesen Wunsch unmöglich erfüllen.

R. Eisenach. Senden Sie die Arbeit nur ein.

I. K. in Fulda. Sie erhalten brieflich Antwort.

Dr. W. in Marburg. Mit Dank angenommen.

Wilh. T. in Wien. Herzlichsten Glückwunsch zur Doktorpromotion. Freundlichsten Gruß.

Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes“ bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 12. Kassel, 15. Juni 1888.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 264.

Heimweh.

Wenn ich wär' der Mondenstrahl,
Eilt ich in die Nacht hinaus,
Flög' wohl über Berg und Thal
Hin zum fernen Jägerhaus;
Das thät ich gerne.

Huschte leise über'n Wald,
Fiel zuerst auf's Giebeldach,
Schlüpfte durch den Fensterspalt
In der Mutter Schlafgemach;
Das thät ich gerne.

Rührte leise an's Gewand,
Schaute um mich in der Rund',
Beugte mich auf ihre Hand,
Küßte ihren lieben Mund;
Das thät ich gerne.

Und was wollt' ich weiter thun?
Glitt' in's Zimmer nebenan,
Wollt' im Sorgenstuhle ruh'n,
Wie der Vater oft gethan;
Das thät' ich gerne.

Und im Hause dräng' ich vor,
Guckt in jede Eck' hinein,
Stieg die Treppe dann empor,
Kehrt in meinem Stübchen ein —
Das thät' ich gerne.

Grüßten mich die Sachen traut —
Alte, liebe Sachen ihr! —
Sprächen zu mir, ach! so laut:
„Bleibe, bleibe wieder hier!"
Wie thät' ich's gerne!

Kann nicht bleiben anderwärts;
Wo ich heute Nacht kam her,
Hält man fest mein armes Herz,
Findet keine Ruh' hier mehr —
Sonst thät' ich's gerne.

M. H.



Beiträge zur Geschichte des Städtchens Niedenstein und der Familie Heß v. Wichdorff.

Herausgegeben von Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.

(Fortsetzung).

3. Entwickelung der Stadt Niedenstein.

Die junge Stadt scheint bald in gedeihliche Zunahme gekommen zu sein. Obwohl ihre Lage in einem entlegenen Thalwinkel, fern von den größeren Handels- und Verkehrswegen, ihr keinen Antheil an dem besonderen Gewinn vergönnte, den die benachbarten Städte, wie z. B. Gudensberg, Fritzlar rc. aus dem Vortheile ihrer Lage an der großen Handelsstraße vom Main nach der Weser zogen, so blühten doch auch in Niedenstein bald bürgerliche Gewerbe empor. Die Zeit der Erhebung zur Stadt fiel noch in jene Periode, wo die Städte durch den Zuzug der ländlichen Bevölkerung, welche nach den Freiheiten und Rechten der Stadtbürger strebte, rasch an Bevölkerung zunahmen. Es ist bekannt, wie zahlreich sich damals anderwärts die Hörigen vom Lande nach den Städten drängten, um sich der Leibeigenschaft zu entziehen und wie dringend und zahlreich die Klagen des Landadels waren, daß seine Interessen durch die bereitwillige Aufnahme ihrer Unterthanen in den Städten schwer geschädigt würden. Wenn es auch im Hessenlande keine Leibeigenschaft gab, so boten doch die Städte den Dorfbewohnern immerhin große Vortheile und dem Zuge derselben dahin haben die zahlreichen Städtegründungen jener Periode in Hessen guten Theils ihre rasche Entwickelung zu danken. So war es wohl auch in Niedenstein und man erkennt an der überall auf Raumersparniß berechneten Anlage der Stadt, daß sie schon früh dicht bebaut worden sein muß.

Die erste nothdürftige Verwahrung der Stadt gegen Außen bestand nach obiger Nachricht aus einer Pallisadirung, Wall und Graben; sie muß aber bald durch eine solidere Befestigung mit Mauern und Thürmen verstärkt worden sein, denn es finden sich noch im XIII. Jahrhundert Andeutungen auf hierzu gewährte Verwilligungen des Landgrafen Heinrich I. — Ihm mußte ja die baldige vollständige Fortificirung schon aus dem Grunde am Herzen liegen, weil er in Niedenstein eine neue nicht unwichtige Schutzwehr gegenüber dem nahen Fritzlar und den von da ausgehenden Einfällen churmainzischer Heerhaufen in sein Land zu gewinnen hoffte. Vor der Mitte des XIV. Jahrhunderts ist jedenfalls die Befestigung längst vollendet gewesen, denn — wie schon oben erwähnt — erlitt der obere Thorthurm der Stadt 1349 bei einer Erderschütterung einen Riß. —

Die wehrhafte Bürgerschaft, in welcher ein kriegerischer Geist vorwaltend blieb und sich Jahrhunderte lang erhielt, leistete dem Landgrafen schon früh treue Heeresfolge. Die Kampflust zeigte sich namentlich in der Neigung der von adeligen Elementen reich durchsetzten Bürgerschaft zu Solddiensten und in dem Eifer, mit welchem sie den Aufgeboten der Landesfürsten zur Heeresfolge nachkam. Daß man dabei auch auf Gewinn und Beute bedacht war, also aus dem Kriegsdienste ein Gewerbe machte, geht aus mancherlei Andeutungen bestimmt hervor. (Schmincke monim. hassiac. II. p. 491. — Vilmar hess. Idiotikon p. 132).

Das Wappen, welches der Stadt schon früh von dem Landgrafen verliehen wurde — die Zeit der Verleihung ist nicht bekannt, es wurde aber bereits im XIV. Jahrhundert geführt — hat ohne Zweifel Beziehung auf die kriegerischen Verdienste der Bürgerschaft. Es zeigt einen schwarzen geschlossenen Stechhelm in goldenem Felde, die Helmzier zwei goldene Schröterhörner mit dem rechtsschreitenden hessischen Löwen in der Mitte.

Ein Beweis dafür, daß die Stadt schon bald zu Achtung und Ansehen im Lande gelangt sein und daß sie sich auch gefühlt haben muß, liegt wohl darin, daß sie 1375 zur Theilnahme an der Koalition der niederhessischen Städte zur Abwehr der von Landgraf Hermann versuchten Eingriffe in die städtischen Freiheiten, eingeladen

wurde und sich daran auch wirklich betheiligte. Dieser Fürst wollte eine regelmäßige Besteuerung der Städte durch Einführung eines sogenannten Umgelds einführen und hatte dieselbe auch in den oberhessischen Städten bereits durchgesetzt. Die Städte in Niederhessen, voran Kassel, wollten sich aber diesem fürstlichen Begehren nicht fügen, sondern setzten demselben den entschiedensten Widerstand entgegen. Sie vereinigten sich zu einem förmlichen Bündnisse, welches am Freitage nach Sylvester 1376 zur Abwehr der Neuerung geschlossen wurde und auch Niedenstein war in dem Bunde. Der Landgraf warf ihren Widerstand zwar nach schweren inneren Kämpfen nieder und setzte seinen Willen zuletzt durch, aber aus ihnen erwuchs mittelbar der schwere Krieg, in welchen er dann mit dem Landgrafen von Thüringen, dem Herzog von Braunschweig und dem Erzbischof von Mainz verwickelt wurde und welcher bis 1390 das Land verheerte.

Die Stadt Niedenstein, auch bald zum Gehorsam zurückgekehrt, stand in diesem Kriege in alter Treue zu ihrem Fürsten. Ihr schon oben erwähnter Zuzug nach Kassel im Jahre 1387, als diese Hauptstadt von den vereinigten Feinden bedroht und dann wirklich, aber erfolglos belagert wurde, ist ein Bewe s dafür, und obwohl Niedenstein — von seinen streitbaren Bürgern dadurch größtentheils entblößt — in Folge dessen dem von Kassel abgeschlagenen Erzbischofe, welcher sich erzürnt auf Gudensberg und Niedenstein warf, ohne große Mühe in die Hände fiel und in denselben sammt der Burg volle 7 Jahre verblieb, so bewährte die Bürgerschaft doch nachher wieder ihre alte angestammte Hingabe an die Sache des Fürsten und des Landes.*)

Sie wurde ihr durch Verleihung von Jahrmärkten, Zollbefreiungen und andere Gnadenbeweise vergolten, Wohlthaten, welche ihrem ferneren Gedeihen wohl zu statten kamen. —

Schon 1367 wurde Niedenstein und Spangenberg der Landgräfin Elisabeth von Cleve, Otto's des Schützen Wittwe, zur Leibzucht mit angewiesen und beide Städte blieben in diesem Verhältnisse bis zu Elisabeth's 1382 erfolgtem Tode. Anno 1471 wies Landgraf Heinrich der verwittweten Landgräfin Mechtilde die Gefälle von Niedenstein zur Morgengabe, diese behielt sie bis 1482, wo sie dieselben ihrem Sohne Wilhelm I. wieder abtrat.

Anno 1496 wurden Niedenstein, Felsberg und Rotenburg der Landgräfin Jolantha, gebornen Herzogin von Lothringen zur Versicherung ihrer Ehesteuer und Morgengabe verpfändet.

Diese Verschreibungen lassen darauf schließen, daß die landesfürstlichen Einkünfte von Niedenstein immerhin von Bedeutung gewesen sein müssen.

Zu der Landsteuer, welche Landgraf Ludwig 1471 den Städten und Gerichten im Lande auferlegte, wurde die Stadt Niedenstein mit 200 Gülden veranschlagt. — Vom Rathhause zahlte sie jährlich 6 Gülden 14 alb. Geschoß — 1536 wurde sie mit 60 Gülden Landsteuer und 97 Mann angeschlagen.

Betreffs der landständischen Rechte und ihrer Ausübung Seitens der Stadt Niedenstein ist wohl nicht zu zweifeln, daß sie daran, wie alle hessischen Städte, Theil genommen habe, sobald überhaupt eine ständische Mitwirkung im Lande ins Leben getreten ist. Die ersten Spuren davon finden sich in der Zeit des Landgrafen Hermann, der 1372 einen Landtag in Kassel und 1387 zwei solcher Landtage zu Spangenberg und Homberg hielt. — Später, fast 100 Jahre darnach, berief Landgraf Ludwig II. 1468 die Städte Niederhessens zu einem Landtage nach Melsungen. Ihm folgten dann 1509 der Landtag am Spieß und 1514 der zu Treyßa. Erst in der Urkunde über diesen letzteren wird unter den vertretenen Städten Niedenstein ausdrücklich genannt, während in den Nachrichten von den älteren Landtagen seiner noch nicht erwähnt wird und überhaupt die Ueberlieferungen von denselben äußerst dürftig sind. — Daß aber Niedenstein schon sehr früh an den älteren Landtagen betheiligt gewesen sein müsse, läßt sich zuverläßig daraus schließen, daß es schon 1376 an dem zu Kassel errichteten Bunde der Niederhessischen Städte Theil nahm. An den späteren Landtagen des Landgrafen Philipp (1532, 1536, 1544, 1552) und seiner Nachfolger betheiligte sich unter den hessischen Städten auch Niedenstein regelmäßig, bis die neuere Zeit eine vollständige Umgestaltung in der landständischen Verfassung des Landes herbeiführte. —

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Der Erzbischof hatte sich in diesem Kriege der Städte Niedenstein, Melsungen und Rotenburg bemächtigt und bekannte in einer Urkunde vom 21. Septbr. 1387, daß er diese Städte gegen den Landgrafen in Schutz nehme. Der Friede mit Mainz wurde zwar 1391 auf domin. misericord. geschlossen und die Räumung und Rückgabe derselben an Hessen stipulirt, aber sie fand erst 1394 statt. (Hof- u. Sammt-Archiv.)

Die Malerfamilie Tischbein.

Von Louis Katzenstein.

(Fortsetzung.)

Weitaus der Bedeutendste der Tischbeinfamilie war aber Joh. Heinrich Wilhelm, gewöhnlich der Neapolitaner genannt, ein ebenso tüchtiger Künstler wie ein hochgebildeter und geistvoller Mensch. Schon der Umstand, daß er mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit viele Jahre hindurch in freundschaftlichem Verkehr und regem Briefwechsel stand, läßt auf die Bedeutung des Mannes schließen. Er war der zweite Sohn Joh. Konrads, geb. 1751 zu Haina und ist in Eutin im Jahre 1829 gestorben.

Schon früh erkannte der Vater das Talent seines Knaben und brachte ihn, als er 15 Jahre alt, nach Kassel, später zu seinem Onkel Jakob nach Hamburg. Hier fing er an Portraits zu malen, doch so wenig kunstsinnig waren damals die Bewohner der alten Hansastadt, daß selbst ein Maler wie Denner, dessen Bilder heute mit Gold aufgewogen werden, dort nicht aufkommen konnte. Tischbein wandte sich dann nach Bremen, wo er mehr Glück hatte und zahlreiche Portraits zu malen bekam. Noch förderlicher und wichtiger für ihn war aber die Bekanntschaft des Hauptmann Wilmanns, der auf die Bildung des jungen Künstlers den wohlthuendsten Einfluß ausübte.

Der Aufenthalt in Bremen hatte ihm die Mittel verschafft, eine Reise nach Holland zu machen (1772—1773), um die niederländischen Meister zu studiren. Im folgenden Jahre finden wir ihn in Hannover und hier war es Winkelmann, der die Begeisterung für Homer und die antike Welt in Tischbein weckte. Er wandte sich nun fast ausschließlich der Geschichtsmalerei zu, ging wieder nach Kassel, wo er zwei Jahre lang gemeinschaftlich mit seinem Onkel Joh. Heinr. dem Aeltern arbeitete. Besonders förderlich war ihm das Studium der prachtvollen Sammlung von niederländischen Gemälden im Kabinet des Landgrafen Wilhelm VIII., welche dieser Fürst während seines Aufenthalts in Holland als Gouverneur des Landes gesammelt hatte und welche die Grundlage der heute so berühmten Kasseler Gemälde-Gallerie bildeten.

Inzwischen hatte sich der Ruf Tischbein's als Portraitmaler immer mehr ausgebreitet, besonders als er die Bildnisse des Prinzen und der Prinzessin von Württemberg gemalt hatte.

Eine Kunstreise, die er im nächsten Jahr (1777) nach Dresden und Berlin unternahm, machte ihn zum ersten Male bekannt mit den Meisterwerken der italienischen Schule. Ueber Alles fesselte ihn Correggio. In Berlin wurde er mit Portraitaufträgen dergestalt überhäuft, daß er seinen jüngsten Bruder Jakob kommen ließ, um ihm zu helfen.

Ueber Tischbein's Art zu arbeiten und über seine Erfolge am preußischen Hofe, lasse ich ihn selbst reden, kann aber eine leise Befürchtung nicht unterdrücken, daß des Künstlers Phantasie, als er viele Jahre nachher seine Erlebnisse niederschrieb, sich einige Uebertreibung erlaubte.

In seinem Buche, „Aus meinem Leben“ erzählt er:

„Einige Wochen hielt ich mich in Dresden auf und besuchte täglich die Gallerie. Dann reiste ich nach Berlin, übergab meinen Empfehlungsbrief und eröffnete meinen Antrag an Ihre Hoheit die Prinzessin Ferdinand.

Diese halte die Gnade, mich schon am folgenden Tage ihr Bildniß für ihre geliebte Schwester malen zu lassen. Sie führte mir ihre Kinder zu, die Prinzessin Louise, die Prinzen Heinrich und Louis; auch stellte sie mich ihrem Gemahl, dem Prinzen Ferdinand vor. Nachdem ich Alle gesehen hatte, entwarf ich meine Komposition und das Bild wurde angefangen.

Ich wohnte bei ihr im Schlosse in Friedrichsfelde, ging aber oft in die Stadt, wo ich mehrere Portraits aufnahm, unter Andern das vom Minister Finkenstein, welches ich dreizehn Mal für seine Freunde kopiren mußte. Ein Mal auch malte ich ihn in ganzer Figur, in seiner Ordenskleidung als Johanniter. So häuften sich die Arbeiten immer mehr und ich hatte sogar das Glück Ihre Majestät die Königin zu malen, welche gegen mich äußerte, daß sie ihr Portrait gerade von mir zu haben wünsche, weil sie gehört habe, daß ich so schnell male, denn das lange Sitzen würde ihr unangenehm. Es schien mir übrigens, als spräche sie gern über die Kunst, und ich sann vorher darauf, wie ich sie während des Sitzens unterhalten wollte, damit sie nicht Langeweile hätte. Als Alles bereit war, trat die Königin herein und setzte sich, wie ich es wünschte. Ich fing sogleich beim Arbeiten ein Gespräch an über die Malerei, wobei sie mit Gefallen zuhörte, und wenn ich es nöthig fand, daß sie den Mund bewegte, that ich eine Frage, worauf sie etwas erwidern mußte. So waren rasch dreiviertel Stunden vergangen und ich stand auf und dankte für die gehabte Geduld. Die Königin

glaubte, daß sie sich anders setzen müsse, und war sehr verwundert, als ich erwiderte, daß ich schon fertig sei. Mehrere Damen des Hofes kamen nun herbei und jauchzten über die große Aehnlichkeit des Bildes; ein alter Bediente trat auch herein und als er es sah, fing er an zu weinen und sagte, „Unsere gute Preußenmutter, wie sie leibt und lebt.“ Ich mußte noch einige Kopien davon machen. Das Original schickte die Königin an die Mutter des Kronprinzen. Als diese denselben Abend Assemblee bei sich hatte, stand zufällig eine Dame mit dem Rücken gegen die Wand gekehrt, wo das Bild kurz vorher etwas niedrig aufgehängt war; indem sie sich nun eben umdrehte, glaubte sie die Königin selbst zu sehen und wollte sich entschuldigen, daß sie nicht auf die Seite getreten sei. (!) Diese Täuschung der Dame machte großes Aufsehen in der Assemblee. Vielleicht that sie auch nur so, um der Prinzessin über das Geschenk der Königin ein angenehmes Kompliment zu machen. Genug — mir brachte es großen Vortheil, denn es sprach sich in der Stadt herum und ich bekam so viel Bestellungen, daß ich oft 3 Portraits in einem Tage machte. Ich gewann nun auch immer mehr Fertigkeit, in wenig Zeit die Hauptzüge und das Charakteristische eines Gesichts aufzufassen, so daß ich oftmals den Kopf, den ich portraitiren sollte, nicht einmal mit Kreide vorzeichnete, sondern gleich mit Pinsel und Farben anfing.“

Im Jahre 1778 finden wir den Künstler wieder in Kassel, wo er zum Mitglied der Akademie ernannt und auf 3 Jahre nach Italien geschickt wurde. Eines seiner berühmtesten Portraits aus dieser Zeit ist das der Schauspielerin Dobbelin als Ariadne.

In Rom fesselten ihn besonders die Werke Raphaels und die Antiken, an welchen, wie er hervorhebt, ihn hauptsächlich die Hände und Füße zum eingehendsten Studium veranlaßten.

Noch vor Ablauf der 3jährigen Studienzeit verließ Tischbein Italien und begab sich zunächst nach Zürich. Dem Aufenthalt in dieser Stadt verdanken wir unter Andern die Portraits des Dichters Bodmer, von Lavater, Geßner, von Füßli und Hirzel und außer diesen beendete er seinen Götz von Berlichingen, eine Bestellung des Herzogs von Weimar. In Zürich erhielt er einen Brief vom Rath Merk in Darmstadt, welcher ihm mittheilte, daß der Herzog v. Gotha auf den Wunsch Goethe's, ihm vorschlüge, auf seine, des Herzogs Kosten nach Rom zurückzukehren, was Tischbein mit Freuden annahm.

Zum zweiten Male fand er sich in Rom im Jahr 1782. Seine Hauptwerke die hier entstanden, waren: Brutus und seine Söhne, Sophonisbe, Paris und Hektor und Helena. Eines seiner größten Bilder aus dieser Zeit war außerdem: Konradin v. Schwaben, Schach spielend mit seinem Vetter Friedrich v. Oesterreich, erhält die Nachricht von seinem Todesurtheil.

Die interessanteste Episode aus dem Leben unseres Künstlers war aber die Bekanntschaft mit dem großen französischen Maler David, der eben mit seinem großen Bilde, „Der Schwur der Horatier“ beschäftigt war, welches bei seinem Erscheinen im Salon von 1785 in Paris einen beispiellosen Erfolg hatte und dem Künstler den Namen des Wiederherstellers der Malerei einbrachte.

Um den Erfolg dieses berühmten Gemäldes zu begreifen, muß man die damalige Zeitströmung und die Geschmacksrichtung in's Auge fassen. Die Revolution war ausgebrochen, von Grund aus sollten alle Verhältnisse des Lebens umgestaltet werden und nur in der antiken römischen Welt sahen die Franzosen ein würdiges Vorbild.

Dieser Stimmung gab das Meisterwerk einen unvergleichlichen Ausdruck, man übersah den theatralischen Aufbau und die innere Kälte der Komposition und wollte sich wiedererkennen in den todesmuthigen Römern.

Tischbein wollte vor allen Dingen eine aufrichtige Kritik hören und wünschte seinen Konradin von kompetenten Richtern beurtheilt zu sehen, und sein höchster Ehrgeiz war, den großen Franzosen zu einem Besuche in seinem Atelier zu bewegen.

„Ich wohnte,“ erzählte er, „nicht weit von David, und sah ihn täglich auf seinem Wege nach seinem Atelier vorübergehen. So ging ich denn eines Tages, ihm einen nachbarlichen Besuch zu machen und ihn höflich zu bitten, mir seine Meinung über mein Bild zu sagen, Er weigerte sich zuerst. Ich habe keine Zeit sagte er. Alle Tage werde ich um die gleiche Gefälligkeit von jungen Künstlern angegangen und immer ist es nicht der Mühe werth. Ich ließ nicht nach mit Bitten, er möge es doch aus Freundschaft für meinen Vetter Friedrich, seinen Schüler, thun. Endlich, nachdem er seinen Kaffee getrunken, zog er sich langsam an und begleitete mich. Sobald ich die Thür meines Ateliers geöffnet hatte, blieb er wie angewurzelt stehen und rief aus: „Das macht Ihnen schwerlich Ihr Vetter Friedrich nach und selbst nicht Ihr Landsmann Raphael Mengs. Wie kommt es, daß ich noch nie von Ihnen gehört habe?“ „Es ist meine erste größere Komposition,“ erwiderte ich. „Ich gehe bald wieder nach Paris,“ sagte David, „und bitte Sie den jungen Malern von der franz. Akademie zu erlauben, Ihr Bild zu sehen. Jetzt aber gehen Sie mit in mein Atelier und sagen mir Ihre ehrliche Meinung über meine Horatier.“

Wir gingen sofort. Beim Anblick der düstern und kriegerischen Gestalten der drei Brüder, denen der Vater zum Schwur die Waffen entgegen hält, überlief es mich eiskalt. Lange stand ich sprachlos davor. David versicherte mich wiederholt seiner ganzen Freundschaft. „Sagen Sie mir offen, was Sie denken.“ Das will ich, antwortete ich. Nun, wenn Sie die weibliche Gruppe ebenso ausführen wie die männliche, so wird Ihrem Bilde Niemand den ersten Rang streitig machen. „Mein Bild ist fertig und ich rühre es nicht mehr an.“ Man sieht aber noch die Untermalung, die Frauengruppe braucht etwas mehr Licht. „Ich mache nichts mehr daran, mein Bild bleibt, wie es ist.“ Ich schwieg.“

Der Ruhm Tischbeins, den David auf diese Weise bestätigt hatte, verbreitete sich nun reißend schnell. Der russische Staatsrath v. Wiessen in Rom wünschte den Konradin für die Kaiserin Katharina zu erwerben. Der Künstler verweigerte es und gab als Grund an, daß die Dankbarkeit gegen den Herzog von Gotha, der ihm den Aufenthalt in Rom ermöglichte, ihm die Pflicht auferlege, das Gemälde diesem Fürsten anzubieten. Er war nicht zu bewegen, von dieser Auffassung abzugehen. Als das Bild in Gotha angekommen war, ließ es der Herzog in seinem Arbeitskabinet aufstellen, das nur er betrat. Das war ein grausamer Schlag für den armen Tischbein, als er es erfuhr, nachdem er zwei Jahre ohne irgend eine Nachricht über seine Sendung geblieben. Nicht nur die Gelegenheit, auf einmal seiner Sorgen enthoben zu sein, war ihm entgangen, er hatte auch, was für die empfindliche Seele eines wahren Künstlers das Schlimmste war, den Schmerz, um den wohlverdienten Ruhm gekommen zu sein.

Seine pekuniären Mittel waren geschmälert und um weitere Arbeiten unternehmen zu können, glaubte er sich berechtigt einen größeren Betrag für seinen Unterhalt fordern zu dürfen. Die Antwort ließ nicht auf sich warten. „Da Tischbein nicht zufrieden ist mit dem, was ich ihm gebe, so halte ich mich fernerer Verpflichtungen gegen ihn für überhoben.“

Tischbein war außer sich über diesen Bescheid, aber wie ein echter Künstler warf er sich mit doppeltem Eifer auf seine Studien, namentlich die von Thieren und dem Leben des Volkes. Im Jahre 1787 verließ er Rom und ging in Goethe's Begleitung nach Neapel.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Herquet.

Nekrolog.

Von F. Zwenger.

(Schluß.)

In dem Reskripte des königl. preußischen Staatsministeriums vom 20. Mai 1878, unterzeichnet in Vertretung des Präsidenten durch den Minister der Justiz, Leonhardt, durch welches Karl Herquet, seit dem 1. April kommissarischer Leiter des Staatsarchivs in Aurich, zum Vorsteher dieses Archivs mit dem Amtstitel „Staatsarchivar“ ernannt wurde, heißt es ausdrücklich, daß die Ernennung in Berücksichtigung der seitherigen Leistungen Herquet's erfolgt sei. Man sieht daraus, daß die verdienstvolle Thätigkeit des ebenso fleißigen wie tüchtigen Gelehrten auch höheren Ortes die gebührende Anerkennung und Würdigung gefunden hatte.

In Aurich gab es für Karl Herquet viel zu thun. Seine dienstlichen Verrichtungen nahmen viel Zeit in Anspruch. Das hinderte ihn aber nicht, seine schriftstellerische Thätigkeit in erfolgreichster Weise fortzusetzen. Schon ein Jahr nach seinem Amtsantritt in Aurich (1879) erschien seine „Geschichte des Landesarchivs von Ostfriesland (1454 bis 1744)“. Es folgten dann 1883 „Die Miscellen zur Geschichte Ostfrieslands“; 1885 die sorgsame Untersuchung über die „Renaissancedecke im Schlosse zu Jever, ihre Entstehungszeit und ihr Verfertiger“, in welcher Schrift sich Karl Herquet als einen feinen besonnenen Kunstkenner zeigte; 1886 „Die Insel Borkum in kulturgeschichtlicher Hinsicht“.

Noch in Breslau hatte er die Schrift „Jean Fernandez de Heredia, Großmeister des Johanniterordens (1377—1396)“ verfaßt, der dann 1880 „Die Chronologie der Großmeister des Hospitalordens während der Kreuzzüge“ und 1887 „Der Johannitergroßmeister Heredia in seiner literarischen Bedeutung“ folgten. Diese Schrift war seine letzte Publikation, abgesehen von den zahlreichen Artikeln, die er noch in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht hat. Sie war entstanden zu Osnabrück, wohin er am 1. Juli 1886 versetzt worden war. Eine Schrift über die Insel Norderney blieb leider unvollendet, doch ist sie so weit gediehen, daß sie leicht druckreif gemacht werden

kann. Noch andere Manuskripte finden sich in Karl Herquet's literarischem Nachlaß vor, mit dessen Sichtung seine Schwester, Fräulein Therese Herquet in Münster, gegenwärtig beschäftigt ist.

Von weiteren Schriften, die Karl Herquet veröffentlicht hat, wollen wir hier nur noch nennen: „Das Arnsteiner Urkundenbuch in seinem Verhältnisse zu dem projektirten Nassauischen Urkundenbuch, eine Studie“, 1883; „Urkundenbuch des Prämonstratenserklosters Arnstein an der Lahn“, 1884; „Nachträge zu der Geschichte Kristan's von Samland“; „Beiträge zum Itinerar Karl IV. und zu seinem Aufenthalte in Schlesien mit dem König von Cypern i. J. 1364“; „Der kaiserliche Lehnbrief für Ostfriesland von 1454“. Es sind dies meist Separatabdrucke aus Fachzeitschriften, die alle in wissenschaftlicher Beziehung einen bleibenden Werth beanspruchen können.

Haben wir in Vorstehendem hauptsächlich der wissenschaftlichen Leistungen Karl Herquet's Erwähnung gethan, so liegt uns jetzt noch ob, auch einer anderen geistigen Thätigkeit desselben zu gedenken. Er besaß eine nicht gewöhnliche poetische Begabung. Manches schöne Gedicht von tiefer Empfindung hat er in seinen Jugendjahren verfaßt, doch ist er damit selten an die Oeffentlichkeit getreten. Nur ein größeres Gedicht von ihm ist im Drucke erschienen: „Markgraf Rüdiger“, Drama von Lothar Schenck, Paderborn 1866. Es ist in edler prächtiger Sprache geschrieben und reich an poetischen Schönheiten, doch ist es verhältnißmäßig nur wenig bekannt geworden, da die damaligen politischen Zeitereignisse der Verbreitung poetischer Schöpfungen nicht günstig waren. Das Pseudonym „Lothar Schenck“ hat Karl Herquet nach dem Vornamen seines Großvaters und dem Familiennamen seiner Mutter gewählt. In seinem literarischen Nachlasse sollen sich viele Gedichte aus früherer Zeit befinden, wir hoffen, das eine oder das andere derselben in unserer Zeitschrift veröffentlichen zu können.

Karl Herquet war, wie bereits bemerkt, von Jugend an brustleidend. Am 8. Januar d. J. überfiel ihn wieder ein starker Anfall seiner alten Krankheit, von welchem er sich nicht wieder erholen sollte. Er hat viel und schwer gelitten, aber niemals verlor er die Ruhe und die Geduld. Aufrichtig war die Trauer, die in Osnabrück herrschte, als am 6. März die Kunde von seinem Tode sich verbreitete, und sein Begräbniß gab Zeugniß davon, in welcher Achtung, in welchem Ansehen er stand. Das Corps, welchem er in Marburg angehört hatte, die „Hasso-Nassovia“, ließ einen Kranz mit den Corpsfarben auf dem Grabe niederlegen und ordnete wegen seines Hinscheidens eine 14tägige Corpstrauer an. — Er ist einsam durch das Leben gewandert, doch blieb er immer eng verbunden mit seinen nächsten Anverwandten, und ein großer Trost war es für ihn, daß seine Schwester, an sein Krankenbett eilte und ihm die sorgsamste Pflege angedeihen ließ.

Es liegt mir eine Photographie Karl Herquets vor, die vier Wochen vor seiner letzten Krankheit aufgenommen worden ist. Sie vergegenwärtigt mir seine Person in der lebhaftesten Weise. Er war ein großer Mann von etwas nachlässiger, doch vornehmer Haltung. Der Ausdruck seines Gesichtes verrieth Intelligenz und Energie. Man fühlte sich zu ihm hingezogen, wozu auch seine Unterhaltung wesentlich beitrug, die interessant, lehrreich und fesselnd war.

Treffliche Charaktereigenschaften zierten den Verblichenen. Freilich war er auch nicht frei von manchen Eigenheiten, sie alle wurden aber in den Schatten gestellt durch seine redliche, edle Gesinnung, sein ernstes und unablässiges Streben nach Wahrheit, seine Begeisterung für alles Gute und Schöne. Und wenn er auch manchmal schroff in seinem Urtheile war, wenn er auch leicht zum Sarkasmus hinneigte, so war das nicht so schlimm gemeint, der Kern war stets ein guter, wenn auch, um mich eines landläufigen Ausdruckes zu bedienen, die Schale zuweilen eine rauhe war. Von Herzen war Karl Herquet wohlwollend und mildthätig in hohem Grade gegen Nothleidende und Bedrückte. Und getreu handelte er hier nach dem biblischen Spruche: Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke thut. Was er einmal für wahr und recht erkannt, daran hielt er fest und aus seiner Gesinnung machte er niemals ein Hehl. Er war ein streitbarer Gelehrter und manchen harten wissenschaftlichen Strauß hat er zu bestehen gehabt. Stets kämpfte er mit offenem Visier, Hinterlist und Tücke waren ihm fremd, ehrlich und frei trat er seinen Gegnern gegenüber, ihm galt es um die Sache und nicht um die Person.

Ein Freund des Frohsinns und der Geselligkeit, nahm er gern Theil an heiteren Gesellschaften, die er durch manches Scherzwort zu beleben wußte. Leider legte ihm aber in dieser Beziehung sein leidender Gesundheitszustand Beschränkungen auf, die er mit stoischem Gleichmuthe ertrug. Seinem Heimathlande Hessen und seiner Vaterstadt Fulda hat er stets die liebevollste Anhänglichkeit bewahrt. Kein Jahr verging früher, ohne daß er der letzteren einen Besuch abstattete; seit Jahren ist dies freilich unterblieben, seine Jugendfreunde und näheren Bekannte waren in alle Welt zerstoben, auch mußte er auf die Pflege seines angegriffenen Körpers bedacht sein, und so verbrachte er denn meist die Zeit der Sommerfrische auf den Nordseeinseln und zuletzt im Bade Lippspringe.

Seinen Freunden war Karl Herquet treu ergeben, er stand fest zu ihnen und in allen Lagen des Lebens konnten sie sich auf ihn verlassen. Sie, wie alle, die ihn näher kennen gelernt haben und seinen Charakter zu würdigen verstanden, werden sein Andenken hoch in Ehren halten. Molliter ossa cubent!

Hessische Ehrentafel.

Von Joseph Schwank.

(Schluß.)

1794 28. Febr. Ueberfall bei Zandvoorde und Werwick.
„ 17. Jan. bis 6. April. Vorpostengefechte.
„ 17. April. Erstürmung von Premont.
„ 17. „ Schlacht bei Castillon.
„ 17. „ Gefecht bei Abscon.
„ 19. bis 26. April. Gefechte zwischen Guise und Landrecies.
„ 26. April. Angriff auf den Wald von Arronaise bei Oizy und Wassigny.
Kaiser Franz, der Herzog von York und der Oester. Feldmarschall Lieut. Prinz von Waldeck, welche dem Angriff persönlich beigewohnt hatten, bekundeten laut ihre Bewunderung über die Tapferkeit und den Muth der hessischen Garde-Grenadiere.
An Todten, Verwundeten und Gefangenen hatten die Franzosen 7000 Mann, außerdem 41 Geschütze und 50 Munitionswagen, die Verbündeten 1450 Mann, darunter den Obersten von Eschwege und den Major von Hachenberg, die beim Sturm auf den Arronaiser Wald gefallen waren, verloren.
„ 24. April. Gefecht bei Lourche.
„ 26. und 27. April. Gefecht bei Sommain.
„ 29. April Vertheidigung von Menin.
„ 10. Mai. Gefecht bei Courtray.
17. Mai Gefecht bei Bouvines.
„ 17. „ „ „ Lannoy.
„ 17. und 18. Mai. Schlacht bei Tourcoin.
„ 22. Mai Schlacht bei Tournay.
„ 5. und 6. Juni. Gefechte bei Bouvines und Treffin.
„ 8. Juni. Scharmützel bei Langwar-Capelle.
„ 10. „ „ „ Bachy.
„ 10. „ Gefecht bei Cysoing.
„ 16. „ „ an der Sambre.
„ 28. „ „ bei Oudenarde.
„ 15. Juli. „ „ Mecheln.
„ 16. „ „ „ Walhelm.
Prinz Friedrich von Hessen, der als Volontair diente, theilte in diesen Gefechten alle Gefahren mit den hessischen Jägern und erwarb sich durch seinen Muth und vorzüglichen militairischen Eigenschaften die allgemeine Hochachtung.
„ 20. Aug. Gefecht bei Jockrim. Die hess. Jäger erobern 5 Geschütze.
„ 21. Aug. Gefecht bei Hagenbach. Lieut. Wetzel mit 50 hessischen Schützen vom Bataillon Lenz erobern 2 Geschütze.

Achtung und Anerkennung wurde den hess. Truppen für ihren an den beiden Gefechtstagen bewiesenen Muth und für die errungenen Erfolge von den Oesterreichern allgemein zu Theil. In einer besonderen Ordre vom 21. Aug. 1793 drückt der k. k. General Wurmser den hess. leichten Truppen seine Anerkennung, sein Lob und seinen Dank aus, während Landgraf Wilhelm IX. dem Major von Motz, Stabs-Kapitain von Münchhausen und Lieutenant v. Wolf vom Jägerbataillon, sowie dem Lieutenant Wetzel vom leichten Bataillon Lenz wegen ihres ausgezeichnet rühmlichen und tapfern Verhaltens am 20. und 21. August, den hessischen Orden pour la vertu militaire verlieh.
1794 27. Aug. Angriff auf Scheid.
„ 7. Septbr. Vorpostengefecht bei Scheid.
„ 12. „ desgl. bei Bichelberg.
„ 19. „ desgl. bei Scheid.
„ 13. bis 15. Okt. Angriff auf die Weißenburger Linie.
Oberstlieutenant Prinz von Solms-Braunfels und Major v. Lehsten des Husaren-Regiments erhielten wegen ihrer Tapferkeit den Orden pour la vertu militaire.
„ 18. Novbr. Gefecht bei Niedersulzbach.
„ 25. „ „ „ Niederbronn.
„ 28. „ „ „ Reichshofen.
„ 4. Dezbr. „ „ Niederbronn.
Der von den hessischen Truppen (Bataillon Lenz, Jäger und Husaren) in diesem Kampf bewiesene Muth wurde im österreichischen Gefechtsbericht höchst ehrenvoll anerkannt und öffentlich belobt.
„ 13. u. 14. Dez. Gefecht bei Ober- und Nieder-Steinbach.
„ 15. Dez. Gefecht bei der Glashütte.
„ 16. u. 18. Dez. Gefecht auf dem Krehen- und Moren-Berge.
Vom 22. März an bis jetzt waren die hessischen leichten Truppen fast stets auf Vorposten gewesen. Der vierte Theil von ihnen war in 36 Gefechten und Scharmützeln getödtet und verwundet. Oberst Lenz ward drei Mal verwundet, die Hauptleute Hagenau und Scheffer, sowie Lieut. v. Winzingerode waren gefallen. Mit blanker Waffe hatten die Hessen 12 Geschütze erobert.

1794 14. Septbr. Gefecht bei Boxtel, St. Oedenrode, Wolfswinkel, Breugel und Olland.
„ 15. Septbr. Gefecht bei Vecheln.
„ 28. „ „ „ Alphen.
„ 1. bis 8. Nov. Vertheidigung von Nymwegen.
„ 28. Dezbr. Recognoscirungsgefechte bei Wartenburg und Tuyl.
„ 30. Dezbr. Einnahme von Tuyl.
1795 5. und 6. Januar. Scharmützel bei Op Hennert und Varik.
„ 8. Januar. Gefecht bei Burmalzen.
„ 10. „ „ „ Bürken.

Der Oberkommandirende k. k. General von Wallmoden erkannte in einer der ganzen Armee bekannt gemachten Ordre die rühmliche Tapferkeit der hessischen Jäger und Füsiliere, sowie die Umsicht und zweckmäßigen Anordnungen des Kapitain von Ochs lobend an.

1795 27. Febr. Gefecht bei Hengeloh und Haxbergen.
„ 9. März. Scharmützel bei Dennekamp.
„ 12. „ Gefechte bei Gildehaus, Gronau und Schuttorp.

Gewiß hätte die vaterländische Heerschaar in dem Feldzug von Flandern, Holland und Brabant Größeres geleistet, wenn sie nicht meistentheils in kleine Haufen zersplittert worden wäre. Daß dies General v. Wurmb nicht verhindert, hatte seine Abberufung als Oberbefehlshaber der hessischen Truppen zur Folge. Der Landgraf war namentlich darüber sehr ungehalten, daß drei hessische Regimenter zur Besatzung von Ypern verwendet worden waren und damit in die Kapitulation mit eingezogen wurden, sowie daß das hessische Korps in der Schlacht von Tourcoin fast in allen Kolonnen vertheilt worden war. Aber trotz alledem glänzten doch allenthalben dessen kriegerische Tüchtigkeit, Tapferkeit und Disciplin und fanden in hohem Maße Anerkennung bei Freund und Feind. Ueberall wo sie kämpften, zeigten sich die Hessen auch in dieser Kampagne als würdige Söhne ihrer ruhmbedeckten Vorfahren, welche die Ehre des hessischen Namens nie befleckt hatten, und konnten mit Stolz das glorreiche roth=weiße Panier bei ihrer Rückkehr in die Heimath entfalten. Sie hatten geleistet, was bei der theilweisen Unfähigkeit der Höchstkommandirenden, bei der mangelnden Disciplin im englischen Heere und bei der zwischen den österreichischen und englischen Generalen herrschenden Uneinigkeit und anderen Mißständen überhaupt zu leisten möglich war.

Mit Abscheu muß es uns hiernach erfüllen, wenn wir lesen, was der englische General Tarleton gelegentlich der Parlamentsverhandlungen, die im Jahre 1812 über die Einstellung von Deutschen aus der englisch=deutschen Legion in Spanien in national=englische Regimenter stattfanden, gewiß nur im Sinne der großen Mehrheit seiner Landsleute sagte:

Fremdlinge mit Engländern in ein Regiment vereinigen, hieße unedles Metall mit reinem Gold und Silber vermischen.

(Dupin forces milit. de la grande Bretagne pag. 101.)

Der Ausschweifung, dem Spiel, der Trunksucht ergebene Soldaten, die aus dem Straßenpöbel Londons, Liverpools und anderer großer Fabrikstädte sich rekrutirten und aller Disciplin und soldatischer Ehre baar waren, die nennt der Herr General reines Gold und Silber!

Zum Schlusse mögen noch drei Urtheile Erwähnung finden, welche drei Nichthessen über die Leistungen und Eigenschaften der hessischen Soldaten abgegeben haben:

General=Lieutenant von Valentini, einer der verdientesten preußischen Generale, schildert die hessischen Truppen, wie folgt:

„Von allen Völkern, die 1792 gegen Frankreich zu Felde zogen, hatten die Hessen=Casseler den meisten Soldatensinn. Zwar mangelte namentlich uns Preußen auch nicht die Kampflust, aber den Muth der fröhlichen Ausdauer, die Gabe zu entbehren und die wahre Lust am Kriege schienen die Hessen besonders voraus zu haben. Ueberhaupt war der Hesse in Uniform ein Soldat von Handwerk. So waren sie ein wahres Musterbild.“

Und ein Rheinländer, dessen Namen nicht angegeben ist, äußert sich in Häberlin's Staats=Archiv 1802 Heft 32, S. 491 folgendermaßen:

„Das fürstliche Haus Hessen ist ein Stand, der sich in Ansehung des deutschen Patriotismus mit jedem andern messen kann, man mag den Beweis davon in der älteren oder neueren Geschichte aufsuchen. Wer weiß es nicht, daß Philipp der Großmüthige Deutschland von den ihm zugedachten Fesseln und die Reformation von der gänzlichen Vernichtung rettete? Wer erinnert sich nicht an das, was dieses Haus im 30jährigen Krieg für das deutsche Vaterland that und aufopferte? Welche Hilfe und welchen ausdauernden Beistand erhielt nicht Friedrich II. von diesem Hause im 7jährigen Kriege? Und daß in dem erst geendigten Revolutionskriege, wo selbst die mächtige Festung Mainz sich dem aufgeblasenen Cüstine auf eine so unwürdige Weise und Art zu Füßen legte, das Haus Hessen es war, welches, ohne eine solche feste Vormauer zu haben, der damaligen Jacobinischen Wuth die eiserne Brust

seiner braven Katten entgegensetzte, und dadurch dem Einbruch in das Innere von Deutschland den Weg versperrte; ja, daß man diesen Heldenschaaren vorzüglich zu danken hatte, daß nach dem unglücklichen Feldzug in Champagne die Franzosen gleichwohl aus Frankfurt und von der diesseitigen Rheinseite zurück in ihre erschnappten Kurmainzischen Schlupfwinkel gedrängt wurden: das, — das werden wir Rheinländer und mit uns das dankbare Vaterland sobald nicht vergessen."

In Girtanner's Revolutions-Almanach von 1796 lesen wir endlich folgende Aeußerung eines k. k. Rittmeisters von Nasty von Leopold Toskana-Husaren:

„Mit der größten Bewunderung habe ich oft die Standhaftigkeit und den unerschütterlichen Muth der Hessen beobachtet. Noch nie hat sich eine Nation vor so vielen ausgezeichnet, als diese edle streitbare Nation der Hessen. Mit uns haben sie den ganzen Krieg (in Holland) über gleichen Dienst gethan, obgleich ihre Regimenter nicht halb so stark waren, als unsere; also alles Ungemach, das doch gewiß unglaublich groß war, doppelt getragen; allen Elementen, Hunger und Durst mit der größten Munterkeit Trotz geboten; nie einen Ueberfall sich zu Schulden kommen lassen und erfolgte ein beabsichtigter, so waren sie zum Empfange bereit, was die Franzosen oft nöthigte, ohne einen Schuß zu thun, wieder umzukehren. Ein aus 100 hessischen Leibdragonern bestehendes Kommando machte die Arrieregarde ganze 7 Wochen lang. In dieser langen Zeit wurde kein Pferd abgesattelt und jeden Abend aufgezäumt. Jeder Officier und jeder Reiter legte sich neben sein Pferd, um auf den ersten Schuß bereit zu sein .... Wie sehr die Hessen auf Ehre halten, davon gab die Garnison zu Ypern einen auffallenden Beweis. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet: daß, wenn ihre Anzahl so groß gewesen wäre als ihr Muth, ihnen keine Nation in der Welt widerstehen könnte ....

Der Rechte.

Hessische Dorfgeschichte von E. Mentzel.

(Fortsetzung.)

II.

Aus dem Bergwalde, dessen höchste Lichtung eine weite Fernsicht über das herrliche Lahnthal südlich von der alten Stadt Marburg in Hessen bot, trat an demselben Nachmittage ein stattlicher Bursche in grauer, jackenartiger Joppe und einem großen Strohhut. Bevor er in den mählich absteigenden Weg nach Wildenborn einbog, wandte er sich noch einmal um und blickte nach der Stelle, wo hinter hohen Buchen der Kirchthurm von Elbengrund und das durch seine frisch angestrichenen Gefächer weithin leuchtende Wohnhaus des Jochenhofes verschwunden war. Der Bursche war so in seine Gedanken vertieft, daß er einen alten Mann gar nicht gewahrte, der ein Stückchen hinter ihm den Waldweg herabkam und schon mehrmals mit einem eisenbeschlagenen Stock gegen Steine schlug, um sich dem Vordermann bemerklich zu machen. Endlich, als der Alte noch einmal einen Versuch gemacht hatte, sah der Bursche beim Einbiegen in den Feldweg zurück und blieb, indem er freundlich grüßte, stehen, bis der Greis in dem dunkelblauen leinenen Kittel und dem verschabten Filzhute herangekommen war.

„Habt Ihr schwer zu tragen, Bast?" fragte der Bursche dann, auf eine Ledertasche des Alten deutend, die an einen breiten Gürtel angeschnallt war.

„O nein, Berthold," versetzte der Angeredete. „Heut hab' ich nur noch 'en wink Thymian und Nießwurz gelangt, die allezwei vor Jakobi eingelegt werden müssen."

Der Bursche lachte, indem sie weitergingen. „Na, Bast," sagte er dann, „es hätt' auch ganz gewiß nix gethan, wenn Ihr den Thymian und die Nießwurz nach Jakobi geholt hättet. Ihr thut's nur wegen dem dummen Volk; selber macht Ihr Euch doch wahrhaftig nix weis."

Der Alte zuckte die Achsel und lächelte schlau. „Wer auf Gottes Erdboden macht sich dann naut weis? Thust du's dann nit auch, Berthold?"

„Ich?" fragte der Bursche ganz betroffen.

„Ja, du. Glaubst ja auch, gingst nur den Sonntag 'en wink spaziern und laufst doch, wahrlich, aus ganz anderem Grund dort oben herum. Man kann so hübsch vom lichten Gippel*) dem Jochenhannes selig sein stolzes Gehöft liegen sehen."

Bertholds sonnverbranntes männlich schönes Antlitz entfärbte sich, und in seinen braunen Augen spiegelte sich ein jäher Schrecken. Dann sagte er ernst: „Bast, wenn wir ferner gute

*) Gipfel.

Freunde bleiben wollen, dann muß ich mir in Zukunft so 'en Gered' verbitten."

„Ei, thu doch nit so, Jung, als ob ich dir aut Schimpirliches zugetraut hätt'! Wann's keinem anderen Menschen was schad't und einem selbst 'ne Wohlthat ist, kann man sich schon etwas weis machen. Bei dir will ich's ja nit leugnen, daß ich meiner Greth ihren sieben Kindern zu lieb, apparti bei dem Weibsvolk, gar manch Gemimpel und Gemampel um's Kräuterwerk herum machen muß, was mir am End' gar selber wie Wahrheit vorkommt. — So geht dir's auch, nur widder in 'nere annere Art."

Berthold blieb stehen und sah dem alten Mann in sein treues redliches Antlitz, in dem unter buschigen weißen Brauen die wasserblauen Augen wie zwei Edelsteine erglänzten. „Ja, Bast," sagte er, des Alten Hand erfassend, „Ihr habt recht. Was soll ich euch länger 'ne Komödie vorspielen. Ich mach' mir etwas weis, weil ich mich vor mir selber schäm'. Wie oft hab ich mir schon gelobt, Sonntags daheim zu bleiben und ein schön Buch zu lesen, aber es geht nit. Es reißt und zerrt an mir, bis ich dort oben war und wenigstens einmal auf's Gehöft hinab geschaut hab."

„Warum marschierst du denn nit frank und frei auf dein Ziel los und redst 'en offen Wort mit der Dirn?"

„Davor soll mich unser Herrgott in Gnaden bewahren! Ich will nit auch zu den Ochsen gehören, die an ihr Joch gespannt sind und nachher wieder laufen können. Wenn sie die reichen Protzen so abspeist, wie thät sie's erst unser einem machen."

Sie gingen weiter. „Na, das kann man nit wissen, Berthold," sagte der Alte. „So 'ne Dirn ist en absonderlich Ding. Man guckt nit klar auf den Grund wie bei 'nem tiefen Zugborn. Die Marielies hat doch als Kind schon so gern mit dir zu thun gehabt!"

„Die Zeit und die Leut' sind veränderlich, Bast. Ihr wißt ja, wie's in dem alten Sprüchlein heißt:

‚Auf Herrengunst und Weiberlaun',
Da sollst du nimmer Häuser bau'n.'

Marielies ist ganz anders worden wie früher. Weil sich so viel erbärmlich Gelichter an sie herangedrängt hat, derenthalben schenkt sie keinem Burschen mehr Vertrauen und nimmt nur einen, der ebenso schwer*) ist wie sie selbst."

Mit theilnehmendem Blick streifte der Kräuterbast das erregte Antlitz seines jungen Freundes und versetzte: „Guck enmal an, wie man sich bei dem Weibsvolk doch täuschen kann. Solche Mucken hat die Dirn im Kopf, und sie schaut doch so freundlich und gut aus wie die liebe Sonn'."

„Ja, das ist wahr," bestätigte Berthold mit Wärme. „Und ich mach Euch gegenüber auch keinen Hehl draus, Bast, selbst, wenn sie so arm wär' wie die lahme Gritt im Gemeindshaus, ich zög' sie der Reichsten vor und wär' über alle Maßen glücklich mit ihr. Wie aber die Sachen alleweil stehen, kann ich mich nur zusammennehmen, daß ich den Kopf oben behalt' und nit noch zu allem anderen Unglück zum Leutegespött werde."

„Vergeben darfst du dir naut, das ist wahr, Berthold," meinte der Alte.

Ohne etwas mit einander zu reden, gingen sie dann ein Stück weit den Feldweg entlang, dann begann der Kräuterbast wieder: „Wie gerne möcht' ich dir den Druck vom Herzen schaffen, Jung! Aber unser Herrgott hat nun einmal naut Heilsames gegen solch' en Gebrest*) wachsen lassen. Verlier nur deinen Muth nit!"

„Seid ohne Sorge, Bast. Desperat werd' ich nit werden, dazu hab' ich zu viel Arbeit. — Die Zeit soll ja auch ein gar guter Doktor sein. Alleweil weiß ja zum Glück niemand, wie schlimm's in mir ausschaut, wie Ihr und der Barthel."

Indessen waren sie an einem Punkte angekommen, wo sich drei Wege kreuzten. Der eine führte von Elbengrund herauf nach dem höher gelegenen Wildenborn, ein anderer, mählig abfallender, mündete in einen Steig zwischen dem Waldrande und einer sumpfigen Wiese, ein dritter verlor sich nach kurzer Strecke in einem kleinen Hain, hinter dessen jungen Bäumen der Schornstein einer Backsteinfabrik emporragte. Berthold blieb stehen und sah in den Wiesengrund hinunter, wo eben ein junger Mann den Steig entlang kam und freundlich heraufgrüßte.

Als beide den Gruß erwidert hatten, sagte Bast: „Der Barthel ist doch accurat wie 'en Uhrwerk. Wann er den stillen Grund herkommt, weiß man immer, daß es auf das Haar halber sechs ist."

„Ja, er ist die Pünktlichkeit selbst. Ganz genau hat er sich ausgerechnet, wieviel Zeit er von einer Fabrik in die andere braucht, um die Leut' nit auf 'nen Bescheid warten zu lassen. Dernthalb hängen sie aber auch an ihm wie noch an keinem Aufseher."

„Gewiß, er ist en braver Bursch und der rechte Kamerad für dich. Da hat einmal der gleiche Name zwei gleiche Gemüther zusammengeführt. Gelt, es war doch der Name, der eure Freundschaft eingefädelt hat?"

*) ebensoviel besitzt.

*) Leiden.

„Ja, Bast," erklärte der Bursche. „Weil wir allezwei in der ganzen Gegend noch keinen entdeckt hatten, der Berthold hieß, waren wir zwei auch gleich so voll Freud' über den gegenseitigen Fund. Und der fröhliche Anfang hat guten Fortgang gehabt. Alleweil stehen wir so mit'nander, als ob wir nit seit 'en paar Wochen, sondern von Kindheit an zusammengewesen wär'n."

Nun reichte Berthold dem Alten die Hand zum Abschied, und dieser sagte: „Unser Herrgott erhalt' dir deinen neuen Freund. Was aber das andere betrifft, Jung, so denk: es giebt zwar für so aut kein heilsam Kraut in der Welt, aber es wächst über alles am End' doch Gras — über alles! Hörst du, Berthold?"

Der Angeredete nickte, dennoch sah man ihm an, daß er Zweifel an der Wahrheit dieses Ausspruchs hegte. Dann eilte dem Freunde entgegen, während der Kräuterbast langsam nach Wildenborn zuging. Am Eingang des Dorfes, wo ein aus dem Walde kommendes Bächlein, bevor es mit starkem Gefälle der Lahn zueilte, noch einmal ruhig eine schmale Wiese durchzog, lag etwas zurück von der Straße ein kleines freundliches Häuschen. Weithin erglänzten seine weißgetünchten Gefächer, schimmerte das moosbewachsene Strohdach, auf dem die Hauswurz üppig wucherte. Ueberall an den Thürpfosten, an den Fensterrahmen und am Gebälke waren Haken angebracht, an denen in Netzen, Beuteln und kleinen Körbchen Pflanzen zum Trocknen hingen. Auch auf der Wiese neben dem Häuschen waren auf weißen Tüchern allerlei Kräuter zum Dürren ausgebreitet. Nur die Birke, deren Geäste wie ein lichtgrüner Schleier auf das hie und da bräunliche Moos des Daches hinabhing, brauchte ihre Zweige nicht zu Trägern der Pflanzenbeutel herzugeben. Statt dessen aber waren an ihrem Stamme vom ersten Absatz des Geästes an bis hoch hinauf verschiedene Staarkasten angebracht.

In diesem Häuschen wohnte mit seiner verwittweten Tochter und sieben munteren Enkeln Sebastian Haster, von den Leuten der Kräuterbast genannt. Die Bauern im ganzen Kirchspiel schätzten ihn wegen seiner geheimen sympathetischen Mittel und der heilsamen Tränklein, die er für Menschen und Vieh aus selbstgesuchten Kräutern bereitete, höher als alle Aerzte weit und breit. Nahm man sich auch, um den Schein zu wahren und vor Vorwürfen sicher zu sein, in den meisten Fällen einen Arzt, so blieb aber dessenungeachtet der Kräuterbast die letzte Zuflucht. Zu ihm ging man heimlich am Abend oder bei Nacht, wenn ein vom Doktor verschriebenes Mittel nicht wirken wollte. Wo nichts mehr half, wußte der Alte noch fast immer einen Rath. Gab er auch nicht regelmäßig etwas zum Einnehmen, so vergrub er doch mit Zaubersprüchen manches in geweihter Stunde geholte Pflänzchen. Dies sollte die Krankheit von den Menschen und Thieren ablenken und auf sich ziehen. Trat dann die Genesung ein, so glaubten die Aerzte natürlich, es sei ihr Werk. Um keine Gerichtsgeschichten heraufzubeschwören, ließen sie die Bauern natürlich dabei. Unter sich aber zuckten dieselben verächtlich die Achsel über die studirten Herren, die dem Kräuterbast nicht im entferntesten das Wasser reichten. Manchmal erkannten die Aerzte der Umgegend den verborgenen Wurm, der an ihrem guten Rufe nagte. Sie nahmen sich dann immer vor, den Kräuterbast anzuzeigen, aber ein alter Kreisphysikus ließ es nie so weit kommen.

„Laßt doch den alten armen Kerl gewähren," sagte er, wenn er mit seinen Kollegen allein war. „Er hat neun Mäuler zu stopfen und thut nichts Gefährliches. Davon habe ich mich längst überzeugt. Legt Ihr ihm heute das Handwerk, so kommt morgen ein anderer, der nicht seine fabelhaften botanischen Kenntnisse, doch desto mehr Frechheit besitzt. Darum folgt meinem Rath und laßt ihn gehen. Aus langjähriger Erfahrung weiß ich, daß der echte Bauer ohne ein bißchen Hokuspokus nicht leben kann."

(Fortsetzung folgt.)

Gefeit.

Siehst Du dort die Schlösser schimmern?
Hörst Du nicht die luft'gen Geigen?
„Hör' den Wind nur ferne wimmern,
Seh' nur Nebel aufwärts steigen."

Sieh', da öffnen sich die Pforten,
Pagen uns entgegen leuchten!
„Seh' nur Tanz der Irrwisch dorten,
Auf dem Wiesengrund, dem feuchten."

Schöne Maid in Duftgewändern,
Winkt, Dir süßen Lohn zu geben!
„Seh' nur Mondeslicht sich ändern,
Schatten nur vorüberschweben."

Sprich, wer hat Dir Herz und Sinne
Gegen Zaubermacht gestählet?
„Trage eine reine Minne,
Die mich ganz und gar beseelet!"

W. Bennecke.

Das Weinjahr 1540 in Hessen.

Aus Hessens alten Schriften wir erfahren,
Daß einst in Hessen — vor dreihundert Jahren —
In einem heißen Sommer 'mal die Reben
Solch guten Wein gleich wie am Rhein gegeben;
Insonderheit ist Kassel es gewesen,
Wo süße Trauben man in Füll' gelesen;
Gekeltert drauf gab's Wein in solcher Menge,
Daß hier und da die Keller fast zu enge.
Was sich Absonderlichs noch zugetragen
In dem gedachten Jahr, läßt kurz sich sagen:
Wer kennt sie nicht die alten tapfern Hessen?
Wer hätte ihren Heldenmuth vergessen,
Vergessen je auch ihre Kunst im Zechen,
Von der bewundernd schon die Römer sprechen,
Und wollte da noch irgend Zweifel hegen,
Immaßen bei dem reichen Weines-Segen,
An dem, was jene Schriften noch berichten,
Die nur Geschehnes melden, nichts erdichten?
Geschrieben steht's von einem Zeitgenossen,
Daß, eh' der Monden sechse noch verflossen —
Der Schreiber hat das rechte Wort getroffen —
Der Kassler Wein war alle „uffgesoffen."

Karl Finck.

Aus alter und neuer Zeit.

— Die Russen in Kassel im Jahre 1813. Am 26. Oktober 1813 hatte König Jérôme Kassel auf Nimmerwiedersehen verlassen und einige Tage danach rückte ein russisches Corps unter Generallieutenant von Wintzingerode ein, welches hier auf einige Zeit sein Hauptquartier aufschlug. Zum Kommandanten der Stadt wurde General S. Priest bestellt. Dieser erließ eine Proklamation, in welcher er nicht, wie man nach dem Vorgange Tschernitscheffs erwartet hatte, das Aufhören des westphälischen Königsreichs verkündete und auch nichts von Wiedereinsetzung des Kurfürsten erwähnte, sondern zum Gehorsam gegen die noch zu Recht bestehenden westphälischen Behörden aufforderte. Den zuerst eingerückten russischen Truppen folgten fast täglich andere auf ihrem Marsche nach dem Rhein. Schwer lag die Last der Einquartierung auf den Bewohnern Kassels, aber noch größer war die Sorge der Municipalität, die sehr bedeutenden Requisitionen der russischen Befehlshaber, welche sehr verschiedene Dinge, namentlich aber Bekleidungsstücke zum Gegenstand hatten, und deren Bezahlung in weiter Ferne stand, zu erledigen.

Die Schulden der Stadt waren nach Karl Schomburgs „Darstellung der städtischen Verwaltung von Kassel in den Jahren 1822—29" trotz der vielen von der westphälischen Regierung neu eingeführten und in der ersten Zeit nach der Wiederherstellung Kurhessens beibehaltenen städtischen Steuern von 16,542 Thalern am 1. November 1806 im Jahre 1816 auf ca. 300,000 Thaler gestiegen. Darunter befand sich ein Anlehen von 49,189 Thaler, welches im Jahre 1813 zur Tilgung der durch Lieferungen an die durchmarschirenden Truppen und die in Kassel vereinigten Militärhospitälern entstandenen Forderungen hatte aufgenommen werden müssen, sich aber nicht als ausreichend erwies.

Am 12. November 1813 hatte die Municipalkommission der Stadt über die Nothwendigkeit eines Zwangsdarlehens in einem „Aufruf an unsere Mitbürger" u. a. gesagt: „Die von ihren bisherigen Hülfsmitteln größtentheils entblößte Stadtkasse vermag jetzt nicht einmal ihre gewöhnlichen Ausgaben zu leisten, noch weniger also ohne besondere Beihülfe die vielen Kosten zu bestreiten, welche durch die Lieferungen an die einquartierten und durchmarschirenden Truppen veranlaßt sind. Zur Abwendung der sonst unsere Stadt treffenden Nachtheile, welche vielleicht schon eingetreten wären, wenn nicht einige unserer Mitbürger uns auf unsere Bitten mit dem größten Theil ihrer Waaren und Geldvorräthen sogleich vorschußweise ausgeholfen hätten, müssen wir darauf Bedacht nehmen, den verlangten Bedürfnissen nach Möglichkeit abzuhelfen und diesen Bürgern die beträchtlichen Vorschüsse zu ersetzen, welche sie im Vertrauen auf die Redlichkeit ihrer Mitbürger geleistet haben.

Da es unthunlich erscheint, eine allgemeine Beisteuer zu diesen extraordinairen Kosten zu erheben, weil viele unserer Mitbürger auch bei dem besten Willen nicht vermögend sind, dazu zu kontribuiren, so halten wir unter Beistimmung der Präfektur ein Zwangsanlehen mit Repartition in 8 Klassen von 2½ bis 500 ℛ︀ für angemessen, zu dessen Zinsen der Aufschlag von 1 Heller für je das Pfund Fleisch bestimmt ist."

Ein noch im Original vorhandenes Schreiben der Municipalkommission an ein Kasseler Handelshaus ergiebt nun, auf welche Art und Weise die Befehlshaber der als Freunde eingerückten russischen Truppen bei ihren Requisitionen verfuhren und einige Bürger genöthigt wurden, auf die Bitten der Municipalkommission vorschußweise mit ihren Waaren auszuhelfen.

Das Schreiben lautet:

An die Herrn Kaufleute J. u. H. dahier.

„Auf die von dem kommandirenden Generale der russischen Truppen gemachten Requisitionen an Tuchen müssen noch heute und zwar vor 1 Uhr Mittags die auf Sie repartirten 2000 Ellen grün, graumelirt, blau und weiß Tuch abgeliefert werden. Sollten Sie dieses strengen Befehls ohnerachtet keine Folge leisten, so sind wir genöthigt, Sie dem Herrn General anzuzeigen, welcher Ihnen alsdann diesen Betrag durch ein Detachement wegnehmen lassen wird. Sie haben in diesem Falle es sich selbst zuzuschreiben, wenn statt Soldatentuch die Elle für einen Thaler Ihnen feineres und mehr Tuch weggenommen werden

sollte und Ihnen dafür nur obiger Preis und zwar lediglich für die ausgeschriebene Quantität binnen 6 Monaten, welches überhaupt der Termin zur Zahlung ist, bezahlt werden wird.

Kassel, den 1. November 1813.

Municipal-Kommission:

v. Meyerfeld. Ihringk. v. Starckloff. Fulda. Eskuche. v. Manger."

Das Handelshaus hat dann in späterer Zeit seine Forderung aus der Stadtkasse bezahlt erhalten.

R.-L.

Aus Heimath und Fremde.

†

Kaiser Friedrich ist todt.

Er, der erhabene Monarch, der Liebling des deutschen Volkes schon von seiner Kronprinzenzeit her, der Friedensfürst, an den sich die größten Hoffnungen des Vaterlandes knüpften, ist seiner tückischen Krankheit erlegen. Schier unfaßbar klingt die Kunde, und doch war es nicht anders zu erwarten nach den trüben Nachrichten, die seit gestern über seinen Gesundheitszustand verlauteten. Ganz Deutschland trauert, jedes Haus, jede Familie ist vom tiefsten Schmerze bewegt, und nicht Deutschland allein, die ganze civilisirte Welt, wohin immer nur sein Name und der Ruf seiner Thaten gedrungen, wird das Schicksal dieses Fürsten auf das Tiefste beklagen.

Heute Mittag 1 Uhr traf die Trauerkunde hier ein, zur Zeit, als wir die heutige Nummer unserer Zeitschrift schon geschlossen hatten. Wir müssen es uns daher leider versagen, dem erhabenen Kaiser, der sich den Besten seiner Vorfahren anreiht, heute schon den Nachruf zu widmen, der ihm gebührt, werden dies aber in unserer nächsten Nummer nachholen.

Kassel. Am Sonnabend den 9. d. M. beging unser hessischer Landsmann, der gefeierte Dichter Dr. Julius Rodenberg und dessen Gemahlin Justina, geb. Schiff aus Triest, in Berlin das Fest der silbernen Hochzeit. Es war dies ein Familienfest in der schönsten Bedeutung des Wortes. Die nächsten und näheren Verwandten des Jubelpaares, die Freunde und Verehrer desselben waren herbeigeeilt, um ihm die Glückwünsche darzubringen und den Ehrentag verherrlichen zu helfen. Vom frühen Morgen an liefen Gratulations-Telegramme und Geschenke ein, von welchen letzteren ganz besonders ein Prachtdruck in Silber hervorgehoben zu werden verdient. Er enthält ein bisher noch nicht gedrucktes Jugendgedicht Rodenbergs, ein Märchen „Fantasus" betitelt, das derselbe noch als Gymnasiast in Rinteln zur Feier der silbernen Hochzeit des nun verstorbenen Konduktors Meyers in Rodenberg verfaßt hatte und das seit 1851, in welchem Jahre es aufgeführt worden war, unter den Erinnerungsblättern verborgen lag, welche die Mutter und die Schwestern des Dichters gesammelt und aufbewahrt hatten. Es war rührend, wie der Poet nun die Worte seiner Jugend auf sich anwenden konnte: „Dichterwort, Prophetenwort". Das Festmahl fand bei Dressel unter den Linden statt, an welchem sich die intimsten Freunde des Jubelpaares betheiligten. Hanslick, der bekannte Musikkritiker, der Abgeordnete Bamberger, Dr. Frenzel, Redacteur der „Nationalzeitung", Literat Dr. Schlenther, der Verleger Paetel feierten dasselbe in glänzenden Reden, worauf der Jubilar tiefgerührt und mit tiefgefühlten herzlichen Worten dankte. Während seiner Rede lief ein sinniges Telegramm in poetischem Gewande von einem Hamburger Neffen ein, welches großen Beifall fand und den Beweis lieferte, daß das Dichtertalent ein wahres Erbgut der Familie ist. Weitere poetische Gaben trafen von Stettenheim und anderen befreundeten deutschen und italienischen Dichtern ein. Das schöne Fest währte bis zum frühen Morgen und der Verlauf desselben zeigte recht, welches Ansehens und welcher Liebe sich das Jubelpaar erfreut. Möge es ihm vergönnt sein, in gleicher Weise nach fünfundzwanzig Jahren auch das Fest der goldenen Hochzeit zu feiern. —

Eben, als wir zur Presse gehen wollen, ist folgendes prachtvolle Gedicht von Julius Rodenberg eingetroffen, das wir freudigst begrüßen und um so lieber veröffentlichen, als es uns wie ein treuer Spiegel der schönen gemüthsvollen harmonischen Gesinnung des Jubelpaares erscheint:

An unsere Freunde.

Freundeswünsche, Freundesgaben
Schmückten uns so reich das Fest,
Daß, was wir empfunden haben,
In kein Wort sich fassen läßt.

In des Tages Silberschimmer
Flochtet Ihr der Freundschaft Grün,
Welches sanft noch leuchtet immer,
Wenn die Blumen auch verblüh'n.

Und es träumt von künft'gen Ernten
Schon das silberne Gesträuch —
D'rum den Nahen, den Entfernten
Nichts als dieß: Wir danken Euch.

Berlin, 11. Juni 1888.

Julius Rodenberg.
Justina Rodenberg.

— Wir verfehlen nicht, noch eines anderen Festes der silbernen Hochzeit, von dem wir erst vor einigen Tagen Kenntniß erhielten, zu gedenken. Unser hessischer Landsmann und sehr geschätzte Mitarbeiter, der beliebte Dichter und Verfasser „hessischer" Novellen, Ludwig Mohr in Nordhausen, feierte dasselbe vor einigen Wochen. Wir bringen dem Jubelpaare noch nachträglich unseren herzlichsten Glückwunsch dar.

F. Z.

— Von unserer Mitarbeiterin Fräulein Nataly von Eschstruth ist dieser Tage ein neuer Roman erschienen, „Hazard", den wir in aller Kürze besprechen werden.

— Frau Keller-Jordan ist von einer überseeischen Reise in ihre gegenwärtige Heimath (München) zurückgekehrt. Wir werden bald in der Lage sein, einen neuen Beitrag aus der Feder der hochgeschätzten Schriftstellerin zu veröffentlichen.

— Zu Belleville im nordamerikanischen Staate Illinois starb zu Anfang Mai d. J. unser hessischer Landsmann Joseph Kircher. Derselbe war 1809 zu Fulda geboren, besuchte das Gymnasium und Lyceum seiner Vaterstadt, an welchen Studienanstalten er ein Mitschüler des am 3. November 1880 verstorbenen Bisthumsverwesers der Diöcese Fulda, des früheren Dechanten und Stadtpfarrers von Kassel, Konrad Hahne, war. Hiernach studirte Joseph Kircher zu Marburg und München Jurisprudenz, war Mitglied der Burschenschaft und betheiligte sich am 3. April 1833 an dem sog. Frankfurter Attentate. Um den schweren Folgen desselben zu entgehen, flüchtete er mit seinen Genossen Heinrich Gödeking, Dr. Ad. Berchelmann und Dr. Gustav Bunsen nach Amerika, landete in New-Orleans und ließ sich nach einigen Jahren in Belleville (Illinois) nieder, wo er mit Heinrich Gödeking, dem Sohne des damaligen Münzmeisters Gödeking in Berlin, ein Eisenwarengeschäft gründete, das heute noch besteht. Den hessischen Landsleuten, die ihn aufsuchten, bot er stets die freundlichste Aufnahme und war ihnen ein treuer Freund und Berather.

Todesfälle. Am 2. Juni starb zu Berlin im 59. Lebensjahre der Rechtsanwalt und Notar Justizrath Wilhelm Jungermann. Derselbe war geboren am 20. Juli 1829 zu Schönstädt bei Marburg, als Sohn des Oberförsters Wilhelm Jungermann. Er besuchte das Marburger Gymnasium, studirte, nachdem er dasselbe absolvirt hatte, von Ostern 1848 bis 1852 auf der Landesuniversität Rechts- und Staatswissenschaft. Hiernach war er Referendar an dem Obergericht zu Kassel, zeitweilig war er auch mit der Führung der Sekretariatsgeschäfte des Landtages beauftragt; 1860 wurde er zum Stadtgerichts-Assessor in Kassel ernannt. Im Jahre 1861 nahm er seinen Abschied aus dem kurhessischen Staatsdienste, um sich der journalistischen Laufbahn zu widmen. Zunächst war er Mitredacteur der Frankfurter „Zeit" und der „Süddeutschen Zeitung". 1863 wurde er von den Städten Gelnhausen, Bockenheim, Wächtersbach und Windecken in den kurhessischen Landtag gewählt; als Abgeordneter stellte er am 27. Oktober 1864 jenen bekannten Antrag, der nach ihm der „Jungermann'sche" genannt wurde. Seiner im Jahre 1864 erfolgten Wahl zum Bürgermeister von Bockenheim versagte die kurhessische Staatsregierung die Bestätigung. 1865 trat Jungermann als Chefredacteur in die Redaction des „Frankfurter Journals", welche Stellung er im Juni 1866 verließ, um wieder in den Staatsdienst zurückzutreten. Nach der Annexion Kurhessens wurde Jungermann Ministerialsekretär der Abtheilung des Innern der königl. preußischen Administration zu Kassel. Zu Anfang des Jahres 1867 wurde er in dem 5. hessischen Wahlkreise Marburg-Kirchhain-Frankenberg-Vöhl zum Abgeordneten des konstituirenden Reichstags gewählt und nach Errichtung der Bundesbehörden als Regierungsrath bei dem Bundeskanzleramte, bzw. (1871) im Reichskanzleramte als Hilfsarbeiter beschäftigt, nahm dann seinen Abschied, um sich industriellen Unternehmungen zu widmen. Vor mehreren Jahren ließ er sich in Berlin als Rechtsanwalt nieder, in welcher Stellung er bis zu seinem Lebensende verblieb.

— Zu Fulda verschied am 8. Juni im nahezu vollendeten 83. Lebensjahre der vorhinnige Apotheker Johann Philipp Jacobi. Früher Apotheker in Kirchhain, kaufte er im Jahre 1847 die Löwenapotheke in Fulda, die er zu Ende der 50 Jahre wieder verkaufte, um sich zur Ruhe zu setzen. In Fulda war er eine lange Reihe von Jahren ein eifriges und sehr angesehenes Mitglied des Stadtraths, von 1855 bis 1865 versah er auch die Funktionen des Vicebürgermeisters. In der vormärzlichen Zeit vertrat er den Landkreis Kirchhain in der kurhessischen Ständekammer. —

— Am 11. d. M. verschied in Kassel an einem Herzschlage der Generalsuperintendent der lutherischen Kirchengemeinden des Konsistorialbezirkes Kassel,

Wilhelm Kolbe. Der Tod ereilte ihn an demselben Tage, an welchem er vor 32 Jahren sein erstes Pfarramt angetreten hatte. Geboren war Wilhelm Kolbe am 7. August 1826 zu Marburg als Sohn des Regierungs-Probators Kolbe daselbst. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte hiernach von 1847 an Theologie an der dortigen Universität, wurde am 29. Januar 1851 unter die Kandidaten des Predigtamtes aufgenommen und am 31. October 1852 ordinirt. Nachdem er einige Jahre lang als Hauslehrer, Pfarrgehilfe und Pfarrverweser in Rastatt (Baden), Wetter und Goßfelden thätig gewesen war, wurde er 1856 als Subdiakonus nach Marburg berufen und wirkte daselbst zuletzt als Ekklesiast der lutherischen Pfarrkirche und Pfarrer von St. Elisabeth, bis er im vorigen Jahre zum lutherischen Generalsuperintendenten in Kassel ernannt wurde. Wilhelm Kolbe, ein Schüler A. F. C. Vilmar's, hat sich sehr eifrig mit germanistischen und volksgeschichtlichen Studien beschäftigt; er galt für einen der besten und gründlichsten Kenner der hessischen Geschichte und des hessischen, namentlich oberhessischen Volkslebens, und als Schriftsteller auf diesem Gebiete hat er eine ebenso fruchtbare wie rühmenswerthe Thätigkeit entwickelt. Seine letzte Schrift war u. W. das sehr empfehlenswerthe Buch „Hessische Volks-Sitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit“, dessen zweite, sehr vermehrte Auflage vor wenigen Monaten in der N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung zu Marburg erschienen ist. — Hervorragend durch seine geistige Begabung, durch seine trefflichen Eigenschaften und Tugenden als Mensch, gleich ausgezeichnet als Prediger wie als Seelsorger, hat er sich einen bedeutungsvollen Wirkungskreis geschaffen. Er war mit seiner Heimath, mit seinem Volke eng verwachsen, und das Volk liebte und verehrte ihn. Dort, wo seine Wiege stand, in seinem geliebten Marburg, werden seine Gebeine ruhen. Sein Andenken wird allzeit ein gesegnetes bleiben.

F. Z.

Marburg. Die Zahl der in diesem Sommersemester immatrikulirten Studirenden der alma Philippina beträgt 924 gegen 843 im vorigen Wintersemester. Dieselben vertheilen sich auf die einzelnen Fakultäten wie folgt (die in Klammern angeführten Ziffern geben die Zahlen des vorangegangenen Wintersemesters an): Theologie 245 (212), Jurisprudenz 127 (104), Medizin 233 (256) und Philosophie 319 (290); von letzteren studiren 155 (135) Philosophie, Philologie und Geschichte, 93 (98) Mathematik und Naturwissenschaften, und 69 (57) Pharmazie und Zahnheilkunde. Der Nationalität nach zerfällt die Gesammtzahl der Studirenden in 778 (722) Preußen, 109 (111) kommen auf die übrigen Reichsländer und 37 (30) auf außerdeutsche Länder (Dänemark 1, Frankreich 1, Großbritannien 4, Oesterreich-Ungarn 7, Niederlande 1, Rußland 2, Schweiz 13, Afrika 4, Amerika 2, Australien 1). Außer diesen 924 immatrikulirten Studirenden haben noch 36 (64) Personen die Erlaubniß zum Hören der Vorlesungen erhalten und beträgt somit die Gesammtzahl 960.

Eingesandt.

Der hiesige Metzgermeister Ploch, Eigenthümer des vor dem Beinersdorfschen und noch früher dem Kürschner Schunke gehörenden Hauses hinter dem Judenbrunnen, hat, als er eben jetzt dasselbe anstreichen und zurecht machen läßt, an der einen Seite zwei lebensgroße Figuren, eine männliche und eine weibliche, sowie noch verschiedene Bildhauer-Arbeiten bloß legen lassen, welche bisher durch Holzstücke verdeckt gewesen und ihm gänzlich unbekannt gewesen sind. Namentlich die Figuren haben denselben zur Ueberzeugung gebracht, das Haus müsse in früheren, längst vergangnen Zeiten Besitzthum einer hoch angesehenen, vielleicht berühmten Familie gewesen sein. Vielleicht ist einer der Leser des „Hessenlandes“ im Stand, Auskunft über die früheren Schicksale dieses, sicherlich sehr alten und vielleicht höchst interessanten Hauses zu ertheilen.— E. W.

Briefkasten.

B. Kassel. Freundlichen Dank und, wie Sie sehen, gleich etwas benutzt. Schw. würde sich recht wohl zur Veröffentlichung im „Hessenland“ eignen.

H. M. Marburg. Wir haben nichts Derartiges erhalten.

H. K.-I. München. Besten Gruß u. Dank für das freundliche Anerbieten, das wir selbstverständlich annehmen. Schriftlich mehr.

L. K. Hersfeld. 1) Unbrauchbar. 2) Soll gelegentlich Verwendung finden.

I. M. Berlin. Wir haben schon einmal an dieser Stelle darum gebeten, uns die Adressen von hessischen landsmannschaftlichen Vereinigungen im Auslande zu senden. Wir wiederholen diese Bitte, durch deren Erfüllung wir sehr verpflichtet würden.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 13. Kassel, 1. Juli 1888.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2641.

Kaiser Friedrich's Tod.

Dem hehren Kaiserhelden, der Deutschen echten Hort,
Ihm wurde von der Norne ein unheilbringend Wort:
„Zu hohem Thun berufen, erfüllt von edelm Sinn,
Welkst, aller Ritter Blume, vor eines Wurmes Macht Du hin!“

Wohl hat seit Jahr und Tage gekämpft der gute Held,
Mit ehrfurchtsvollem Staunen bewundert ihn die Welt,
Von Nordens Eisgebirgen bis zu des Südens Pracht,
Es haben alle Völker mit Trauer seines Leids gedacht.

Wie mochten ihn umziehen auf seiner Lagerstatt
Die Bilder seiner Thaten und nun — so sterbensmatt —
Wie mocht' in's Ohr ihm donnern wohl der Geschütze Schall —
Und nun ein leises Flüstern ringsum nur in der weiten Hall'.

Das Schwert zu seinen Häupten, den guten, alten Stahl,
Er schwingt ihn nimmer wieder, wie Gottes Wetterstrahl,
Sein Roß es trägt ihn nimmer hin in die Männerschlacht,
Die hehrste Schildjungfraue hat ihm den Todesgruß gebracht.

Die Schlacht, die er geschlagen, zwölf Monde voller Graus,
Es stritt sie heldenhafter wohl nie ein Kämpe aus,
Es harret sein Allvater im blauen Himmelszelt,
Heerschaarenherr, blickt mild er auf ihn, den todesmuth'gen Held.

Dort in der ew'gen Halle, an Gottes lichtem Thron,
Begrüßt mit stiller Wehmuth der Vater seinen Sohn,
Dem er das Reich gegründet, so mächtig und so groß,
Er zog nach wenig Tagen der Herrschaft schon das dunkle Loos.

Auf alle Erdenqualen sieht lächelnd er herab,
Wir aber stehen klagend um unsres Helden Grab.
O Kaiser Friedrich, wache auch fürder über's Reich,
Hilf zu der guten Sache, das fleh'n wir brünstig allzugleich!

W. Bennecke.



Die Malerfamilie Tischbein.

Von Louis Katzenstein.

(Schluß.)

Einflußreiche Freunde wünschten daß sich Joh. Heinrich Wilhelm Tischbein in Neapel um die Stelle des Direktors der Malerakademie bewerben möchte, welche damals der nicht sehr bedeutende Maler Bonito inne hatte. Tischbein wurde hier bekannt mit Lord Hamilton, dem englischen Gesandten, einem großen Kunstkenner und seiner Gemahlin, der berühmten Lady Hamilton, welche damals eine so große Rolle am Hofe des Königs beider Sicilien spielte.

„Lady Hamilton", sagte Tischbein, „hatte eine so charakteristische Physiognomie, daß sie die lebhaftesten Leidenschaften und Empfindungen mit der größten Wahrheit ausdrücken konnte. In jeder Stellung, sitzend, stehend, liegend, immer hätte man sie malen mögen."

Tischbein, für den sie ein unvergleichliches Modell war, benutzte ihren Kopf für verschiedene Gemälde.

Unter vielen Portraits, die er in Neapel malte, war das herrliche Bildniß von Charlotte Campbell, Tochter des Herzogs von Argyle, die damals für Englands größte Schönheit galt. Auch die reizende Prinzessin von Monaco, welche unter der Schreckensherrschaft in Frankreich guillotinirt wurde, saß zu ihrem Portrait.

Aber von größerer Bedeutung war die Anregung welche der klassisch gebildete Engländer dem deutschen Maler zu neuen Kompositionen gab. Hamilton hatte eine große Sammlung von antiken bemalten und gravirten Vasen, über tausend Exemplare, angelegt und veranlaßte Tischbein nach diesen Malereien Umrisse zu den Gesängen des Homer zu entwerfen. Schon während seines Aufenthalts in Zürich im Jahre 1781 hatte der Dichter Bodmer Tischbein auf das Studium Homer's als Fundgrube bildnerischer Stoffe hingewiesen. In Neapel erhielt diese Richtung durch die Anschauung antiker Bildwerke reiche Nahrung. Tischbein überzeugte sich, daß die meisten antiken Kunstwerke den Schilderungen Homer's entnommen seien. Diesen Schöpfer der Kunst daher nicht allein durch antike Darstellungen zu illustrieren, sondern gewissermaßen des ehrwürdigen Sängers Worte in Bildwerke umzusetzen, wurde jetzt die originelle Aufgabe des Künstlers.

So erschien das Prachtwerk, „Homer", nach Antiken gezeichnet von H. W. Tischbein, mit Erläuterungen von Chr. Gottlob Heyne. Göttingen 1801. Dem klassischen Alterthume, dessen Studium bisher fast nur auf architektonische und plastische Ueberreste beschränkt gewesen war, wurde durch die Anzahl der entdeckten Vasengemälde eine neue Seite abgewonnen, die malerische, so wie das antike Leben durch den Umfang des dargestellten Ideenkreises, der selbst das Genre der stillen Gemüthswelt und Häuslichkeit umfaßte, der mo-

dernen Anschauung erst lebensfähig und lebendig vor das Auge trat.

Als Bonito der Direktor der Akademie plötzlich starb, bat Tischbein den König ihm dies Amt zu übertragen, für welches man Raphael Mengs im Auge hatte, indem er seine große Liebe zur Kunst betonte und den Wunsch, den Gang der Studien an diesem Institut in ein besseres Geleise zu bringen. Dagegen wurde heftig intriguirt und besonders hervorgehoben, daß den Deutschen bei ihrer Kälte und ihrem Phlegma das höhere Wesen der Kunst unerreichbar sei. Auf solche Behauptungen gründeten die Gegner der Tischbein'schen Kanditatur ihren Plan.

Der Tag kam heran an dem man sich auf die Kanzlei zu begeben hatte, um den Willen des Königs zu erfahren. Die Konkurrenten fanden sich im Sekretariat des Prinzen Belmonte ein, wo ihnen sofort die Bedingungen des Programms vorgelesen wurden. „Seine Majestät verlangt eine Probe des Talentes mit dem der Maler begabt sein muß, um ohne Vorbereitung die Skizze eines historischen Gemäldes zu entwerfen, ohne irgend welche Hülfsmittel. Wer diese Bedingungen annimmt, muß sich in ein Zimmer einschließen lassen, zwischen leeren Wänden, ohne Papier, ohne Kupferstich und nur mit dem absolut Nothwendigen in der Tasche. Die zu bemalende Leinwand hat 6 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe. Jeder Bewerber bereitet seine Leinwand vor und wird das Sujet bekannt gegeben, und endlich muß die Skizze in 3 Wochen beendet sein." „Ich bin erstaunt, rief T. aus, daß man eine Skizze verlangt um die Direktorstelle zu erhalten. Ich hätte gewünscht ein großes Bild zu malen, über welches Jeder ein Jahr hätte nachdenken können und zeigen, was er kann; ein Gemälde mit weiblichen und männlichen Figuren, nackten und drapirten, denn solche zu malen muß der Professor der Akademie die Schüler lehren. Da man aber anderer Meinung ist, so bin ich bereit die Skizze nicht nur in 3 Wochen, sondern in 3 Tagen zu machen und handelt es sich nur um einen Entwurf — darin besteht die Geschicklichkeit — so werde ich ihn in 3 Stunden machen. Und endlich, damit man sicher ist, daß ich mich keiner fremden Hülfe bediene, verlange ich nicht in einem eingeschlossenen Zimmer zu arbeiten, denn man kann nicht wissen was jeder thut — sondern öffentlich in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft, in Gegenwart der versammelten Mitbewerber, wenn man will auf einem öffentlichen Platz. — Man bat meine Kollegen sich zu äußern, — sie verstummten.

Endlich lehnten sie unter allerlei Vorwänden ab und ich blieb der einzige Bewerber. Es verstrich einige Zeit ohne daß ein Entschluß gefaßt wurde. Da erschien ein Künstler, der es mit mir aufnehmen wollte. Domeniko Mondo, der intime Freund des Sekretärs, welcher die Kunstangelegenheiten verwaltete. Man berief uns auf die Akademie um zum zweiten Male die Bedingungen der Konkurrenz zu hören. Acht Tage später machte uns der Sekretär mit dem zu malenden Gegenstand bekannt, Massinissa nimmt die Frau des Syphax, Königs von Numidien, Sophonisbe, die er früher geliebt, gefangen.

Anstatt an die Arbeit zu gehen, erstieg ich die Höhen des Posilipp, von wo man das Meer und die weite Landschaft überblickt. Hier versenkte ich mich in meinen Gegenstand und ging dann an meine Aufgabe, die ich in vierzehn Tagen beendete. Ich schrieb unter mein Bild, chi non puo quel che vuole, voglia cio che puo. Mein Konkurrent war nach drei Wochen nicht fertig und man gestattete ihm acht Tage länger.

Der Präsident der Schönen Künste ließ die beiden Bilder in das Palais bringen, wo die ganze königl. Familie erschien um sie zu prüfen. Da sagten mir die Sekretäre, „Von uns allein hängt Ihre Ernennung ab. Und wenn Sie den König, die Königin, den Hof und die ganze Stadt für sich hätten, es würde Ihnen nichts nützen, wenn w i r nicht wollen. Wir beherrschen den Einfluß, den wir nach Belieben geltend machen können, wenn uns die Sache nicht konvenirt, lassen wir lieber die ganze Akademie fallen." —

Ich fand glücklicherweise einen ehrenhaften Ausweg aus diesen Intriguen. Ich bat S. Majestät meinem Mitbewerber die Hälfte des Gehalts und des Amtes zu geben.

Der König ging gern hierauf ein, und ich gewann hierdurch auch das Wohlwollen der Neapolitaner.

Der achtzigjährige Mondo, ein braver Mensch, war für meine Reformprojekte kein Hinderniß."

Unter den hervorragenden Schülern Tischbeins an der Akademie von Neapel waren, L a p e n g a, L a p r a n o, V a l l e r e a l e, D u e r o, S a b l e, W u d k i und L u i g i H u m m e l.

Die politischen Ereignisse, das Zerwürfniß mit der französischen Republik, unterbrach die erfolgreiche Thätigkeit Tischbeins. Der Hof floh nach Sicilien und am 23. Jan. 1799 rückte der franz. General Championnet in Neapel ein. T. wurde sehr freundlich von ihm behandelt, und der kunstsinnige Franzose war entzückt von seinen Arbeiten. Bei einem Diner der Offiziere, zu dem Tischbein geladen war, machte ihm Paskal, der Expriester von Versailles, den Vorschlag, Generaldirektor der Schönen Künste für ganz Italien zu werden. Die Franzosen betrachteten Italien wie eine ihrer Provinzen. Der Vorschlag erschreckte mich, schreibt Tischbein, ich sah darin eine Falle, um von mir zu erfahren, wo sich die Meisterwerke Italiens befänden

Ich vermied es zu antworten und sprach über Homer, und immer wieder von Homer, so daß Paskal schließlich glauben mußte, daß ich nichts anderes kenne; dann brachte ich die Sprache auf einen gewissen da Luca, den ich sehr lobte, und so ließ man mich endlich in Ruhe.

Im Frühling 1799 verließ Tischbein Neapel in Gesellschaft der beiden Brüder Hackert und ging zunächst nach Kassel. Ein Versuch in Hamburg eine Zeichenschule zu gründen hatte keinen Erfolg. Endlich im Jahre 1808 bot ihm der Herzog Peter von Oldenburg eine sichere Existenz in Eutin an, und hier konnte der alternde aber schaffenskräftige Künstler in aller Ruhe und Muße ausführen, was seiner Seele vorschwebte. Es enstand eine Reihe von reizenden Aquarellbildern idyllischen Inhalts, wie sie schon die Seele des Jünglings erfüllt hatten.

Von seinen Zeitgenossen wurden sie mit Begeisterung aufgenommen, wie denn überhaupt die damalige weicher gestimmte Zeit den Tischbein'schen Schöpfungen weit mehr als die Nachwelt entgegenkam. Man nannte den Meister den „Dichter mit der Palette“ und die Rührseligkeit der romantischen Zeit äußerte sich in übertriebener Begeisterung von seinen Werken. Selbst Männer wie Göthe und Wieland blieben darin nicht zurück, aber selbst die rühmenden Urtheile des Erstern über die Leistungen seiner Zeitgenossen Tischbein und Hackert, haben vor der Kritik der Gegenwart nicht bestehen können. Göthe begleitete die Idyllenbilder mit Versen die den Genius des großen Dichters nicht immer auf seiner Höhe zeigen. Eines der Bildchen besingt er mit den Worten:

„Glücklicher Künstler, in himmlischer Luft
„Bewegen sich die schönen Weiber;
„Versteht er sich doch auf Rosenduft
„Und appetitliche Leiber.“

Im Jahre 1829 starb der Künstler in Eutin, 78 Jahre alt. Der kunstsinnige Fürst, welcher ihn dahin berufen, hatte den Lebensabend des greisen Malers zu einem glücklichen und sorgenfreien gestaltet. Die Thätigkeit Tischbeins war eine ganz außerordentliche und ist nur zu erklären durch die geradezu wunderbare Schnelligkeit mit der er arbeitete.

Die gewaltige reformatorische Bewegung, auf dem Gebiete der bildenden Kunst im ersten Dezennium dieses Jahrhunderts, welche mit dem Eklekticismus und mit dem akademischen Formelkram brach und auf die Herrlichkeit der altdeutschen Meister hinwies, hat Tischbein mit anbahnen helfen. Er wies in seiner Lehrthätigkeit wieder energisch auf das Studium der Natur und der alten Meister hin und seine vielseitige Bildung arbeitete der neuen Schule wirksam vor, welche in Carstens, Overbeck und Cornelius ihre ausgezeichnetsten Repräsentanten fand.

Als Letzter der Gruppe, den wir in diese Besprechung ziehen müssen, sei nun noch Joh. Friedrich August erwähnt, der im Jahre 1812 in Heidelberg 62 Jahre alt starb. Als Maler hatte er sich ganz und gar der französischen Schule angeschlossen und that es den besten Künstlern von Frankreich an Grazie der Auffassung und an bezauberndem Kolorit gleich. Seine Vorbildung hatte er seinem Onkel, Joh. Heinrich dem Aeltern, zu danken, ebenso wie seine Begeisterung für französische Kunst, so namentlich für den liebenswürdigen Greuze, dessen Bilder heute nahezu unbezahlbar sind, für Frau Vigée-Lebrün, die berühmte Portrait-Malerin, und Angelika Kauffman. — Obgleich längere Zeit in dem Atelier von David studirend, verstand er es doch ganz seinen eigenen Weg zu gehen und sich den weichen und lieblichen Zug zu wahren, der seinen Bildnissen einen hinreißenden Zauber verlieh. David bestand vor Allem auf strenge Zeichnung und auf Studium der Anatomie, die freilich, wie der geistreiche Künstler behauptete, schwer zu erlernen, aber noch schwerer zu vergessen sei. Die Schöpfungen dieses großen Künstlers bekunden eine Wandlung des Urtheils, wie sie schroffer nicht gedacht werden kann. Zur Zeit ihrer Enstehung in den Himmel gehoben, werden sie heute mit wenigen Ausnahmen kaum noch beachtet, während die lieblichen Bilder Tischbeins den Beschauer immer aufs Neue erfreuen. Nach langem Aufenthalt in Italien wurde Tischbein vom Fürsten von Waldeck zum Hofmaler und Rath ernannt, blieb indessen wegen der langen Abwesenheit des Fürsten nur kurze Zeit und ging zu seiner Familie nach Holland. Einige Jahre später beschäftigte ihn der Herzog von Anhalt-Dessau und endlich im Jahre 1800 ernannte ihn der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August III., von dem Napoleon später sagte, „das ist der ehrlichste Mann der jemals ein Königsscepter gehalten“ zum Professor und Direktor der Kunstschule in Leipzig.

Ueberblicken wir schließlich die Kunstthätigkeit der hervorragenden Träger des Namens Tischbein, bedenken wir, daß sie in einer, dem künstlerischen Schaffen nichts weniger als günstigen Zeit lebten und nur durch angestrengten Fleiß und nie erlahmende Energie zu Ruf und Ansehen gelangten, halten wir vor Allem fest, daß sie der Mode und dem Zeitgeschmack in der Malerei huldigen mußten, so ist ihnen eine ehrenvolle, wenn auch nicht hervorragende Stelle in der Kunstgeschichte sicher. Vor den Leistungen der modernen Malerei mit der mächtigen Entwickelung ihrer Technik müssen die Meister jener Epoche zurücktreten und so hoch

man das Beste, was die Tischbein in der Portraitmalerei hervorbrachten, schätzte, es erblaßt neben den Meisterwerken von Malern wie Richter, Angeli, Lenbach und Kaulbach.

Die Natur, unentstellt durch Perrücke und Schönpflästerchen, ist wieder in ihre Rechte getreten und ein frischer Hauch durchweht das Kunstschaffen der Gegenwart.

Geschichte der Räuberbande des „alten Druckers".

Von Ludwig Mohr.

Vom sieben und zwanzigsten Oktober bis zehnten November des Jahres Eintausend achthundert und zwölf wurden die Bewohner der weiland Königlich Westphälischen Haupt- und Residenzstadt Kassel durch öffentliche Verhandlungen in Athem gehalten, die in einem Saale des rechten Flügels von dem alten Landgrafen-Schlosse stattfanden, welcher bei dem großen Schloßbrande im November Eintausend achthundert und elf stehen geblieben war, und die mit der Verurtheilung eines Theiles jener zahlreichen und verwegenen Gauner- Räuber- und Vagabunden-Sippe abschlossen, die länger als zwei Jahrzehnte ihr Unwesen in den Fulda- und Werra-Departements des Königreichs, also in Niederhessen und den angrenzenden Nachbargebieten, trieb.

Wie nachhaltig dieses Vorkommniß auf die Gemüther der Zeitgenossen wirkte, mag aus dem Umstande erhellen, daß sich die Kunde davon im Laufe der Zeit im Munde der Bevölkerung zu dem Märchen gestaltete, die weitläufigen Kellergewölbe unter den Anfängen der Kattenburg hätten einer Räuberbande zum Schlupfwinkel gedient.

Auf Grund der Anklage-Akte des General-Prokurators des Königs, Freiherrn von Hanstein zu Marburg, der einschlägigen Gerichtsverhandlungen und Mittheilungen von Zeitgenossen werden wir versuchen, in gedrängter Kürze eine Geschichte der verurtheilten Räubersippe und damit einen Beitrag zu der Geschichte der gesellschaftlichen Zustände zu Anfang dieses Jahrhunderts zu liefern; verwahren uns jedoch von vornherein gegen die Annahme, als beabsichtigten wir einen Räuber-Roman à la Spieß, Kramer und Genossen zu schreiben.

Der Stifter jener wandernden Diebes- und Räuber-Gesellschaft war Johannes Stelzener, ein aus Brotterode im Schmalkaldischen gebürtiger Papiermacher, dessen Vater aus Sachsen stammte und dort einwanderte. Der junge Stelzener war noch nicht zehn Jahr alt, als er den Vater durch den Tod verlor und zählte noch nicht vierzehn, als er das elterliche Haus verließ, weil ihn die Mutter — die sich wieder verheirathen wollte, und der er im Weg gewesen zu sein scheint — mißhandelt hatte. Er ging auf Tagelohn in eine Papier-Fabrik der Umgegend. Acht Jahre hielt er es darin aus; dann aber bewogen ihn eine eingetretene Theuerung und die geringen Verdienste, diese Beschäftigung aufzugeben und nach Frankfurt a. M. zu wandern, andere zu suchen. Da er jedoch dort eine solche nicht fand, die Sparpfennige auf die Neige gingen, und die Noth an ihn herantrat, suchte er eine Preußische Werbung auf und ward Soldat. Er war zwei und zwanzig Jahre alt, als er in Wesel den bunten Rock anzog. Die strenge Preußische Mannszucht scheint jedoch dem, an ein ungebundenes selbstständiges Leben gewöhnten Burschen auf die Dauer nicht zugesagt zu haben; denn schon nach zwei Jahren sehen wir ihn fahnenflüchtig die Wetterau vagierend durchstreifen. Zu seinem Verderben machte er auf diesen Fahrten die Bekanntschaft einer liederlichen Dirne, der Schwester des später zu Marburg hingerichteten Räubers „Stumpf-Hannes", Gertrude Keller, that sich mit ihr zusammen und fing einen Tassen-Handel an. Durch sie kam er mit den Mitgliedern der Wetterauer-Räuberbande, bekannt unter dem Namen „die Platten"*), in Fühlung. Vier Jahre trieb er es in dieser gesegneten Gegend und dem nahen Vogels-Gebirge, bis er eines Tages mit seiner Begleiterin wegen eines Linnentuch-Diebstahls, den er in Verbindung mit dem berüchtigten Gauner „Wilhelm Guntermann" zu Haine ausgeführt hatte, gefänglich eingezogen wurde und nach Kassel ausgeliefert werden sollte. Auf dem Schube nach dort ging er jedoch mit seinen Begleitern aus dem Gefängnisse in Homberg, den sogenannten „Bohlen," „auf Reisen," was aus der Diebessprache in das ehrliche Deutsch übersetzt, soviel heißt, als er brach aus. Kurze Zeit darauf tauchte er in der Umgegend von Wetzlar auf, wo er ein neues Verhältniß mit einer Person gleichen Gelichters wie die Keller, „Anne-Marie Flank," einging, durch die er im

*) F. L. A. von Grolmann. Aktenmäßige Geschichte der Vogelsberger und Wetterauer Räuberbanden. Gießen 1813, pag. 205.

Laufe der Zeit der Stammvater und das Haupt einer weitverzweigten Räubersippe wurde. Es mag das um das Jahr 1774 gewesen sein; er nannte sich damals „Johann Seipel," welchen Namen er, seitdem er aus dem Gefängnisse zu Homberg ausgebrochen war, angenommen hatte, und auf welchen er seine Kinder taufen ließ. Mit dieser Flank trieb er einen Porzellan-Handel und nebenbei gelegentlich das Geschäft der Langfingerei. — Der Krug geht jedoch solange zu Wasser, bis er bricht. Im Jahre 1777 ward er abermals gefänglich eingezogen und kurzer Hand von dem Gericht an eine Preußische Werbung abgegeben.

Solche Auslieferungen von Verbrechern von Seiten der Gerichte an die überall in den deutschen Territorien sich befindenden Oesterreichischen und Preußischen Werbe-Stationen waren in jener Zeit an der Tages-Ordnung; es war das ein Auskunftsmittel, das bei beiden Theilen sich einer gewissen Beliebtheit erfreute: den Heeren schaffte es auf die billigste Weise Rekruten, und die Gerichte wurden durch dies Verfahren langen und nicht selten beschwerlichen Prozeduren überhoben. Freilich kamen diese Werbungen auch sehr oft den Verbrechern zu statten, indem sie den Gerichten (waren sie entwichen oder wurden sie verfolgt) dadurch ein Schnippchen schlugen, daß sie unter fremden Namen Handgeld nahmen.

Stelzener oder Seipel, wie er jetzt hieß, kam wieder nach Wesel, wohin ihn seine Anne-Marie begleitete und machte 1778 den Feldzug in Bayern mit. Darnach ging er als Kolonist nach Polen, von wo er 1781 mit seiner Genossin zurückkehrte.

Nach seiner Rückkehr suchte er sich eine andere Gegend aus, wo man ihn und seine Vergangenheit nicht kannte. Er trieb sich bald im Paderborn'schen, bald im Braunschweig'schen umher, seinen Aufenthaltsort stets wechselnd und damit beschäftigt, Linnenzeug der Landbevölkerung zu drucken. Von dieser Hantierung rührt sein späterer Gaunernamen: „Der alte Drucker" und der seiner Anne-Marie: „Die alte Druckerin" her.

Ueber ein Jahrzehnt trieb er es auf diese Weise. Da gerieth er in die Gesellschaft seiner Schwäger, deren Namen in den Gerichtsannalen als „Hann-Karl" und „Philipp Franke" berüchtigt sind. Mit diesen führte er im Paderborn'schen verschiedene Diebstähle aus, und gar bald ward in dieser Gesellschaft der Gelegenheitsdieb zu einem Dieb und Räuber von Profession schlimmster Sorte; denn, einmal dahin gekommen, war es sein Dichten und Trachten: Gleichgesinnte zu einer Bande um sich zu sammeln, mit welcher er das Geschäft — um uns so auszudrücken — schwunghaft betreiben könne. Das Mittel dazu mußten seine inzwischen herangewachsenen Töchter abgeben, die — sämmtlich nicht häßlich — (die dritte war sogar von solcher Schönheit und jugendlicher Frische, daß sie in ihren Kreisen die „schöne Gertrud" hieß) er an Gauner von Ruf verkuppelte, so 1795 die älteste, Christiane, an den „großen Hann-Peter," die zweite, Jakobine, vulgo „Druckers Dickes," an den „Hann-Jost Mein" und die dritte, die schöne Gertrud, an den „schwarzen Hann-Adam". Letzterem, dessen Tauf- und Familien-Namen Johann Adam Wenderoth war, werden wir in dieser Skizze noch mehr als ein Mal begegnen. —

Diese Drucker'sche Sippe, zu welcher noch der älteste Sohn, der sogenannte „Druckers Hannes," welcher von dem Räuber „Stumpf-Hannes," auch „Stumpf-Arm" genannt, aus der Taufe gehoben worden war, und einige andere zu rechnen sind, die mit ihr verschwistert und verschwägert waren, als der „Mannes," ein Schwestersohn der alten Druckerin, der Erkel'sche Schuster u. a. m. bildeten den ursprünglichen Stock, aus welchem die später weitverzweigte Verbrecher-Bande erwuchs.

Eine Reihe von Jahren trieb diese Familie ihr Unwesen, ohne daß es den Gerichten gelang, der frechen Diebe und Einbrecher, deren Namen man nicht einmal zu kennen schien, habhaft zu werden, bis endlich nach einem Einbruche bei dem Kammer-Rath Hecht zu Gut Watzum im Hildesheim'schen im Jahre 1801 der alte Drucker, der schwarze Hann-Adam und Druckers Dickes in dem Kruge „Zum Lämmchen" im Preußischen Amte Hornburg als des Raubes verdächtig arretirt wurden.

Bei diesem Einbruche stiegen die Räuber, bestehend aus dem alten Drucker, dessen drei Schwiegersöhnen und deren Frauenzimmern, auf einer hohen Leiter durch das Fenster der Milchkammer ein, durchstöberten bei brennender Lunte das Haus, erbrachen Thüren, Schränke, Kisten und Kasten, ohne daß die Haus-Insaßen erwachten und raubten eine bedeutende Menge werthvollen Silbergeschirres, Tischzeug, Linnen, Bettwerk und andere Sachen.

Der alte Drucker und der schwarze Hann-Adam wurden nach Braunschweig ausgeliefert und durch den dortigen Stadtmagistrat durch Urtheil vom 5. Januar 1803 jeder auf fünf Jahre zur „schweren Karre" verurtheilt. Der alte Drucker figurirte in diesem Prozesse als „Johann Ernst Ludwig" aus „Berlin," als welcher er auch abgeurtheilt ist. Schon um Weihnachten 1805 entließ man ihn, und zu Neujahr 1806 traf er in Zwergen im Niederhessischen bei der Bande wieder ein, die, durch seine Ankunft neu belebt, in dem Zeitraum von wenigen Monaten zehn Räubereien verübte, welche mit den größten Gewaltthätigkeiten verknüpft waren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rechte.

Hessische Dorfgeschichte von E. Mentzel.

(Fortsetzung.)

III.

Seit etwa einer Stunde mochte der Kräuterbast wieder zu Hause sein, als die Marielies aus dem Jochenhofe am Kreuzpunkt der drei Wege stand und ihre Schritte gen Wildenborn lenkte. Sie wollte, bis es dunkel wurde, noch eine Verwandte in dem Orte besuchen und hatte zu diesem Zwecke den schwarzen Tuchrock mit den seidenen Einfaßbändern, den neuen Motzen (Jacken) aus feinerem Stoff und die mit kleinen weißseidenen Blumen durchwirkte schwarze Schürze angethan. Auf ihrer hohen Flechtenkrone saß wieder das kleine Mützchen, seine breiten Bänder waren nicht gebunden, sie flatterten über den schöngeformten Hals den Rücken hinab.

Marielies hatte die Trauer um ihren vor beinahe zwei Jahren verstorbenen Vater noch nicht abgelegt. Viele meinten, weil ihr sein Tod sehr tief zu Herzen gegangen sei, eine große Anzahl neidischer Mädchen aber war der Ansicht, sie habe nur deshalb bis jetzt noch keine bunten Farben angelegt, weil ihr die Trauerkleider viel besser ständen als alles andere. Und in der That, man mußte gestehen, daß zu der blonden stattlichen Schönheit des Mädchens nichts besser paßte, als gerade dieser einfache Anzug. Aber Marielies schien gar nicht zu wissen, wie reizend sie aussah. Stets betrachtete sie sich ängstlich von allen Seiten, als ob etwas an ihr nicht ganz in Ordnung sei, wenn ihr das Auge eines Vorübergehenden mit Staunen oder Bewunderung folgte.

Eben war Marielies gerade im Begriff, das Band der mehrreihigen Perlenschnur, die ihren Hals schmückte, etwas fester zu schlingen, als Berthold um eine Ecke bog, an ihr vorüberging und artig grüßte. Dies wurde jedoch erst von ihr bemerkt, als es bereits zu spät und nur noch eine sehr flüchtige Erwiderung des Grußes möglich war. Dunkle Röthe schoß dem Mädchen ins Antlitz, laut pochte ihr Herz gegen die enganliegende Jacke. Wie gerne hätte sie dem Berthold nachgerufen, daß er nichts Arges von ihr denken solle, weil sie ihn nicht früher gesehen, allein durfte sie dies wagen? Was würden die vor den Thüren sitzenden Leute dazu gesagt haben, deren Augen forschend auf sie gerichtet waren? Was konnte Berthold, der vielleicht nach ihrem Gruße gar nichts fragte, selbst darüber urtheilen?

Von peinlichen Empfindungen gefoltert, ging das Mädchen weiter, während Berthold plötzlich mit rascheren Schritten dem Gehöfte seines Herrn zueilte. Er hätte eben vor Scham in die Erde sinken mögen; denn nun stand es ja zweifellos fest für ihn, eine Begegnung war ihr bereits der alten Erinnerungen wegen höchst peinlich geworden. Der Hochmuth hatte sie schon gelehrt, Ausflüchte zu suchen, die ihrem beleidigenden Verhalten den Anstrich eines Versehens geben sollten. Wie ein scharfer Stachel bohrte sich diese Ueberzeugung in Bertholds Seele. Allein dessen ungeachtet vermochte er es nicht zu hindern, daß sein Herz in heißer Liebesgluth für das schon seit Jahren im Stillen begehrte Mädchen aufwallte. Wohl hatte er noch vor einer Viertelstunde dem Freunde versprochen, jeden Gedanken an sie zu unterdrücken, allein Barthel würde diesen letzten Rückfall begriffen haben, wenn er die Marielies gekannt und sie eben in ihrer ganzen Jugendschönheit vor sich gesehen hätte. Mochte sie sich auch im Innern ganz geändert haben, eins stand fest, sie war doch ein gar zu schönes Geschöpf, als daß man ihr mit einemmale für immer hätte bös werden können. —

Bei Anbruch der Dämmerung verließ das Mädchen ihre Verwandte. Diese schärfte ihr nochmals am Hofthore ein, alles auf das genaueste zu besorgen, was ihr der Bast anrathen werde. Die Frau meinte: der wisse mehr als alle Perner*) und Doktoren ringsum zusammengenommen und sei von unserem Herrgott mit ganz absonderlichen Gaben ausgerüstet worden.

Als Marielies etwas später in das kleine Stübchen des Kräuterbast trat, machte der Alte ein sehr erstauntes Gesicht. Um sich zu überzeugen, ob er sich nicht getäuscht, hielt er sogar das kleine, an einem Seil von der Decke herabhängende Oellicht dicht an das Antlitz der Eingetretenen, die sich mittlerweile auf einen hochlehnigen Holzstuhl vor ihm niedergelassen hatte.

„Ei, ei“, sagte er dann, „es ist ja wirklich die jungferliche Frau vom Jochenhof. Was führt dich denn zu mir, herzhafte Dirn'?“

Das Mädchen erzählte nun von der eitrigen Geschwulst des kranken Schimmels und den heftigen Schmerzen, an denen das arme Thier litt. Sie berichtete auch, was der Thierarzt schon alles vergeblich angewandt hatte, und bat schließlich den Kräuterbast so herzlich, als ob es sich um die Genesung eines lieben Menschen handle, daß er doch alle Kunst aufbieten möge, um das treue Thier zu retten.

*) Pfarrer.

Der Alte sah Marielies an, als ob er seinen Ohren nicht traue. Nach den letzten Schilderungen, die er über ihr Wesen gehört, hätte er sicher so viel Liebe für ein Thier nicht von ihr erwartet. Eine Weile schloß er nun die Augen zu und zog die Stirn in so krause Falten, als denke er über etwas scharf nach, dann war es plötzlich, als fliege etwas Blitzendes über sein Antlitz. Man sah es an dem schmunzelnden Ausdruck der runzligen Züge, Bast hatte nicht vergeblich gegrübelt und etwas recht Wirksames gefunden.

„Sag einmal, Dirn'", begann er dann, „hast du denn auch wirklich so viel Kurasche, wie man von deiner Gestalt erwarten sollt'?"

„Ei freilich, Bast", gab das Mädchen beherzt zurück. „Wann's gilt den Schimmel zu retten, der mein' Vater selig vor dem Geschoß vom Wilderfritz fortgetragen hat, dann mach' ich selbst 'nen Gang in den Geisterschlag."

„Na, das ist grad nit nöthig. Aber du mußt morgen abend gegen halber sechs vorm Geläut durch den stillen Grund gehen und nachher auf dem Woddensberg 'ne schwarze Nießwurz langen. Kennst doch das Gewächs, das mitten im Winter die schönen weißen Blumen hat?"

„Gewiß, Bast, ich kenn's ganz genau. Aber was soll dann mit der Nießwurz geschehn?"

„Die läßt du den Hannes in den drei höchsten Namen dem Schimmel mit 'nem Heftpflaster an das Geschwür kleben. Wann das nit hilft, dann ist naut mehr zu machen. Morgen gegen Abend will ich einmal selbst nach dem Gaul gucken."

Marielies dankte dem Alten herzlich für seinen guten Rath und fragte nach ihrer Schuldigkeit. Der Kräuterbast erklärte jedoch, erst dann einen Lohn nehmen zu können, wenn das Mittel dem kranken Pferd etwas genützt habe. Anfangs wollte das Mädchen nicht darauf eingehen, als aber der Alte sagte, er pflegte selbst bei den Reichsten nicht von seiner gewohnten Regel abzulenken, erhob sie sich, um fortzugehen.

In diesem Augenblick faßte Bast ihre Rechte und sagte, indem er einen erstaunten Blick über sie hingleiten ließ: „Bist doch 'ne statiöse Dirn', Marielies! Warum freist du denn nur nit, hast doch gewiß schon längst das Geriß?"

Das Mädchen wurde über und über roth und strich sich vor Verlegenheit die Schürze glatt. Erst nach einer Pause entgegnete sie: „Der Rechte ist halt noch nit dagewesen, Bast."

„Schau, schau, der Rechte war noch nit da!" erwiderte der Alte schmunzelnd. „Das ist natürlich nur ein Bursch, der ebensoviel einbringt, als dem Jochenhannes selig seine reiche Erbdirn'?"

„Wo denkt Ihr denn hin!" versetzte Marielies wahrhaft erschrocken. „Ich habe Geld und Gut genug und nehm' nur einen, der mich zuerst ein bissel lieb hat. — Freilich, der wird wohl nimmer kommen!"

„Ei, weshalb denn nit, wenn ich fragen darf, Dirn'?"

Um die frischen Lippen des Mädchens spielte ein schmerzliches Lächeln. Dann entgegnete sie mit einem Anflug leidenschaftlicher Gereiztheit: „Weil ich ohne mein Geld und Gut gewiß keinem Bursch' im ganzen Kirchspiel in die Augen stechen thät. — Aber als Zugab' laß ich mich nun einmal nit freien, lieber bleib ich all mein Lebtag ledig. Hab' ich nicht recht, Bast?"

„Gewiß", hast grad so recht wie en armer Bursch, der einmal zu mir gesagt hat, er hätt 'ne reiche Erbdirn' so über die Maßen gern, daß er sie der Reichsten vorzög' und wenn sie so blutarm wär' wie die lahme Gritt im Gemeindshaus. Weil aber nun grad das Gegentheil davon der Fall ist, dernthalb thut er sich, grad wie du auch naut vergeben."

Marielies hatte sich bei den Worten des Alten entfärbt. Ihre Brust wogte heftig, die Finger verschlangen sich fest ineinander, während sie den Kräuterbast gespannt forschend ansah und mit unsicherer Stimme fragte: „Darf ich wissen, wer der Bursch ist, der das zu Euch gesagt hat?"

Der Alte tupfte sich mit dem Zeigefinger in die Augenwinkel, als ob ihm etwas hineingeflogen sei. Wäre Marielies nicht so erregt gewesen, sie hätte bemerken müssen, daß es ihm trotz dieser Bewegung nicht gelang, ein schalkhaft heiteres Lächeln zu verbergen. Dann erwiderte er: „Nein, Dirn', das kann ich dir nit sagen, ohne mein Wort zu brechen, und so aut hab ich all mein Lebtag noch nit gethan. Aber was liegt dir denn auch an dem armen Bursch! Wir wollen lieber noch 'en wink von dei'm Rechten schwätzen."

Ganz verlegen wußte Marielies nicht, was sie darauf erwidern solle. Gar gern hätte sie den Namen gekannt, aber sie schämte sich nach der entschiedenen Abweisung des Alten noch weiter zu forschen. Bast aber that, als merke er nicht, was in ihr vorging, und fuhr fort: Ein Mittel giebt's schon, Dirn', damit du dir dein' Rechten ausfindig machen kannst. Ich hab's schon mehr Weibsleut von deiner Art gerathen."

(Fortsetzung folgt.)

Dem Gedächtniß Kaiser Friedrichs.

So ist er selig heut denn heimgegangen
Zur letzten Ruhe in ein Friedenshaus!
Wie er gewollt, ganz ohne Glanz und Prangen,
Trug man den edlen Dulder still hinaus.
Wie treu an ihm die Herzen stets gehangen
Im Sonnenscheine und im Sturmgebraus,
Das zeigt sich nun, wo wir verklärt ihn schauen,
Allüberall in Deutschlands weiten Gauen.

Ein Märztag war's mit kalten Winterschauern
Da stieg er auf der Väter stolzen Thron;
Hoch aus der Thürme altersgrauen Mauern
Um Kaiser Wilhelm klang der Klageton,
Und in des Volkes Wehmuth, in sein Trauern,
Da mischten sich Gebete für den Sohn:
Den neuen Kaiser, der von Leidens Banden
Erlösung suchte in des Südens Landen.

Er kehrte heim, dem Volke schlug entgegen
Sein Herz, das nie im Wohlthun hat geruht,
Dem Vaterland zu schenken Glück und Segen
Strebt froh er an als höchstes Königsgut.
Was mühevoll erkämpft auf blut'gen Wegen,
Das hält er hoch und nimmt's in treue Hut.
Wie auch die Leidensmächte mit ihm ringen,
Er reget frei des Geistes kühne Schwingen.

Ach, allzu kurz ist's ihm vergönnt gewesen,
Zu wirken nach des Herzens warmem Drang!
Es kam der Lenz, doch mit ihm kein Genesen,
Nur neue Schmerzen, neuer Marterzwang.
Den Geist, der zu dem Höchsten auserlesen
Des Leidens finstrer Dämon bald bezwang.
Es brach sein Herz, das reich an edlem Triebe
Und mit ihm starb ein seltner Schatz von Liebe.

Gleich einem Frühling, der sich kaum entfaltet
Und bald von Wetterstürmen ward verschneit,
Dem gleicht die kurze Frist, da er verwaltet
Sein hohes Amt in reiner Menschlichkeit;
Doch, was sein edler Sinn erstrebt, gestaltet
Stirbt mit dem Lenze nicht, der kurz gemait!
Wie eine Saat in guter Ackerkrume
Keimt es empor dem Sämann stets zum Ruhme.

Ist Kaiser Weißbart unserm Volk geworden
Ein Genius, auf den wir hoffend sehn,
So wird von seinem Sohn vom Süd zum Norden
Wie eine Sage einst die Kunde gehn:
Er war ein Held im Kampf am Rheine dorten,
Er sah voll Stolz des Reiches Glanz erstehn,
Doch größer war er noch im Leid — wie Recken
Der alten Zeit konnt ihn der Tod nicht schrecken.

Er sieht dem Tod in's Auge jede Stunde
Und bleibt doch immer wie im Glücke mild,
Aus seiner Seele wie aus tiefem Grunde
Manch mächtiger Gedanke sprudelnd quillt.
Von deutscher Art in Freud' und Schmerzen Kunde
Giebt uns sein männlich edel schönes Bild.
Wie stolze Eichen, die im Sturm nicht zittern,
So bleibt er fest, kein Leid kann ihn erbittern.

Dein Leben ist verglüht, du zweiter Kaiser
Des jungen Reichs, an dem du mitgebaut,
Bald tönt die Trauerkunde leis und leiser,
Dieweil im Ost ein neuer Morgen graut!
An deinem Stamme grünen junge Reiser,
Auf die dein Aug' von jenen Höhen schaut.
Sie werden baun Alldeutschland zum Gewinne
In künft'ger Zeit des Tempels stolze Zinne.

Du aber, der wie Moses aus der Ferne
Nur durfte schaun das heißersehnte Land,
Du, guter Kaiser, blickst gleich einem Sterne
Auf uns hernieder segnend unverwandt! —
Wir gönnen dir den Frieden, ach, so gerne
Und klagen dennoch, daß dein Geist entschwand.
Der Himmel will dem Schmerze Trost gewähren
Und weint mit uns viel tausend helle Zähren.

Frankfurt 18. Juni 1888.

E. Mentzel.

Spanische Ballade.

Er war in wilder Liebe
So sehr für sie entbrannt,
Daß nichts ihn an das Leben
Als sie allein nur band.

„Was immer Du auch wünschest,"
Sprach er, „versprech ich hier;
Die Perlen meiner Mutter,
Willst Du? ich bring sie Dir."

Und sie so schön als fühllos
Entgegnet hart wie Erz:
„Die Perlen sind zu wenig,
Bring Deiner Mutter Herz!"

Zur Mutter jählings eilt er,
Und blind, sich unbewußt,
Mit scharfem Dolche reißt er
Das Herz aus ihrer Brust.

Und dann zurück so eilends
Er das Verlangte trägt,
Daß auf dem Pfad er strauchelt
Und jäh zu Boden schlägt.

Da sieh, dem Mutterherzen
Ein Tropfen Blut's entrinnt.
Und fragt mit weicher Stimme:
„That'st Du Dir weh mein Kind?"

Mexiko. **Ricardo Jordan.**

Aus alter und neuer Zeit.

— Stiftung des Gymnasiums zu Hersfeld. Am 2. Juli 1850 gründete der Abt Michael Landgraf (regierte von 1556 bis 1571) das Gymnasium in Hersfeld. Abt Michael besaß ein nicht unbedeutendes Vermögen, von dem er 40,000 Gulden für das Gymnasium verwendete. Zum Sitz der Anstalt bestimmte er das Minoritenkloster und zu Gegenständen des Unterrichts außer der Religionslehre das Trivium: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, denen noch die Anfangsgründe der griechischen und hebräischen Sprache, sowie Arithmetik und Musik hinzugefügt wurden. Die Stiftsurkunde wurde noch in demselben Jahre in allen ihren Theilen von Kaiser Maximilian II. bestätigt. Als Rektoren des Gymnasii illustris zu Hersfeld wirkten von 1570 bis 1584 Uranius, Gudenus, Waltenberger, von 1584 bis 1616 Beutefering, Rullmann, Goldenhauer, von da bis 1620 Georg Thalmüller, ihm folgte als Rektor und Inspektor der Kirchen und Schulen der Dr. theol. Heinrich Wetzel. 1632 wurde Johannes Piscator, ein verdienter Schulmann aus der Pfalz, 1652 Johannes Croll, nach diesem Daniel Krug Rektor des Hersfelder Gymnasiums. 1688 wurde ein neues Gymnasialgebäude aufgeführt und demselben bei Einweihung nach dem Landgrafen Karl von Hessen der Namen „Carolinum Hersfeldense“ gegeben. Am 1. April 1704 starb Rektor Krug, sein Nachfolger war Dr. Konrad Mel von Gudensberg. Von 1734 bis 1738 war Walther, von 1738 bis 1772 Johann Konrad Endemann Rektor. Diesem folgte Georg Erich Schirmer, nach dessen Tode im Jahre 1787 Wilhelm Wille, ihm folgte Wilhelm Endemann und diesem 1804 Wilhelm Faber, der dem Hersfelder Gymnasium bis 1832, in welchem Jahre die Anstalt reorganisirt wurde, vorstand. Nach ihm wurde Dr. Wilhelm Münscher Direktor des Hersfelder Gymnasiums. Unter diesem vortrefflichen Schulmanne erreichte die Anstalt in neuerer Zeit ihre höchste Blüthe. Sein Nachfolger wurde 1868 Dr. Georg Friedrich Eysell und nach dessen im Jahre 1876 erfolgten Pensionirung wurde Dr. Duden von Gera zum Direktor des Hersfelder Gymnasiums berufen.

F. Z.

Rudolf Goclenius. Am 8. Juni 1628 starb zu Marburg der Professor Rudolf Goclenius der Aeltere, eigentlich Rudolf Göckel geheißen. Er war ein Sonderling, dem die originellsten Züge nacherzählt werden. Geboren am 1. März 1547 zu Corbach in Waldeck, studirte er in Marburg und Wittenberg und war von 1575 bis 1581 Rektor des Pädagogiums in Kassel, dann in Marburg zuerst Professor der Physik, von 1589 Professor der Logik und später auch der Mathematik. Er war ein hervorragender Gelehrter nicht nur in den genannten Wissenschaften, sondern auch in den Sprachen. Während seiner 44jährigen Amtsthätigkeit in Marburg soll er mehr als 600 Studirenten den Magisterhut aufgesetzt haben. Der gelehrte Landgraf Moritz hielt große Stücke auf ihn und würdigte ihn seines besonderen Vertrauens. Strieder in seiner hessischen Gelehrten und Schriftstellergeschichte erzählt manche lustige Geschichte von ihm und gibt Proben seines ungewöhnlichen Talentes im Epigrammatisiren. So soll er einst, als er zur fürstlichen Tafel befohlen war, und der Landgraf demjenigen der Gäste den vor ihm stehenden vergoldeten Becher als Geschenk versprach, welcher einen Trinkspruch auf den Landgrafen selbst, dessen Gemahlin, den Prinzen und die Prinzessin in einem einzigen Hexameter ausbrächte fast in demselben Augenblicke den Becher genommen, eine Verbeugung gemacht und geantwortet haben:

In Domini, Dominae, Nati Nataeque salutem

trank ihn aus und steckte ihn, gleichsam von Rechtswegen, in die Tasche.

Vilmar erzählt von ihm, daß er eines Morgens als lateinischer Feldherr hoch zu Roß, mit seinen sieben Regimentern: Grammatik, Dialektik, Rhetorik u. s. w. nach Frankenberg gezogen, aber Abends wieder in Marburg angekommen sei, statt in Frankenberg, ohne es zu merken.

F. Z.

Jamais, jamais, zwei inhaltsschwere Worte Kaisers Napoleon I. Am 21. Juli 1807 richtete der Geheime Kriegsrath Buderus von Carlshausen an den Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen nach Prag, wo sich dieser in Folge der Okkupation Hessens durch die Franzosen damals aufhielt, das nachstehende Schreiben:

„Am Sonntage wurde es in Gelnhausen bekannt, daß Se. Majestät, der Kaiser von Frankreich, durchpassiren würde. Ich entschloß mich sogleich, Sr. Majestät eine Vorstellung zu überreichen und um die Wiedereinsetzung Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht zu bitten, bedachte indessen nachher, daß es mehr imponiren müsse, wenn die Vorstellung durch den Amtmann Weil, den Stadtrath von Gelnhausen und die Schultheißen und Landschöffen aus den nahegelegenen Orten eingereicht werden könnte. Der Amtmann Weil war hierzu sehr willfährig, er durfte aber ohne die Beistimmung der Regierung zu Hanau nichts veranstalten, daher ich denselben eine Anfrage an dieselbe aufsetzen ließ und diese gestern durch einen Eilboten absendete. Ich ersuchte sogleich den Geheimen Rath von Geyling in Hanau, für die Genehmigung des Antrags zu wirken, und dieser zu allen guten Zwecken immer bereitwillige brave Mann, hat meinen Wünschen vollkommen entsprochen und antwortete mir, daß es den besseren Mitgliedern in der Regierung, obgleich mit Mühe und Zank, gelungen sei, die gewünschte Genehmigung durchzusetzen.

Die abschriftlich unterthänigst angelegte Resolution brachte der Eilbote gestern zurück, und da der Kaiser schon heute in aller Frühe erwartet wurde, so entwarf ich schleunigst die weiter allergehorsamst angefügte Vorstellung. In der abgewichenen Nacht um 12 Uhr erhielt ich wieder einen Eilboten vom Geheimen Rath von Geyling, wodurch mich derselbe benachrichtigte, daß nun die Regierung, durch diesen Vorgang angetrieben, beschlossen habe, im Namen des ganzen Landes um Nachlaß der Kontribution, noch mehr aber um die Wiedereinsetzung Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht schriftlich und mündlich zu bitten, von ihm auch an die Beamten in Bergen, Babenhausen und Rodheim geschrieben worden sei, sich mit den brauchbarsten der Ortsvorstände in Frankfurt einzufinden und die letztere Bitte zu wiederholen.

Des Nachts um 1 Uhr habe ich noch eine Staffette nach Steinau gesendet, damit in Schlüchtern von den Beamten und Ortsvorstehern das Nämliche geschieht und schon heute den Amtmann in Bieber vermocht, sich mit den Schultheißen seines Amtes dem Amtmann Weil anzuschließen.

Auf den Kaiser werden diese Maßregeln, da sie zu den Seltenheiten in Deutschland gehören, ohne Zweifel Eindruck machen. Möge der gütige Gott die Bemühungen mit dem besten Erfolge krönen.

Ich verharre

Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht
unterthänigster Diener
Buderus von Carlshausen.

Am 21. Juli 1807,
des Morgens um 7 Uhr.

Erst am 24. Juli 1807 und zwar Nachmittags 2 Uhr kam Kaiser Napoleon auf seiner Durchreise nach dem Kriegsschauplatz in Gelnhausen an, nachdem schon seit 3 Tagen für ihn und sein Gefolge 250 Pferde in Gelnhausen und deren eben so viel zu Langenselbold in Bereitschaft gestanden hatten.

Bei seiner Einfahrt in die Stadt wurde ihm von dem Amtmann Weil an der Spitze, von den Maires der Stadt Gelnhausen, des Gerichts Altenhaßlau und des Freigerichts, dem Amtmann von Bieber, den Maires der Gerichte Bieber und Lohrhaupten die in französischer Sprache abgefaßte Vorstellung überreicht, von ihm durchlesen, und auf die mündlich wiederholte Bitte Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht das Land wieder zu geben, von ihm nur die zwei Worte erwidert:

„Jamais, jamais“ (niemals, niemals).

Nach kurzem Aufenthalte wurde die Reise weiter nach Fulda hin fortgesetzt.

War auch dieses von dem Geheimen Kriegsrath von Carlshausen in Scene gesetzte, die Wiedergabe Hessens an seinen Landesfürsten bezweckende Unternehmen hiernach leider! ein ganz vergebliches, so muß solches doch als eine patriotische That anerkannt werden, welche in damaliger Zeit sowohl für ihn, als Veranstalter der ganzen Sache, als auch für die Stadt Gelnhausen und die betreffenden Deputirten von verhängnißreichen Folgen hätte werden können.

Die dem Kaiser Napoleon in französischer Sprache abgefaßte Bittschrift hatte in deutscher Uebersetzung nachstehenden Wortlaut:

An Seine Majestät den großen
u. unbesiegbaren Kaiser und König
Napoleon.

Sire!

Ueberzeugt, daß Ew. Majestät geruhet, mit Gnade die niedrigsten der Unterthanen Ihres weiten Kaiserreichs zu hören, bitten wir, unterthänigst zu verzeihen, daß unter der Menge der Wünsche, mit denen Sie überhäuft werden, die unserigen für Ihr Glück und die Erhaltung ihrer kostbaren Gesundheit bis zu ihrem Throne gelangen.

Im Namen eines Landes, welches dem Kurfürsten von Hessen sehr anhänglich ist, flehen wir zu gleicher Zeit Ew. Majestät an, ihm seine Staaten zurückzugeben. Wir sind vollkommen glücklich gewesen unter seiner Regierung.

Die Anhänglichkeit des Kurfürsten an Ew. Majestät wird die aufrichtigste sein und das Land wird nicht aufhören, den Segen des Himmels auf Ew. Majestät herab zu flehen und dazu beizutragen, Ihre gerechte Bewunderung in allen Zeitaltern zu vermehren.

Wir würden im Uebermaße unsers Glückes sein, wenn Ew. Majestät es mit Ihren erlauchten Gefühlen übereinstimmend finden würden, unsere heißesten Wünsche zu erfüllen.

Mit der tiefsten Ergebenheit sind wir,

Sire,

Ew. Majestät demüthigster Amtmann und Maires der Stadt Gelnhausen und aller Gemeinden, der Aemter Altenhaßlau und Freigericht, sowie auch des Amtmanns und des Maires der Aemter Bieber und Lohrhaupten. —

Beiläufig wird in den betr. Schriftstücken, welche in dieser Angelegenheit vorliegen, noch erwähnt, daß damals dem Kaiser Napoleon vor dem Nürnberger Thore in Hanau die Schlüssel der Stadtthore auf einem Kissen überbracht worden seien, der Kaiser habe sie indessen nicht angenommen, sondern geantwortet: „Gebet sie Eurem neuen Landesherrn, welchen ich ehestens bestimmen werde, der Kurfürst hat sich immer feindlich gegen mich betragen, er hat nichts zu erwarten.“

Sodann habe sich der Kaiser noch nach der Anzahl der Katholiken und nach der herrschenden Religion im Hanauischen erkundigt.

Gelnhausen. C. H.

Was bedeutet Bilstein? Wie in Nr. 9 des „Hessenlandes“ sich erwähnt findet, ward diese Frage im Jahre 1882 bei der zu Kassel tagenden Geschichts- und Altertums-Versammlung erhoben. Ich selber

hatte Gelegenheit damals das Wort zu ergreifen. Vielleicht so ausführlich als bislang noch nirgends geschehen, habe ich aber mich, in meinem Nachtrags-Bande zu Vilmars Idiotikon, unter der Aufstellung „Bilstein" zur Sache geäußert. —

Noch allerdings möchte ich endgültig nicht schon mich schlüßig machen. Wem mein Idiotikon zugänglich ist, den lade ich freundlich zum Nachlesen ein. Hier will ich doch folgendes erwähnen —

In Niederhessen gibt es nahezu unzählige Bilsteine, schier in jeder Gemarkung; oder gab solche. In der Flur von Zwehren z. B. heißt eine Wiese „am Bilsteine", wo doch nichts derlei vorhanden ist. Einige Dutzende habe ich im Idiotikon genannt. —

Grimm's Bezeichnung auf jenes: den Hirsch zu Beile stellen, ist anfechtbar; nicht sprachlich, wol aber begrifflich. Freilich gab es außer dem Zeitworte: belle ball gebollen (wie noch Göthe es abwandelt), auch ein starkformiges beile bil gebilen — gleiches Sinnes; die ganz gewöhnliche waidmännische Vorkomnis eines Abfangens gestellter Hirsche und des Halalis ereignet sich jedoch wol überall, und nicht gerade immer an einem Steine. Doch will ich dem Urteile deutscher Jäger und Förster gerne Raum laßen.

Die in jüngerer Sprache verworrenen Hauptwörter Bili Billi (Schwert) und Bihal (Beil) haben ursprünglich nichts mit einander zu tun. Im fuldischen Hildebrandsliede heißt es: breotôn mih sînû Billiû — spalten mich suo gladio. Mit diesem Worte ist möglicher Weise Bill (Recht, Gesetz) verwandt: ähnlich wie unser „weihen" zugleich „kämpfen" bedeutete. Schwertes Zunge spricht Recht — ist alte Wendung. —

Ein „Bil" als gottheitliche Benennung kann nur in keltosüchtiger Auffaßung leben. Der gallische „Bel" ist ja, strenge nach dem Gesetze der Lautverschiebung, unser deutscher „Phol". Diß betonte damals zu Kassel besonders auch Herr Dr. Rieger aus Darmstadt.

Wir sitzen bei der Erwägung der Frage, nach wie vor, also feste, da tatsächlich mehrere Ausdeutungen doch möglich sind. Die oberhessischen Formen verwehren die Annahme eines echten mhd. î; nur unechte Dehnung möchte heute in Niederhessen vorligen. Daß auch der Orts-Name Beilstein erscheint, ist gerade so misverständlich, als Leute etwa Gerwein, Trautwein heißen, durch Verwechselung von Win (amicus) mit kurzem i, und Wîn (Wein) mit langem î. —

Zumeist geneige ich zu der Vermutung, daß die Bilsteine teils Gemarkungs-Grenzen, teils Gerichts-Stätten bezeichneten; ohne jedoch mich irgendwie vorschnell binden zu wollen.

Der Ausdruck selbst ist so überwigend chattisch, daß des Namens Auftreten anderwärts kaum in Betracht kömt; z. B. in Österreich. Auch braucht er da nicht immer dasselbe zu meinen.

Hermann v. Pfister.

— Eine Meldung in dem dreißigjährigen Krieg im Jahre 1621. Dem Hochwürdigen Durchlauchtigen und Hochgeborenen Fürsten und Herrn! Herrn Moritz Landgraf zu Hessen, Herrn zu Catzenellenbogen, Dietz, Ziegenhain und Nidda: unserm genädigen Fürsten und Herrn!

cito! cito! cito!
cito! cito! cito!
citissime!

Durchlauchtiger, Hochgeborner, genädigen Fürst und Herr! Diese Nacht um drei Uhr haben S. F. G. der Herzog von Braunschweig uns Ew. f. G. Handschreiben de dato Korbach zugeschickt, verlesen und dabei anmelden lassen: daß S. f. G. auf E. f. G. Begehren nicht alleine noch Morgen Donnerstags in dieser Grafschaft Quartieren: sondern auch E. f. G. ahn welches Ort's und auf welchen Tages derselben gelegen; gern sprechen und zu E. f. G. kommen. Auch Freitages nach derselben Nacht wendt (gegen) Meiners marschieren wollen, wie E. f. G. aus unsern ahn dieselben umb 11 Uhr abgegangenen Schreiben mit Mehreren genädig wird verstanden haben; und weil wir alle Stunde auf Resolution wegen unseres abgegangenen Schreibens gewartet; als haben S. f. G. mit Ausgebung der morgenden Quartiere: bis in dieser Stunde wir unterthänig aufgehalten. Weil aber keine Antwort kommen, welche Quartiere E. f. G. gelegen sein möchten: als haben S. F. G. der Herzog die Quartiere selber genommen und werden derowegen Morgen Donnerstags das Rendez-Vous: bei Strotzen um 8 Uhr auf dem Felde halten und darauf S. F. G. selbsten mit zween Compagnien: nach Twiste und die andern; nach Mühlhausen, Helmstedt, Braunsen, Elleringhausen, Nieder-Waroldern, Deringhausen, Oberen-Waroldern; daselbsten der Oberstlieutenant logiren wird: marschiren und daselbst benachten, welches E. f. G. wir zur Nachrichtigung aufs schleunigst unterthänig nicht verhalten sollen: Resolution auf Twiste unterthänig erwarten. Nachts um 4 Uhr den 15. November 1521.

○ Malsburg'sches Siegel.
Otto von der Malsburg.

○ Pappenheim'sches Siegel.
Friedrich Georg von Pappenheim.

Anm. S. f. G. der Herzog seint begierig E. F. G. ahnzusprechen und wollen zu Twiste auf Resolution warten und zu demselben kommen: wohin sie E. f. G. fordern werden. —

Landgraf Moritz von Hessen, stand damals an der Spitze von 20,000 Mann im Lager bei Kirchhain und hatte erst kurz zuvor die Grafschaft Waldeck mit seinen Truppen besetzt, um einen Einfall des 25,000 Mann starken spanischen Heeres unter Gonzalo Fernando de Cordeba, welches sich in der Pfalz und am linken Rheinufer befand, nach Hessen zu verhindern. Herzog Christian von Braunschweig, welcher in einem geheimen Einverständniß mit dem

Landgrafen Moritz von Hessen stand, hatte von demselben den freien Durchzug durch Hessen mit seinem Heer von 10,000 Mann erlangt, um gegen die Pfalz vorzudringen und sich mit dem im Elsaß stehenden Grafen von Mansfeld zu vereinen. Letzterer hatte in der Pfalz 20,000 Streiter geworben, war noch verstärkt worden: durch Kurpfälzische Truppen unter Obentraut und englische Hülfsvölker unter Horaz von Veer. Durch die obige Meldung, wurde Landgraf Moritz wohl zuerst von dem Eintreffen des Herzogs Christian auf Waldeck'schem und Hessischem Boden benachrichtigt. Derselbe kam von Höxter an der Weser und speiste am 18. November mit dem Landgraf Moritz zu Gemünden an der Wohra zu Mittag. Am 20. Dezember wurde dann der Herzog von Braunschweig, bei Alsfeld und Homberg im Busecker Thal, von dem zu seiner Vertreibung vom General Tilly abgesendeten Obersten Anholt geschlagen und mußte sich später wieder an der Waldeck'schen Grenze bis nach Westphalen zurückziehen.

G. v. P.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel, 30. Juni. Zum letzten Male verkündeten gestern zur Mittagsstunde die Glocken mit ihrem ehernen Munde das Hinscheiden des Besten aller Fürsten. Vor zwölf Tagen, am 18. Juni, sind die sterblichen Reste des Kaisers Friedrich zur letzten Ruhe bestattet worden. In der Friedenskirche zu Potsdam schläft er den Schlaf des Gerechten, an der Seite seines Onkels, Königs Friedrich Wilhelm IV., dessen Erdenbahn gleichfalls von schweren Prüfungen und Leiden heimgesucht war. Ergreifend war die Trauerrede, welche Oberhofprediger Dr. Kögel am Grabe hielt, kein Auge blieb trocken, und wie dort an der Grabesstätte, so war es allenthalben in Deutschland, tiefste Trauer des Herzens herrschte in den Palästen wie in den Hütten.

„Amor et deliciae generis humani": „Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechtes" nannten einst die alten Römer ihren Kaiser Titus, dem es auch nur kurze Zeit beschieden war, den Thron zu zieren, dessen Namen aber in unvergänglicher Glorie prangt für alle Zeiten; wer wäre wohl würdiger des gleichen Beinamens, als Kaiser Friedrich, der mehr noch war, als Kaiser Titus! Er gab seinem Volke Liebe und erntete Liebe, die echt menschlichen Eigenschaften seiner edlen Seele machten ihn zum Liebling der deutschen Nation, seine Freundlichkeit, seine Milde, sein hochherziger Sinn hatten ihm die Herzen Aller gewonnen, der Hohen wie der Niedrigen. Er war deutsch in seinem Denken, deutsch in seinem Fühlen, deutsch in seinem Handeln, ein Mann aus einem Gusse, und wie sein Inneres, so war auch sein Aeußeres. Seine imponirende Gestalt, das männlich schöne Antlitz, der offene aufrichtige Blick, sie waren ein treuer Spiegel seines Innern, seiner hohen Tugenden, die nur Wonne verbreiteten. Und nicht allein die Deutschen, nicht allein unsere Freunde erkannten dieselben und rühmten sie, auch das Ausland, auch unsere Feinde wußten sie zu würdigen. Das beweisen zur Genüge die warmen Nachrufe, die ihm selbst die Franzosen widmeten. An seinem Grabe besänftigten sich die sonst so hochgehenden Wogen politischer Leidenschaft. Er, der Friedensfürst, war zu Großem berufen, das wußte die Welt, um so tiefer, um so anhaltender ist denn auch der Schmerz um den Verlust dieses Herrschers, der einzig dasteht in der Geschichte. Und daß schon früh sein Werth erkannt worden ist, dafür bürgt das Zeugniß des liberalen französisch-schweizerischen Schriftstellers Victor Cherbuliez, welcher nach Begegnung mit dem damaligen Kronprinzen Friedrich zu Potsdam im Jahre 1869 in sein Tagebuch schrieb:

„Dieser zukünftige König ist ein moderner Mensch. Ein so vortrefflicher Soldat er auch ist, vor Allem ist er ein Kind der Civilisation, er begreift, daß auch der Frieden Ruhmesglanz zu verleihen vermag und daß ein Herrscher, welcher Industrie, Kunst und Wissenschaft fördert, ein ebenso großer König ist, wie Derjenige, der immer den Degen führt. Wenn er einmal auf den Thron gelangen wird, wird er der Staats-Raison alle nothwendigen Opfer, nicht aber Alles zum Opfer bringen. Er ist menschlich. Er wird seinen Ehrgeiz darin setzen, in gutem Einvernehmen mit seinem Volke zu leben, demselben seine Last zu erleichtern, ihm seinen Herrn angenehm zu machen. Er wird nicht dulden, daß man die Kronrechte antaste: aber er wird sich ohne Ueberwindung den Anforderungen des konstitutionellen Regiments fügen. Er wird auf die öffentliche Meinung Rücksicht nehmen. Er wird lieber überzeugen, als Machtworte sprechen, er wird ausgleichende Versöhnlichkeit starrem Hader vorziehen."

Am Sonntag den 24. Juni, dem Johannistage, dem passendsten Tage zu dieser Feier, denn wenn Einer, so besaß Kaiser Friedrich die Johannistugenden, wurde der Tod desselben von den Kanzeln sämmtlicher Kirchen verkündet durch eine Ansprache, die einem Nachrufe gleichkommt, die in schlichter Form vom Herzen kommt und zum Herzen geht. Ihrem Hauptinhalte nach geben wir dieselbe hier wieder:

Seit mehr denn Jahresfrist hat bange Sorge um das Leben des Theuren das preußische und das gesammte deutsche Volk bedrückt. Flammte auch, wenn vorübergehend Besserung einzutreten schien, immer von neuem die Hoffnung auf, nur zu bald mußte sie in Enttäuschung enden. Menschliches Wissen und Können, hingebendste Sorgfalt und Pflege, waren machtlos gegen die tückische Krankheit, welche schleichend die Lebenskraft des geliebten Fürsten untergrub. Nun hat der königliche Dulder ausgerungen. Die Kaiserin und Königin trauert um den geliebten, so treu ge-

geliebten, so treu gepflegten Gemahl, die Kinder beweinen den liebevollen Vater, die hochbetagte Mutter beklagt den Verlust des einzigen Sohnes, das königliche Haus vermißt sein theures Haupt, und das Volk klagt um den Heimgang seines heißgeliebten Landesvaters. Seine edle Männlichkeit, seine machtvolle Erscheinung, sein ritterlicher Sinn, seine Leutseligkeit und Freundlichkeit gewannen ihm frühzeitig die Herzen. Vor Allen hingen mit Begeisterung ihm die an, welche unter ihm gekämpft und gesiegt hatten. Der Süden und der Norden Deutschlands waren in der Liebe zu ihm, in dem Vertrauen zu ihm geeinigt. Allein trotz der Höhe, auf der er stand, trotz des Ruhmes, der ihn umstrahlte, trotz der Liebe, die ihn umgab, war es doch ein Weg tiefster Selbstverleugnung, den ihn Gott geführt hat. An einem der Gedenktage aus der Zeit der Befreiungskriege, am 18. Oktober im Jahre 1831 geboren, wurde er in einem Alter, wo andere noch in der Vollkraft des Lebens und Wirkens stehen, dahingerafft. Von Jugend auf für den Thron bestimmt, hat er denselben nur wenige Tage über drei Monate eingenommen. Ein Friedenswerk wollte er vollbringen; unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten, wollte er zufrieden sein, wenn seine Regierung dem Volke wohlthätig, dem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen sei; Gott hat es ihm nicht beschieden, seine in der Stille gereiften Gedanken nnd Grundsätze allzumal zu verwirklichen. Ein siegreicher Held im Kriege, hat er sich auch als Held erwiesen im Dulden und Tragen. „Lerne Leiden ohne zu klagen", diese Losung hat er selbst geübt, still, ergeben, voll ungebrochenen Gottvertrauens hat er sein schweres Geschick getragen und mit jener erhabenen Tapferkeit, die er in zahlreichen Schlachten bewiesen, hat er auch dem nahenden Tod ins Angesicht geschaut. —

Das Andenken an seinen Kaiser Friedrich wird fortleben im deutschen Volke und gesegnet bleiben immerdar. F. Z.

Kassel. Die auf den 16., 17. und 18. Juli d. J. in Hersfeld anberaumt gewesene Generalversammlung des „Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde ist wegen der Landestrauer auf den 30., 31. Juli und 1. August verlegt worden.

— Bei der achthundertjährigen Jubelfeier der Universität Bologna war seitens des preußischen Justiz- und Kultus-Ministeriums unser hessischer Landsmann, der Präsident der Justizprüfungs-Kommission und vortragende Rath im Justiz-Ministerium Honorarprofessor Dr. Adolf Stölzel in Berlin, beauftragt, die preußische Regierung zu vertreten und das Verzeichniß demnächst eintreffender, zum Geschenke bestimmter Bücher zu überbringen. Dr. Stölzel entledigte sich dieses Auftrages, gleich dem Professor Dr. Hofmann, in freier, italienisch gesprochener, mit vielem Beifall aufgenommener Rede. Dr. Stölzel hat sich namentlich bei Herausgabe der Bologneser Studenten-Matrikel (der acta nationis germanicae universitatis bononiensis) betheiligt und ist bekanntlich in seinen literarischen Arbeiten wesentlich mit der Receptionsgeschichte des römischen Rechtes beschäftigt gewesen.

— Einem hiesigen Privatmann, dem Besitzer einer der reichhaltigsten und kostbarsten Sammlungen von hessischen Alterthümern, ist es gelungen, ein kostbares altdeutsches Kunstwerk von großem Werthe, das durch seine kunstvolle Ausstattung fast einzig in seiner Art dasteht, zu erwerben. Es ist dies ein Büffetschrank vom Jahre 1620, ein wahres Kabinetsstück der „Kölnischen Kunst", das in sechs Abtheilungen auf den vier Vorder- und zwei Seitenblättern die Legende vom verlorenen Sohne in prachtvoller Holzschnitzerei darstellt. Der Büffetschrank hat eine Höhe von fast 2 Metern, eine Tiefe von 29 Centimetern und eine Breite von ca. $1^1/_2$ Metern. Die erforderlichen Reparaturen sind durch den Kunstschreiner A. Bätzing in stilvoller und kunstgerechter Weise ausgeführt worden.

— Der seit 52 Jahren bestehende, in allen pharmaceutischen Kreisen Deutschlands wohlbekannte Hotop'sche pharmaceutische Verlag dahier ist mit Anfang dieses Jahres durch Kauf in den Besitz des Apothekers Dr. Georg Gläßner übergegangen. Neue Auflagen der hauptsächlichsten Druckwerke werden daselbst binnen Kurzem erscheinen.

Universitätsnachrichten. Nach dem aus vorliegendem (CXIV.) Verzeichniß des Personals und der Studirenden auf der Universität Marburg im Sommersemester 1888 beträgt die Zahl der dortigen Dozenten 83. Davon kamen auf die theologische Fakultät: 6 ordentliche Professoren und 1 Privatdozent; auf die juristische Fakultät: 6 ordentliche Professoren, 2 außerordentliche Professoren, 3 Privatdozenten; auf die medizinische Fakultät: 12 ordentliche Professoren, 1 ordentlicher Honorarprofessor, 2 außerordentliche Professoren, 4 Privatdozenten; auf die philosophische Fakultät: 24 ordentliche Professoren, 10 außerordentliche Professoren, 9 Privatdozenten und 3 Lektoren. Außerdem wirken an der alma Philippina: 1 Lehrer der Musik und 1 Lehrer der Zeichenkunst, sowie 1 Reitlehrer, die Stelle des Fechtmeisters ist nach dem vor einigen Wochen erfolgten Tode des Fechtmeisters Christian Harms noch unbesetzt. — Von Aenderungen, die im Lehrerpersonale in dem laufenden Semester in Beziehung auf das vorhergehende eingetreten sind, erwähnen wir, daß die juristische Fakultät an Stelle des nach Straßburg berufenen ordentlichen Professors Dr. W. Sickel der ordentliche Professor für Kirchenrecht und Staatsrecht,

Dr. Friedrich Brockhaus, seit 1872 Professor in Kiel, getreten ist; in der medizinischen Fakultät ist an Stelle des Geheimen Medizinalraths Professors Dr. W. Roser, welcher am 1. April d. J. sein Amt als Direktor des chirurgisch-klinischen Instituts niedergelegt hat, dem seitherigen Professor der Universität Jena Dr. Heinrich Braun das Direktorat dieser Anstalt übertragen worden; in der philosophischen Fakultät ist der seitherige außerordentliche Professor Dr. Ludwig von Sybel zum ordentlichen Professor der Archaeologie ernannt worden. Dr Ludwig Plate hat sich als Privatdozent in dieser Fakultät habilitirt. Außerdem ist im Laufe dieses Sommersemesters der außerordentliche Professor der Medizin Dr. Theodor Rumpf zu Bonn in gleicher Eigenschaft nach Marburg versetzt und mit der Direktion der medizinischen Poliklinik daselbst beauftragt worden. Dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät Dr. Ernst Frerichs ist der Titel Professor verliehen worden. Der Privatdozent in der philosophischen Fakultät Dr. Georg von Below ist nach Schluß des Wintersemesters nach Königsberg übergesiedelt. — Die Kuratorial-Geschäfte der Universität Marburg versieht nach Versetzung des seitherigen Kurators Geheimen Regierungsrathes Dr. jur. Ernst Meier nach Göttingen, der Konsistorialrath Professor der Theologie Dr. Heinrici. — Die Stadtbehörde von Marburg hat zur Ehre des Geheimen Medizinalraths Professors Dr. Wilhelm Roser, in Anerkennung seiner langjährigen ruhmvollen Thätigkeit als Direktor der chirurgisch-klinischen Lehranstalt, zu welcher Stelle er Ostern 1850 berufen worden war und in Anbetracht seiner vielfachen Verdienste um die Stadt selbst, die Straße, in der er sich vor einigen Jahren ein Wohnhaus erbaut hat, „*hinter den Höfen*“, den Namen „Roserstraße“ verliehen und dem berühmten Professor bereits am 3. April die entsprechende Urkunde feierlich überreicht.

Todesfälle. Am 16. Juni starb nach kurzem Leiden in seinem 77. Lebensjahre zu Berlin unser hessischer Landsmann, der kaiserlich russische Staatsrath a. D. Dr. Georg Adelmann, früher Professor der Chirurgie an der Universität Dorpat. Georg Franz Blasius Adelmann ist geboren am 28. Juni 1811 zu Fulda als der älteste Sohn des am 20. März 1850 dortselbst verstorbenen Geheimen Medizinalraths, Direktors Dr. Vincenz Adelmann. Er besuchte von 1821 bis 1825 das Gymnasium seiner Vaterstadt. Im Herbste 1825 kam Georg Adelmann nach Löwen zu seinem Onkel, Professor Dr. Joseph Adelmann, der an der dortigen Universität den Lehrstuhl für Naturwissenschaften inne hatte. Er besuchte dort allgemeinwissenschaftliche Vorlesungen, und ging nach bestandenem Examen in der physikalisch-mathematischen Fakultät zu dem Studium der Medizin über. Von Ostern 1828 bis Herbst 1831 studirte er in Marburg. Hier war er Mitglied der Burschenschaft, und irren wir nicht, so befindet sich sein Porträt auf dem noch vorhandenen Kneipbilde dieser Verbindung, welche damals in einer Wirthschaft zu Weidenhausen ihre regelmäßigen Zusammenkünfte hielt. Hiernach studirte er in Würzburg und wurde am 22. August 1832 in Marburg zum Doctor medicinae promovirt, auf Thesen, denen im Jahre darauf die Inaugural-Dissertation folgte. Sie handelt de dignitate lithontritiae. Nachdem Dr. Georg Adelmann im Sommer 1833 zu Kassel sein Staatsexamen als Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer in ausgezeichneter Weise bestanden hatte und von Herbst 1833 bis Herbst 1834 unter Heusinger als Gehilfsarzt an der medizinischen Klinik in Marburg thätig gewesen war, ließ er sich zu Anfang des Jahres 1835 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Im Herbst 1837 habilitirte er sich an der Universität Marburg als Privatdozent. Seine öffentlichen Vorlesungen und Examinatorien erstreckten sich hauptsächlich auf Chirurgie. Dabei war Dr. Georg Adelmann ein sehr fleißiger Fachschriftsteller. Auf Empfehlung des berühmten Professors Dr. Chelius in Heidelberg wurde er 1841 als ordentlicher Professor der Chirurgie und Augenheilkunde an die russische Universität Dorpat berufen. Dort wirkte er bis zum Jahre 1869 in segensreicher Weise. Unter sehr günstigen Bedingungen in den Ruhestand tretend, ließ er sich in Berlin nieder, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. Professor Dr. Georg Adelmann hat sich einen ausgezeichneten Ruf als Lehrer der operativen Medizin, als Kliniker und als Fachschriftsteller erworben. Er zählte zu den hervorragendsten Chirurgen seiner Zeit. Am 22. August 1882 feierte er zu Marburg sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum, bei welchem ihm großartige Ehrenbezeigungen zu Theil wurden. Es verdient besonders erwähnt zu werden, daß den Haupttoast sein ehemaliger Lehrer, der damals in seinem 91. Lebensjahre stehende Nestor der deutschen Kliniker und medizinischen Professoren, der Geheime Rath Professor Dr. von Heusinger, der selbst schon das diamantene Doktorjubiläum hinter sich hatte, ausbrachte. — Georg Adelmann war nicht nur ein gefeierter Gelehrter, er war auch ein jovialer, liebenswürdiger Gesellschafter, der sich von Jugend an allgemeiner Beliebtheit erfreute und wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften überall, wo er gewirkt, in hohem Ansehen stand. Ueber die Bestattung seiner Leiche berichtet ein Berliner Blatt: „Der Beisetzung ging eine weihevolle Trauerfeier in der Kapelle der Königlichen Universitätsklinik in der Ziegelstraße voraus. Zu derselben fand sich eine zahlreiche den kleinen Raum überfüllende Trauergemeinde ein. Außer den nächsten Leidtragenden erschienen viele Professoren von allen Fakultäten der Friedrich-Wilhelms-Universität und eine große Anzahl hervorragender Berliner

Aerzte. Die Kapelle erstrahlte in hellem Lichterglanze, der Sarg war mit den prachtvollsten Kränzen über und über bedeckt. Die Feier wurde mit Trauerchorälen, ausgeführt von Mitgliedern der Königlichen Oper, eröffnet und beschlossen. Die Trauerrede in der Kapelle hielt Geheimrath Prof. Dr. Ernst von Bergmann, der Schüler, Assistent, Nachfolger in der Professur und Schwiegersohn des Verstorbenen.

— Am 19. Juni verschied zu Langenselbold nach längerem Leiden der Amtsgerichtsrath Joseph Hinkelbein. Geboren am 20. Mai 1830 zu Hanau als Sohn des 1863 zu Kassel verstorbenen Steuerraths Philipp Hinkelbein, besuchte er das Gymnasium zu Hanau, studirte von Herbst 1850 bis dahin 1853 Rechtswissenschaft auf der hessischen Landesuniversität Marburg, wo er Mitglied der Verbindung Germania war, die er mitbegründen half. Seinen Kursus als Referendar bestand er an dem Obergerichte zu Kassel, wurde nach verschiedenen Kommissionen (in Fulda, Neuhof, Friedewald) Amtsassessor in Hünfeld, darauf 1867 zuerst Justizbeamter, dann Amtsrichter in Rauschenberg, von wo er 1873 nach Langenselbold versetzt wurde. Im vorigen Herbste wurde er von einem schweren Brustleiden befallen, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Der Verblichene war ein tüchtiger Jurist, ein berufstreuer Beamter, ein wegen seines Fleißes, seiner steten Freundlichkeit, Gefälligkeit und Humanität in hohem Grade beliebter und angesehener Richter, dem man nachrühmt, daß er trotz großer Arbeitslast niemals die Fristen der Civil- und Strafprozeßordnung überschritten habe. Er besaß ein schönes Talent zu Oelmalerei und widmete, namentlich in Rauschenberg, seine Mußestunden dieser Kunst. In Langenselbold mangelte ihm die Zeit zu dieser Beschäftigung. Dort lebte er nur seinem Berufe und seiner Familie. Er war ein vortrefflicher Familienvater, seine Ehe war die glücklichste, seine häuslichen Verhältnisse die angenehmsten. Seine Freunde und alle, die ihn kannten, ganz besonders auch seine Amtseingesessenen sind einstimmig in dem Lobe seiner trefflichen Charaktereigenschaften, und alle beklagen lebhaft und aufrichtig das frühe Hinscheiden dieses durch seltene Herzensgüte und wahrhaft frommen Sinn sich auszeichnenden Beamten, der ein Ehrenmann war in der vollen Bedeutung des Wortes. R. i. p. F. Z.

Im Verlage von Karl Gosewisch in Kassel erschien vor Kurzem „Mein liebes Hessenland“, Lied im Volkston für eine Singstimme mit einfacher Klavierbegleitung. Dichtung wie Komposition zeichnen sich durch Klarheit und knappe Form aus und sind von echtem hessischem Volksgemüth durchdrungen, so daß der Verfasser sich wahrlich nicht in den Deckmantel der Namenlosigkeit zu hüllen brauchte. Die Komposition, welche frisch vorgetragen werden muß, ist im Marsch-Zeitmaß geschrieben; Singstimme wie Begleitung sind sehr leicht gesetzt (C-Dur). Das Lied wird unserer Ueberzeugung nach überall, wo es gesungen wird, gefallen und durch seine einfache Weise sich bald die Herzen aller echter Hessen gewinnen. Wir können daher unsern Lesern empfehlen, sich das Lied anzuschaffen, zumal der Preis desselben (1 Mark) verhältnißmäßig gering ist.

J. L.

Das Maiheft der von A. Gild herausgegebenen Monatsschrift „Für Feierstunden“ enthält: Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk von Heinrich Pestalozzi. (Fortsetzung). — Die Fortbildung der Mädchen nach der Schulzeit. Vortrag von A. Gild. — Das Bild des Großvaters. Von Wilhelm Müller. — Die Völkerschlacht bei Leipzig am 18. und 19. October 1813. Von F. Kohlrausch. — Bulgarien. Von Helmuth von Moltke. — Die Baukunst der Vögel. Von Dr. Böhner. — Das Wirtschaftsbuch. Von A. Gild. — Pflichten und Rechte des Staatsbürgers. Von A. Gild. — Naturgemäße Lebensweise. Von A. Gild. (Schluß.) — Die Geschichte des Eisens. Von Rosegger. — Baumzucht. Von J. P. Hebel.

Das Juniheft enthält: Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk von Heinrich Pestalozzi. (Fortsetzung.) — Wilhelm Tell Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich von Schiller. (5. Aufzug). — Handlung und Personen in „Wilhelm Tell.“ Von A. Gild. — Die Schmachschrift. Von J. P. Hebel. — Kriegsbilder aus dem Jahre 1813. Von G. Freytag. — Jerusalem. Nach Hackländer. — Des Adjunkts Standrede im Gemüsegarten seiner Schwiegermutter. Von J. P. Hebel. — Die Gottesurtheile. Von Nösselt. — Die Diphtheritis, ihre wahrscheinlichen Ursachen, Verhütung und Heilung. Von W. Siegert. — Ein Dialog aus der Kinderstube und Mutterprügel mit ihrem himmlischen Humor. Von Bogumil Goltz. — Der Arbeitsame. Von Falkmann. — Vom zertretenen Korn. Von Berthold Auerbach. — Wie Karl Maria von Weber sein „Wiegenlied“ komponierte. Von E. Ziegler. — Kaiser Friedrich †. — Blütenlese. — Briefkasten des Herausgebers.

Briefkasten.

G. H. Hersfeld. Wir danken Ihnen für Ihren freundlichen Brief. Senden Sie uns nur einige Proben ein; auch Uebersetzungen sind unter Umständen verwendbar.

— Das betr. Buch unseres geehrten Mitarbeiters Karl Finck ist erschienen in der Verlagsbuchhandlung von Ferd. Keßler, Kassel, Ständeplatz.

H. K.-J. München. Herzlichen Dank für die freundlichst gesandten Beiträge.

Th. K. Melsungen. Vom „Hessenland“ noch herzlichsten Glückwunsch!

B. S. in N. bei N. (B). Die gütigst gesandten Beiträge erhalten; besten Dank.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 14. Kassel, 15. Juli 1888.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2641.

Stille Nacht.

Meine Kerzen sind verglommen;
Nur des Mondes blasser Schein
— Himmelslicht, o sei willkommen!
Leuchtet noch zu mir herein,

Sanfte Tritte hör' ich schweben
Wie von leichtem Geisterfuß;
Was mich freudig macht erbeben,
Holdes Weib, o sprich, bist du's?

Tönen ferne sel'ge Sphären?
Ist's ein Gruß aus deinem Grab?
Alles seh ich wiederkehren,
Was ich, ach, verloren hab.

Doch das Auge wird mir trübe
Und die Thräne quillt und fällt,
Still geopfert unsrer Liebe,
Dran des Todes Macht zerschellt.

A. Trabert.



Beiträge zur Geschichte des Kasseler Hoftheaters.

Von Wilhelm Bennecke.

I.

In den dreißiger Jahren besaß Kassel noch nicht so viele Lokalblätter, wie gegenwärtig, in welchen die Leistungen des Hoftheaters besprochen wurden, dafür geschah das letztere aber um so mehr in auswärtigen Kunstorganen, und in denselben platzten die Geister der Herren Recensenten zeitweise mit großer Heftigkeit aufeinander, da natürlich Jeder das von ihm ausgesprochene Urtheil nach Möglichkeit vertheidigte. Diese öffentlichen Stimmen und sonstige Zeitungsmittheilungen seien nun benutzt, um, wenn vorläufig auch in bunter Folge, dem Leser Stimmungsbilder aus der damaligen Theater- und Journalistenwelt vorzuführen.

Nehmen wir für heute das Jahr 1836, welches die öffentliche Aufmerksamkeit in besonderem Grade beschäftigt zu haben scheint. Sehr gefühlvoll beginnt der Kasseler Korrespondent der Leipziger „Allgemeinen Theater-Chronik“ sein Referat über die hiesige Bühne im August des genannten Jahres mit den Worten: „Unser Theater war, wie jedes Jahr, sechs Wochen geschlossen; Alles sehnte sich nach dem Genusse balsamischer Lüfte in Anschauung der Kunstausstellung in der Natur. Wir sahen die blüthenduftenden Kelche sich öffnen, die Rosen lächelnd ihre Knospen zur Sonne wenden, und wohl gefiel es uns, hingestreckt unter dem duftenden Strauch des spanischen Flieders, wo die grünenden Säulen der Bäume eine Festdekoration bildeten. Jetzt aber, wo schon düstere Nebel die Ferne umziehen, und sich Naturerscheinungen als großartige Wunder der Schöpfung zu bekämpfen scheinen, freut es uns, berichten zu können, daß am 2. d. M. unsere Bühne wieder eröffnet ward.“ Liest man diese idyllische Eröffnungsrede, so wird man es kaum glaublich finden, daß die Kasseler Korrespondenten, zumal Franz Dingelstedt und der Doktor Lobe sich gegenseitig so heruntermachen konnten, wie es nach Verlauf weniger Wochen geschah. Das erste Stück, welches nach den Ferien zur Darstellung gelangte, war Bauernfeld's „Bürgerlich und romantisch“, und wird das damalige Ensemble, Bolzmann, (Ringelstern), Mad. Ahrens (Catharine), Quanter, (Unruh) und Mons, (Sittig), als „recht gelungen“ hervorgehoben. Als Komiker war Herr Meaubert sehr beliebt und wird auf dessen vollkommene Wiederherstellung und demnächstiges Auftreten besonders hingewiesen. Aufklärung über die Art der Krankheit des Künstlers giebt eine aus Pyrmont vom Juli datirte Mittheilung: „Meaubert, Hofschauspieler von Kassel, hat sich einen sehr unglücklichen Schuß beigebracht; die Kugel ging durch die Brusthöhle, ohne jedoch das Herz zu berühren; die Wunde ist zwar gefährlich, doch nicht geradezu tödtlich, wenn nicht andere Umstände dazutreten, die bei seiner großen Nervenschwäche fast zu befürchten sein dürften. Letztere war so bedeutend, daß er, nachdem er anscheinend gesund und von seinem Irrsinn befreit, die Heilanstalt verlassen, nach einer Viertelstunde Sprechens ohnmächtig wurde.“ Meaubert blieb noch bis zum Oktober im hiesigen Engagement und ging dann nach Breslau. Der Kasseler Korrespondent schreibt darüber in der „Theater-Chronik“ vom 14. September: „Die Altäre des Komus stehen nunmehr, nachdem sie kürzlich sehr besucht waren, auf hiesiger Bühne leer und verwaist. Herr Meaubert, früher in Dresden, in Braunschweig und nachher am hiesigen Theater für komische Parthien engagirt, verläßt uns, dem Vernehmen nach, eine größere Kunstreise zu machen, und zunächst in Breslau zu gastiren. Der Antheil und die Liebe des Publikums begleiten ihn, theils weil er als Schauspieler allgemeinen Beifall fand, theils weil man an das traurige Intermezzo aus dem Leben dieses Mannes, der so viele Andere heiter gemacht, noch immer mit Theilnahme zurückdenkt. Er war, einzig wohl in Folge körperlicher Leiden, in verwichenem Frühjahr eine Zeit lang gemüthskrank und deswegen außer Stande, am Theater fortzuwirken. Daß jede, auch die geringste Spur dieser Störung verschwunden, bewies sein zweimaliges Auftreten in dem letzten Monat, als

Schatzgräber *) und als Mengler in Albini's langbetitelter Posse **). Beide Leistungen wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen, weil das Publikum in ihnen ganz den alten Liebling wiederfand. Herr M. versteht es, wie vielleicht wenige Komiker, einen Charakter von einer Seite konsequent aufzufassen und dessen Lächerlichkeiten ohne alle Anstrengung, alles Haschen nach Effekt, alles unzulässige Hervordrängen zu entwickeln. Sein ganzes Bild ist ein rein komisches. Besonders aber gelingt ihm jener trockene Humor in Sprache und Aktion, welcher richtig behandelt seinen Eindruck nimmer verfehlt." Für Meaubert gastirte Röficke vom Oldenburger Hoftheater und Räder aus Hamburg, dessen Humor noch jetzt in seinen Zauberpossen auf den deutschen Bühnen fortlebt. Beide werden als „recht bedeutende Erscheinungen" bezeichnet, bei Räder wird die sprudelnde komische Ader, die jugendliche Frische, bei Röficke das tiefer angelegte und künstlich berechnete Spiel in Erwägung gezogen. „Räder," heißt es, „zeichnet in kecken raschen Zügen und darum vielleicht ein wenig hart, Röficke malt einzelne Momente, fällt aber dabei zuweilen in jene sogenannten Lazzis, welche eigentlich der feinen Komik fremd bleiben müssen. Beide stehen in dieser Hinsicht Herrn Meaubert wohl nach, während ihn Herr Räder an Kraft und übermüthigem Komus, und Herr Röficke an schnellen, hinreißenden, hell lächerlichen Seiten theilweise übertrifft." Schließlich wird noch Meaubert's allgemeines, nicht auf ein besonderes Publikum gegründetes und berechnetes Spiel hervorgehoben. Die beiden Gäste würden vielleicht auf einer süddeutschen Bühne nicht den rauschenden Beifall wie hier gefunden haben, Herr Meaubert dagegen sei überall einer minder lauten, aber gleichmäßigen Wirkung gewiß. Bei dieser Gelegenheit wird auch die Befähigung Birnbaum's und Quanter's für fein komische Rollen in Frage gezogen, da es nicht ausgeschlossen erschien, daß die entstandene Lücke durch dieselben gedeckt werden könnte. Birnbaum wird, wie ja noch allgemein bekannt, als recht gut in grotesk komischen Rollen, polternden Alten und Buffos bezeichnet, doch dahin gestellt gelassen, ob er ein fein komisches Bild detaillirt ausmalen und ohne zu grelles Kolorit hinstellen könne. Bezüglich Quanters aber wird der Wunsch ausgesprochen, daß derselbe sich nicht aus dem seinem Genius so eigenthümlichen Felde der Charakterrollen herausschlagen lassen sollte. Hierin leiste er Ausgezeichnetes, während bei einer dauernden Uebernahme scharf komischer Parthien leicht ein

*) In der Méhul'schen Oper gleichen Namens.
**) „Endlich hat er es doch gut gemacht".

Verwischen und Beeinträchtigen beider Fächer zum Vorschein kommen dürfte.

Auch in anderen Fächern traten zu der genannten Zeit Veränderungen ein. Mad. Christiany *), die damalige Opernsoubrette, verließ nach kurzer Engagementsdauer das hiesige Theater und trat in den Verband der Hamburger Bühne. Herr Danielson, in jugendlichen Liebhaberrollen beschäftigt, ging nach Frankfurt a. M. Derselbe, ein geborener Kasselaner, ist gegenwärtig noch am Königlichen Theater in Hannover engagirt.**) Von Föppel nahm man damals an, daß er vom Bariton in das Fach eines tiefen Bassisten übergehen werde, da Krug vom Magdeburger Theater, ebenfalls aus Kassel gebürtig, als „Figaro" im „Barbier von Sevilla", „Rocco" und „Johann" in „Zu ebener Erde und erster Stock", welche Posse damals Novität war, gastirte. Föppel selbst war im Laufe des Juli am Hof- und Nationaltheater in Mannheim fünfmal als Gast aufgetreten und zwar als „Don Juan", „Pizarro", „Bertram" in „Robert der Teufel" und zweimal als „Bois Guilbert". „Templer und Jüdin" war bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in Mannheim gegeben worden und die zweite Vorstellung mit aufgehobenem Abonnement sogar zum Vortheil Föppels. Ein Berichterstatter der „Theater-Chronik" schreibt nach Beendigung des Krug'schen Gastspiels: „Herr Föppel weiß noch immer die Direktion recht artig in Schach zu halten, dieselbe ist noch nicht im Klaren, ob ein tiefer Baß oder ein Bariton zu engagiren ist —" wogegen ein anderer Referent seiner

*) In dem von Herloßsohn dirigirten Leipziger „Kometen" erschien unter dem Pseudonym „Giacomo Malefitto" ein übelwollender Bericht über diese Sängerin, welcher ihren Mann, den Herzogl. Sächsischen Premier-Lieutenant a. D. Eduard Christiany, veranlaßte, dem Malefitto im Alvensleben'schen „Theaterfreund" einen offenen Brief zu schreiben, in welchem er ihn den „allergemeinsten Lügner und Verläumder" nennt. Zum Beweis dafür druckt er eine Anzahl Recensionen aus Doktor Töpfer's „Thalia", dem „Freischütz", der „Urania" u. a. ab, in welchen Mad. Christiany, wenn auch nur bedingt, gelobt wird. Sämmtliche Berichterstatter finden ihr Spiel anmuthig, ihren Gesang korrekt, die Stimme scheint sympathisch, aber nicht ausgiebig gewesen zu sein, da Töpfer z. B. schreibt: „Es liegt etwas Schmeichelndes und Wohlthuendes in ihrem Tone, und ein Mangel an Kraft ist besser, als eine unschöne Stärke."

**) Danielson hat am 11. März 1887 sein sechszigjähriges Künstlerjubiläum begangen. Er spielte an diesem Tage den „Friedberg" in „Rosenmüller und Finke". Vom Kaiser erhielt er eine Ehrengabe von 1000 Mark. Heinrich Danielson war schon 1827 in Kassel engagirt gewesen, als er seine Bühnenlaufbahn begann. 1832 findet man ihn in Bremen, 1834 in Detmold, dann, wie oben mitgetheilt, 1835—36 wieder in Kassel, nach seinem Frankfurter Engagement 1840—43 als ersten Liebhaber in Würzburg und Nürnberg, dann wieder in Bremen, 1848—50 in Hamburg, seit 1859 am Hoftheater in Hannover.

Ueberraschung darüber Ausdruck verleiht, daß Föppel noch zu einem guten Schachspieler gemacht werde, besonders der Direktion gegenüber. „Der Einsender kennt letztere wahrlich nicht," ruft der Protestler aus, „denn sonst müßte er wissen, daß sie keinem äußern Einflusse, am wenigsten dem eines Opernmitgliedes, Raum giebt, und Herr Föppel hat gewiß niemals auch nur den entferntesten Gedanken gehegt, zu influenziren; denn ein tüchtiger Rivale dürfte ihm für sein anerkanntes Streben, täglich fortzuschreiten, nur sehr wünschenswerth sein." Ausschieden in der Oper, außer der bereits erwähnten Soubrette, Mad. Christiany, die Prima-Donna Mad. Maths und Dem. Mons. Der Abgang der Mad. Maths wurde ebenfalls zu einem Zankapfel in den auswärtigen Kunstorganen. Von der einen Seite wurden die Forderungen dieser Sängerin, bedeutende Gageerhöhung und alleiniges Beherrschen des ersten Faches, in welches sie sich mit Dem. Pistor theilen mußte, als übertrieben, von der andern jedoch als ganz in der Ordnung befindlich hingestellt. Mad. Maths sei seit ungefähr einem Jahre für Dem. Meiselbach engagirt und ihr nicht allein das von dieser vertretene Fach zugestanden, sondern ihr von der „Operndiktatur" (damit ist Spohr gemeint) auch theils mündlich, theils kontraktlich zugesichert worden, daß sie mit Dem. Pistor in einzelnen Parthien, wie z. B. Donna Anna, Desdemona, alterniren solle. Nichts aber sei von alle dem geschehen. Dem. Pistor sei nicht nur im alleinigen Besitz ihrer Parthien geblieben, sondern habe auch noch Emmeline (Schweizerfamilie), Aloise, Pamyra (in Rossini's Belagerung von Korinth) u. a. die sich im Besitz der Meiselbach befunden, dazu erhalten. Nachdem das Drängen der Mad. Maths um Erweiterung ihres Repertoirs und eine damit verbundene Gageerhöhung erfolglos geblieben sei, habe sie gekündigt und sei jeder Bühne, in deren Verband sie trete, zu gratuliren und vorzugsweise Hamburg, wo sie, wie das Gerücht verlaute, demnächst gastire, da in dem dortigen akustisch gebauten Theater sich ihre kräftig schöne und volle Stimme trefflich vernehmen lassen werde. Als hervorragend unter ihren dramatischen Leistungen werden die „Vestalin" und die beiden Jüdinnen in den Halévy'schen und Marschner'schen Opern bezeichnet. Ein „Unpartheiischer" giebt ferner sein Urtheil über Mad. Maths dahin ab: „Eine ganz liebliche, nicht sehr kräftige Stimme, von einem ziemlich vollen und runden Klange, eine gute Schule, die ihr jedoch die fliegende, präcise und elegante Gewandtheit, welche alle Staffagen und Verzierungen des Gesanges leicht und richtig, im schnellen Fluge intonirt und markirt, nicht einlernen konnte, und ein passendes Sopranspiel (!), wie es fast jeder bessern Sängerin fabrikmäßig eingepaukt wird, sichern der Mad. Maths am Künstlerhorizonte einen ehrenwerthen Platz. Die Dem. Pistor hat kräftigere Töne in der Höhe des Sopran, und kolorirt mit mehr Geschmack und Volubilität." Zu einer weiteren merkwürdigen Erörterung des Werthes der Mad. Maths führte auch der Umstand, daß der Direktor Ringelhardt in Leipzig vier Jahre vor dem Kasseler Engagement für zwei Gastrollen ihr nur sechs, nach anderer Angabe sogar nur vier Friedrichsd'or „à discrétion" bezahlt habe. Mad. Maths war damals noch Dem. Beraneck und ehe sie in Kassel engagirt wurde, mit Beifall in Hannover aufgetreten. Ihre musikalische Ausbildung verdankte sie einem siebenjährigen Aufenthalt im Prager Konservatorium, wonach sie zunächst als Mitglied der dortigen Oper aufgenommen wurde.

Im Schauspiel-Personal trat zu der angegebenen Zeit auch die Kündigung des in „alten Rollen" beschäftigten Carl Schmidt ein, welche zu nachfolgendem Erguß Veranlassung gab: „Dem Vernehmen nach soll auch der seit sechszehn Jahren bei dem hiesigen Hoftheater angestellte Herr Carl Schmidt seine Entlassung erhalten haben; wahrscheinlich beruht dies Gerücht aber auf einem Mißverständniß, welches wir um so mehr glauben müssen, als sich Herr Schmidt in der langen Reihe von Jahren nicht allein als tüchtiger Künstler, sondern auch als moralisch gebildeter Mann die Achtung des Publikums erworben hat. Daß er diese im höchsten Grade besitzt, beweist die allgemeine Theilnahme, welche sich, als man von einer Entlassung erfuhr, unter sämmtlichen Einwohnern Kassels laut aussprach und sich fortwährend aussprechen wird, denn einen Künstler, welcher seine Blüthenzeit und besten Kräfte einer bedeutenden Hofbühne — und so können wir doch wohl die Unsrige mit Recht nennen — opferte, kann man wohl nicht ohne wichtige Gründe mit einer rechtlichen Familie in die Welt stoßen, wenigstens haben wir bis jetzt noch kein Beispiel der Art, und eine solche Handlung gehört unter die Seltenheiten aller Zeiten." Die Entlassung Schmidt's erfolgte jedoch thatsächlich und erhielt er eine Gnadenpension von monatlich fünf Thalern. *)

(Wird fortgesetzt in zwangloser Folge.)

*) Einige Details über Schmidt sind in Nr. 10 des „Hessenland", voriger Jahrgang, in dem von R.-L. verfaßten Artikel: „Ein Brief Karl Seydelmann's über das Kasseler Theater aus dem Jahre 1832" mitgetheilt.

Geschichte der Räuberbande des „alten Druckers".

Von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Nach Druckers Gefangennehmung, und während er in der Karre ging, hatte der große Hann-Peter das Erbe der Führerschaft angetreten. Bei dem Einbruche auf Gut Watzum war auch er, wie bereits bemerkt, und sein Schwager Hann-Jost Mein betheiligt, ja nach den späteren Geständnissen des Mein, wären sie Beide es gewesen, die nach geschehenem Raube die beträchtliche Menge Silbergeschirrs in einem Wäldchen beim sogenannten Klapperkruge vergraben hätten; er — Mein — habe dasselbe aber später nicht mehr vorgefunden, der Hann-Peter habe es ausgegraben und verkauft, als Antheil seien ihm später von Jenem 3 bis 7 Thaler gegeben, während Hann-Peter aus dem Erlös eine Kaution von 40 Rthlr bei dem Regiment des Herzogs von Braunschweig zu Halberstadt, bei das er sich gleich nach dem Raube zu Gut Watzum hätte annehmen lassen, gestellt habe. Hann-Peter hat das nie zugestanden, im Gegentheil behauptet, daß diese Kaution von ihm im Handel mit Galanterie-Waaren erworben sei. Aber wozu brauchte er bei dem Regimente eine Kaution? fragen wir uns. Die Beantwortung wirft ein eigenthümliches Licht auf die damaligen Zeit- und Heeres-Verhältnisse. Drei Monate im Jahr hatte er zu dienen; die übrige Zeit gehörte ihm. Er wurde beurlaubt, trieb während des Urlaubs seinen angeblichen Handel, und die Preußische Uniform mußte ihm dabei mehr als ein Mal, wie aktenmäßig feststeht, über manche Fährlichkeit weghelfen.

Wir würden, als etwas Nebensächliches, den Umstand wegen Vergrabung des Silberzeugs unberührt gelassen haben, wären wir dadurch nicht an einen Feuilleton-Artikel erinnert worden, der vor Jahren in einer Zeitschrift irgendwo zu lesen war und den Silberfund, den bei Hildesheim ein Soldat bei Schanzarbeiten gemacht, zum Gegenstand seiner Besprechung hatte. Dieser Silberfund, der einst der Tagespresse ein großes Material lieferte — hielt man ihn u. A. doch für das Tafelgeschirr des Varus, das aus der Teutoburger Schlacht hierher geflüchtet und vergraben worden sein sollte — wurde von dem Verfasser jenes Artikels als wahrscheinlich aus dem Watzumer Raube herrührend bezeichnet. Leider sind die Gründe, die zu dieser Behauptung angeführt wurden, dem Gedächtnisse des Verfassers total entfallen. Greifen wir nach diesem Abschweife wieder die Geschichte der Drucker'schen Bande auf, die sich allgemach wesentlich verstärkte. Hann-Peter leitete die Räubereien, theilte diese Leitung jedoch zeitweise mit einem aus Polen eingewanderten Juden „Mentel Polack", der von herkulischem Wuchse war, und in dessen Hand die Führung der israelitischen Mitglieder lag, die verhältnißmäßig stark vertreten waren.

In diesem Punkte unterschied sich das Niederhessische Gauner-Gesindel von den Vogelsberger und Wetterauer Räubern, die höchst ungern duldeten, daß Juden an ihren Unternehmungen Theil nahmen; sie brauchten diese blos zur Abnahme und zum Verkaufe gestohlener Sachen.

Die Gauner wechselten ihre Namen, so oft sie es für gut fanden oder die Umstände sie dazu nöthigten; nur ihre Spitzbuben-Namen, bei denen sie sich nannten und kannten, erlitten eine Abänderung nie. Wir geben davon in den nächsten Zeilen eine Blumenlese und zwar der christlichen, als: Weidenbaums Görg; schwarzer Liborius; Gilbert Eller; rother Konrad; kleiner Michel oder Michelchen; rother Becker; Lieder-Konrad; rother Gottlieb; kleiner Heinrich; Hann-Töffel; Cöllnischer Wilhelm; Cöllnischer Anton oder FlachvordemWind; scheeler Rößler; schwarzer Konrad; Kammerjägers-Jungen; langer Johann rc.; und der jüdischen: Schmul (der Schwiegersohn des schon genannten Mentel Polack); Meyer Eleassar, kurzweg Leyser; Joseph Markus; Abraham Moses Levi, vulgo Gäul-Afromche; Auscher-Leib-Docter; Simon Moses; auch „Schimschen" oder „Schamschen" oder „Sabelchen Kinim" genannt; Herz Fresser; kleiner Husar; Schwarz-Bärchen; Löbchen Hegel u. A. m.

Ihre Umgangssprache hatte diese Bande mit denen anderer Gauner-Verbindungen gemein; es war diese Sprache das Vehikel, an dem sie sich erkannten und derer Ursprung aus dem Ebräischen von ihrer Verbindung mit den Auswürflingen der Judenschaft zeugt.

Man würde sehr irren, wollte man, verleitet durch das Wort Bande, sich vorstellen, daß das Gesindel ein zusammengerottetes, wohl gegliedertes Ganzes mit sogenanntem Räuberhauptmann und bestimmtem Unterschlupf gebildet hätte. Sie zogen vielmehr vereinzelt im Lande umher, hatten ihre Patente und Päsfe, trieben tagsüber zum Scheine das ehrsame Geschäft von Hausierern, Händlern, Zinngießern rc. und blieben nachts in Herbergen, deren Wirthe „kochem" (die da klug d. h. es mit den Dieben hielten) waren. War

ein„ Stück Brot“ oder „Handel“ d. h. die Gelegenheit zu einem Raube durch den „Baldower“ — Kundschafter — ausgemacht, so fanden sie sich auf Benachrichtigung, die nicht selten durch die Wirthe vermittelt wurde, auf dem bestimmten Sammelplatz, dem sogenannten „bezinkten Emmes“ ein, von dem der Marsch — oft stundenweit — nachdem vorher Einer die Führerschaft übernommen und die Rollen vertheilt hatte, nach dem Orte angetreten wurde, wo der Diebstahl, Einbruch oder Raub ausgeführt werden sollte.

Das hauptsächlichste Terrain, von dem aus dieses Gesindel seine Streif- und Raubzüge unternahm, war die durch Wälder und Gebirgszüge vielfach durchschnittene Gegend zwischen der unteren Diemel und unteren Edder und dem Waldeck'schen Gebirgsland, welche ihnen noch dadurch größere Sicherheit bot, daß dort drei Reichskreise aneinander stießen, es somit für sie ein Leichtes war, von dem einen in den andern zu kommen, wo des ersteren Gerichtsbarkeit aufhörte.

In vielen kleinen Wirthen fanden diese Menschen verschwiegene Herbergierer, Warner und Hehler, auch Vermittler zur Erlangung von Pässen, Zeugnissen ꝛc. So hatten die christlichen Mitglieder in Volkmarsen ihre Niederlage im „Weißen Roß“ bei dem Wirthe Hülseberg; während die jüdischen im „Stern“ beim Rabbi (!) verkehrten. Weitere Absteigequartiere hatten sie beim Wirthe Börger zu Zwergen; bei Heisterhagen auf dem Keller zu Warburg; im Halben Monde zu Peckelsheim; im Feldscheershause zu Scherfede und bei dem Hüttenmanne auf der Eisenhütte des Klosters Bredelar.

Bei dem Wirthe Börger zu Zwerge war es, von wo aus, nachdem sich der alte Drucker wieder eingefunden hatte, in rascher Folge die nachverzeichneten Räubereien begannen:

1. am 25. oder 26. Januar der Raub bei dem siebenundsiebenzigjährigen Pastor Schimmelpfeng zu Hümme;
2. vom 10. auf 11. Februar der Raub bei dem Handelsmann Judas Meyer zu Madfeld;
3. am 13. Februar der Raub in dem Pfarrhause zu Alme;
4. vom 15. auf 16. Februar der Raub bei den Herren von Wrehde zu Menne;
5. vom 20. auf 21. Februar der Raub auf der untersten Oelmühle bei Naumburg im Niederhessischen;
6. vom 25. auf 26. Februar der versuchte Raub auf der Reichshofmühle zu Bacha;
7. vom 23. auf 24. März der Raub bei dem Lehrer Nagel zu Otterbach im Großherzogthum Hessen;
8. vom 25. auf 26. März der Straßenraub an dem Handelsmann Moses Levi aus Gemünden an der Wohra im Walde zwischen dem Kloster Haina und dem Dorfe Löhlbach;
9. vom 16. auf 17. April der Raub bei dem Pfarrherrn Rappe zu Welda und
10. vom 17. auf 18. April der Raub bei den Müllersleuten Striepecke auf der Steinmühle an der Diemel bei der Stadt Rohden.

Als der alte Drucker in Zwerge anlangte, fand er seine alte Anne-Marie nicht dort; auch wollten seine Spießgesellen ihren Aufenthaltsort nicht kennen, obgleich sie recht wohl wußten, daß sie auf einem Dorfe nahe bei Volkmarsen mit dem „Erkel'schen Schuster“ kampiere. Denn als der alte Drucker zu Braunschweig „in der Karre“ ging, hatte sich die Alte mit Jenem, der mit seinem Tauf- und Familien-Namen Philipp Günterberg hieß, und aus Erkel, wo er das Schuhmacherhandwerk betrieben, gebürtig war, daher der Spitzbubennamen „Erkel'scher Schuster“, zusammengethan, welchem mütterlichen Vorbilde auch die schöne Gertrud nachahmte, indem sie Ersatz für den schwarzen Hann-Adam in dem Gilbert Eller, einem Matador der Bande suchte.

Da die Räuber das cholerische Temperament des Alten fürchteten, so verschwiegen sie ihm vorläufig die Untreue seiner Anne-Marie, und dem großen Hann-Peter blieb es vorbehalten, eine gelegentliche Verständigung herbeizuführen. Zur Zeit des Raubes im Pfarrhause zu Alme (13. Februar) war jedoch diese noch nicht erfolgt. Als Stelldichein zu diesem Raube war dazumal die Eisenhütte des Klosters Bredelar angegeben, und auf dieser Hütte war es, wo der alte Drucker den Erkel'schen Schuster, in welchem er seinen Nebenbuhler noch nicht ahnte, zum ersten Male wiedersah. Hann-Peter, der Alles vermeiden wollte, was den beabsichtigten „Handel“ hätte stören können, hielt seinen Schwiegervater unter irgend einem Vorwande von der Theilnahme und auf der Eisenhütte zurück. Indessen war das nur eine Galgenfrist, denn am nächsten Tage erhielt er doch Aufklärung und das machte ihn so wüthend, daß er erklärte, er werde an dem nun geplanten Raube bei den Herren von Wrehde nur darum Theil nehmen, weil er hoffe, dabei seinen Todfeind treffen und züchtigen zu können. Da der „Handel“ durch solches Gebahren leicht gestört hätte werden können, ging der rothe Konrad zeitiger, als verabredet, nach dem bezeichneten Sammelplatz, der kleinen Kapelle in der Nähe von Menne, um den Erkel'schen Schuster zu warnen. Dieser war schon am Platze, hörte den rothen Konrad in größter Ruhe an und schien es darauf ankommen lassen zu wollen, ja er

bequemte sich erst dann zum Gehen, als jener ihm heilig und theuer versichert hatte, daß er seinen Antheil an dem zu machenden Raube dennoch erhalten solle.

Auf diese Weise wurde ein Aufeinanderplatzen der beiden durch die Mitglieder der Bande verhütet; aber erst nach dem Einbruch auf der untersten Oelmühle bei Naumburg, von wo sich der größte Theil der Räuber nach dem Dorfe Zwesten zurückgezogen hatte und in der Juden-Herberge lag, gelang es der ältesten Tochter, Christiane, ihren Vater zu beschwichtigen und mit der Mutter auszusöhnen, sodaß er die Alte wieder zu sich nahm. Aber damit war die Angelegenheit noch lange nicht aus der Welt geschafft; denn nach dem Raube von Otterbach durchstrich der beleidigte Alte rachedurstig die Gegend, den verhaßten Nebenbuhler aufzusuchen, und wer weiß, was geschehen wäre, hätte die waltende, ewige Gerechtigkeit ihn nicht erreicht und seiner Verbrecher-Laufbahn das verdiente Ziel gesetzt. (Fortsetzung folgt.)

Der Rechte.

Hessische Dorfgeschichte von E. Mentzel.

(Fortsetzung.)

Wie in heftigem Schrecken fuhr Marielies zusammen und sah den Alten halb staunend, halb ungläubig an. „Und was ist das für ein Mittel?" fragte sie gespannt, während es ihr kalt über den Rücken lief.

Es ist naut Gruselichtes", versetzte der Angeredete, der die Befürchtungen des Mädchens sofort durchschaute. „Wann du einmal wieder zufällig über Land gehst und findst ein Vergißmeinnicht, dann steck's unter die nackige linke Achsel. So lang red dann kein Wort, bis dir's erste Mannsbild in den Weg kommt. Das frag nach sei'm Vornamen und sei gewiß, so wie der lautet, so heißt in Zukunft dein Rechter auch."

Marielies lachte. „Da könnt' ich lang laufen, Bast, so'nen Namen" — —

Mitten im Satz hielt sie inne und wandte sich um, damit er ihr gluthübergossenes Gesicht nicht sehen solle. Was für ein dummes Wort war ihr denn eben entfahren! Auf solchem Irrwege durfte sie sich nie mehr ertappen.

Die Augen des Alten leuchteten plötzlich freudig auf. Dennoch that er, als wäre ihm das achtlose Bekenntniß des Mädchens und ihre darauf folgende Verwirrung vollständig entgangen. Ohne sie anzuschauen, zündete er sein Thonpfeifchen an und fuhr nach einer Weile fort: „Bei der Sache ist nur ein Punkt wohl zu bedenken."

Marielies hatte sich inzwischen wieder gefaßt. Obgleich sie sich noch einredete, auf solche Weise um keinen Preis hinter das Verborgene kommen zu wollen, hätte sie den Punkt doch gar zu gerne gewußt. Eine Weile zögerte sie noch, dann fragte sie etwas kleinlaut: „Was ist denn bei der Sache wohl zu bedenken?"

„Das ist ebbes*) ganz Schenirliches", erklärte Bast. „Wenn man zufällig am selben Tag noch dem Rechten in den Weg kommt, muß man ihn anreden und ihm 'ne Hand reichen, mag man auch noch so bös mit ihm stehn. Thut man's nit, so kann man sich drauf verlassen, daß ihm in der nächsten Zeit der Teufel an Leib und Seele 'nen bösen Possen spielt."

„Herr Jesus", so was könnt' ei'm ja ganz desparat machen", versetzte das Mädchen betroffen.

„Ei freilich", bestätigte der Alte. „Es ist deshalb immer gut, man geht, wann man so aut Wichtiges vorgehabt hat, durch den Wald heim und nit über'nen Weg, wo man die Leut' leicht trifft."

Nickend stimmte Marielies zu, aber sie sagte kein Wort darüber, ob sie den Zauber probieren wolle oder nicht. Bast fragte auch nicht weiter danach. Er geleitete sie bis an die Hausthür und entließ sie mit den besten Wünschen für die Heilung des kranken Schimmels.

Draußen wartete bereits eine junge Bäuerin, mit der das Mädchen verabredet hatte, heimzugehen. Die Frau schwatzte viel über die neuen Begebenheiten im Kirchspiel und mischte geläufig allen möglichen Klatsch in ihre Erzählungen, während Marielies in Gedanken auf ganz anderen Wegen weilte. Wie gerne wäre sie jetzt allein gewesen: Dieser Heimweg hätte ihr ja so recht die Gelegenheit geboten, über den seltsamen Aufruhr in ihrem Innern nachzugrübeln. — Rings war es stille in Flur und Wald. Der Mond schien durchs Geäste der alten Lindenbäume, dann

*) etwas.

und wann nur stieß ein aus dem Schlafe aufgeschrecktes Vöglein einen leisen Ton aus.

Erleichtert athmete Marielies auf, als ihre Gefährtin kurz vor dem Dorfe abbog. Nun konnte sie wenigstens noch eine kleine Strecke mit sich allein sein! Die Aeußerung des Kräuterbast und das Mittel, um den Rechten zu entdecken, kamen ihr nicht aus dem Sinn. Zwar hatte sie anfangs darüber gelächelt und gar nicht daran gedacht, es einmal bei sich selbst anzuwenden, aber weil sie doch morgen für den Schimmel die schwarze Nießwurz holen mußte, bot sich ihr die beste Gelegenheit, die Wirksamkeit des Zaubermittels einmal zu probieren. Im stillen Grunde wuchsen Vergißmeinnicht die Hülle und Fülle, warum sollte sie vorübergehen, ohne eins derselben für den geheimnißvollen Zweck gepflückt zu haben? — Marielies gestand es sich selbst nicht zu, aber was ihr der Kräuterbast von dem ehrenfesten armen Burschen gesagt hatte, war gerade genug, um alle ihre strengen Ansichten und Vorsätze über den Haufen zu werfen. Wie ein Sonnenstrahl durch dichtverwachsenes Geäste flog plötzlich auch eine beseligende Ahnung durch ihre Seele. Dann fing sie an zu rechnen, wie viel Stunden noch verstreichen müßten, bis sie dem Schimmel die schwarze Nießwurz auf dem Woddensberge holen könne.

Während das Mädchen auf dem Heimwege seine Pläne faßte, saß der Kräuterbast am offenen Fenster des kleinen Stübchens und rauchte im Mondscheine sein Thonpfeifchen. Schalkhafte Freude blitzte dabei aus den Augen und spielte um den Mund des Alten. Fest war er ja überzeugt, daß zwei für einander geschaffene Menschen durch ihn bald ans rechte Ziel geführt werden würden.

IV.

Als am anderen Morgen die ersten Sonnenstrahlen kaum die Libellen in den Binsen am Bächlein, die Heimchen im hohen Gras und die Staare in den Kästchen an der alten Birke geweckt hatten, stand der Kräuterbast, für den täglichen Waldgang gerüstet, bereits in der Thür seines Häuschens.

Eine Anzahl pausbäckiger Kinder hatte sich zärtlich an ihn herangedrängt und suchte, bevor er ging, noch eine Liebkosung von ihm zu erhaschen. Er herzte sie alle der Reihe nach, streichelte ihnen die blonden und braunen Köpfe und ging so lange auf ihre Neckereien ein, bis Berthold, der Verwalter aus dem Bühlhofe, vorüberkam und den Alten fragte, ob er mit nach dem Walde wolle. Dieser nickte und trat zu dem Burschen. Dann schritten sie zusammen nach dem stillen Grunde und bogen dort in eine Tannenschonung ein, durch die ein schmaler Pfad später zwischen hohen uralten Buchen hindurch bis nach dem Dorfe Elbengrund hinunterführte. Beide trennten sich erst, als ein kurzer Steig nach einer lichten Stelle im Walde abbog, wo einige gefällte Bäume lagen und eben mehrere Arbeiter mit Aexten, Sägen und Beilen ankamen, um ihr Zerstörungswerk fortzusetzen.

Ueber den wichtigsten Gegenstand, um den sich gestern ihre ganze Unterredung gedreht hatte, wurde heute kein Wort gesprochen. Berthold verschwieg dem Kräuterbast, daß er Marielies gestern noch einmal gesehen, und dieser ließ nicht das Geringste von dem Besuche des Mädchens merken. Er erkundigte sich nur sehr eingehend, ob sein junger Freund noch bis zum Abendläuten im Walde die Arbeiter anzuweisen habe und war sichtlich über die Mittheilung erfreut, daß Berthold ganz bestimmt vor sieben Uhr seinen Posten nicht verlassen könne.

Da der Alte am Nachmittage wieder Pflanzen in der Nähe sammeln wollte, bat er den Burschen, um diese Zeit oder vielleicht auch etwas später im Buchensteig auf ihn zu warten.

Mit herzlicher Bereitwilligkeit sagte Berthold dies zu. Dann bat er den Kräuterbast noch, sich ja nicht zu überhasten und stets zu bedenken, daß es seinen jungen Beinen nichts schade, wenn er etwas länger, als verabredet, zwischen den alten Buchen auf und ab gehen müßte.

Als ob die Stunden heute noch einmal so lang seien als sonst, so träge und schleppend machte für Marielies der Zeiger der Schwarzwälder Uhr in der Wohnstube auf dem Zifferblatte seine Runde. Noch nie war ihr ein Tag so lang geworden. Aus der Küche ging sie zu den jungen Kälbern, von da nach dem Garten hinter dem Hause, von dort nach dem kranken Schimmel. Nirgends hatte sie lange Ruhe. Hannes sah, daß etwas ganz Besonderes in seiner jungen Herrin vorging. Da er keine andere Erklärung dafür finden konnte, hielt er es für angstvolle Besorgniß um das kranke Pferd. So viel Theilnahme für ein Stück Vieh kam ihm aber wie eine Sünde vor, weshalb er Marielies ernstlich mahnte, das Bangen nicht zu übertreiben und die Hoffnung nicht aufzugeben. Seit gestern hatte sich ja der Zustand des Schimmels nicht verschlimmert, und wenn erst die Zauberwurzel ihre Wirkung that, dann mußte sich alles wieder zum Besten wenden und das treue Thier noch ein paar Jahr erhalten bleiben.

Schweigend hörte das Mädchen die Reden des alten Knechtes an, aber sie klangen nur wie ein fernes Geräusch an ihr Ohr. Heute vermochte Marielies auf nichts dauernd ihre Aufmerksamkeit zu lenken, sie horchte zum erstenmale auf, als die bereits etwas schnarrende Stimme der alten

Uhr die fünfte Nachmittagsstunde verkündigte. Nun ging sie in die Kammer neben der Wohnstube, wo in feineingelegten Truhen ihre Kleider lagen, und schmückte sich für den wichtigen Gang so sonntäglich wie gestern. Anstatt der Jacken legte Marielies heute aber ein kleines tiefausgeschnittenes Leibchen mit goldnen Knöpfen an, das den Nacken und die rundlichen Arme in keiner Weise beengte. Die letzteren waren nur wenig von den umgeschlagenen Hemdärmeln bedeckt, während ein vorn übereinandergeschlagenes weißes Tuch die anmuthige Wölbung des Busens züchtig verhüllte.

Nachdem Marielies sich umgekleidet und dem Gesinde noch verschiedene Bescheide ertheilt hatte, machte sie sich schnell auf den Weg. Als sie nach der Landstraße zuschritt, sah ihr Hannes nach, so lange er konnte: „Wie lang wird dann die Dirn' noch ohne Gegenpart ihres Wegs gehn? Wird dann nit endlich der Rechte kommen?" murmelte er dabei leise vor sich hin. Er schüttelte seinen weißen Kopf, als ob er sich an etwas recht Trauriges erinnere, und setzte etwas später noch hinzu: „Der Rechte! Gott sei's geklagt, der wird nun wohl ausbleiben. Es gab eenmal 'ne Zeit, da hätt' man ihn mit den Händen greifen können, aber von der darf unsereins heut nix mehr dischkorirn,*) wann's mit der Dirn' gut Freund bleiben will.

„Menschenlieb wie Wind vergeht,
Gottes Gnad allein besteht!"

Langsam schritt der Alte dem Pferdestalle wieder zu, während er sich einmal wieder lebhaft vorstellte, wie beherzt Berthold damals als blutjunger Bursche in die Lahn gesprungen war, um Marielies, die sich etwas unvorsichtig in einem am Ufer liegenden Kahn geschaukelt hatte und sammt demselben umgeschlagen war, vor jähem Tode zu erretten. — — — — — — — —

Weil es noch Zeit genug war und eine Begegnung mit irgend einem Menschen jetzt noch keine bedenklichen Folgen haben konnte, ging Marielies die Landstraße bis zu der Stelle hinauf, wo sich die drei Wege kreuzten. Es dauerte nicht lange — vom Thurm im Elbengrund klang gerade das erste Abendgeläute — als sie den schmalen Pfad am Rande der feuchten Wiese im stillen Grunde erreicht hatte. Schmetterlinge gaukelten um die Blumen im hohen tiefgrünen Gras, auf schlanken Binsen wiegten sich schimmernde Libellen, und tausend und abertausend Vergißmeinnicht grüßten das Mädchen wie freundliche Kinderaugen.

Aengstlich sah sich Marielies dann nach allen Seiten um, und als sie niemand erblickte, bückte sie sich schnell zur Erde, pflückte ein Vergißmeinnicht und barg es mit einer flinken Bewegung unter der schmalen Spange des Mieders auf der bloßen Schulter. Ihr Herz pochte dabei in ungestümen Schlägen, es wurde ihr mit einemmale so unheimlich zu Muth, als ob sie etwas verbrochen hätte. Sie sah nicht um sich, nicht in die Höhe. Den Kopf zur Erde geneigt, schritt sie weiter und bemerkte deshalb auch den jungen Mann in der grauen Joppe nicht, der von einer Vorhöhe des Woddensberges herunter kam, ein Stück auf dem weichen moosigen Boden ihr entgegenging und jetzt plötzlich vor ihr stand.

(Fortsetzung folgt.)

*) reden.

Ahnung.

Herbstnacht war es. Weiße Nebel
Stiegen aus dem Grund dem feuchten,
Und am fernen Hochgebirge
Stand ein zuckend Wetterleuchten.

Klatschend troffen Baum und Sträucher
Vom verzog'nen Regenschauer,
Und es lag ob aller Erden
Eine tiefe, tiefe Trauer.

Trauer, die auch Du empfunden,
Denn ich sah Dein Aug' sich feuchten,
Und ich sah Dein schönes Antlitz
Ahnungsbleich im Wetterleuchten.

Mexiko. R. Jordan.

Zwei Träume.

I.

Mir hat geträumt, ich sei ein kleines Kind.
Voll Unschuld wieder, selig im Vertrauen,
Unwissend auch — von Gott geliebt und rein.
So kam ich zu Dir und nahm Deine Hand
Und schmiegte still mein müdes Haupt an Deines.
Und wie ich so an Deinem Herzen ruhte,
Ward's in mir klar, was einst ich Deiner Seele
Schon abgelauscht, und da ward mir die Kraft,
Dir Trost zu geben, und ich sprach zu Dir
Mit meinem Herzen, wie es heut' Dich kennt:
„Was Du mir Bittres sprachst, vergeb' ich Dir!
So sei auch gütig! Sieh — was göttlich ist
In uns'rer Seele, das vergibt und liebt!"
Da beugtest leise Du auf meine Stirn
Den Mund und sagtest friedlich: Ich vergebe!

II.

Dann wieder träumt' ich: Ich war Tag und Nacht
Durch Städt' und Länder rastlos hingefahren
Und suchte Dich. Da kam ich an die Stadt,
In der Du wohnst, und Gaß auf Gaß durchwandernd
Fand ich Dein Haus. Es war in tiefer Nacht,
Doch flutend drang das Licht aus allen Fenstern,
Und Einlaß heischend trat ich in den Flur.
Kein Mensch zu sehn — ringsum so todtenstill! —
Die nächste Tür' stand offen und zitternd fast
In der Erwartung, Dein Gesicht zu grüßen,
So überschritt ich sie. Da ragte hoch
In Zimmersmitte feierlich errichtet
Ein Katafalk von Palmen überschattet,
Und still und friedlich lag im Kerzenlicht
Auf weißem Linnen Dein geliebtes Antlitz.
Die Deinen aber standen weinend rings im Kreis
Und Keiner kannte mich. Da ging ich leis —
Von Deiner Schwelle in die Welt und weinte. —

* * *

Aus alter und neuer Zeit.

Kleine Ursachen, große Wirkungen. Es war am Palmsonntag, den 27. März 1575, als der Pfarrer Johannes Strack von Schröck beim Spenden des Abendmahles in Bauerbach bei Marburg den Kommunikanten Essig statt Wein reichte. Die Folge davon war der Sage nach, daß die Bauerbacher wieder zum katholischen Glauben zurückkehrten. Sie sind bis heute darin verblieben, ja sie gelten heute für besonders fromme und strenge Katholiken. Bauerbach, obgleich zu Kurmainz gehörig, war, weil hessischen Patronats, — nach dem Patronate richtete sich im 16. Jahrhundert die Konfession, — mit Einführung der Reformation in Hessen protestantisch geworden. Den Pfarrer Johann Strack trifft übrigens nicht die Schuld jener verdrießlichen Verwechselung des Weines mit Essig. Die Sache verhielt sich vielmehr, nach Strieder, wie folgt: Ein Einwohner von Bauerbach, Henchen Weintraut, hatte einen der Kirche gehörigen Krautacker inne, wovon er jährlich am Palmsonntage als Grundzins ein halbes Maß Wein zum Abendmahle geben mußte. Während der Predigt an jenem Tage setzte Weintraut einen Krug auf den Altar, der Opfermann schenkte daraus in den Kelch und Pfarrer Strack hielt dann, nach beendigter Predigt, die Kommunion. Nach vollendetem Gottesdienst sagte ihm eine Frauensperson: Herr Pfarrer, wir haben Essig statt Wein erhalten. Strack, hierüber sehr erschrocken, veranlaßte eine Untersuchung, da stellte es sich denn heraus, daß Henchen Weintraut Tags zuvor ein halbes Maß Wein und ein halbes Maß Essig zugleich in Marburg gekauft, und weil beide Krüge sich glichen, er sich in der Eile vergriffen und den Krug mit dem Essig zur Kirche getragen hatte. Das Vorkommniß hat verschiedene Auslegungen erhalten, Bach, Heppe, Vilmar behandelten dasselbe und auch W. H. Riehl in seinem bekannten Buche „Land und Leute“ (S. 391) that seiner Erwähnung. Vilmar schreibt in seiner „Hessischen Chronik“, daß die Rückkehr der Dorfschaft Bauerbach zur katholischen Kirche auf ganz anderen Gründen beruhe, als auf jener Verwechselung des Weines mit Essig. Die Konversion der Bauerbacher hing wohl weit mehr noch mit dem anstößigen Verhalten des früheren Pfarrers von Bauerbach, Heinrich Sprenger zusammen, dem vorgeworfen wird, beim Abendmahle statt der Hostien in kleine Stücke geschnittene Wecke ausgetheilt, statt des Kelches sich eines Bierglases bedient und auch sonst ein ärgerliches Leben geführt zu haben. In Folge dessen wurde er 1575 seines Amtes entsetzt, und wurde an seiner Stelle (am 10. Mai 1575) dem Pfarrer Johann Strack von Schröck, aus Münchhausen gebürtig, einem gelehrten Geistlichen, der seine Studien auf der Schule zu Wetter und auf der Universität Marburg gemacht hatte, die Administration der Pfarrei Bauerbach übertragen. Der Essig des Henchen Weintraut war sonach nur der Tropfen, der das bis zum Rande gefüllte Gefäß zum Ueberlaufen brachte*). Pfarrer Strack wurde später (1588) vom Landgrafen Wilhelm IV. zum Prediger der Unterneustädter Gemeinde in Kassel berufen, 1598 zur Altstädter Gemeinde versetzt und 1608 zum Superintendenten des Kasseler Bezirkes ernannt. Er starb daselbst am 27. Juni 1612.

Die Homberger Kirmes. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde in der Niederhessischen Stadt Homberg ein jährliches Dankfest (Kirmes) am 18. Juli abgehalten, das an die schwerste Zeit erinnert, die Hessen während der Greuel und Drangsale des dreißigjährigen Krieges mit durchmachte, und das noch heute einen schwachen Nachklang in dem alljährlich um diese Zeit stattfindenden Kirmesmarkt hat.

Es war am 16. Juli 1636, als der Kaiserliche General Graf Götz mit einem Heere von 13000 Mann und 16 Geschützen Stadt und Schloß Homberg berannte. Die Bewohner der Stadt hatten noch Zeit gefunden, sich und ihre werthvollste Habe auf die Bergveste zu flüchten, in welche sich eine kleine Heldenschaar Hessischer Jäger unter Führung des Obristen Engelhard Breul geworfen hatte. Die Stadt fiel beim ersten Ansturm den Kaiserlichen in die Hände; das Schloß aber widerstand.

*) Nach Vilmar (S. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, neue Folge, II. Bd. pag. 163) soll die Konversion der Bauerbacher erst im Jahr 1608 in Folge der sog. Verbesserungspunkte des Landgrafen Moritz, bezw. in Folge des Uebergangs der Patronatsrechte auf Kurmainz eingetreten sein.

Der Obrist Breul war ein furchtloser und dabei umsichtiger und erfahrener Kriegsmann, der den Platz bis auf den letzten Mann zu halten beschloß und die auf die Veste geflüchteten erschrockenen Bürger derartig für sich zu gewinnen wußte, daß sie sich ihm ermuthigt anschlossen. Darauf hin traf er seine Anstalten und besetzte die wichtigsten Punkte mit seinen kriegsgewohnten Jägern, während er den Bürgerschützen die Schießscharten anwies.

Graf Götz ließ nicht lange auf sich warten. Auf dem nahen, südwestlich von dem Schlosse gelegenen sterilen Hügel, dem Stellberge, ließ er drei Batterien auffahren und seine Kriegsvölker sich zum Sturme vorbereiten. Am Morgen des 18. Juli 1636 eröffnete er in aller Frühe das Feuer. Es war gerade ein Sonntag. Bis zum Mittag währte der Kanonendonner und spien die Geschütze Eisenballen auf Eisenballen gegen das Schloß. Am Mittag gab es Bresche und sofort trieb er seine Völker den Berg hinan zum Sturm. Unabsehbar erschien den Belagerten die Anzahl der Stürmenden, die sich mit Leitern und sonstigem Sturmgeräth die Bergböschung hinaufwälzte, so daß die Höhe unter ihrem Kampfruf und Getöse schier zu beben schien.

Inzwischen war die Burgbesatzung nicht unthätig gewesen. Mit Sandsäcken und Bauholz hatte sie die Bresche verrammt und empfing nun mit sicheren, wohlgezielten Schüssen, die vom Aufstieg athemlosen Gegner. Das Getümmel wurde groß; Jäger und Bürgerschützen wetteiferten miteinander und selten verfehlten ihre Rohre das genommene Ziel; selbst die Homberger Frauen griffen thätig in den Kampf ein, ja eine warf mit einem Steine dem Kaiserlichen Obristen Steinacker von der Mauer aus sogar den Schädel ein. Schade, daß uns die Geschichte nicht den Namen des heldenmüthigen Weibes aufbewahrt hat! Als der Tag zu Rüste ging, sah sich Götz genöthigt — wenn auch höchst unwillig — vom Sturme abzulassen. Zwölf Offiziere und sechshundert Mann Todte und Verwundete kostete ihm dieser Tag. Er zog sich in die Gegend von Zennern zurück, wo er Lager bezog und seinen Unmuth durch Sengen und Brennen ringsum austobte. Eine Abtheilung seines Heeres ließ er zur Umzingelung der Veste zurück.

Als in den vierziger Jahren die terrassenartig angelegten Gärten und Länder an der, dem Stellberge zugekehrten Böschung des Schloßberges gerodet wurden, fanden sich bei diesen Arbeiten zahllose Sprengstücke von Hohlgeschossen und eine Menge Vollkugeln, welche bezeugten, wie groß die Menge der Eisenmassen gewesen war, welche nach dem Schlosse geschleudert wurde. Der Verfasser erinnert sich noch sehr wohl, als Knabe mit einer solchen Vollkugel, die auf dem Grundstück seines seligen Vaters gefunden worden war, und die die Dicke einer halben gewöhnlichen Kegelkugel hatte, gespielt zu haben.

Trotz seiner ruhmwürdigen Vertheidigung aber war das Schicksal der Veste doch bei diesem Sturme besiegelt, sie fiel 11 Tage nach dem Sturm — nicht durch Waffengewalt, sondern durch Mangel jeglichen trinkbaren Wassers, in die Hände der Kaiserlichen. In dem Gedränge des Sturmes war nämlich eine Dienstmagd in den achtzig Klaftern tiefen Schloßbrunnen, dem einzigen des Platzes, gefallen und konnte nur in Stücken herausgeholt werden. Das Wasser, das so wie so für die Menge Volkes, das der enge Raum beherbergte, sehr spärlich bemessen war, ekelte fortab die Besatzung an; doch ging alles noch leidlich, so lange man nächtlicher Weile aus dem am nördlichen Fuße des Berges gelegenen „Hausbrunnen“ — aus welchem der Verfasser als Knabe noch manchen Krug für die im Felde beschäftigten Arbeiter seines Großvaters schöpfte, der aber zur Zeit gänzlich versiegt sein soll — Wasser holen konnte. Als aber dieses Auskunftsmittel Götz verrathen worden war, und er diesen Born durch Hineinwerfen fauliger, thierischer Kadaver und anderer Unreinlichkeiten ungenießbar hatte machen lassen, zwang der Mangel an trinkbarem Wasser die Besatzung zur Uebergabe. Es war eine ehrenvolle Kapitulation, die sie einging. Mit klingendem Spiele zogen die Hessischen Jäger ab, die Bürger aber durften nicht eher vom Schlosse herunter in die Stadt, bis sie 2500 Thaler Kontribution bezahlt hatten. Ein Kaiserliches Corps, Irländer unter dem Obristen Hugo Tirelle, bildete von da ab zunächst die Besatzung der Burgveste.

Zum Angedenken an den abgeschlagenen Sturm aber wurde jahrhundertlang am 18. Juli jeden Jahres jenes Eingangs erwähnte Dankfest abgehalten. **L. M.**

Der Freimaurer-Kongreß in Wilhelmsbad. Am 16. Juli 1782 fand zu Wilhelmsbad bei Hanau unter dem Vorsitze des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, des Großmeisters aller deutschen Logen, die Eröffnung des Freimaurer-Kongresses statt, auf welchem die moralische Vervollkommnung auf Grundlage der christlichen Religion festgesetzt und die s. g. strikte Observanz auf neue Grundsätze zurückgeführt wurde (Wilhelmsbader oder rektificirtes System). Der Kongreß dauerte bis Ende August. Mehr als 30 Sitzungen wurden abgehalten. Das Verzeichniß der damals in Wilhelmsbad anwesenden Kurgäste weist 380 Personen nach, von denen ein nicht geringer Theil blos des Kongresses wegen sich daselbst aufhielt, darunter nicht nur Männer aus allen Theilen Deutschlands, sondern auch aus England, Frankreich, Italien, Dänemark und Schweden, aus der Schweiz, aus Ungarn, Rußland, selbst einige von Batavia und vom Kap der guten Hoffnung. Von fürstlichen Personen betheiligten sich an dem Konvente außer dem Gründer von Wilhelmsbad, dem Erbprinzen Wilhelm von Hessen, dem nachmaligen Landgrafen Wilhelm IX. und Kurfürsten Wilhelm I., und dem Großmeister Herzog Ferdinand

von Braunschweig, der Landgraf Karl von Hessen, der Prinz von Hohenlohe-Ingelfingen, der Prinz von Salm-Kyrburg, der Prinz von Sachsen-Koburg u. s. w. Zu den eifrigsten Freimaurern Kurhessens gehörte bis an sein Lebensende deren Protektor Kurfürst Wilhelm I., sowie dessen Bruder Landgraf Karl. Der Sohn des Kurfürsten Wilhelm I., Kurfürst Wilhelm II., war dagegen den Freimaurern nichts weniger als freundlich gesinnt; kurz nach seinem Regierungsantritte verfügte er die Schließung der Logen in Kurhessen (1822), wie man wissen will, aus Aerger darüber, daß ihm der Orden nicht das erwartete Entgegenkommen bezeigt und seiner Favoritin Emilie Ortlöpp, Gräfin Reichenbach, nicht diejenige Ehrerbietung bewiesen habe, welche dieselbe zu beanspruchen sich vermaß.

Der Schütze Klaus. Freunde des Pittoresken und Romantischen, welche das Rhönbad Brückenau besuchen, sollten es nicht versäumen, einen kleinen Abstecher nach Dorf und Ruine Werberg bei Kothen zu machen. Auf dem Gipfel eines mehrere hundert Fuß hohen, fast senkrechten Basaltfelsens, gebildet aus 6 Zoll dünnen, nach Norden geneigten Säulen, erheben sich die Trümmer der einst der Familie von Kuchenmeister gehörigen Burg Werberg. Nur ein einziger in den Spalten des Basalts sich aufwärts windender Pfad führt zu diesem Felsenneste. Trotzdem wurde es vom Grafen Hermann dem Streitbaren von Henneberg 1351 durch List erstiegen, wenige Jahre darauf aber von dem kampflustigen Fürstabte Heinrich VII. von Kralucke (regierte von 1353 bis 1372) dem Hochstifte Fulda wieder zurückerobert. Hermann von Henneberg, der diesen Verlust nicht verschmerzen konnte und dem Abte überhaupt feindlich gesinnt war, zog abermals vor Werberg und umschloß es von allen Seiten. Wieviel bei der damaligen Kriegskunst ein einzelner Mann galt, davon liefert uns diese Belagerung ein treffendes Beispiel. Die Hutten vom Steckelberg waren Gauerben des Schlosses Werberg und Vasallen des Abtes. Sie hatten einen Knecht namens Klaus, der mit der Armbrust ein ausbündig guter Schütze war. Den vermochten sie, sich mit einem Sack voll Pfeilen auf dem Rücken in das Schloß zu schleichen, und von dort sandte er nun Schuß auf Schuß und keiner fehlte. Da erkannten die Belagerer, daß der weitberühmte Schütze Klaus auf dem Schlosse sein müßte, und da sie auch das Herannahen des Fuldaer Abtes Heinrich von Kralucke fürchteten, zogen sie ab. — (Vorstehende Notiz ist dem interessanten Schriftchen von Hänle und von Spruner über die Bäder Brückenau, Bocklet und Kissingen, Würzburg 1844, entnommen.) F. Z.

Ein Ukas des Kaisers Nikolaus von Rußland. Der uns von einem Freunde unserer Zeitschrift mitgetheilte interessante Ukas des Kaisers Nikolaus betrifft den Uebertritt des ehemaligen kurhessischen Garde du Corps-Lieutenants Freiherrn Alfred Otto Rabe von Pappenheim in russische Dienste, die Feldzüge, die er als russischer Offizier in dem türkischen Kriege (Bulgarien) 1829 und in dem polnischen Kriege 1831 mitgemacht, die Auszeichnungen, welche er in Folge seiner Tapferkeit erhalten, und seine auf eigenen Wunsch erfolgte Entlassung aus dem russischen Dienste im Jahre 1836. Wir bemerken hier noch, daß Freiherr Alfred Otto Rabe von Pappenheim-Stammen als zweiter Sohn des großherzoglich sachsen-weimarischen Kammerherrn, früheren Majors im kurhessischen Leibgarde-Regiment, Freiherrn Wilhelm Maximilian Rabe von Pappenheim, am 2. September 1808 zu Kassel geboren war, seine militärische Erziehung auf der Ritterakademie zu Neustadt bei Dresden von 1824—1826 erhalten hatte und am 15. Juni 1826 zum Lieutenant in dem kurhessischen Garde du Corps-Regiment ernannt worden war. Ein Säbelduell mit dem damaligen kurhessischen Artillerielieutenant F. W. K. Ed. von Haynau (nachmals Kriegsminister und Divisions-Commandeur, † 24. Januar 1863), in welchem der letztere den Kürzeren zog, und die sich daran knüpfenden Folgen veranlaßten den Freiherrn Alfred von Pappenheim in russische Dienste zu treten. Dies vorausgeschickt, lassen wir den Ukas selbst folgen:

Laut Ukas
Seiner Majestät des Kaisers
Nikolai Pawlowitsch
Selbstherrschers aller Reußen ꝛc. ꝛc.

Der Inhaber dieses, Lieutenant Freiherr Alfred, Sohn des Wilhelm von Pappenheim ist, wie man aus seiner Dienstliste ersehen kann, 28 Jahre alt, Ausländer, ererbten oder erworbenen Grundbesitz hat weder er noch seine Eltern (nämlich nicht in Rußland). Gewesener Hessen-Kassel'scher Unterlieutenant, trat er am 30. März 1829 (nach russischem Kalender, nach deutschem Kalender am 11. April 1829) als Kornet in das Husaren-Regiment „Prinz von Oranien". — Wurde am 16. Januar 1834 (russ. Kal.) mit einem Patent vom 1. Januar zum Lieutenant befördert. Am 24. Dezember desselben Jahres wurde er zum Leib-Garde-Grenadier-Regiment zu Pferde durch Armeebefehl, Abtheilung des Garde-Corps, kommandirt. An Feldzügen, Expeditionen ꝛc. machte er mit: 1) 1829 im Kriege gegen die Türken außer der Grenze in Bulgarien: den 6., 7., 8. Juni die Einnahme des Fleckens Dschumai; am 18. Juni Unterwerfung der Festung Silistria; 26. Juni erneute Eroberung des obengenannten Fleckens; den 27. Juni Rekognoscirung des Dorfes Dernkoi; den 14. August nächtliche Expedition zur Abfassung der türkischen Fouragierer:

Zerstreuung ihrer Bedeckung bei dem Dorfe Maresch; vom 25.—30. August bei Verfolgung des Feindes im Rücken der Festung Schumla. Für die bei eben genannten Fällen bewiesene Auszeichnung wurde er durch Verleihung des Ordens der heiligen Anna belohnt (St. Annen-Orden 4. Klasse mit der Aufschrift: für Tapferkeit). Nach dem Friedensschluß mit der Ottomanischen Pforte blieb er im Winterquartier im Babodoy'schen Gebiet bis zum 26. April 1830, wo er die Donau überschritt und in die Grenzen des Reiches zurückkehrte. — 2) 1831 im Kriege gegen die polnischen Aufständischen innerhalb der Grenzen des Reiches am 7. April Gefecht mit dem Korps Dwernitzky beim Flecken Baromli; für die dabei bewiesene Auszeichnung wurde ihm der St. Annen-Orden 3. Klasse am Bande verliehen; am 13. April Herausdrängen des Oberwähnten nach Galizien; den 8. Juli betrat er das Königreich Polen; vom 13. war er bei der Belagerung der Festung Samoszje (Zamosc); den 27. August Detachements-Gefecht gegen die Aufständischen beim Flecken Janowa; dem Dorfe Lipa; vom 3.—6. September bei der Verfolgung des Korps Romarino bis über die österreichische Grenze; 10. Oktober Uebergabe der Festung Samoszje, die sich bedingungslos Sr. Majestät ergeben hatte. — Bei verschiedenen Uebungen, Besichtigungen, Manövern bewies das Regiment vollkommene Genauigkeit und Pünktlichkeit 2c., wofür unter folgenden Daten die Allerhöchste Zufriedenheit ausgedrückt wurde: 12. September 1833; 1835 den 15. April; den 8., 17, 28. Juni; den 4., 5. und 11. Juli. — Er ist Inhaber der silbernen Medaille, welche Allerhöchsten Orts für die Theilnehmer an dem Kriege gegen die Türken in den Jahren 1828 und 1829 gestiftet wurde, ferner des dem Königreich Polen angehörende Ehrenzeichens für militärische Verdienste (4. Klasse). Er ist des Lesens und Schreibens kundig: in russischer, deutscher und französischer Sprache. — Urlaub zur Reise in die Heimath (Ausland) hatte er vom 17. April 1832 auf die Dauer von 6 Monaten, nach deren Ablauf er zur rechten Zeit erschien. Bestraft wurde er keinmal, stand auch nicht vor Gericht, Vorwürfen und Unzufriedenheit war er nicht unterworfen. Er ist unverehelicht. Auch bezeigte er sich des ihm verliehenen Zeichens für ausgezeichnete, tadellose Dienstführung und oberwähnter Beförderung würdig. Als Abgeordneter des Adels hat er nicht fungirt. Er hatte weder Schulden noch hat er vernachlässigt, seinen Verbindlichkeiten, wo er welche hatte, nachzukommen oder zur bestimmten Zeit Rechenschaft in Dienstangelegenheiten, wenn er solche abzulegen hatte, zu erledigen. Klagen war er nicht unterworfen. Mangel an Strenge bei Verrichtung seiner dienstlichen Obliegenheiten und in seiner Eigenschaft als Vorgesetzter kann ihm nicht vorgeworfen werden. Den Anforderungen des Dienstes gemäß, duldete er bei seinen Untergebenen keinerlei Unordnung, Ungenauigkeit, Ungehörigkeit. Ein unziemliches Benehmen (Aufführung) ist niemals an ihm wahrgenommen worden. — Laut Befehl Sr. Majestät wird er auf sein Nachsuchen wegen häuslicher Angelegenheiten oder Umständen am 16. Januar 1836 vom Dienst entlassen. Solches bescheinige ich, kraft der mir Allerhöchst verliehenen Vollmacht durch Beidrückung des Wappens meines Siegels

Hauptquartier in Warschau,
am 30. Mai 1836,
Graf Paskewitsch Eriwanski,

Feldmarschall Sr. Majestät meines Allergnädigsten Kaisers General-Adjutant; Hauptkommandirender der Aktiv-Armee Inspektor der Infanterie; Chef des Infanterie- und Jäger-Regiments meines Namens; Statthalter des Königreichs Polen; Mitglied des kaiserlichen Raths; Inhaber des Porträts Sr. Majestät in Brillanten; der Orden: St. Andreas des Erstberufenen mit Brillanten; des Großmärtyrers und siegreichen St. Georg (Großkreuz 1. Klasse); St. Alexander Newski mit Brillanten; des weißen Adlers; St. Annen-Orden 1. Klasse mit Brillanten. Dann der ausländische, Preußischen: Schwarzer Adler in Brillanten und Rother Adler-Orden 1. Klasse; Persische Löwen- und Sonnen-Orden an goldener Kette und türkischer Mond-Orden. — Inhaber des goldenen Säbels mit Brillanten, mit der Aufschrift: Für Besiegung und Unterwerfung der Perser bei Elisabethpol: des goldenen Säbels mit der Aufschrift: Für Tapferkeit und 1 goldenen Säbels mit Brillanten, verliehen von Sr. Majestät dem Könige von Preußen. Inhaber des polnischen Ehrenzeichens für militärische Verdienste (1. Klasse); Fürst von Warschau.*)

Die Aufschrift des Ukas lautet: Ukas betreffend: Die Verabschiedung des wegen häuslicher Umstände den Dienst quittierenden Premier-Lieutenants Freiherrn von Pappenheim, Husaren-Regiment „Prinz von Oranien“.

Bemerkung. Die Rangverhältnisse damals in der russischen Armee ware etwas anders als in der deutschen. Ein Kornet der russischen Armee hatte den Rang eines Unterlieutenants; Lieutenant war so viel als Premierlieutenant und Premierlieutenant in der Garde so viel wie Rittmeister in der Linie. —

Die Erlebnisse des Freiherrn Alfred von Pappenheim im kurhessischen Dienste von 1826—1828 und im russischen Dienste von 1829—1836, nach hinterlassenen Papieren, werden demnächst im Drucke erscheinen, und werden wir s. Z. auf die in Aussicht stehende interessante Schrift zurückkommen.

---

*) Diese vielen Titulaturen mögen uns heute kurios vorkommen, aber gerade deshalb haben wir sie genau nach dem Manuskript verzeichnet. Haben sie doch auch in gewissem Sinne ein kulturhistorisches Interesse. Und haben es denn damals die Herren Gelehrten in Deutschland anders gemacht?, wußten sie nicht immer und immer wieder bei jeder schicklichen oder auch unschicklichen Gelegenheit ihrem Namen die Titel anzuhängen, die sie als Mitglieder aller möglichen gelehrten Gesellschaften beanspruchen konnten?!

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. (Aus dem Kunsthause.) In letzter Zeit bekundet die ständige Ausstellung im Kunsthause wieder ein besonders reges Schaffen hiesiger Künstler. Da hat u. A. Johannes Kleinschmidt, dessen wir an dieser Stelle schon des Oefteren mit besonderer Auszeichnung Erwähnung thun konnten, nicht weniger als vier Porträts und daneben einen Studienkopf, ausgestellt. Alle diese Arbeiten gehören zu dem Besten, was wir von dem reichtalentirten Künstler bisher gesehen, einzelne sogar — wie das Porträt eines Herrn mit blondem Vollbart und das des königl. Schauspielers Herrn Jürgensen — zeigen eine bedeutend vorgerückte Meisterschaft gerade in dem Fach der Porträtmalerei. Individualisirung, Zeichnung und Farbe sind gleich trefflich. — Als vielversprechendes koloristisches Talent stellt sich ein jugendlicher Eleve der hiesigen Kunst-Akademie, J. Fehrenberg, vor. Derselbe bringt eine stimmungsvolle in den glühendsten Farbentönen gehaltene Ideallandschaft, deren Staffage darauf hindeutet, daß der Maler eine Darstellung des Paradieses geben wollte. Ist auch noch manches nicht tadellos, so bleibt doch die Wirkung eine gute. Bei rüstigem Fortschaffen und tüchtigem Studium der Natur wird Fehrenberg gewiß seinen Weg machen. — Ein anderer hiesiger Landschafter, Fritz Barth, sucht mit Vorliebe Motive in unserer näheren Umgebung auf. In dem hier ausgestellten Bilde hat er in anziehender Weise ein Stück des „Ahnathals“ wiedergegeben. Recht gut ist ihm vor Allem die Beleuchtung gelungen. — Frl. A. Schepp, die treffliche Stillleben-Malerin, ist mit einem Frühstück vertreten.

M. M.

— (Grimm-Denkmal.) An Professor Hassenpflug dahier ist bekanntlich die ehrenvolle Einladung ergangen, sich an der Konkurrenz für den Entwurf des Grimm-Denkmals, das vor dem Rathhaus in Hanau aufgestellt werden soll, zu betheiligen. Er folgte dem um so lieber, als ihn selbst nahe verwandtschaftliche Bande an die Familie des hessischen Dioskurenpaares knüpfen. Wir hatten nun neulich Gelegenheit, Hassenpflug's bereits fertig gestellten, in Gyps ausgeführten Entwurf zu sehen und empfingen von demselben den besten Eindruck. Der Künstler hat das Ganze als in Verbindung mit einem Brunnen gedacht, ausgeführt. Aus einem Bassin erhebt sich das Postament, welchem am Fuße aus mehreren Thierköpfen das Wasser entfließt. Auf dem Sockel erscheinen beide Brüder in aufrechter Haltung. Jakob, der in sich gekehrtere, ist mit einem Mantel umhüllt, in der einen Hand hält er die Feder, in der anderen eine Rolle. Wilhelm stützt sich mit dem rechten Arm auf den älteren Bruder, während er in der linken Hand ein Buch (das Märchenbuch) hält. Die ganze Art und Weise, wie Wilhelm Grimm hier aufgefaßt ist, charakterisirt den im Gegensatz zu Jakob mehr dem Leben Zugewandten. Das Postament ist von vier Figuren, bezw. Gruppen umgeben, die Muse der Geschichte, Dornröschen (die Erweckung der Sprachforschung), Aschenbrödel (das Märchen) und die Märchen-Frau von Niederzwehren, von lauschenden Kindern umringt, darstellend. So erscheint der Entwurf in seiner Gesammtheit als eine charakteristische und künstlerische Lösung der dem Meister gewordenen Aufgabe.

M. M.

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor der orientalischen Sprachen, Licentiat der Theologie und Dr. phil. Konrad Keßler an der Universität Marburg, ist in gleicher Eigenschaft an die Universität Greifswald versetzt, an welcher er bereits seit längerer Zeit den beurlaubten ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen Dr. Ahlwardt vertreten hat. — Der ordentliche Professor für mittlere und neuere Geschichte, Dr. Max Lenz zu Marburg ist in gleicher Eigenschaft an die Universität Breslau versetzt worden.

Fünfzigjähriges Jubiläum des Bades Salzschlirf. Am 2. Juli waren fünfzig Jahre verflossen, seit Dr. Eduard Martiny die Heilquellen der Gemeinde Salzschlirf käuflich erwarb und dort Bäder einrichtete. Das Bad Salzschlirf wurde wegen seiner Heilkraft bald bekannt und namentlich von kurhessischen und hessen-darmstädtischen Beamten viel und gern besucht. Die von dem Badearzte, Sanitätsrath Dr. Ed. Martiny getroffenen Badeeinrichtungen waren musterhaft. Die hauptsächlich benutzte Quelle ist der Bonifatius-Brunnen, ein jod-, brom- und lithionreicher salinischer Säuerling, die lithionreichste Quelle Deutschlands. In früheren Zeiten wurden die Mineralquellen Salzschlirf's zur Gewinnung von Kochsalz benutzt. In Folge falscher Behandlung der Quellen durch einen Berg- und Salzmeister aus Schwaben zur Zeit des Fürstbischofs von Fulda, Heinrich VIII. von Bibra (regierte von 1759—1788), verloren dieselben an Gehalt und es mußten nun mit vielen Unkosten Gradirhäuser angelegt werden, die sich aber auch nicht bewährten. Das Volk hohnneckte jenen „Schwabenstreich“ durch folgenden Knittelvers:

Die alte Sod ist nichts geacht,
Die neue ist nichts nutz gemacht,
Unser Herr ist um's Geld gebracht.

Nachdem das Fürstenthum Fulda an Kurhessen gefallen war, wurde (1816) die Saline Salzschlirf gänzlich eingelegt. Im Jahre 1836 unternahm es der Ende 1839 verstorbene Graf Friedrich Wilhelm von Schlitz, genannt von Görtz, die Salzschlirfer Heilquellen wieder dem Gebrauche zu erschließen. Mangelhafte Vorkehrungen vereitelten jedoch alle Versuche und erst, nachdem Dr. Eduard Martiny die

Heilquellen erworben hatte, gelang es dessen umsichtiger Leitung und dessen unermüdlicher Ausdauer im Jahre 1838 die Bonifatiusquelle kunstmäßig und vollkommen rein zu fassen. Am 2. Juli des genannten Jahres konnten die ersten Bäder daselbst verabreicht werden. Im Jahre 1860 verkaufte Dr. Martiny das von ihm gegründete Bad an den kurhessischen Staat und wirkte noch bis zum Ende des Jahres 1875 an dem Bade als dessen Leiter und als Badearzt, auch nachdem dasselbe bereits in den Besitz einer Aktiengesellschaft übergegangen war. Dr. Martiny hat sich die wesentlichsten Verdienste um das Bad Salzschlirf erworben. Ein Menschenleben lang hat er seine Kräfte dem Dienste der Kranken und Leidenden gewidmet, die dort Rettung oder Linderung suchten, das Bad verdankt ihm seine Wiedererstehung, seine Blüthe, kurz alles, dessen es sich rühmen kann. Trotzdem sollte Undank der Lohn des uneigennützigen, stets zur Hilfe bereiten, wohlwollenden und mildthätigen Mannes sein. Ränken aller Art war er in den letzten Jahren seiner Thätigkeit in Salzschlirf ausgesetzt, die ihn veranlaßten, sich einen andern Wirkungskreis zu suchen und nach dem Soolbad Orb überzusiedeln. Dort befiel ihn jedoch bald ein schweres Leiden, das ihn nöthigte, zu den Seinen nach Salzschlirf zurückzukehren. Ungeachtet der sorgsamsten Pflege erlag er seinem Leiden am 23. September 1876 in seinem 67. Lebensjahre. Seine Beerdigung fand am 26. September statt. Ein unabsehbarer Zug von Leidtragenden aus Salzschlirf und der nächsten, wie weiteren Umgebung, von Großenlüder, Fulda, Hersfeld, Schlitz, Lauterbach, Alsfeld u. s. w. bewegte sich nach dem Friedhof, um dem allgemein beliebten Mann die letzte Ehre zu bezeigen. Der katholische Pfarrer Leo Schumann hielt seinem Freunde, dem Protestanten, eine ergreifende Grabrede, die mit den bezeichnenden Worten schloß: „Dem Bad gab er das Leben, das Bad gab ihm den Tod!“ Das Andenken an den edlen Menschenfreund Dr. Eduard Martiny, der nunmehr fast 12 Jahre im Grabe ruht, wird bei allen, die ihn kannten, stets ein gesegnetes bleiben. Dr. Martiny ist mit dem Bade Salzschlirf auf das Innigste verwachsen. Wir konnten es uns daher nicht versagen, seiner bei dieser Gelegenheit ganz besonders zu gedenken. F. Z.

— Der „Staatsanzeiger“ brachte kürzlich einen Bericht über die Thätigkeit der Geologischen Landesanstalt in der Provinz Hessen-Nassau während des Jahres 1887, dem wir folgende Mittheilungen entnehmen: Im Regierungsbezirk Kassel setzte Professor Dr. Kaiser die Aufnahmen in der Gegend von Marburg fort und vollendete hier die größere Hälfte des Blattes Nieder-Weimar. — Bezirks-Geologe Dr. Beyschlag begann nach einigen Orientirungstouren in der Umgegend von Kassel die Aufnahme des Blattes Wilhelmshöhe. Derselbe führte ferner die letzten Revisionen in den Blättern Melsungen und Altmorschen aus und stellte die von dem verstorbenen Landes-Geologen Dr. Moesta begonnene Aufnahme des Blattes Ludwigseck fertig. Professor Dr. Bücking führte die Aufnahme der Blätter Neuswarts, Kleinsassen und Hilders weiter. Berg-Ingenieur Frantzen nahm die nördliche Hälfte des Blattes Salmünster und im Anschluß daran Theile der Blätter Steinau, Birstein und Gelnhausen auf. — Im Interesse der Eisenbahnverwaltung wurden von demselben Untersuchungen zur Auffindung von zur Anlage von Steinbrüchen geeigneten Bausteinen für die Ausmauerung des Milseburg-Tunnels mit gutem Erfolge ausgeführt. Sie gaben zur Eröffnung eines großen Steinbruches im Enkrinitenkalk auf dem kleinen Ziegenkopf bei Kleinsassen Anlaß. — Professor Dr. Bücking führte unter Beihilfe des Dr. Linck eine Revision der Aufnahmen der Blätter Schmalkalden und Tambach aus.

Hessische Bücherschau.

König Elf's Lieder von Gustav Kastropp. Dritte Auflage. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp. Unser hessische Landsmann Gustav Kastropp ist ein von Gott begnadeter Dichter. Mit König Elf's Liedern, jener zarten, tiefempfundenen Dichtung, führte er sich vor nunmehr 17 Jahren als Dichter ein. Es folgten das Drama „Suleika“, das dramatische Märchen „Dornröschen“ und die „Gnomenmärchen“. Durch seine großartigen Dichtungen „Kain“ und „Heinrich von Ofterdingen“ erwarb er sich den Ruf eines hervorragenden Poeten in Deutschland, sein Name war bald in Aller Munde. Er hat mit seinen Dichtungen die Bahnen betreten, die von Victors Scheffel's „Trompeter von Säckingen“ ausgehen, es ist die Form der poetischen Erzählung mit eingestreuten Liedern, ein Epos mit lyrischen Einlagen. In „König Elf's Liedern“ beschreibt der Dichter eine nordische Sage, nach welcher Derjenige, der die Lieder des sagenumwobenen Königs Elf erlernt, im Meere seinen Tod findet, sobald er die letzte jener wunderbaren Weisen hat ertönen lassen. Mit dieser Sage verbindet der Dichter eine Liebesgeschichte, von der auch der Vers Heine's gilt:

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu.

Gefesselt durch die anziehende Schilderung, die wunderbare Sprache, folgen wir dem Gange der Handlung und legen in hohem Grade befriedigt das Büchlein aus den Händen, nachdem wir es mit gesteigerter Aufmerksamkeit durchlesen haben, um uns ja keine seiner Schönheiten entgehen zu lassen. — Es dürfte von Interesse für die Leser unserer Zeitschrift sein, einiges Nähere auch aus dem äußeren Leben des Dichters zu erfahren. Wir folgen dabei einer früheren Mit-

theilung der „Hanauer Zeitung“: Gustav Kastropp ist am 30. August 1844 zu Salmünster geboren, wo sein Vater Apotheker war. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Göttingen. Obwohl seine hervorragende Begabung für Musik schon damals sich bemerklich machte, ergriff er doch auf den dringenden Wunsch seines Vaters den Apothekerberuf, dem er zehn Jahre angehörte. Dann aber konnte er seinem inneren Drange nicht mehr widerstehen, er beschloß, sich ganz der Musik zu widmen. Seine erste Studien zu diesem Zwecke machte er in Bremen, dann bezog er 1871 auf drei Jahre das Konservatorium zu Stuttgart, wo er schließlich eine Anstellung als Hilfslehrer fand. Dort in Stuttgart veröffentlichte er noch sein erstes größeres poetisches Werk, eben jenes Gedicht, „König Elf's Lieder“, dem unsere Besprechung gilt. Im Jahre 1874 wurde Kastropp an die Orchesterschule nach Weimar berufen. Hier entstanden dann die weiteren Gedichte, die wir oben angeführt haben: „Suleika“, „Dornröschen“ und die „Gnomenmärchen“. Wir wollen es hier nicht unterlassen, zu erwähnen, daß zu Anfang der 80er Jahre, wenn wir uns recht erinnern, Bruchstücke aus „Suleika“ bei festlichen Schulakten des Gymnasiums zu Fulda von Schülern vorgetragen wurden. Mehr und mehr trat in jener Zeit die Musik hinter die Dichtkunst und die schriftstellerischen Arbeiten zurück: Kastropp fing an, seine wahre Bestimmung zu erkennen. Daß trotzdem der Aufenthalt in Weimar in künstlerischer Beziehung für denselben von größter Bedeutung war, daß namentlich der Verkehr mit hervorragenden Männern wie Franz Liszt und Anderen nicht ohne mannigfache Anregung bleiben konnte, bedarf wohl keines Beweises. Nach einem wechselvollen Leben in den Jahren 1878 und 1879, wo er sich in Gotha, Leipzig, Düsseldorf, Graz und Hannover aufhielt, lebte er abwechselnd in Beckenried am Vierwaldstätter See und in Stuttgart. Später kehrte er nach Hannover zurück und gegenwärtig weilt er u. W. in seiner Vaterstadt Salmünster. — Wir rechnen es uns zur Ehre an, daß Gustav Kastropp zu den Mitarbeitern unserer Zeitschrift „Hessenland“ zählt; ihm verdanken wir u. A. das schöne Einleitungsgedicht: „Dem hessischen Volke“, mit welchem wir die erste Nummer unserer Zeitschrift am 22. Dezember 1887 eröffnet haben, das mit den Worten beginnt:

Dich ruf' ich an, du treues Volk der Chatten!

Den Freunden echter Poesie können wir die auch äußerlich schön ausgestattete dritte Ausgabe von „König Elf's Liedern“ nur auf das Angelegentlichste empfehlen. F. Z.

Dieser Tage ist im Verlag von Heinrich, Minden-Dresden und Leipzig, die zweite Auflage von Franz Treller's „Gela“ erschienen. Dieser ausgezeichnete Roman, welcher zur Zeit der alten Chatten spielt und die Betheiligung derselben an der Hermannsschlacht zum Gegenstand hat, hat also sehr bald die verdiente Würdigung gefunden und zwar nicht nur in unserer engeren Heimath, sondern in allen gebildeten Kreisen. Selbst jenseits des Oceans haben findige Zeitungsverleger den Roman, indem sie denselben abdruckten, in weiten Kreisen bekannt gemacht. Wenn sie auch so — es sind uns zwei Fälle bekannt geworden — in liebenswürdigster Weise für die Popularität des Verfassers sorgten, so unterließen sie es doch, sich direkt mit ihm in Betreff der Erlaubniß des Abdrucks in Verbindung zu setzen. In Amerika ist leider das geistige Eigenthum schutzlos. Jedenfalls aber zeugt dieser Fall dafür, daß Treller es verstanden hat, neben der Wahrung des Zeitkolorits auch für die Allgemeinheit fesselnd zu schreiben. Das hat er auch als hochgeschätzter Mitarbeiter dieser Zeitschrift durch seine trefflichen Erzählungen „Wolnoth“, ein Bild aus unseres Volkes Vorzeit, und „Der lange Hennes“, eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert, bewiesen. Sein „Gela“ dürfte bald in jeder größeren Hausbibliothek heimisch sein, wie er es im Hessenland zum großen Theile schon ist. Wünschen wir, daß dieser zweiten Auflage noch recht viele weitere folgen mögen. L. R.

Briefkasten.

Dr. A. R. Laubach. Eine sachliche Berichtigung ist uns bereits vom Verfasser des Artikels selbst zugegangen. Wir werden dieselbe in unserer nächsten Nummer veröffentlichen mit den Zusätzen, die sich aus Ihrer freundlichen Zuschrift ergeben. Für Ihre erfolgreichen gütigen Bemühungen zu Gunsten unserer Zeitschrift besten Dank. Freundlichsten Gruß.

C. N. Kassel. Besten Dank für den übersandten interessanten Artikel. Derselbe wird, sobald es irgend wie der Raum gestattet, zum Abdrucke kommen.

W. K. Marburg. Sehr willkommen.

F. H. Hersfeld. Erhalten. Näheres brieflich.

W. J. Fulda. Habe die freundlichen Mittheilungen erhalten, sage dafür meinen verbindlichsten Dank und werde demnächst brieflich das Weitere besorgen. Herzlichste Grüße mit der Bitte, auch Freund A. v. K. bestens von mir zu grüßen.

Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes“ bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 15. Kassel, 1. August 1888.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2641.

Trennung.

Auf die laue Nacht
Sinkt die Ruhe nieder,
Stille wird es wieder,
Nur die Liebe wacht.

In dem Thale fern
Muß ich einsam weilen,
Die Gedanken eilen
Zu Dir, ach so gern!

Und ich trag' es kaum,
Weit von Dir zu leben,
Laß Dein Bild mir schweben
Heimlich durch den Traum.

Gustav Kastropp.



Hessen in den Hugenottenkriegen,

eine Episode aus der Schlacht bei Dreux am 19. Dezember 1562.

Daß die Hessen seit Aufhebung des Lehnsaufgebots und seit der ersten Bildung geworbener Heere fast alle großen Schlachten in Europa und auch jenseits des Meeres in den drei letzten Jahrhunderten mitgekämpft, ist eine bekannte Thatsache, und die Zeitschrift „Hessenland“ hat uns über diese Verhältnisse oft interessante Mittheilungen gebracht. — Wir möchten hier über die von den Hugenotten in Hessen geworbenen Truppen Einiges erzählen, da sich in den französischen Geschichtswerken eingehende Berichte darüber vorfinden; namentlich sind die „Mémoires de Condé (à la Haye chez Jean Neaulme 1743)“ eine Fundgrube des reichhaltigsten Materials.

Im Verlaufe der großen Reformationsbewegung trat den in Frankreich hart bedrängten Hugenotten der Gedanke nahe, bei den deutschen Glaubensbrüdern Hülfe zu suchen, und da der Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen ihnen der rechte Mann zu sein schien, ihren Zwecken zu dienen, so schickte, nachdem aus Hessen günstiger Bescheid eingegangen war, der berühmte Admiral Gaspard de Coligny, als einer der Hauptführer der Sache, seinen Bruder Andelot de Coligny an den Landgrafen, welcher denn auch nicht allein die Erlaubniß zur Werbung von Truppen ertheilte, sondern auch eine erhebliche Unterstützung an Geld spendete. Deutsche Soldtruppen standen, nachdem die Schweizer bei Pavia ihren alten Ruhm eingebüßt hatten, in besonderem Ansehen, und wenn auch in den vorhandenen französischen Korrespondenzen ihrer Tüchtigkeit, Tapferkeit und selbst ihrem schönen, kräftigen Aeußeren manches Lob ertheilt wird, so fehlt es doch nicht an boshaften Seitenhieben auf den deutschen Volkscharakter. So schreibt ein französischer Gesandter aus Florenz: „Die Deutschen kämpfen für jeden, der sie bezahlt, ohne Rücksicht auf die Ursache des Streites,“ und ferner: „Es giebt fast keinen deutschen Prinzen, von welcher Religion er auch sein mag, der nicht dort diente, wo fast alle Prinzen seine Verwandte und Freunde sind; die Mehrzahl derselben haben in den letzten Kriegen gedient, und sie haben dabei so gut ihren Vortheil gefunden, daß die Hoffnung es ebenso zu machen, sie jetzt die Waffen zur Hand nehmen läßt.“

Die angeworbenen Schaaren sammelten sich unter Führung Andelots und des hessischen Kriegsobersten, von Rollshausen, der in den Akten „le Maréchal de Hessen“ genannt und als sehr „raisonnable“ gerühmt wird, im Ganzen etwa 3000 Reiter (von den Franzosen stets „les Reitres genannt) und ebensoviel Hakenschützen, am 15. August bei Wildungen und marschierten von dort nach Orleans, wo die Hugenotten ihr Hauptquartier hatten. In Orleans ging nach „Rommel's Geschichte von Hessen“ ein Graf von Waldeck zu ihnen über, es waren aber wahrscheinlich (nach Steinmetz Geschichte Waldeck's) zwei Grafen von Waldeck, die Brüder Daniel und Heinrich, welche sich von dem Connétable Anne de Montmorency, in Verkennung der Verhältnisse, für den jungen König Karl IX. hatten anwerben lassen. Wir machen hier wieder die traurige Erfahrung, wie Deutsche gegen Deutsche kämpften.

Unter den aus Hessen geworbenen Reitern befand sich nun auch Volpert von Dersch, ein jüngerer Sohn der in Viermünden bei Frankenberg ansässigen Familie von Dersch, welche die Hälfte des Gerichtes Viermünden besaß, und die mit der Familie von Viermünden, welcher die andere Hälfte gehörte, in steter Feindschaft lebte, welche oft in Streit und Gewaltthätigkeiten ausartete, ja sogar zum Morde führte. Es wird uns berichtet, daß Johann von Dersch im Jahre 1654 den Johann von Viermünden in der Nähe von Schreufa bei Frankenberg erschlug.

Der junge Volpert von Dersch muß ein tapferer Kriegsmann gewesen sein, denn was wir von seinem Antheil an der Schlacht bei Dreux, welche trotz der glänzenden Reiterangriffe der Hessen unter Otto von der Malsburg für die Hugenotten verloren ging, nach authentischen Berichten hören werden, ist aller Ehren werth. — Diese Schlacht,

in welcher auf Seiten der Hugenotten der Admiral Coligny und der Prinz von Condé, und auf der königlichen der berühmte Connétable de Montmorency und der Herzog von Guise befehligten, weist die Eigenthümlichkeit auf, daß in ihr zwei der sich feindlich gegenüberstehenden Feldherren, nämlich Condé und der Connetable, gefangen wurden; jedenfalls ein Beweis, wie nahe sich die Anführer an dem persönlichen Kampfe betheiligten und auf den Leib rückten. —

In einer ins Deutsche übersetzten Geschichte von Frankreich, verfaßt von dem Pater Daniel Gabriel vom Orden Jesu (Nürnberg bei Raspe 1760), findet sich eine genaue Beschreibung der Schlacht und es wird erzählt, daß der Connetable Anne de Montmorency, durch einen Pistolenschuß im Gesicht verwundet, von dem Herrn von Bussi zum Gefangenen gemacht sei, aber vor den andringenden Reitern, welche ihm den Kopf hätten spalten wollen, kaum hätte gerettet werden können. Hierzu macht nun der deutsche Uebersetzer folgende Anmerkung: „Es war weder der Herr von Bussi, noch, wie Herr von Thon meldet, Robert Stuart, der den Connetable gefangen nahm, sondern ein deutscher Kriegsbefehlshaber Namens Volpert von Dertzsch (cf. Mémoires de Condé Band 4. Seite 332 ff.) — Aus den verschiedenen Wendungen, welche die Franzosen diesem Ereigniß zu geben suchten, worüber Einzelheiten zu erzählen hier überflüssig ist, geht deutlich hervor, daß sie die Ehre, den Connetable, einen Kriegshelden, den sie als einen zweiten Ritter Bayard verehrten, gefangen genommen zu haben, einem Deutschen nicht gönnten, sondern einem Franzosen zuwenden wollten. Sie suchten nämlich glauben zu machen, Dersch habe den bereits von Bussi gefangenen Connetable diesem wieder abjagen wollen, während wohl das Gegentheil versucht sein mochte. Allein drei in den Memoiren Condés sich findende Briefe, welche höchst wahrscheinlich heute noch in den französischen Archiven im Original vorhanden, da sie mit Angabe der Archivabtheilung und der Nummer bezeichnet sind, lassen keinen Zweifel darüber, daß schließlich dem Junker Volpert von Dersch die Gefangennahme des Connetable zuerkannt wurde. Der erste hierauf bezügliche Brief lautet etwa folgendermaßen: Wir Gaspard von Coligny, Herr von Chatillon sur Loing, Ritter des Ordens des Königs ꝛc. versprechen und verpflichten uns durch gegenwärtiges von unserer Hand unterzeichnetes und mit unserm Wappen untersiegeltes Schreiben, dem Volpert von Dersch. einem deutschen Edelmanne von dem Fähnlein des Arnold von Auffel (jedenfalls von Uffeln) die Summe von 2000 Thalern (écutz) zu zahlen, auf Abschlag der Summe von 6000 Thaler, welche ihm zugesprochen wurde für die Gefangennahme und Rancionirung des Herrn Connetable, welche Summe von 2000 Thaler wir ihm versprechen zu zahlen und einzuhändigen an der Grenze des Reiches, bevor die Reiter sie überschreiten.

Gegeben Orleans am 4. April 1563 vor Ostern.

In einem zweiten Brief, datirt aus Montirandel am 25 Mai 1563, beschwert sich Volpert von Dersch bei dem Connetable darüber, daß das von ihm zu empfangende Lösegeld nicht anständig genug sei, indem er schreibt: Gnädiger Herr! In Folge dessen, was Ihr mir versprochen, als ich Euch am Tage der Schlacht zum Gefangenen machte, Euch mir gegenüber auszulösen als ein braver und tugendhafter Prinz und daher zu bewirken, daß ich von Euch völlig befriedigt sein sollte, so möchte ich Euch doch zu wissen thun, daß man mir nur 6000 Thaler versprochen, während Herr von Rochefort 9000 Thaler gezahlt hat ohne das Silberzeug, der doch kein so großer Herr ist als Ihr. Ich bitte nun unterthänigst, es möchte Euch gefallen, mir nicht weniger zukommen und die genannte Summe von 9000 Thaler auszahlen zu lassen, mit dem Betrag für die Schuld von zwei Monaten her (Zinsen!). Ich will Euch auch nicht verhehlen, daß ich demjenigen, welcher Euch bewacht hat, als Belohnung eine goldene Kette habe geben müssen und auch andere Kosten gehabt habe, und bitte gütigst verzeihen zu wollen, daß ich mir die Freiheit genommen, Euch meine Meinung auszusprechen, bin auch zu jedem Gegendienst bereit, soweit es in meinen Kräften steht. — Indem ich, gnädigster Herr, Gott bitte, er möge Euch in Eurer Größe (grandeur), gutem Gedeihen und Gesundheit erhalten, empfehle ich mich Eurer Gnade

als Euer unterthänigster Diener

Volpert von Dersch.

In einem dritten Briefe eines Jean Hièr wird unter dem 8. Juni 1563 dem Connetable berichtet, daß er sich mit Volpert von Dersch auf 4000 Thaler geeinigt, und daß dieser durch Vermittelung der Herren Bonnat und Georges Aubrecht, zugleich mit der Zahlung dessen, was man den Reitern schulde, durch einen Wechsel auf Frankfurt befriedigt werden solle.

Befremdlich ist die Stelle eines Briefes von Condé an den Prinzen von Porcien, welche die Bitte enthält, man möge die Reiter veranlassen von ihrer Forderung abzulassen, daß ihnen die Städte Straßburg und Frankfurt als Kaution gegeben würden, für das, was man ihnen schuldig. Ueber weitere Schicksale des Volpert von Dersch ist nichts bekannt; die Familie ist zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgestorben.

Aus Allem geht hervor, daß die Reiter in Frankreich als eine tüchtige Truppe ebenso geschätzt

als gefürchtet waren, und damals vielleicht eine ähnliche Rolle spielten als unsere Ulanen im Kriege 1870/71, und die Erzählungen der Rückkehrenden, wenn sie von dem schönen Frankreich, seinem lustigen Leben und der reichen Beute berichteten, mochten noch viele Jahre hindurch manchen hessischen Junker angelockt haben, dorthin auf Abenteuer zu ziehen und sein Glück zu versuchen. — So zog auch Georg von Dersch aus, nachdem er in einem Schreiben vom 20. Oct. 1575 von seinen Gutsnachbarn Heinrich und Reinhard von Dalwigk zu Lichtenfels in bewegter Weise Abschied genommen. Er schreibt: dieweilen es an deme, daz ich mich nunmehr vermittelst gottlich hülff in Frankreich zu begeben willens, und wir dan alle sterblich, auch gewisseres nit alls den doit wissen vor uns haben und alle augenplick dessen gewartten müssen . . . . Georg von Dersch ist denn auch mit seinem ihn begleitenden Schwager, Johann Huhn zu Ellershausen, aus Frankreich nicht zurückgekehrt; er soll in Saarbrücken begraben sein. Sein Tod wird durch ein ebenfalls im von Dalwigk'schen Familienarchiv zu Campf befindliches Aktenstück beglaubigt, worin es heißt: „wurden drei altte erweltte menner vorgestellt, als nemplich Wilhelm Bock von Hertzhausen burtig itzo in Lewensteinischen grunde wonhafftig und an die fünff- und- siebentzig jar alt, welcher dere zeit alss Georg von Derss seliger in Frankreich Todes verplieben, sein cutzger gewesen. —

Veranlassung zu dieser Aufzeichnung gab eine vor zwei Jahren mit einem alten Freunde des Verfassers, dem nun leider verstorbenen Eduard von Goeddaeus, gehabte Unterredung, in welcher dieser die Hoffnung aussprach, es möchte ein hoher Herr sich bewogen finden, einige wichtige Begebenheiten der hessischen Geschichte malen zu lassen, und so kam denn auch das Abenteuer des Junker Volpert zur Sprache, das aber damals historisch noch nicht sicher festgestellt war. Es wäre sehr erfreulich, wenn dieser Wunsch des Verstorbenen sich erfüllen sollte, denn zweifellos würde der leidenschaftliche Vorgang, wie Volpert im Getümmel der Schlacht seinen Gefangenen von den andringenden Franzosen sich nicht nehmen lassen will, ein prächtiges Bild abgeben können. —

Die Dersch'schen Landgüter in Viermünden sind schon seit vielen Jahren im Besitz der landgräflich hessischen Linie, und von den ehemaligen Rittersitzen sind nur geringe Reste übrig geblieben, doch die nächste Umgebung ist reich an Erinnerungen aus der romantischen Vorzeit. Von den benachbarten Höhen blicken wir auf den alten Hessenstein und weiter zur Spitze der Keseburg, Alles verödete Stellen, die doch ihre nun verklungene Geschichte haben; nur das Ederthal mit seinem rauschenden Fluß und den dunkeln Waldbergen prangt noch heute in ursprünglicher Schönheit.

R. v. D.

Hessische Baumeister.*)

von W. Rogge-Ludwig.

III. Karl Steinhöfer.

Kein Baumeister im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber ein Baukünstler genialster Art, war **Karl Steinhöfer**, der Schöpfer des nach ihm benannten und des neuen Wasserfalls, sowie der Teufelsbrücke auf Wilhelmshöhe.

Aus den zahlreich erschienenen Beschreibungen der dortigen Wasserkünste ist bekannt, auf welch eigenthümliche Weise Steinhöfer bei dem Bau seiner prächtigen, Wilhelmshöhe zur größten Zierde gereichenden Werke zu verfahren pflegte. Bevor er die Arbeit begann, hatte er den Plan der Anlage in seinem Kopfe vollständig fertig, vermochte ihn aber, da er des Zeichnens unkundig war, nicht zu Papier zu bringen und seinem Fürsten zur Genehmigung vorzulegen. Den Bau des nach ihm benannten Wasserfalls hatte er im Jahre 1792 begonnen und zum Theil schon ausgeführt, ehe Landgraf Wilhelm IX. noch Kunde davon erhalten hatte, und bei dem Bau des neuen Wasserfalls war es ihm gelungen, den Kurfürsten Wilhelm II. zu überzeugen, daß er auch ohne Vorlage eines von diesem verlangten Plans das Werk zu seiner Befriedigung ausführen werde.

Nach den Aufzeichnungen der im Jahre 1882 verstorbenen Hofschauspielerin Henriette Schmidt hat Steinhöfer dieser hierüber Folgendes erzählt:

„Als der Kurfürst einen Plan von mir verlangte, habe ich ihm mit meinem Stocke so ohngefähr im Sande beschrieben, wie ich mir die Sache dächte und gesagt, einen Plan kann ich nicht machen, lassen mich der Herr Kurfürst aber

*) Siehe Hessenland Nummer 9 und 10.

nur gewähren, ich will einen Wasserfall bauen, an dem der Herr Kurfürst sein Wohlgefallen haben soll."

Der Stock, welchen Steinhöfer stets bei sich führte, war bei den Bauten sein wesentlichstes Hülfsmittel und Werkzeug, mit ihm maß er den Platz aus, wohin nach seiner Anordnung der Stein oder die Röhre kommen sollte. Sein Ziel war möglichste Nachahmung der Natur und seine vollendete Ausführung dieser Idee verdient um so größere Bewunderung, als er nie aus Kassel herausgekommen war und noch nie etwas ähnliches gesehen hatte.

Die Verhältnisse, in denen er geboren war, hatten es mit sich gebracht, daß ihm nur die damals sehr geringe Ausbildung des Sohnes eines Handwerkers zu theil wurde.

Geboren war er im Jahre 1746 als Sohn des aus Zweibrücken stammenden Metallarbeiters Friedrich Christian Steinhöfer, welcher sich durch Verfertigung der Metallplatten an dem im Jahre 1796 in Frankfurt a/M. errichteten Hessendenkmal als ein Meister in seinem Fache bewährt hat.

Nach seiner Konfirmation hatte er den Beruf eines Brunnenmachers erwählt und damit, wie die Folge gezeigt hat, den richtigen, ihm von seinem Genius gewiesenen Weg betreten. Im Jahre 1779 am 30. April erfolgte unter Landgraf Friedrich seine erste Anstellung in seinem Berufe als Brunnenmacher bei den Wilhelmshöher Wasserkünsten, denen er fast 50 Jahre seine rastlose und so ruhmvolle Thätigkeit gewidmet hat.

Jetzt sind es nicht mehr viele, die sich mit mir noch des in seiner äußeren Erscheinung so originellen Mannes in seinen letzten Lebenstagen zu erinnern und diese Erinnerung an dessen Abbildung auf Bildern der Wilhelmshöher Wasserfälle, und namentlich dem sehr ähnlichen, auf der Löwenburg befindlichen, wieder aufzufrischen vermögen. Auf allen diesen Bildern wird er sehr naturgetreu in gleicher Weise dargestellt, wie er in blauem Rock und Kniehosen, das fast kahle Haupt entblößt, in der einen Hand einen Stock führend, auf welchem das zum Abtrockenen des Schweißes bestimmte Taschentuch ausgebreitet ist, und in der andern eine Sommermütze haltend, ähnlich derjenigen, welche Louis Spohr bis an sein Lebensende getragen hat, daher schreitet. In früherer Zeit soll seine Erscheinung im Dreimaster und Zopf noch origineller gewesen sein.

Wir Kasseler Jungen hatten in den zwanziger Jahren bei dem Bau des neuen Wasserfalls häufig Gelegenheit, Steinhöfer bei der Arbeit zu sehen, da wir uns oft da einfanden, um nach den dort in großer Anzahl bei dem Bau zum Vorschein kommenden Seemuscheln zu suchen. Noch lebt in Kassel ein Herr, welcher bei dem Bau dieses Wasserfalls in den Jahren 1824 bis 28 im Rechnungsfach beschäftigt war und in dieser Zeit täglich mit Steinhöfer verkehrt hat. Dieser weiß noch mancherlei von den Eigenthümlichkeiten des alten Herrn zu erzählen, namentlich von seinem sehr ungezwungenen Verkehr mit seinem Landesherrn, seiner mehr als einfachen, bedürfnißlosen Lebensweise und seiner außerordentlichen Gutherzigkeit, welche sogar Veranlassung gegeben habe, zuweilen Unrichtigkeiten in der Rechnungsaufstellung von ihm zu beanspruchen. Das Anfahren der zum Bau erforderlichen Steine sei von Bauern im Frohndienst geschehen und sei dabei für jedes dabei gebrauchte Pferd als Vergütung ein Glas Ordinär-Bier à 4 Heller und Brot à 4 Heller, oder auf Verlangen 8 Heller baar bestimmt gewesen. Da sei es nun manchmal vorgekommen, daß Steinhöfer, wenn ein Bauer aus einem entfernteren Ort gekommen oder besonders schwere Steine herangefahren gehabt, zu ihm gesagt habe: „Musjö S., schreiben Sie 6 statt 3 oder 4 statt 2 Pferde.

Der betreffende Herr erzählt auch von den Schwierigkeiten, welche bei dem Bau, an welchem anfangs 600 und später 1000 Arbeiter mit einem Tagelohn von 4 gr. beschäftigt waren, zu überwinden gewesen seien, namentlich habe es lange Zeit und viele Arbeitskräfte erfordert, um die am Fuße des Berges gelegene tiefe Grube auszufüllen, welches durch theilweise Abtragung eines nach Montcheri zu gelegenen ziemlich hohen Berges, des sog. Sandkopfs, geschehen sei. Ein fast gänzlich unbekannt gebliebenes Verdienst Steinhöfers sei es hierbei auch gewesen, daß er es bei dem Kurfürsten, welcher anfangs die deshalbigen Kosten gescheut, durchgesetzt habe, eine auf dem Berge gestandene prächtige Linde an den Fuß des Berges zu verpflanzen, wo sie noch jetzt (es ist die mit einer Bank umgebene) die Bewunderung aller erregt.

Wie groß die bei dem Bau, namentlich in Folge des losen Sandbodens, in welchem die Steine trotz aller von Steinhöfer dabei angewendeten Vorsicht nicht genügenden Halt fanden, zu überwindenden Schwierigkeiten gewesen sind, ergiebt sich auch daraus, daß schon nach 20 Jahren ein fast vollständiger Umbau der Anlage nothwendig wurde. Steinhöfer waren für seine Werke, welche von jeher die größte Bewunderung Aller gefunden haben und immer finden werden, hohe Ehren und Würden nicht beschieden gewesen, er begnügte sich in seinem bescheidenen Sinn gern mit dem ihm verliehenen Titel „Inspektor der Wilhelmshöher Wasserkünste." Ebenso genügte ihm sein Gehalt von 200 Thaler, welcher nur in der westphälischen Periode von König Jérôme bedeutend erhöht war, zur Befriedigung seiner

geringen Bedürfnisse. Die Zeitgenossen ehrten ihn dadurch, daß sie ihn den Wassergott nannten, und Wilhelm II. durch sein ihm stets bewiesenes außerordentliches Wohlwollen.

Emilie Wepler erzählt hiervon in ihrer Geschichte von Wilhelmshöhe ein Beispiel. Der Kurfürst habe ihn eines Tages bei Besichtigung des Baues des Wasserfalls schlafend getroffen und zu den Arbeitern, die ihn wecken wollten gesagt: „laßt den alten Mann nur ruhig schlafen, der hat in seinem Leben genug gearbeitet.“ Dieser Vorfall mag wohl dem Kurfürsten Veranlassung gegeben haben, dem fast Achtzigjährigen, dem die tägliche Wanderung nach Wilhelmshöhe gewiß sauer genug geworden sein mag, einen Wagen und ein Pferd zu schenken und ihm einen Tagelöhner als Kutscher zuzuweisen. In diesem allerdings sehr einfachen Gefährte, konnten wir Marktbewohner ihn täglich morgens zur bestimmten Zeit, von seiner in der unteren Marktgasse gelegenen Wohnung in dem damals Stegemöllerschen Hause, abfahren und abends dahin zurückkehren sehen. Nur an Theatertagen erfolgte seine Rückkehr zu früherer Zeit, da ihm in seiner Eigenschaft als Wasserleitungsinspektor für den Fall eines im Theater entstehenden Brandes ein ständiges Freibillet zugebilligt war. Die oben erwähnte Hofschauspielerin Schmidt erzählt, daß er jeden Abend seinen Platz in der unteren Prosceniumsloge eingenommen habe, von dem darstellenden Personal aber dort häufig von des Tages Last und Hitze ermüdet sanft eingeschlafen gesehen worden sei. An allen Tagen, an welchen die Wasserkünste auf Wilhelmshöhe angelassen wurden, war er bei denselben in Thätigkeit und besorgte das Anlassen der Fontaine stets selbst. Diese Thätigkeit beschränkte sich aber fast bis gegen das Ende seines Lebens regelmäßig auf nur vier Tage im Jahre. In allen bis in die Mitte der zwanziger Jahre erschienenen Schriften über Wilhelmshöhe wird angegeben, daß die Wilhelmshöher Wasserkünste an vier bestimmten Tagen des Jahres dem großen Publikum gezeigt würden, nämlich am Himmelfahrtstage, an dem 2. Pfingsttage und den beiden in die Herbstmesse fallenden Sonntagen. Daher mag es wohl kommen, daß noch jetzt an den beiden erst genannten Tagen der echte Kasselaner nur ungern und nur ausnahmsweise den Besuch von Wilhelmshöhe versäumt. Aehnlich verhält es sich mit dem Besuche des Kasseler Museums am 3. Pfingsttage, welcher in Erinnerung an die Zeit, in welcher nur an diesem Tage der Besuch unentgeltlich stattfand, an keinem andern Tage auch nur annähernd in solcher Anzahl stattfindet. Wer sich in früherer Zeit an den Wilhelmshöher Wasserkünsten außer an den genannten Tagen erfreuen wollte, konnte dies nur mit nicht unbedeutenden Geldopfern erreichen. In einer im Jahre 1804 erschienenen Beschreibung von Wilhelmshöhe wird gesagt:

„Außer an diesen vier oben genannten Tagen erhält man, um die Wasserkünste zu sehen, auf geziemendes Ansuchen vom Oberbaudirektor Jussow einen Erlaubnißschein, mit welchem man sich an den Inspektor der Wasserleitungen Steinhöfer wendet, welcher alsdann die nöthigen Veranstaltungen trifft, sich selbst zur Führung der Fremden auf Wilhelmshöhe einfindet und die Wasser in Bewegung setzt.“

Noch war es Steinhöfer beschieden, sein letztes Werk, den neuen Wasserfall, vollendet zu sehen, als am 19. Februar 1829, wenige Wochen vor seinem 50jährigen Dienstjubiläum, ein plötzlicher Tod seinem thätigen Leben in seinem 83. Lebensjahre ein Ziel setzte. Einsam, wie er im Leben gestanden hatte, ohne Weib und Kind, war er aus dem Leben geschieden.

Da zeigte der gutherzige Kurfürst Wilhelm II., wie er den verdienstvollen Mann auch noch im Tode zu ehren wisse. Auf seine specielle Anordnung und auf seine Kosten fand am 23. Februar die Beerdigung Steinhöfers auf dem kleinen bei Moulang gelegenen Wilhelmshöher Friedhof unter zahlreicher Betheiligung der Kasseler Bürger statt. Damit wurde des Verstorbenen oft ausgesprochener Wunsch, seine ewige Ruhestätte in der Nähe seiner Schöpfungen zu finden, erfüllt. Kein Denkmal bezeichnet diese Stätte, bedarf aber auch solches nicht, da er in seinem Werke, welches seinen Namen trägt, sich schon selbst das schönste Denkmal gesetzt hat.

Justi in seiner hessischen Gelehrtengeschichte giebt einen kurzen Abriß der Lebensgeschichte Steinhöfers und theilt darin die Worte mit, mit welchen der erste Prediger der Kasseler lutherischen Gemeinde, Pfarrer Ruppersberg, der Verdienste und Tugenden Steinhöfers in folgender vortrefflicher Weise an dessen Grabe gedacht hat:

„Das Andenken eines Mannes, der ein halbes Jahrhundert hindurch drei Regenten aus dem Hause Hessen mit unermüdetem Eifer und rastloser Thätigkeit, verbunden mit unerschütterlicher Treue und Gewissenhaftigkeit, gedient und sich dadurch deren ununterbrochene Zufriedenheit erworben hat — das Andenken eines Mannes, der durch seinen fruchtbaren Erfindungsgeist und durch seine tiefgeschöpften und gereiften Erfahrungen Wilhelmshöhe, diesen wundervollen Schauplatz der Natur und Kunst, im großartigen Geist jener Regenten zu verschönern und zum Gegenstand der Bewunderung so vieler Tausende aus Nähe und Ferne umzugestalten so kräftig mitgewirkt hat — das Andenken eines Mannes endlich, der fremd allen niedrigen Ränken und Schmeicheleien,

womit so viele die Gunst der Großen zu erschleichen suchen, durch die Rechtlichkeit, Biederkeit und Anspruchslosigkeit seines Charakters sich auszeichnete, der frei von allem Stolz und Eigendünkel seinen eigenen Werth zu vergessen schien und durch sein leutseliges, bescheidenes und diensteifriges Betragen das allgemeine Zutrauen zu gewinnen wußte, das Andenken eines solchen Mannes verdient vor Allem geehrt zu werden, wie es von seinem gnädigsten Fürsten, dem er bis auf den letzten Augenblick treu ergeben war, auch jetzt durch die von ihm selbst veranstaltete Todesfeier auf eine so ausgezeichnete Art gewürdigt worden ist".

Nachtrag

zu dem ersten Theil des Artikels:

„Beiträge zur Geschichte des Städtchens Niedenstein und der Familie Heß von Wichdorff"

Von E. W. Heß v. Wichdorff.

(S. Nummer 12 d. Zeitschrift.)

Anno 1542 „da Landtgraff Philippus zu einer Türckenhülff rüstet*), wurde auch Curth**) Heß von Wichdorff darzu, weilen dieß Volck aber hernach nit darzu gebrauchet, hat er sich darmit in Kayßerl. Dienst gen Niedterlandt begeben, allwo sein Fehnlein untter deme jungen Reiffbergk blieben, er aber heym getzogen. Alß nun hernacher der Kayßer gegen Landtgraff Philippum unwillig wordten undt es sich allgemach zum Krieg gegen die Evangelischen schicken wollen, hat der Landtgraff Curthen gewarnet. Worauff selbiger nacher Niedterlandt geritten undt den Reiffberger beweget, der Hertzogin Mariä nit auffs neu zu schwehren, welches auch die Knechtt aus deme Hessenlandt nit gethan. Sindt mit Curthen nach Hauß getzogen. Alß sie aber nacher Frankfurth kommen, hat sich befundten, daß die Wechßell-brieff, darmit man Curthen sein ruckstendtigen soldt in Brüchßell betzahlet, nit richttig geweßen, dannenhero er allda kein geldt darauf bekommen können undt weylen die Knecht auffrürisch wordten, ist Curth fast des lebens nit sicher blieben und hat schier hautt undt haar verschreyben müßen, sie loß zu werdten. Ist damahlen ohnedem gar kranck geweßen, das Zipperlein gehabt und in der Senfften getragen werdten müssen. Woher er dannen in große schuldten gerathen. Dahero ihme denn Landtgraff Philippus ein moratorium ertheilet, daß er eines theilß güther mit Raht verkauffen undt betzahlen können. Hat darnach sein Ampt zu Gießen auffgeben, (Curt Hesse v. Wichdorff, „Amptmann zu den Gießen" vergl. Lauze Buch II Cap. 10, Verzeichniß der adlichen Stämme in Hessen) seinen Dienst in Marpurgk behaltten, mit seinen Widtersachern, darunter ihn insondterheit Hanß Brendtel Ao. 1549 bey Kayßer undt Reich verklaget, (St. Archiv z. Cassel, vergl. Akten: „Conrad's Clag-Schrifft wider Hans Brendeln betr.") viel Verdruß erlebet undt letzlich auch verstorben anno 1559 zu Stauffenbergk alt 70 Jahr tags nach Lichtmeß an schlag-fluß von der großen hitz, so in die stuben gemachet, alß er allda ein verhör gehaltten. Seine Haußfrau Maria v. Stapeln starb vor ihme."

cfr. zu Vorstehendem:

St. Arch. Acten betr. Stadt Nyedenstein, Hoff Derer Heßen undt Wichdorff, Dorff derer Heßen, modo Treyß undt dessen Freyheit. Vol. IV. Nr. 2. 1538 Zeugenverhör vor fürstl. Statthalter und Räthen zu Cassel wegen der, Conrad Heßen v. Wichdorff, amptmann zu den Gießen von der Gemeinde Wichdorff bestritte=

*) Landgraf Philipp, welcher sich durch seine bis dahin glücklichen Kriege einen großen Feldherrnruhm erworben hatte und welchen die Volksstimme allgemein als den geeignetsten Heerführer gegen die Türken bezeichnete, war anfänglich Willens, den Feldzug selbst mitzumachen und traf dazu schon ernstliche Anstalten. Da aber auf dem Reichstage zu Speyer Joachim v. Brandenburg zum obersten Feldhauptmann erwählt wurde und Landgraf Philipp bei dessen bekannter Unfähigkeit den unglücklichen Ausgang voraussah, welchen der Krieg gegen die Türken nachher in der That nahm, so gab er den Gedanken an eine persönliche Theilnahme auf und entließ die schon geworbenen Knechte.

**) Churdt defendirte anno 1515 die Vestung Stein gar tapffer, daß der v. Sickingen ohnverrichter sachen abziehen müssen, ward Landtgraff Philippi feldt-Obrist, schlug anno 1525 die auffrürischen bawren vor Fuldta, belägerte anno 1534 die wiedter-Teuffer in Münster, dienete nachgehends dem Kayßer in Niedter-Landt, war ein schultheiß in Marpurg und ist daselbst auch nachero gestorben, nachdeme er, weilen ihm von Carolo quinto die soldt-geldter für seine fehnlein vorendhaldten worden, in viel schuldten und Ungemach gerathen." Vergl. Wynkelmann Diplomat. pag. 10, Rommel III. I. Abth. 249, Teuthorn VIII. 9, Rommel VI. 180.

nen Freiheit von Steuern und Lasten auf die nicht zu seinem freiritterlichen Stammgut zu Wichdorff gehörigen Nebengüter, den Scheffer'schen, Schade'schen und Kyme'schen Hof das. actum Cassel, Donnerstags nach assumt Mariae 1539 und von Wigand Lauze protocollirt.

St. Arch. Conrad Heß v. Wichdorff, Amptmann zu den Gießen, überläßt dem Hospitalstifte Merxhausen vergleichsweise ein strittiges Gehölz am Embßerberg gegen eine Abfindung von 100 Gülden. Wichdorf uf Petri Vincula 1540.

Darmst. Lehnsarchiv. Conrad Heß zu Wichdorff, Amtmann zu Gießen wird vom Landgraf Philipp mit $8^1/_2$ Gülden Manngeld aus dem Zoll zu Kirtorf und der Beede zu Gießen belehnt. — 1542.

Rommel IV. 281. Conrad H. v. W., Feldobrist im Land zu Oberhessen zieht unter Landgraf Philipp mit der oberländischen Miliz gegen Herzog Heinrich v. Braunschweig der in der Schlacht bei Calefeld geschlagen und gefangen wird. 1545.

(Hiermit endet der erste Theil; mit dem zweiten werden wir in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift beginnen.)

Geschichte der Räuberbande des „alten Druckers“.

Von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Um die Art und Weise nun kennen zu lernen, wie die Räuber bei ihrer Hanthierung zu Wege gingen, wählen wir die drei letzten, der Sprengung der Bande vorausgehenden Raubunternehmungen aus.

Schmul, der Schwiegersohn des „Mentel Polack“, hatte auf dem Jahrmarkt zu Wildungen den, mit Ellenwaaren handelnden Moses Levi aus Gemünden an der Wohra gesprochen und ausgekundschaftet, welchen Weg derselbe auf seiner Nachhause-Reise einschlagen würde. Von Schmul benachrichtigt, beschloß die Bande die Beraubung Levi's und gab als „bezinkten Emmes“ die Ziegelhütte bei dem Kloster Haina an. Dort trafen sich: Der alte Drucker; Mentel Polack (der noch den Arm in der Binde trug, den ihm der mannhafte Müller auf der Reichshofmühle zu Vacha bei dem daselbst versuchten Raube mit einem Ochsenjoch entzwei geschlagen hatte); der schwarze Liborius; Leyser; Weidenbaums-Görg; der große Hann-Peter; der rothe Konrad; Gäul-Afromche; der rothe Gottlieb; Joseph Markus und der Sohn des alten Scheu.

Als man vollzählig war, ging es dem Dorfe Löhlbach zu, bis man im Walde dem Wagen begegnete. Die Bande ging an demselben vorüber und theilte sich, als sie ihn im Rücken hatte. Die vier zuerst Genannten blieben als Wache, um Jedermann, der des Wegs von Löhlbach käme, fest zu halten; die Andern aber machten Kehrt und suchten den Wagen wieder zu überholen. Es war das in dem Walde zwischen Haina und Löhlbach, in dem sogenannten „tiefem Loch.“ Sie hätten jedoch die Eile nicht nöthig gehabt; denn der Handelsmann, der mit seiner Ehehälfte, nichts Schlimmes ahnend, auf den Waaren-Kisten saß, vermißte in diesem Augenblicke seinen Stock, den er vor einer Weile noch zwischen den Knieen gehabt hatte und schickte den Fuhrmann (Tobias Berg von Gemünden) zurück, denselben zu suchen. Dieser war kaum einige Schritte gegangen, als er sich von den Räubern ergriffen und zurück zu dem Wagen geschleppt sah, wo im Nu der Handelsmann und seine Frau von ihren Sitzen gerissen, geknebelt und mit dem Gesicht auf die Erde gelegt wurden. Ein gleiches Loos traf alsbald auch ihn. Dann schlugen die Räuber Kisten und Kasten auf, raubten eine Menge Kattun, dessen Werth der Beraubte später eidlich auf 2500 Thaler angab und 5 bis 6 Karolin an baarem Gelde. Nachdem das Gesindel den Kattun in Säcke geborgen, entfernte es sich, kehrte jedoch nach kurzer Zeit zurück, durchstöberte noch einmal Alles, warf den Fuhrmann in den ledigen Waarenkasten, die Eheleute auf den Wagen und führte denselben mit dem Bedeuten, daß für ein gut gemachtes Bett gesorgt werde, in das Walddickicht. Dort banden ihn die Räuber mit einer Kette an einen Baum und entfernten sich. Dem Fuhrmann gelang es nach einiger Zeit, sich von seinen Fesseln frei zu machen und seine Schicksalsgenossen ebenfalls zu befreien.

Durch diesen Raub wurde Moses Levi ruiniert und mußte dazu noch erleben, daß man ihn in den Verdacht nahm, die Geschichte von dem Raube erdichtet zu haben, um damit einen betrügerischen Bankerott — als solchen bezeichnete man seinen, durch die Beraubung herbeigeführten Ruin — zu rechtfertigen.

Die Räuber wendeten sich nach gelungenem

Handstreich dem nach Jesberg hin gelegenen Kellerwalde zu, in welchem sie beim Scheine mitgebrachter Lichter ihre Beute theilten und sich dann trennten.

Bald darauf fand sich die Bande in Volkmarsen wieder zusammen. Es war im April 1806 und Ostern, welches Fest sie bei Hülseberg im „Weißen Roß“ und beim Rabbi im „Stern“ feierten. Hier brach zwischen dem großen Hann-Peter und dem rothen Konrad Zwist wegen gestohlener Sachen aus, die der Erstere „untermackelt“ d. h. unterschlagen haben sollte. In Folge dieses Streites verließen der rothe Konrad und der rothe Gottlieb die Gesellschaft, um auf eigene Faust zu „handelen.“ Dabei suchten sie die Unternehmungen ihrer früheren Cumpane zu vereiteln, wo sie konnten, so den Raub bei dem Pastor Rappe zu Welda.

In dem Dorfe Welda lebte ein verkommener Wirth, Namens Meinolfus Tegethof, der den Räubern von früher als „kochem“ bekannt war und eine Tochter hatte, die als Magd bei dem Pastor Rappe daselbst diente. Bei einem Besuche im elterlichen Hause war wohl unabsichtlich von ihr geäußert worden, daß ihr Brotherr seinen diesjährigen Waizen gut verkauft habe. Die Ehefrau des Tegethof fing diese Aeußerung auf, brachte aus der Tochter auf geschickte Weise heraus, daß der Pastor den Erlös noch im Hause habe und hatte nichts Eiligeres zu thun, als den alten Drucker davon in Kenntniß zu setzen. Dieser sandte sofort seinen „Hannes“ und den Sohn des Weißen-Roß-Wirths nach Welda, um den Bruder der Tegethof'schen, oder wie sie die Gauner nannten, der Meinolf'schen Ehefrau, einen gewissen Hövel, der früher schon einmal dem Pastor den Rauchfang geleert hatte, in die Herberge zu bestellen. Jener kam auch und erhielt den Auftrag, die Gelegenheit aus zu „baldowern“. Er muß seine Aufgabe jedoch nicht zur Zufriedenheit der Bande gelöst haben; denn der große Hann-Peter machte sich eines Tages in Begleitung zweier jüdischer Cumpane selbst auf den Weg und kehrte bei Tegethof's ein. Um der Nachbarschaft unverdächtig zu erscheinen, trat er in der Tegethof'schen Behausung als Sympathie-Doktor auf, besah die entzündeten Augen des Hauswirths am Fenster und machte seinen Hokuspokus. Nach Rückkunft von seiner Sendung beschloß die Bande, den Raub in der Nacht des 16. April auszuführen.

Der rothe Konrad und der rothe Gottlieb suchten denselben jedoch zu hintertreiben. Sie schrieben einen Zettel und klopften in der Dunkelung eben jenes sechzehnten an die Fensterladen der Pfarrei zu Volkmarsen. Als der Pfarrer Schohaus öffnete, reichte Einer von ihnen ihm den Zettel, worauf er alsogleich verschwand. Schohaus trat zu dem Licht und las: „Herr Pastor in Welda soll diese Nacht bestohlen werden; mach Er, daß dieses gleich dem Pastor in Welda geschrieben wird!“

Der würdige Pfarrer hatte nichts Schnelleres zu thun, als zu dem Bürgermeister zu eilen und diesem das Schriftstück vorzulegen, der nun seinerseits an den Pastor von Welda schrieb, ihn warnte und noch in derselben Stunde das Schreiben durch zwei zuverlässige Boten expreß übersandte.

Der Pastor von Welda lag bereits, als die Boten gegen zehn Uhr dort eintrafen und Einlaß begehrend an Thür und Fensterladen der Pfarrei klopften, bis an die Ohren in den Federn, und es währte eine ganze geraume Zeit, bis er sich ermunterte und noch halb schlafbefangen an das Fenster trat, um zu fragen, was es so spät noch gäbe. Die Boten sagten ihm, daß sie mit einem sehr eiligen Schreiben von dem Bürgermeister in Volkmarsen gesandt seien. Das kam dem geistlichen Herrn jedoch ein Bischen zu rund vor, und kurzer Hand beschied er die Boten zum Wiederkommen am folgenden Morgen und schlug, unwirsch über die Störung, die Fensterlade zu; worauf Jene sich mit den Worten entfernten, es würde ihn Das schon theuer zu stehen kommen. —

Kaum hatten sich Ihre Ehrwürden wieder niedergelegt und waren entschlummert, als sie durch das gewaltsame Aufsprengen der Stuben- und im nächsten Augenblick der Kammerthür jäh aus ihrem Schlummer aufgescheucht wurden und gleichzeitig einen wüsten Kerl mit Licht und Brecheisen auf sich zukommen sahn. Der Pastor war aber ein beherzter Mann, der sich im Nu aufraffte und an Widerstand dachte. Der Eindringling war jedoch flinker, versetzte ihm einen Schlag über die Nase, der ihn zu Boden warf. Ein zweiter Kerl nahte und nun ward der halb Ohnmächtige, dem ein heller Blutstrahl über das Gesicht und das Nachthabit schoß, geknebelt. Als darauf noch ein Dritter erschien, begann das Erbrechen von Kasten, Kommoden und Schränken, während dem Geknebelten verschiedentlich mit dem Brech-Eisen an dem Hals gesäbelt, und er bedroht wurde, man würde ihm die Kehle abschneiden, wenn er nicht angäbe, wo er sein Geld aufbewahrt halte.

Während dieses im Schlafzimmer und der Stube des Pastors vorging, hatten drei andere die Thür zu der Mägde-Kammer ebenfalls erbrochen und die um ihr Leben jammernden Frauenzimmer gleichergestalt geknebelt.

Anderen Tages fand es sich, daß neben der Hausthür ein Loch gebrochen, durch das von innen der Riegel zurückgeschoben war, so daß die Bande den leichtesten Aus- und Eingang gehabt hatte. Geraubt wurden: Eine goldene Uhr; zwanzig

Reichsthaler an baarem Gelde, eine Vogelflinte, Hemden, Tisch- und sonstiges Linnenzeug. An dem Raube in dem Hause nahmen Theil: „Weidenbaums-Görg; der schwarze Liborius; Leyser; Gilbert Eller; Gäul-Afromche; und einer von den Kammerjägers-Jungen, während der alte Drucker und der große Hann-Peter vor der Pfarrei Schildwache standen. —"

(Fortsetzung folgt.)

Der Rechte.

Hessische Dorfgeschichte von E. Mentzel.

(Fortsetzung und Schluß.)

Marielies erschrak, als ob sie einen bösen Geist sähe. Der Bursche aber lächelte gutmüthig und sah das Mädchen halb mitleidig, halb vertrauenerweckend an. War es doch nicht das erstemal, daß ihm auf diesem Wege ein junges Ding begegnete, um auf den Rath vom Kräuterbast eine dunkle Frage durch Zaubermittel zu lösen. So schön und liebreizend wie diese verschämte Dirne hatte aber der Barthel lange kein junges Mädchen gesehen. Deshalb fühlte er auch Mitleid mit ihr und sagte nach einem Augenblick peinlichen Schweigens in scherzhaftem Ton: „Nicht wahr, Jungfer, Sie möchte gerne meinen Vornamen wissen? Es thut mir leid, daß ich einen nennen muß, der hier in der Gegend gar selten ist. Meines Wissens trägt ihn nur noch Einer, um den aber leider keine so schmucke Dirne, wie Ihr, das Zauberkräutlein bricht. Ich heiße Barthel, das stammt von Berthold her. Auf diesen Namen bin ich getauft worden."

Während er sprach, war Marielies ganz blaß geworden und hatte sich, als ob sie einer Stütze bedürfe, an einem jungen Birkenstämmchen, das am Rande des Weges stand, festgehalten. Man sah es, sie suchte nach Worten, aber sie konnte nichts erwidern. In jedem Augenblick steigerte sich ihre grenzenlose Verwirrung. Dies dauerte den gutmüthigen Burschen. War er doch der Meinung, das schöne Mädchen sei nur deshalb so erschrocken, weil er den gewünschten Namen nicht genannt habe. Eilig suchte er darum an ihr vorbei zu kommen, grüßte artig und bat mit ein paar höflichen Worten, daß sie sich die Enttäuschung nicht allzusehr zu Herzen nehmen möge.

Einen Moment stand Marielies noch wie angewurzelt da, dann eilte sie flüchtig, als ob sie jemand verfolge, den Hügel hinan und weiter empor bis zu einem kleinen freien Platz, wo in uralten Zeiten die tapferen Chatten ihrem obersten Gotte Wodan geopfert haben sollten. Hier blieb sie aufathmend stehen und kreuzte die Hände über der heftig wogenden Brust. Sie wußte es nun, Berthold war der Name des Rechten. Immer wieder sagte sie es sich, als ob sie nicht daran glauben könne. Das Zauberkräutlein hatte wirklich an den Tag gebracht, was von ihrem eigenen Herzen in stolzer Scheu bis heute verleugnet und verschwiegen worden war. Jetzt hätte sie aufjubeln mögen bei dieser beseligenden Erkenntniß, aber gleich darauf kamen marternde Gedanken. Was sollte sie mit diesem heißen Gefühl? Es war ja nur da, um ihr Qual zu bereiten; denn Berthold liebte sie nicht und ging ihr sogar aus dem Wege, wo er nur konnte. — Wie beneidete sie die reiche Erbtochter, der ein braver armer Bursche eine so treue Neigung schenkte, ohne daß diese es wußte! — Ach, wenn sie an der Stelle dieses Mädchens gewesen wäre! Marielies konnte sich das nicht vorstellen, ohne daß es ihr ganz wonnesam ums Herz wurde. Doch wie anders war die Wirklichkeit als dieser schöne Traum! Sie mußte Gott danken, daß niemand von dieser Neigung etwas wußte, daß sie der freundliche Bursche eben nicht gekannt hatte. Hoffentlich sah sie ihn im Leben nicht wieder; denn sonst hätte sie ja vor Scham in die Erde sinken müssen.

Als Marielies wieder ruhiger geworden war, grub sie vorsichtig mit einem breiten Messer eine schwarze Nießwurz aus, die auf einem Abhang stand. Sie band die Pflanze mit ihren zahlreichen Nebenwurzeln in ein weißes Tüchlein und bog, nachdem sie die Höhe wieder hinabgeschritten war, in dieselbe Tannenschonung ein, die auch am Morgen der Kräuterbast mit Berthold durchschritten hatte. Wie ein Reh, das angstvoll mit den klugen Augen späht, ob ihm keine Menschen auf der Spur sind, eilte Marielies, scheu nach allen Seiten blickend, an den jungen Bäumen dahin. — Es schien ihr erst leichter ums Herz zu werden, als sie die Schonung hinter sich hatte und in das dämmerige Dunkel des Buchenwaldes eintrat.

Auf dem Wege nach der Backsteinbrennerei begegnete um dieselbe Zeit der Aufseher Barthel dem alten Kräutersammler. Dieser forderte nun

den Burschen auf, eine Weile auf dem Rain neben ihm Platz zu nehmen, was auch geschah. Dann erzählte ihm Bast mit zwinkernden Blicken und schalkhaft wichtiger Miene eine seltsame Geschichte. Dadurch wurde der Barthel über die Begegnung mit dem Mädchen vollständig aufgeklärt und veranlaßt, den alten Hexenmeister vor lauter Freude mehrmals wie eine Geliebte herzhaft zu umarmen.

V.

Während beide hier noch eine Weile über das Zauberkräutlein kicherten, und der Kräuterbast sich dann anschickte, noch einen wichtigen Gang zu thun, schritt Marielies erleichterten Herzens den Waldpfad entlang. Plötzlich meinte sie, die Erde öffne sich und zaubere einen Geist vor sie hin; denn wenige Schritte vor ihr stand Berthold ruhig an einen alten Baum gelehnt und sah sie betroffen an. Bei dem unverhofften Anblick des Geliebten war Marielies so heftig erschrocken, daß sie jetzt wankte wie eine Nachtwandlerin, die man beim Namen gerufen hat. Kaum brachte sie den Abendgruß über ihre Lippen und eilte wie betäubt an Berthold vorüber, nur mit einem flüchtig scheuen Blick sein plötzlich von jäher Glut überströmtes Antlitz streifend.

In der Seele des Burschen regte sich ein heißer Wunsch, als er das geliebte Mädchen in holder Verwirrung so nahe an sich vorüberkommen sah. Mit Gewalt mußte er an sich halten, um nicht alles Bittere zu vergessen und das zu überwinden, wonach sein Herz in ungestümer Sehnsucht begehrte. Schon wollte er beide Arme ausbreiten, um sie zu umschlingen, aber er dachte zu rechter Zeit noch an die gestrige Begegnung und wurde Meister seines Verlangens.

Ein paar Schritte hatte Marielies zurückgelegt, da fiel ihr mit Entsetzen ein, welche unselige Wirkung das Zauberkräutlein in gewissem Falle auf das geistige und leibliche Wohl eines geliebten Menschen ausüben könne. Wie oft hatte sie sonst über derartige schlimme Verheißungen gelacht, auch jetzt glaubte sie nur mit halber Seele daran, allein die bange Furcht, es könne vielleicht doch etwas Wahres daran sein und dem Geliebten durch ihren Trotz an Leib und Seele ein Leid geschehen, ließ sie schnell alle Scheu, alle widerstreitenden Gefühle überwinden. Als ob sie in dem nun gefaßten Vorsatz nicht wankend werden wolle, blieb sie schnell stehen. Dann wandte sie dem Burschen halb ihr Antlitz zu und sagte bittend: „Berthold" —

Freudig erschreckt fuhr der Angeredete zusammen und trat unwillkürlich einige Schritte näher an sie heran. „Marielies!" gab er dann bebend zurück. Er konnte die sich daran schließende Frage nicht aussprechen; denn das Herz schlug ihm bis in die Kehle hinauf.

„Wirst du mich nit falsch verstehn oder gar für 'ne keckliche Dirne halten, wenn ich dich bitt', mir jetzt deine Hand zu reichen?" Während Marielies sprach, war sie wieder glühend roth geworden, sie wandte sich seitwärts, um ihn nicht ansehen zu müssen.

Berthold stand einen Augenblick da, als ob sich ein unglaubliches Wunder vor seinen Blicken vollziehe. Unaussprechliches Glück spiegelte sich in seinen Augen, lag in seinen Zügen, als er schnell an sie herantrat und ihre bebende Hand mit der Rechten fest umschloß. Dann entgegnete er mit verhaltener Leidenschaft: „Wie könnt' ich dich für kecklich halten, Marielies! — Du hast mir ja viel tausendmal gezeigt, daß du in allen Stücken das gerade Gegentheil davon bist. Doch weshalb begehrst du jetzt meine Hand?

Die Sinne vergingen dem Mädchen fast. Mit unsagbarer Wonne fühlte sie, wie seine Hand die ihrige immer fester drückte, hörte sie sein Herz laut klopfen und sah, mit welcher Spannung sein Auge an ihren Lippen hing. Aber sie konnte ihm doch die volle Wahrheit nicht sagen. Das hätte ja ausgesehen, als ob sie die alte Sitte auf den Kopf stellen und aussprechen wollte, was doch einzig nur dem Burschen zukam. Eine Weile irrten ihre Blicke verlegen am Boden, dann sagte sie, weil sie doch auch nicht lügen wollte: „Um einen bösen Zauber abzuwenden, verlange ich deine Hand."

Jetzt fiel Berthold ein, daß der Kreisthierarzt zu seinem Herrn gesagt hatte, der Schimmel, der dem verstorbenen Jochenbauer vor ein paar Jahren das Leben rettete, sei durch ein böses Geschwür nahe daran zu verenden. Wie Hagelschlag in einen blühenden Garten, so vernichtend fiel die Erinnerung an die Thatsache in Barthels eben noch von heißer Liebesleidenschaft erfülltes Herz. Alles, was er in einem Augenblick unaussprechlicher Seligkeit gehofft, erwartet hatte, es war jählings zerstört und mit der Wurzel wieder ausgerottet. Rauh stieß er die Hand des Mädchens von sich und sagte etwas spöttisch: „Das hätt' ich mir denken können. So 'ne stolze Erbdirn' entschließt sich doch nur dazu, von einem armen Burschen die Hand zu verlangen, wenn sie etwas Besonderes damit bezwecken will."

Aus dem Antlitz des Mädchens war alle Farbe gewichen. Wie flehend sah sie Berthold an und wollte etwas erwidern, aber es fehlten ihr die rechten Worte.

„Laß das nur", fuhr der Letztere gereizt fort. „Brauchst dich nit zu exküsir'n, hast mir ja gleich gesagt, daß ich dich nit mißverstehen soll! In meiner Dollheit hab' ich's nur überhört. Alleweil

aber, Marielies, bin ich wieder ganz klar bei Verstand. Ich weiß, daß du für deinem Vater selig seinen kranken Schimmel n'en Zauberkraut auf dem Woddensberg gelangt hast. Damit 's richtig wirken thut, mußt du den um 'nen Handschlag angehn, der dir zuerst in den Weg kommt. Zufällig bin ich das gewesen."

Marielies stand wie leblos da. Es war plötzlich wie eine Lähmung auf ihre Stimme gefallen, so daß sie nicht aussprechen konnte, was sie empfand. Nur mit vorwurfsvollen Blicken vermochte sie ihn zu fragen, ob er sie denn wirklich so ganz und gar verkennen könne.

In seiner heftigen Erregung verstand aber Berthold diese Frage nicht. Er hielt sie für eine stumme Abweisung und fügte noch hinzu: „Brauchst keine Angst zu haben, ich geh' schon und rühr' dich ganz gewiß nicht mehr an. Eigentlich, Marielies, sollt' ich freilich, weil du nun doch einmal weißt, wie's in mir aussieht, den Moment benutzen und dich nach Herzenslust abküssen. Doch sei ohne Sorge, ich bin noch Herr über mich und thu' dir nix. — Magst dich getrost damit brüsten, daß du wieder einen abgespeist hast, aber sagen sollst du nit, die Verzweiflung darüber hätt' auch alles Ehrgefühl und alle Willenskraft in ihm erstickt. — Und nun adjes für immer! Ich wünsche dem Zauberkräutlein recht gute Wirkung und bitte dich zuletzt noch, geh mir fürder aus dem Weg, wo du nur kannst.

„Berthold, Berthold!„ klang es flehend von den Lippen des Mädchens. Doch er hörte nichts mehr. Im Sturm seiner leidenschaftlichen Erregung, achtete er auch nicht auf ihre ausgestreckten Arme und ging, kaum seiner Sinne mächtig, eilig den Waldpfad entlang nach den jungen Tannen zu. Nur einmal noch an einer Windung desselben sah er sich um.

Als er Marielies, deren Hand sich jetzt gegen eine Buche stützte, noch immer auf der nämlichen Stelle erblickte und die letzten Strahlen der Sonne durchs dichte Geäste über ihr verstörtes Antlitz gleiten sah, da entbrannte noch einmal ein kurzer heftiger Kampf in seinem Herzen. Dennoch ließ er sich nicht wieder hinreißen. Indem er sich einredete, daß das, was ihn jetzt wieder zu ihr ziehen wolle, nur verletzter Stolz und Empörung über seine letzten kühnen Worte sei, gewann er es über sich, schnell seinen Weg fortzusetzen.

Als ihn Marielies nicht mehr sah, wollte sie ihm nacheilen, aber die Kniee versagten ihr. Es war ihr mit einemmale zu Muthe, als ob eine unsichtbare Gewalt alle ihre Glieder in Fesseln gelegt habe. Sie setzte sich auf einen Baumstumpf nieder und blickte eine Zeitlang traurig vor sich hin, dann begann sie bitterlich zu weinen. Waren es denn schmerzliche Empfindungen, die diese Thränen von ihrem Herzen lösten? Nein, gewiß nicht, vielmehr ein Gefühl unaussprechlicher Wonne, das sich auf irgend eine Art Luft verschaffen mußte. Nun blieb ja kein Zweifel mehr darüber, daß Berthold sie liebte und daß er der Bursche war, der dem Kräuterbast das Geständniß abgelegt hatte. Was nun noch zwischen ihnen stand, das konnte leicht überwunden werden. Es mußte alsbald entweichen wie der Nebel in der Frühe vor der lieben Sonne. — —

Am Ausgang des Buchenwaldes traf Berthold seinen alten Freund. Dieser merkte sofort an dem verstörten Wesen des Burschen, daß es zwischen ihm und Marielies so gekommen war, wie er schließlich noch gefürchtet hatte. Da er aber nicht wollte, daß für die beiden stolzen Herzen diese Gelegenheit zur Begründung ihres Glückes wieder ungenutzt vorübergehen sollte, erzählte er Berthold eine Geschichte, welche diesen mit einemmale ganz veränderte und die Handlungsweise des geliebten Mädchens in ein ganz anderes Licht stellte. Nun wußte er, daß sie ihm nicht alles sagen durfte, ohne ihm zugleich zu bekennen, was sich nun einmal für ein Mädchen nicht schickte. — Jetzt konnte er der glücklichste Mensch auf Erden sein und verlor keinen Augenblick mehr, um es auch wirklich zu werden, Unter herzlichen Dankesworten nahm er schnell vom Kräuterbast Abschied und lief in fliegender Eile den Weg zurück, während der Alte an den jungen Tannen entlang nach Hause ging. Seelenvergnügt lächelte dieser oft darüber, daß das Zauberkräutlein endlich doch noch helfen mußte.

Berthold hatte Marielies bald erreicht, sie saß noch immer da, wo er sie zuletzt gesehen. Nun aber wurden zwischen beiden nicht viele Worte gewechselt und es gab keine langen Auseinandersetzungen. Auf viel deutlichere Weise machte der Bursche dem Mädchen klar, daß er ihr eben unrecht gethan hatte und in dem verzweifelten Schmerzensausbruch einer vermeintlichen bitteren Enttäuschung ganz verblendet gewesen war. Erst als sie dann Arm in Arm heim gingen und dem ersten berauschenden Liebessturm die ruhige beseligende Erkenntniß ewiger Zusammengehörigkeit gefolgt war, erst dann erzählte Berthold der Geliebten, wie schlau es der Kräuterbast angefangen hatte, um das Zauberkräutlein zum einzig richtigen Freiersmann zwischen ihnen beiden zu erwählen.

Dem Hannes blieb die junge Herrin etwas zu lange aus. Er stellte sich in die Einfahrt, um auf sie zu warten. Als er sie aber bei anbrechender Dämmerung mit dem Berthold Arm in Arm die Dorfgasse herkommen sah, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und rief einer bereits ergrauten Magd freudig erregt zu: „Annegreth, komm Se' doch geschwind! Die alten Zeiten sind wieder da! alleweil kommt ja

die Dirn', weiß der liebe Gott, mit dem Rechten heim!" — — — — — — — — —

Der erste Besuch, den das Brautpaar machte, galt dem Kräuterbast. Weil er ihren Herzen den rechten Weg gezeigt hatte, sollte er auch zuerst sehen, wie unaussprechlich glücklich sie geworden waren. Dann gingen sie durch den stillen Grund dem Barthel entgegen und nahmen ihn mit sich auf den Jochenhof, wo am Abend die ganze Verwandtschaft des Brautpaares zusammen war, und auch allen Knechten, Mägden und Tagelöhnern ein großer Festschmaus gegeben wurde.

Der Verspruch der steinreichen Erbin erregte im ganzen Kirchspiel großes Aufsehen. Bertholdwurde im stillen viel beneidet, aber kein Mensch zuckte in Gegenwart anderer über die Wahl des Mädchens verächtlich die Achsel. Freilich besaß der Bräutigam kein Vermögen, allein er war ein ebenso braver als schöner Bursche und stammte aus einer Familie, die noch vor zehn Jahren zu den ersten weit und breit gehört hatte und auch zu den verstorbenen Eltern der Braut von jeher in den herzlichsten Beziehungen stand. Die Liebe machte also an dem Burschen nur wieder gut, was von bösen Menschen an ihm und seinen Eltern verbrochen worden war. Deshalb wurde dem Berthold sein Glück auch von vielen gegönnt, um so mehr, als er ja schon vor Jahren das Leben für seine Braut eingesetzt hatte und dessen stattliche Gestalt weit besser zu dem Mädchen paßte, als die aller ihrer zahlreichen anderen Freier.

Ein paar Tage nach der Verlobung wurde der kranke Schimmel wieder besser, und wenige Wochen später war er bereits so gesund, daß er einen Wagen Klee aus dem Felde heimfahren konnte. Der Thierarzt that sich viel zu gut auf diese gelungene Kur, aber Hannes hatte seine eigenen Gedanken darüber. Freilich sprach er diese nur gelegentlich im Vertrauen aus, wenn es galt, den Ruhm des Kräuterbast und seiner wirksamen Zaubermittel weiter zu verbreiten. — — — — — — — — — — — — —

Berthold und Marielies sind seit Jahren ein glückliches Ehepaar, das schon mit ein paar pausbäckigen Kleinen gesegnet ist. Hannes beaufsichtigt dieselben, weil er im Stall nicht mehr arbeiten soll und sich doch bis an sein Lebensende von dem Jochenhofe und seiner Herrschaft nicht mehr trennen mag. — Barthel hat sich für immer in Wildenborn niedergelassen. Seit einem Jahre ist er mit der ältesten Enkelin vom Kräuterbast glücklich verheirathet. Dieser braut noch immer für Menschen und Vieh heilsame Tränklein, jedoch seit seine Enkel erwachsen sind und selbst arbeiten, geht er nicht mehr meilenweit, um ein paar Groschen zu verdienen. An jedem Sonntage bringt ihm die junge Frau aus dem Jochenhofe ein gutes Mittagessen. Kann sie es doch nie vergessen, daß Bast es gewesen ist, der ihr Herz mit kluger Art auf den rechten Weg führte.

Marielies ist in ihrem Glück recht demüthig geworden. Wer es nicht weiß, wird sicher nie ahnen, daß das große Vermögen von ihr herstammt.

Oft Sonntagabends, wenn es stille im Hofe ist, und die Kinder schon schlafen, dann sitzen die Gatten noch lange bei einander und reden von vergangenen Zeiten. Während sie dies thun, fliegt dann und wann ein dankbarer Blick auf ein vertrocknetes Vergißmeinnicht, das an der Wand unter Glas und Rahmen hängt und von den Ranken eines Epheustocks wie von einem grünen Kranze umschlossen ist.

Alexander.

Dem großen Alexander schrieb
Einst Antipater: Hoher Herr!
Olympias, die Mutter Dein,
Treibt Politik und stört uns sehr!

In Alles mischt die hohe Frau
Die zarte Hand. Und sag' ich: „Nein!"
So sagt sie ganz entschieden: „Ja"!
Sprich, hoher Herr, ein Machtwort drein!

Held Alexander las und schickt
Dem Kläger den Bescheid nach Haus:
„Nur eine Mutterthräne löscht
Mir hundert Deiner Briefe aus!"

Th. Kellner.

Vielleicht!

Vielleicht, dacht ich, und sah zum Abendsterne,
Der zitternd über'm Horizonte stand,
Vielleicht daß jetzt in weiter Heimathsferne
Auch sie den Blick ihm träumend zugewandt.

Daß uns're armen Seelen, die hier unten
So oft getrennt, so schmerzlich sich vermißt,
Auf ihrem irren Lauf dort oben sich gefunden,
Und leise, leise sich zum Gruß geküßt!

Ricardo Jordan.

Aus alter und neuer Zeit.

Der Bau der neuen Fuldabrücke im Jahre 1788. In diesen Tagen sind es 100 Jahre, daß Landgraf Wilhelm IX. den Bau der noch jetzt der Stadt zur Zierde gereichenden neuen Fuldabrücke beschloß und deren alsbaldige Ausführung anordnete. Das Bedürfniß einer solchen an Stelle der alten, deren Platz noch an deren zu Eisbrechern verwendeten Grundpfeilern erkennbar ist, war schon längere Zeit ein sehr fühlbares gewesen, da der Verkehr nach und von der Stadt an dieser Stelle, wo drei Hauptlandstraßen, die Hannöversche, Leipziger und Nürnberger zusammentrafen, bei weitem der lebhafteste war, und der Eintritt in die Stadt durch die sehr enge Fuldagasse auf die Besucher der Stadt einen sehr wenig vortheilhaften Eindruck machte. Die hier fortwährend vorkommenden Verkehrsstockungen hatten noch am 9. Januar 1788 die Fürstliche Polizeikommission zum Erlaß folgender Verordnung veranlaßt. „Nachdem man mißfällig wahrnehmen müssen, daß die Wagen, so über die Fuldabrücke aus der Stadt hinaus oder hereinkommen wollen, sich in den dahin führenden engen Straßen, besonders in der mittleren Fuldagasse, öfters begegnen und so in einander verfahren, daß sie ohne Schwierigkeit und großen Aufenthalt nicht wieder auseinandergebracht werden können, wodurch die Passage gehindert wird, Als sollen hinfüro, um diesem Ungemach abzuhelfen, alle Fuhren, so über die Fuldabrücke hereinkommen, durch die mittlere, diejenigen aber, die hinauswollen, durch die unterste Fuldagasse ihren Weg nehmen, welches hierdurch jedermann, dem es angeht, zur Nachricht und stracklichsten Nachachtung bekannt gemacht wird.“ Da aber diese Verordnung den Uebelstand nicht beseitigte, und die alte Brücke bereits so schadhaft geworden war, daß sie mit einem starken hölzernen Hängewerk hatte versehen werden müssen, beschloß Wilhelm IX. die Erbauung einer neuen Brücke, welche einen breiten Eingang nach dem Altstädter Marktplatz gewähren sollte.

Die dieser zu gebende Lage machte zunächst erforderlich, daß außer einer Anzahl hier im Wege stehender Privathäuser, auch die auf dem Unterneustädter Platz befindliche alte, bei ihrer Erbauung der heiligen Magdalena geweihte, und schon im Jahre 1342 als vorhanden erwähnte Kirche zum Abbruch kommen mußte. In Folge gnädigster Resolution wurden die Häuser des Schreinermeisters Friese, der Wittwe Vogt und des Büchsenmachers Wunsky, sowie das den Erben des Kammersekretarii Dilling zustehende Haus niedergerissen und in dem auf den 3. Juli bezw. 22. November 1788 anberaumten Termin die hieran befindlich gewesenen Baumaterialien meistbietend verkauft. Der Bau der neuen aus 3 Bogen bestehenden Brücke wurde in einer Länge von 275 und einer Breite von 42 Fuß unter Leitung Jussow's von dem Werkmeister Wolff in vortrefflicher Weise ausgeführt und nahm 7 Jahre in Anspruch.

Das Erforderniß einer Brücke über die Fulda der Stadt gegenüber war schon im 13. Jahrhundert durch die bei Erweiterung der Stadt auf dem rechten Fuldaufer stattgefundenen Ansiedelungen hervorgetreten, welche in dieser Zeit eine solche Bedeutung erlangt hatten, daß sie bereits im Jahre 1293 als neue Stadt (Neustadt) urkundlich erwähnt werden. Während schon früher wohl eine hölzerne Brücke hier die Verbindung zwischen den beiden Stadttheilen hergestellt haben mag, war am Ende des 13. Jahrhunderts bereits eine auf steinernen Pfeilern ruhende und mit einem Dache versehene Brücke vorhanden, welche aber schon im Jahre 1346 so schadhaft geworden war, daß Landgraf Heinrich der Eiserne die Erbauung einer neuen beschloß und zur Beschaffung der nöthigen Gelder einen Brückenzoll einführte, wie Piderit in seiner Geschichte Kassels anführt, wohl der erste Zoll dieser Art in Deutschland.

Die im Jahre 1788 abgebrochene Brücke war im Anfang des 16. Jahrhunderts erbaut und zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs, wegen der Truppendurchzüge, durch Abreißen der überbauten Thore und der auf den Pfeilern stehenden Wohnungen erweitert und erheblich verbessert worden. R.-L.

— Eine kleine Berichtigung. Von dem Verfasser des Artikels: „Eine Meldung in dem dreißigjährigen Kriege im Jahre 1621“ (Nr. 13 unserer Zeitschrift) ist uns folgende Berichtigung zugegangen: Seite 204, Spalte 2, Zeile 40, muß es heißen: „In der Kälte der Nacht um 4 Uhr am 15. November 1621“, ferner Seite 205, Spalte 1, Zeile 15: „Am 20. Dezember wurde dann der Herzog Christian von Braunschweig im Busecker Thale von dem zu seiner Vertreibung abgesendeten Oberst Anholt geschlagen und zog sich später längs der waldeckisch-hessischen Grenze, an Fritzlar und Naumburg vorbei, bis nach Westphalen zurück.“ (S. Rehm, „Geschichte beider Hessen“.) —

Ueber den Verlauf des Kampfes selbst sind uns von einem Freunde unserer Zeitschrift folgende Einzelheiten mitgetheilt worden:

Am 22. November nahm Herzog Christian von Braunschweig die Feste Amöneburg ein und alsbald danach auch Neustadt. Von hier aus verlangte er vom Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt in einem Drohbriefe vom 28. November freien Durchzug. Landgraf Ludwig aber rief seine Truppen ein und beschloß, Widerstand zu leisten. Zu seiner Unterstützung eilte Graf Anholt herbei. Herzog Christian stand bereits im Busecker Thal. Am 6. Dezember erließ er auch an die Städte Homberg a. d. O. und Alsfeld Drohbriefe. Zwischen Großen- und Alten-Buseck hatte er eine Wagenburg geschlagen „und

bey damahliger grosser Kälte sich ins Feld gelegt und fleissige Wacht gehalten.“ Am 20. Dezember wurde der Herzog aus seiner Verschanzung gelockt und nach einem hitzigen Kampfe, wobei ihm selbst das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, mit einem Verluste von 100 Mann an Todten zum Rückzuge nach Amöneburg und Neustadt genöthigt. Von hier erließ er einen zweiten Drohbrief vom 28. Dezember an Alsfeld, worin er für den Fall, daß seine Befehle nicht befolgt würden, für den folgenden Tag blutige Rache in Aussicht stellte. Als der Herzog jedoch anrückte, stürzte sich ihm der Schottener und Ulrichsteiner Ausschuß unter Hauptmann Schmelz zwischen Kirtorf und Erbenhausen entgegen, tödtete mehrere der braunschweigischen Reiter und jagte die Anderen in die Flucht. Zu Beginn des neuen Jahres mußte der Herzog sich über Fritzlar und Naumburg nach Westphalen zurückziehen. (Außer Beziehung auf das Theatr. Europ. I und Rommel II, 199 verweisen wir auf Mittendorff, Christ. von Braunschweig 2c. i. Arch. d. hist. Ver. f. Niedersachsen, N. F.) Dr. A. R.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Es wird für die Leser unserer Zeitschrift von Interesse sein, zu erfahren, daß unseres hessischen Dichters Gustav Kastropp's Tragödie Jussuf und Suleika, durchaus neu bearbeitet nach „Suleika“, zur Aufführung im September d. J. am königl. Theater zu Hannover vorbereitet wird. In früherer Bearbeitung ist dieselbe am ungarischen National-Theater (in ungarischer Uebersetzung von Bartok), ferner unter Franz Treller's Regie in Riga, sowie auch in Oldenburg gegeben worden und hat eine sehr gute Aufnahme gefunden.

— Seit Montag tagt in Hersfeld der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Die auswärtigen Theilnehmer wurden bei ihrer Ankunft von dem Hersfelder Comitémitgliedern auf das Freundlichste empfangen. Das Versammlungslokal in den weiten Räumen des „Vereins“ war festlich geschmückt. Nach der Sitzung des Vorstandes, am Montag, die mehrere Stunden währte, fand gesellige Vereinigung statt, die in gemüthlichster Weise verlief. Als Ort der nächsten Jahresversammlung wurde Marburg in Aussicht genommen. Eingehender Bericht folgt in der nächsten Nummer.

Todesfall. Am 29. Juli starb zu Berchtesgaden in seinem 61. Lebensjahre unser hessischer Landsmann, der Berliner Polizeioberst August Herquet. Geboren ist derselbe 1828 zu Fulda als jüngster Sohn des Regierungsdirektors Lothar Herquet; er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, trat dann als Avantageur in das kurhessische Artillerieregiment, wurde 1848 zum Secondelieutenant ernannt und ging als Hauptmann nach der Annexion im Jahr 1866 in preußische Dienste über. Zunächst Hauptmann und Batteriechef im schlesischen Feldartillerieregiment Nr. 6 (Schweidnitz, bezw. Neisse), wurde er später zum Major im 2. hannoverschen Artillerieregiment Nr. 26 (Celle) und zum Abtheilungskommandeur in demselben befördert. Am 15. April 1880 wurde er zum Polizeioberst und Kommandeur der Schutzmannschaft in Berlin ernannt. Der Verblichene, ein kenntnißreicher und strebsamer Offizier, der sich namentlich auch im deutsch-französischen Kriege von 1870/71 ausgezeichnet hat, war ebenso wegen seiner trefflichen Charaktereigenschaften und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit von seinen Kameraden hochgeschätzt, wie er bei der Mannschaft wegen seiner humanen und wohlwollenden Gesinnung in hohem Grade beliebt war. Friede seiner Asche.

— Universitätsnachrichten. An der großherzoglich-hessischen Landes-Universität Gießen lehren in dem laufenden Sommersemester 55 Dozenten. Davon kommen auf die evangelisch-theologische Fakultät: 5 ordentliche Professoren und 1 Privatdozent; auf die juristische Fakultät: 5 ordentliche Professoren und 1 außerordentlicher Professor; auf die medizinische Fakultät: 8 ordentliche Professoren, 3 außerordentliche Professoren, 1 zweiter Lehrer der Thierheilkunde und 3 Privatdozenten; auf die philosophische Fakultät: 19 ordentliche Professoren, 5 außerordentliche Professoren und 4 Privatdozenten. Als neue Universitätslehrer halten seit Beginn dieses Sommersemesters Vorlesungen: in der juristischen Fakultät der ordentliche Professor Dr. Heinrich Otto Lehmann, in der philosophischen Fakultät der ordentliche Professor Dr. Eugen Netto, sowie die Privatdozenten Dr. Lothar Heffter (für Mathematik) und Dr. Julius Lang. — Außerdem wirken in Gießen noch 3 Lehrer der „freien Künste“: 1 Universitäts-Reitlehrer, 1 Universitäts-Musiklehrer und 1 Universitäts-Fecht- und Tanzlehrer. — Der ordentliche Professor der Rechtswissenschaft Dr. Konrad Hellwig (aus Zierenberg) hat einen Ruf an die Universität Erlangen erhalten. — Die Zahl der Studirenden an der Universität Gießen beträgt in diesem Sommersemester 546, von denen 104 der Theologie, 85 der Rechtswissenschaft, 85 der Medizin, 28 der Thierheilkunde, 4 der Zahnheilkunde, 33 den Kameralwissenschaften, 45 der Forstwissenschaft, 20 der Mathematik, 66 der Philologie, 23 den Naturwissenschaften, 5 der Geschichte, 18 der Pharmacie und 30 der Chemie sich widmen. 19 Hospitanten besuchen außerdem die Vorlesungen, mit welchen sich dann die Gesammtzahl der Hörer auf 565 stellt. Nach der Staatsangehörigkeit vertheilen sich die Studirenden auf folgende Länder: Hessen 448, Preußen 61, Bayern 13, Braunschweig 4, Sachsen und Baden je 3 u. s. w. Im Vergleich zu dem vorigen Wintersemester hat der Besuch sich um 30 Studirende vermehrt.

— Zum Rektor der Universität Marburg für das Amtsjahr 1888/89 ist der Professor der Theologie Dr. theol. et phil. Adolf Harnack gewählt worden.

Hessische Bücherschau.

Hohenstaufen und Hohenzollern, oder Kaiser Rothbarts Erwachen im Kyffhäuser. Ein nationales Volksbühnenspiel von Dr. Wilhelm Falckenheiner.

Der Titel dieses Gedichtes läßt allein schon auf den Inhalt und den Gedankengang des letzteren schließen. Das Stück behandelt die alte Sage von Friedrich Barbarossa, der im Kyffhäuser, um welchen die Raben flattern, schläft, und den der Dichter nach verschiedenen Episoden wieder erwachen und verschwinden läßt, als nach Deutschlands glorreichen Siegen über Frankreich das deutsche Kaiserthum wieder errichtet wurde. Das Gedicht gestaltet sich am Schlusse zu einer Verherrlichung der Hohenzollernschen Kaiser. Seiner Einrichtung nach schließt es sich Herrig's Lutherfestspiel an, nur daß statt des Heroldes der getreue Eckhard, des deutschen Volkes Hausgeist, zur Vermittelung der Handlung in den Vordergrund gestellt ist. Die Sprache ist edel, und reich ist das Gedicht auch an packenden, dramatisch wirksamen Scenen, von welchen die Verhandlung am Reichstage zu Erfurt in erster Linie hervorgehoben zu werden verdient. Vielfach sind auch hessische Beziehungen in das Stück verwoben, die einzeln anzuführen wir uns schon wegen des gerade in der heutigen Nummer unserer Zeitschrift sehr eng bemessenen Raumes versagen müssen. Beachtenswerth ist es, und Anerkennung verdient es, daß der Verfasser selbst in einer Schlußbemerkung darauf aufmerksam macht, wenn auch nicht gegenüber den beglaubigten geschichtlichen Thatsachen, so doch in einzelnen Fällen von der „dichterischen Freiheit“ Gebrauch gemacht zu haben. Dichter sind ja keine Historiker und die licentia poetica, das alte horazische „Pictoribus atque poetis“ ist ihnen ja gestattet: hanc veniam damus petimusque vicissim, schreibt der alte Heide Quintus Horatius Flaccus. — Das gefällig ausgestattete Büchlein ist im Druck und Kommissionsverlag von Friedr. Scheel erschienen. —

Im fünften Bande der zweiten Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte (Freiburger Kirchenlexikon) ist ein längerer Artikel über „Hessen“, speciell die kirchliche Geschichte der Hessen betr., enthalten. Verfasser desselben ist unser hessischer Landsmann Dr. Joseph Rübsam, Archivsekretär in Regensburg, früher Gymnasiallehrer in Kassel und in Fulda, der sich als Historiker bereits einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt erworben hat. Der Verfasser behandelt nach einer Einleitung seinen Gegenstand in drei Abtheilungen: I. Kirchliche Geschichte der Hessen seit der Einführung des Christenthums bis zur Reformation, II. von da bis zum Tode des Landgrafen Philipp des Großmüthigen und III. von der politischen und konfessionellen Theilung Hessens bis zur Gegenwart. Der sehr lesens- und beachtenswerthe Aufsatz bringt in knapper, leicht verständlicher Sprache eine genaue Uebersicht aller wesentlichen geschichtlichen Thatsachen auf dem fraglichen Gebiete und legt Zeugniß davon ab, daß der Verfasser nicht allein über reiches Wissen gebietet, sondern auch den Stoff vollständig beherrscht. Nur will uns bedünken, daß die Auffassung des Verfassers nicht immer frei sei von Einseitigkeit, namentlich scheint uns das bei der zweiten Abtheilung, welche die Reformationszeit zum Gegenstande hat, der Fall zu sein, und daß er sich hin und wieder allzusehr vom konfessionellen Standpunkt leiten lasse. Der Aufsatz umfaßt 27 Spalten und bringt am Schlusse in eingehender Weise die Literatur über die Kirchengeschichte und das Kirchenrecht Hessens.

Briefkasten.

P. Sp. Marburg. Besten Dank für die Zusendung. Sehr willkommen!

K. N. Kesselstadt. Werden Ihrem Wunsch in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift nachkommen. Freundlichsten Gruß.

L. M. Nordhausen. Sehen Ihrem demnächstigen Besuche hier in Kassel mit Vergnügen entgegen.

P. Wiesbaden. Wird in der nächsten Nummer zum Abdruck kommen. Besten Dank.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 16.

Kassel,
15. August 1888.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2641.

Lebensregeln.

Eigne Würde bester Adel.
Sei ein Ritter ohne Tadel;
Wo gefehlt dein heißes Blut,
Mach' es büßend wieder gut.

Neige dich vor wahrer Größe;
Decke gern des Andern Blöße.
Nur dich selbst zu keiner Frist
Heuchle größer, als du bist.

Kämpfe nieder alles Schlechte;
Halte fest am guten Rechte;
Sei der Schwachen Schutz und Schild;
Richte streng, doch strafe mild.

Mehr als alles haß' die Lüge.
Drücke Keinen, Keinen trüge,
Lohn und Leistung halte gleich;
Nur durch Arbeit werde reich.

Viele werden doch dich schelten;
Dies mit Gleichem zu vergelten,
Unterlasse fest und klug.
Auch allein sei dir genug!

A. Trabert.



Beiträge zur Geschichte des Städtchens Biedenstein und der Familie Heß v. Wichdorff.

Herausgegeben von Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.

II. Theil.*)

Anno 1551 da Landtgraff Philippus zu Niedterlandt gefangen gehaltten undt man endtlich seiner nit andters, alß mit Krieg erlößen können, auch schon alles darzu bestellet geweßen, hat man solches deme altten Landtgraffen kundt thun wollen, ist Hanß-Curth Heß v. Wichdorff, Curthen sohn, auff Simonis undt Judä zu deme jungen Landtgraffen bestellet undt ihme eröffnet, weilen er ehedem mit seines Vattern Kriegsvolck zu Niedterlandt geweßen, offtmahlen da hin undt wieder gereißet und der gelegenheit wohl kundtig, soldte er dahin reitten undt deme Landtgraffen Philippo solche bottschafft hintterbringen. Worzu er auch willig wordten, dieweylen er vordeme, da er noch ein Cammer-knab, auch nachhero alß ein hoff-Junker, viel umb den altten Landtgraffen geweßen undt ihn gar werth gehaltten. Hat ihme dann der junge Landtgraff Wilhelm alles offenbaret, wie er solches seinen Herrn Vattern sollen außrichtten, auch ihme alß ein Creditivum ein briefflein mitgeben, welches ja in keynes Menschen handt, alß des alten Herrn selbsten kommen dörfft. Darauf Hanß-Curth aydt undt handtschlagk geben müßen. Worauff er flugs die Reyß ahngetretten, auch gen Mechelln kommen, aber den altten Herrn nit sehen können, weylen Er niemands annehmen dörffen, alß den Doctorem. Solchem Doctori hat Hanß-Curth Heß v. Wichdorff wohl vertrauen dörffen, ihme auch das Briefflein geben, darauff einen Recipiß-Zettel von des alten Herrn eygen Handt entpfangen benebst mündtlichen bescheydt an den jungen Landtgraffen, wormit er eylends wiedter darvon geritten. Es hat ihn aber ein Jüd, Joël genandt auß Frankfurth, erkennet undt argkwohn geschepfet, auch denen Hispanischen verrathen, welche Curthen dermaßen nachgesetzet, daß sie ihn vor der stadt Aachen ereylet.

Da nun Curth gesehen, daß er nit entrinnen mögen, hat er des altten Herrn briefflein zuſammen gekäuet undt in der flucht noch über einen Zaun gespyen, so daß sie selbiges nit bey ihme fundten. Gleichwohlen ist er nach Aach ins Gefengniß bracht undt so graußamb torquiret wordten, daß er schier den geist auffgeben müßen, auch zeittlebens krumb undt lahm blieben. Undt da nicht von ohngefehr der junge Herr v. Bühren, so Hanß-Curthen gar wohl gekennet, dahin kommen undt seines unglücks inne wordten wehre, sich auch seiner gar ernstlich ahngenommen hätte, wehre er leichtlich allda im Kerker umbkommen. Ist alßo Hanß-Curth gar elendiglich heim kommen, hat aber doch seinen Herrn durch seine standthafftigkeit wohl gedienet und alß Landtgraff Philippus im Herbsten endtlich wieder erlößet wordten und Hanß-Curth ihme auffgewarttet undt seine außgestandtene tortur erzehlet, hat ihme der altte Herre gar gnedtiglich gedancket, ihme auch einen güldtenen Ringk verehret undt ihme mit denen wortten auf die schultter geklopfet: „Lieber Hanß-Cordtell, ich will Dir ein genedtiger Herre seyn undt soll solch bewießene Treu Deinen Kindtern undt Kindts-kindtern biß inß viertte gliedt wohl vergolten werdten.“ Ist aber solch Furstlich wortt gar baldt vergeßen wordten, wie schon sein Sohn Melchior Heß v. Wichdorff erfahren.

Anno 1565 ist Hanß-Curth auff Galli-Abendt an der Gicht sehlich verstorben und hat seine Haußfrau Elsbethen, so eine v. Wildtungen geweßen benebst zween Söhnen, Melchiorn undt Danielen hintter sich gelaßen, denen Johannß v. Wildtungen undt Reinhardt Schenck Vormundter wordten.

Anno 1568 auff Pfingsten raysste Melchior Heß v. Wichdorff mit Christoffeln von der Malßburgk, Hanß Schuernschloßen undt mehr andtern Junckern nach Meentz, sich allda umbzusehen, nahme daher keinen sondterlichen Abschiedt daheym, ist aber erst nacher 44 Jahren wiedter kommen. Denn da er dahin kommen,

---

* Alle Rechte vorbehalten.

hat ihn der altte Ertzbischoff, so ein Vetter geweßen undt Daniel Brendell geheißen, gar genedtig auffgenommen undt in seinen Dienst genommen. Nach etlichen Jahren ist er in Kayserl. Dienst gangen undt mit nacher Welsch=Landt getzogen, wo er auch 6 Jahr blieben. Alßdannen ist er mit nach Hungarn marchiret, allwo die Türcken eingefallen. Daselbsten ist er alß ein Ridtmeyster an vielen ortten gelegen, vor Canischa durch die Axel geschoßen, daß er 3 monath daran gelegen, endtlich wardt er Anno 1589 auff einen streiff=zug gefangen, da die Türcken einen Hindterhaldt geleget. Haben ihn die Türcken=Hundte vor einen sclaven verkauffen wollen, es hat ihn jedoch ein fürnehmer Türck, so Eljan Bassa geheißen undt deme Melchior alß ein gar stattlicher Kriegsmann wohl gefallen, zu sich undt mit nach seinen schloß in der Türckey drinnen genommen, mit namen Kara Dagh nit gar weit von Hadrianopolis. Allda ists ihm wohl gangen, dannen er baldt des Bassen Stallmeyster wordten und ihme solcher alles undter handten geben, alßo daß er deßen Major domus undt bester freundt geweßen. Hat ihme auch seyne tochtter sambt großen Guth zum weib geben wollen, so er von deme wahren Gott abfallen undt sich zu deme großen Lügen=Propheten Mahomet bekehren thete. Solches hat Melchior aber nit gethan, undt da zum glück baldt darauff die tochtter gestorben, ist er der Sach ledtig wordten. Die Jahr sindt darauff allgemach verflossen undt hat er sich drein ergeben, daß er sein Vatterlandt undt die seinen nit wiedter sehen würde. Gott der Herre hat es aber geschicket, daß der Bassa, als er todt=kranck wordten, Melchiorn auff seinen sterbe Bett loß gesprochen undt vor allen Hoffgesindt verordtnet hat, daß man ihn nach seinen todt frey undt ohnverhindtert wiedter in sein Vatterlandt ziehen lassen, ihme auch vor seine langjehrigten treuwen Dienst eine Verehrung von 1000 Ducaten auß zu betzahlen verordtnet, sambt den besten Roß, so er sich erwehlen solldt. Da nun Anno 1610 Eljan Bassa in Herbst verstorben, hat sich Melchior zur Heym=Reyß gerüst undt alles getreulich entpfangen, wie er verordtnet. Ist über Constantinopol zu schiff nach Venetig geraytzet, sich allda wohl umbgesehen, undt wiedter rittermeßig equipiret, alßdann übers Gebürg nacher Augspurg getzogen, weitters nacher Ulmen undt von dannen nacher Darmbstadt. Allwo er aber die Ding sehr verendtertt fundten, wie auch darauff in Meentz. Nach viel fragenß hat er allda mit viel müh, noch ettliche fundten, so er vordeme gut gekennet, sich seyner aber kaumb besinnen können. Auf derselbigen raht hat Melchior nun nach hauß geschrieben, aber erst nach ettlichen Wochen antwortt erhaldten, darauß er abnehmen können, daß man mißtrauen geheeget. Hat sich darauff nach raht seiner freundte auff Fuldta begeben, allwo der Abt, ein geborener Herre v. Schwalbach, sein naher Vetter geweßen. Solcher hochwürdigster Herre hat sich bei Jörgen v. Haarstal, deme altten Hattenbach undt viel andtern, so der sachen Bescheydt gewußt, wohl erkundtiget, darnach auch, als Melchior wohl erckennet wordten undt nit mehr zu zweyfflen geweßen, deßen Bruedter=sohn kommen laßen, so aber gar frembd gethan undt sich ahnfengklich gar nit hat findten laßen wollen,

Es ist nemblich Melchioris Brudter Daniel*) allbereits Anno 1593 mit Todt abgangen, hat 3 Frauwen gehabt, 1) Catharinam v. Gudenspergk, darnach 2) Mariam v. Hardtenbergk undt 3) Annam v. Papenheimb, so beydte Kindter=loß blieben. Da nun Melchior Heß v. Wichdorff, nachdem er in die gefengniß derer Türcken gerahten, daheymb für todt gesaget wordten, auch nit mehr von sich hören lassen, hat sich sein Brudter Daniel seines hab= undt guths alß sein Erb ahngenommen undt ist solches nach seinen abscheydten ettliche Jahre darauff, auf deßen Sohn Daniel Wilhelmen kommen. Dannen dießer Sohn bey des Vattern todt auch (in frantzößischen Dienſten) absent geweßen undt vor todt außgeben wordten, dahero sein Vatter in seinen Testamentt seine Seitten=Verwandten, die v. Hattenbach, v. Löwenstein, v. Bußeck, v. Schweinspergk undt v. Schwalbach zu Erben eingesetzet gehabtt, auch Landtgraff Mauritius allbereit Anno 1594 die Lehen deme küchen=Meyster Wolfen v. Carlowitzen auff getragen gehabt. Hat dannenhero Daniel=Wilhelm, alß er Anno 1595 auß Frankreich heymb kommen nur mit großer müh wiedter zu dem Erb kommen können, ungeachtet ihme anno 1593 schon Belehnung geschehen sollen. Wird ihme dahero hispanisch fürkommen seyn, da sich auch der altte Ohm noch eingestellet undt sein Erb von ihme haben wollen. Hat aber doch sein müssen, sich dahero mit raht beederseits

* Daniel selbst hatte während der langjährigen Abwesenheit seines Bruders Melchior auch nicht müßig zu Haus gesessen. 1575 warb er für die Hugenotten in Frankreich eine Fahne Reisige in Hessen, die er dem Prinzen Condé zuführte. Nach der Rückkehr aus diesem Feldzug warb er 1578 im Auftrag des Herzogs Johann Casimir von der Pfalz abermals eine Fahne Reuter für Wilhelm v. Oranien und zog mit ihnen der Sache der Niederlande zu Hilfe, erkrankte aber dort am Fieber, lag lange zu Antwerpen darnieder und kehrte 1579 zurück. Später nahm Daniel Rittmeister=Bestallung des Herzogs Ludwig von Wirtemberg und Teck an und unterhielt bis zu seinem Ende Verbindungen am dasigen Hof. (St. Arch: 12 Aug: 1584)

freundte Harttmann v. Löwenstein, Hanß Görgen v. Budtler, Friederichen v. Herttingßhaußen undt Görgen von Schwalbach auf einen tagk zu Gudenspergk (den 22. Maji Anno 1612) auf einen Abschiezt verttragen. (Urk. i. St. Archiv zu Cassel.)*)

Ist hernach Melchior Heß v. Wichdorff von Landtgraff Mauritio gen Hoff beschiedten wordten, deme er seine Kriegs-leuffte ertzehlen müssen, hat ihn der Landtgraff gar genedtig gehaltten, gern umb sich gehabt, auch unterschidtlich in geschefften verschicket undt ihme ein Ampt geben wollen. Hat aber der leydtige Teuffell sein spiehl gehabt undt alles verdtorben. Undt ists darmit alßo zugangen: Landtgraff Mauritius hat damahlen in seinen zweytten Ehstandt gelebet mit Frauen Julianen, einer gebohrenen Gräffin von Nassauen, so noch jungk undt gar wohllüstig geweßen undt da ihr Eheherre mehr nach denen sternen geschauet, dannen nach Ihr, alß hat sie dafür mit andtern caressiret. Insondterheit mit einen Hoff-Junckern, so der Eckersperger geheyßen, deme sie einstmahlen einen Kuß geben, welches der Hoff-Marechall Friederich v. Herttingßhaußen gesehen undt deme Landtgraffen verrathen haben sollen. Darumb der Eckersperger solchen vorn schloß zu Caßell auffgepaßet undt ihn mit seinen Rohr durch den leyb geschoßen, daß er des todts sein müssen. Worauff ihn Landtgraff Mauritius alßbaldt greiffen, den proceß machen undt gar unmenschlich graußamb justificiren laßen, alßo, daß männiglich darob ein Abscheu gehabt.**) Ueber den Eckersberg'schen Prozeß bringt Landau (hess. Ritterburgen II. 244 u. folg.) aktenmäßige Nachrichten. Darumb der Landtgraff gar sehr verdacht wordten undt weylen Melchior Heß v. Wichdorff sich auch sollt haben verlautten laßen, er hätte solche justitz kaumb in der Türckey zu sehen bekommen, hat der Landtgraff ihn darob scheltten wollen, Melchior aber sich solchs nit gefallen laßen, deme Fürsten gar ernstlich inß gewißen geandtwortt undt von stundt an den Hoff quittiret, alßo in ungenaden abgezogen undt nachhero gen Meentze sich gewendtet. Allda er wohl auffgenommen wordten und hat ihn der Chur-Fürst ahnfengklich zu allerhandt Verschickungen undt Geschefften gebrauchet, hernacher zu einem Hauptmann erstlich in Amehnenburgk, alßdann zu einem Ampt- undt Hauptmann in Naumburgk bestellet, allwo sich Melchior mit Frauen Annen v. Boynenburgk, genannt Hohestein, einer noch jungen wittib, annoch in den heyligen Ehstandt begeben. Darnach er sich auff das Eychsfeldt begeben, allda eine beßere Militzverfassung ahnzurichten, auch die vestungen undt schlößer zu besehen undt wiedter in standt zu setzen, worauff er nachero weiters nacher Fritzler undt letzlich wiedter nach Naumburgk verordtnet wordten.

Mittlerweyll ist der große 30jährige Krieg ahngangen undt alß das Hessenlandt auch in gefahr kommen, hat Landtgraff Mauritius Anstaldt getroffen, sich dargegen zu wehren, dahero seine Vasallen auffgebotten undt darbei auch Melchiorn Heß v. Wichdorff mit zu solcher Lehnsvolge gemahnet. Darbey ist dannen Melchior gar sehr in die Klemmen kommen, dieweylen er alß ein Ehrlicher Edtelmann seinen Herren, den Chur-Fürsten, so ihme Ampt und Brodt geben, da er zu Caßel in ungenadten gefallen, in der Zeitt der Noth nit schändtlich verlaßen dürffen. Hat dahero dem Landtgraffen solches fürgestellet undt gar hoch gebetten, daß er ihme ettliche Frist gönnet, sich in Meentze mit Ehren loß zu scheelen, darmit auch der Landtgraff, ahnfengklich zufriedten geweßen. Indeß ist aber anno 1623 gegen den Herbsten der Marquis Spinola*) mit denen Kayßerl. trouppen ins Hessen-Landt gerucket, hat auch etlich Meentzisch Volck darbei gehabt undt in der gegendt von Ahmehneburgk die hessische Landt-Militz attaquiret undt verdtrieben, worbey die Hessen untterschiedtliche verlohren. Obwohlen nun Melchior damahlen kranck zu Naumburgk gelegen, allwo auch eben seine Haußfrau eines Kindtleins geneßen, ist doch auß-spargiret wordten alß solle er alß ein Hauptmann bei denen Meentzischen mit darbey geweßen sein. Worüber dannen der Landtgraff gar hefftig ertzürnt, Melchiorn feloniam fürgeworffen undt ihme seine mit-Belehnschafft in Hessen entzogen. Undt obwohlen Melchior gantz ohnzweyffelhafft

---

*) Ein Freund Melchior's, Hans von Lüder hatte bei seiner Rückkehr in die Heimath nach langjähriger Abwesenheit in fremden Kriegsdiensten ein ähnliches aber noch härteres Schicksal. Er gelangte nie wieder in den Besitz seiner Güter. (vergl. Estor neue kleine Schriften I 578.)

**) Ueber den Eckersberg'schen Prozeß bringt Landau (hess. Ritterburgen II. 244 u. folg.) actenmäßige Nachrichten.

*) Der Marquis Spinola wurde von ligistischer Seite zur Unterstützung der Kaiserl. Kriegs-Unternehmungen gegen den Kurfürsten Friedrich in der Unterpfalz aus den Niederlanden herbeigezogen und blieb nach Eroberung der Unterpfalz in der Gegend stehen, um gegen die Protestanten, namentlich den Landgrafen von Hessen-Cassel verwendet zu werden. Mit diesem fanden Anfang 1621 zu Bürgen Verhandlungen statt u. es kam das. am 26. März zu einem Abschiede. Dennoch rückte aus Anlaß der Streitigkeiten mit Waldeck und Darmstadt Spinola nebst Tylly 1623 gegen den Herbst in's Cassel'sche ein, brandschatzte den 4. Oktbr. 1623 die Gegend von Marburg u. zog unter Verheerungen aller Art über Amöneburg u. Rothenburg nach dem Eichsfelde. (Teuthorn 1, IX 763—769).

dargethan, wie es mit der sachen bewandt undt daß solch geschrey erlogen, ist es doch darbey blieben.
Anno 1626 auff Crucis=Abendt, da Melchior Heß v. Wichdorff von Marpurgk, allwo er gescheffte gehabt, wiedter nacher Ahmeneburgk reitten wollen, ist er hinter Weydtenhaußen auß einen hintterhaldt in's Knye geschoßen wordten, daß er 8 monath in Marpurgk hat liegen müßen, undt lahm blieben ist. Untterdessen hat seine Haußfrau sich mit denen Kindtern nacher Bach zu denen verwandten begeben, wohin nachgehends auch Melchior gar kranck undt schwach kommen. Haben sich allda nothdürfftiglich behelffen müßen, weylen alles verwüst geweßen, kein Acker noch guth etwaß abgeworffen, auch nit zu verkauffen, noch zinß odter Capithal zu erlangen geweßen. Melchior hat sich zwart noch einmahl bei Landtgraff Wilhelmen gar sehr bemühet, seine Lehne wiedter zu gewinnen, sind auch Hermann von der Malßpurgk, Philippus Scholey undt andtere seiner Gefreundte gar wohl bemühet geweßen, ihme darzue zu verhelffen, aber umbsonst, da der v. P. . ., des Landtgraffen stalmeyster darwiedter agiret. Ist darnach anno 1628 auff St. Blasii Melchior Heß v. Wichdorff sehlich in Herrn entschlaffen, seines altters 79 Jahr undt in Closter zu Bach begraben, hat seine sach Gott anheymb gestellet. Hinterließ seine Haußfrau Annam v. Boynenburgk beneben 5 Kindern, Curth, Hanß=Geörg, Anna=Regin, Catharinen undt Elspeth in gar betrüebten zeitten und ümbstendten. —"

(Forts. folgt.)

Petrus Lotichius II.

von F. W. Junghans.

In dem grünen Thal der oberen Kinzig, rings von bewaldeten Bergen umgeben, liegt das Hanauer Städtchen Schlüchtern, die Gründung frommer Benediktiner, welche hier einstens ihre Zellen errichteten und von hier aus Kultur und Christenthum verbreiteten, unweit davon aber Niederzell, der Geburtsort eines Dichters, dessen Name einst neben dem eines Euricius Cordus und Eobanus Hessus genannt wurde und dessen lateinische Gedichte man seiner Zeit denen des Ovid und Virgil gleichstellte, Petrus Lotichius, zum Unterschied von seinem Oheim, dem berühmten Abt und Reformator des Klosters, der Zweite genannt.

Peter Lotz oder wie er sich nach dem Vorgang seines Oheims nannte, Lotichius, war geboren den 2. November 1528. Seine Eltern waren arme Bauersleute, welche von dem Ertrag ihres kleinen Landguts lebten. Sie hatten außer Petrus noch zwei Söhne, einen älteren, Christian, der 1568 als Pfarrer zu Schlüchtern starb, und einen jüngeren, Georg, der seinen Eltern schon als elfjähriger Knabe entrissen wurde. Den ersten Unterricht in den klassischen Sprachen empfing er im Kloster, welches sein großer Oheim, der Abt Lotichius, nachdem er zur Erkenntniß der evangelischen Lehre gekommen war, in eine Bildungsstätte für künftige Diener des Staats und der Kirche umgewandelt hatte. Sein Lehrer war außer seinem Oheim Johannes Pedionäus Rhetus. Aber so groß waren die Fortschritte, die er machte, daß ihn der Oheim bald nach Frankfurt sandte, wo er den Unterricht des großen Philologen Jakob Mycillus genoß, welcher der griechischen und lateinischen Sprache gleich mächtig war. Diesem Manne bewahrte er stets ein besonders dankbares Andenken, denn er war es, der ihn in den Geist des Alterthums einführte. Ihm widmete er die erste seiner Elegien. Kaum 17 Jahre alt, bezog er die Universität Marburg, mit ihm eine ganze Schaar von Schlüchterner Landsleuten, Zöglingen der Klosterschule, welche der Abt selbst nach Marburg geleitete, um dort ein Jahr lang mit ihnen zu lernen und ihre Studien zu beaufsichtigen. Er wohnte in dem Hause des berühmten Professors der Theologie, Johannes Drakonites, und hier schloß er den Bund der Freundschaft mit einem Alters= und Studiengenossen Johannes Hagius aus Franken, der bei dem Schwager des Drakonites, dem Juristen Hildebrand, wohnte. Diesem verdanken wir eine ausführliche Lebensbeschreibung des Dichters, welche 1586 im Druck erschien. Johannes Hagen oder Hagius lebte damals als Arzt zu Neumarkt in Schwaben und widmete dieselbe einem früheren Freund und Kollegen Lotichs, dem fränkischen Ritter Erasmus Neustetter, genannt Stürmer.

Lotich widmete sich wie Hagen dem Studium der Medizin, ebenso eifrig aber studierte er die alten Dichter. „So oft uns", so schreibt Hagen, „von den öffentlichen Vorlesungen und den nothwendigen Studien Muße gegeben war, eilte er mit einem Gefährten und mit seinem Ovid oder Tibull in der Tasche auf das Land" und weiter: „oft saßen wir, irrend am Ufer der Lahn, schweigend im Gras mit unserm Büchlein, oft

warfen wir uns bei brennender Sonne in den Schooß des Flußes, versuchten zusammen die Kunst des Schwimmens zu erlernen, in welcher jener leicht die Andern übertraf, und erfrischten unsern Körper. Oft erstiegen wir zusammen die Hügel der die Stadt überragenden Burg und die schattigen Gipfel, wenn die Mittagssonne sich brach, oft suchten wir spät abends jenseits der Lahn die entfernteren Haine und die kühlen Quellen auf und besuchten die den Nymphen angenehmen Wohnsitze, Orte und Höhlen, niemals aber mit leerer Tasche und ohne Buch."

Wer fühlte sich bei dieser Schilderung nicht in die reizende Umgebung von Marburg mit seinen grünen Buchenwäldern, seinem Elisabethenbrunnen und seinem Schloßberg, wer sich nicht in seine eigene Studienzeit zurückversetzt!

Lotichius verlebte hier unter ernsten Studien und im Genuß der Freundschaft die fröhliche Zeit der sorglosen Jugend und schon hier versuchte er sich auf dem Gebiet der Dichtkunst mit solchem Erfolg, daß Erasmus Alberus, der bekannte Fabeldichter, nach dem Erscheinen seiner ersten Gedichte, gedruckt zu Marburg 1545, seinem Oheim Petrus Lotichius zu den dichterischen Erfolgen seines Neffen Glück wünschte und die Hoffnung aussprach, derselbe möge für Franken derselbe Mann werden, welcher Eobanus Hessus für das Hessenland gewesen sei.

Seine ersten Gedichte waren vorzugsweise religiöser Art. Sie athmen den frommen Sinn eines im Glauben der Kirche stehenden Gemüths. Eigenthümlich ist dem Dichter die Bezeichnung der christlichen Begriffe durch altheidnische Ausdrücke. Gott nennt Lotichius nicht anders als deus optimus maximus, die Hölle den Orkus u. s. w., ein Beweis, wie die durch das Studium der Klassiker gebildete Jugend so ganz in der Anschauungsweise des klassischen Alterthums lebte.

Auf den Wunsch seines Oheims vertauschte Lotichius 1545 Marburg mit Wittenberg, wo damals Melanchton und Joachim Camerarius die Jugend nicht nur Deutschlands, sondern Europas um ihre Lehrstühle versammelten. Hier gewann er neue Freunde, die gemeinsames Streben mit ihm verknüpfte, den Dichter Georg Sabinus, Melanchtons Schwiegersohn, Johannes Stigelius und Georg Fabricius, dem er verschiedene seiner Gedichte gewidmet hat.

Doch die Zeitereignisse rissen ihn bald aus der friedlichen, den Musen gewidmeten Bahn und verwickelten ihn in den Strudel des Kriegslebens. Als nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg die kaiserlichen Heere sich der Stadt Luthers näherten, so entfloh Melanchton mit den Studierenden nach Magdeburg, da aber Magdeburg gerade der Ort war, wo die Gegner des Kaisers sich wieder sammelten, um den kaiserlichen Waffen ferneren Widerstand zu leisten, so suchte er bald einen anderen Ort auf. Ihm folgte ein großer Theil der studierenden Jugend, Lotichius aber samt den Freunden Melchior Zobel aus Schwaben, Johannes Alt, Varus und Akontius blieben in Magdeburg und vertauschten die Feder mit der Lanze, um für die evangelische Sache zu kämpfen.

Während der Belagerung Magdeburgs durch den Kurfürsten Moritz von Sachsen, welcher vom Kaiser mit der Exekution gegen die dem Interim widerstrebende Stadt beauftragt war, lernte er die Mühseligkeiten des Kriegslebens in reichem Maße kennen, doch auch hier ruhte seine Muße nicht. Mitten im Kriegsgetümmel, unter dem Donner der Geschütze, am dampfenden Wachtfeuer, in der Kälte der auf Posten durchwachten Winternacht widmet er seinem Lehrer Mycillus die 1. Elegie des 1. Buches, worin er bedauert, die Studien verlassen und das rauhe Kriegshandwerk ergriffen zu haben, räth er dem jugendlichen Freund Zobel vom Kriegsdienst ab, beklagt er den Tod seines Kriegskameraden Maternus, klagt er den an der Elbe gelegenen Wäldern die Länge des Kriegs und die Grausamkeit der Feinde. Im Feldlager Magdeburgs war es auch, wo er die Nachricht von dem Tode seines geliebten Vaters empfing, den er in der 4. Elegie des 1. Buches besingt.

Endlich schlug für Lotichius die ersehnte Stunde der Heimkehr. Nach geschlossenem Frieden begab er sich mit einem ehrenvollen Abschied seines Kriegsobersten versehen, erst nach Erfurt, dann nach Wittenberg, wohin Melanchton mittlerweile zurückgekehrt war. Hier erwarb er den Grad eines Magisters der freien Künste. Von seinem Oheim nach Hause zurückgerufen, kehrte er dann über Leipzig, wo ihn der unterdessen dorthin berufene Camerarius mit Empfehlungsbriefen an den Würzburger Domkapitular und Fränkischen Ritter Daniel Stibanus versah, in die Heimath zurück.

Kranken Leibes in Folge der überstandenen Kriegsstrapatzen, litt er sehr von der Reise, die er bei tiefem Schnee und großer Kälte machen mußte. Hierzu kam die ungastliche Aufnahme, die er auf der Reise durch Thüringen fand. Der greise Ohm brach in Thränen aus, als er die elende Gestalt des Neffen erblickte, und doch freute er sich mehr über seine Ankunft als dazumal, als er ihm von Sachsen aus in der Tracht des Kriegers mit dem langen Spieß auf der Schulter einen Besuch abstattete. Mit dem Beginn des Frühlings erholte sich Lotichius bald in der milden Luft des Kinzigthales und unter der sorgfältigen Pflege, die er zu Hause fand. Und während dieser Ruhezeit mögen die zwei kleinen Gedichte entstanden sein, welche zu den schönsten Perlen

seiner Poesie gehören. Das eine „An dem Azisborn", einen im Eichholz, nahe dem jetzigen Bahnhof, hervorsprudelnden Bergquell, an dem er auf seinen Spaziergängen manchmal geruht, mit dessen hellem Wasser er sich manchmal erquickt haben mag, das andere „Auf den Grabhügel seines Bruders Georg," der während seiner Abwesenheit in Gelnhausen im Hause des Rektor Cremer, dem er von dem Oheim zur Erziehung übergeben worden, gestorben war.

Lottichs Studien waren vollendet. Der Jüngling war zum Manne gereift. Und nun begann für ihn ein neuer Lebensabschnitt: die Zeit seiner Wanderungen, wo er als Führer und Lehrer einer Anzahl junger Leute edlen Geschlechts Frankreich und Italien, das Land, in welchem damals die klassischen und naturwissenschaftlichen Studien blühten, sah und, andere lehrend, seinen eigenen Gesichtskreis erweiterte und neue Kenntnisse sammelte. (Schluß folgt.)

Geschichte der Räuberbande des „alten Druckers".

Von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Einmal im Zuge ging es nun nach der Steinmühle an der Diemel, wo die Hausthür unter Feuerjo und Mordio mit einem Rennbaum eingerannt wurde. Der Besitzer der Mühle, Striepecke, welcher mit seiner Ehefrau in der Stube gleicher Erde schlief, erwachte beim ersten Anrann und floh mit seiner Frau unbekleidet in den dritten Stock. Indessen erbrachen die Räuber durch Abklemmung der Thürbekleidung die Thür zu der unteren Stube. Ehe sie jedoch eindrangen, gab Einer derselben einen Schuß nach dem Ehebett ab, von dem man anderen Tages die Schußlöcher, die von grobem Rehhagel herrührten, in dem Bettvorhang, dem zurückgelassenen Rock der Müllerin und in der weißgetünchten Kalkwand hinter dem Ehebette vorfand. In dieser Stube raubten die Mordgesellen einen mit Silber beschlagenen Meerschaumkopf, ein paar silberne Schuhschnallen und eine Pistole. Dann stürmten sie in den zweiten Stock, feuerten jedoch, ehe sie unten die Stube verließen, noch einen Schuß ab nach der, dem Bette gegenüber befindlichen Wand, in welcher sich später eine Menge zerhacktes Blei vorfand. Im zweiten Stock öffneten sie mittelst eines, aus der unteren Stube mitgebrachten Schlüssels einen Schrank, erbrachen einen andern und eine Kommode und raubten daraus: 3 Karolin, 5 Louisd'or, 1 Dukaten, 40 Reichsthaler, 9 silberne Eß- und 5 dergleichen Theelöffel nebst einer Partie Kleidungsstücke. Dann zogen sie davon.

Die Striepecke'schen Eheleute befanden sich indessen im dritten Stock in Todes-Aengsten. Das Rauschen des Mühlwassers, das tosend über die Mühlenräder stürzte, war so laut, daß sie nichts von dem Abzug des Gesindels gewahr wurden. Erst dann, als die Morgensonne durch die Fenster schien, wagten sie sich aus ihrem Versteck und schüchtern in die Mühle hinunter. Sie hatten also von der ganzen Bande auch nicht einen zu Gesicht bekommen. Erst später erinnerten sie sich, daß einige Wochen vor dem Raube ein Mensch auf der Mühle gewesen war, der auf Brandbriefe gebettelt hatte. Aus der später eingeleiteten Untersuchung ergab es sich, daß dieses der große Hann-Peter gewesen war. An dem Raube aber waren alle die betheiligt, die den Einbruch in Welda bei dem Pastor Rappe mitgemacht hatten.

Die Bande nahm ihren Rückweg, an Stadtbergen vorüber, nach der Bredelarer Eisenhütte, wo sie von den Drucker'schen Töchtern und Anderen bereits erwartet wurde. Dort nahmen sie die Theilung des Raubes vor. Als dieses geschehen, entfernten sich die Frauenzimmer; auch Weidenbaums Görg und sein Schwager Siepel verließen die Gesellschaft. Kaum waren sie außer Sehweite, da erschien der Rentmeister Baum von Bredelar mit einer Anzahl von Häschern, nahm die Uebrigen, sechs an der Zahl: den alten Drucker, den schwarzen Liborius, den großen Hann-Peter, Gilbert Eller, Leyser und Gäul-Afromche gefangen und lieferte sie an die Großherzoglich Hessische Justizbehörde zu Arnsberg aus. Man fand bei ihnen eine große Partie aus dem Raube von Welda und der Steinmühle herrührender Gegenstände.

Das Großherzogliche Hofgericht zu Arnsberg unterzog sich darauf der langwierigen und schwierigen Prozedur gegen diese, alles Eigenthum und die menschliche Gesellschaft so sehr gefährdenden Menschen, die bis zum letzten Augenblicke leugneten. Fast 5 Jahre währte die Untersuchung, die, trotz des Leugnens der Räuber, zu ihrer Verurtheilung

am 10. November 1810 führte. Sie wurden zu 15 bezw. 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Ihre Ueberführung in das Zuchthaus zu Rockenberg fand alsogleich statt. Dort saßen sie so lange, bis der Kriminalgerichtshof des Werra-Departements vom Königreich Westphalen zu Marburg um ihre Auslieferung ersuchte, welche im November 1811 erfolgte.

Nach der Razzia auf der Bredelarer Hütte schien es eine Zeit lang, als habe man die Bande bis auf den letzten Mann gefaßt oder dem Reste die Gegend verleidet; denn man hörte fast ein Jahr lang nichts mehr von Diebstählen und Einbrüchen. Das platte Land athmete auf. — Da machte plötzlich ein Straßenraub, begangen am 14. September 1808 zwischen dem Waldeck'schen Städtchen Züschen und dem Niederhessischen Dorfe Hadamar an dem Handelsmann Johann Blankenmeyer viel von sich reden und verscheuchte wie mit einem Zauberschlage das kaum zurückgekehrte Gefühl der Sicherheit. Diesem Raube folgten in rascher Reihenfolge eine große Anzahl anderer, wovon die Anklageschrift des Generalprokurators des Königs, Freiherrn von Hanstein zu Marburg*), fünfzehn aufführt, welche in dem Zeitraum eines Jahres begangen wurden, so ein in der Nacht vom 15. auf 16. August 1808 an dem Krämer Lorenz Ellerkamp zu Homberg an der Efze, und ein anderer vom 19. auf den 20. August an Feist Wallach's Wittwe, in der Ziegenhainer Vorstadt verübter.

Diese beiden Verbrechen heben wir deshalb hervor, weil sie Gelegenheit bieten, auf die Person des „schwarzen Hann-Adam" zurückzukommen, da er bei denselben zum ersten Male seit seiner Verurtheilung zu Braunschweig wieder auftaucht und auf der Bildfläche, der sich bald darauf entwickelnden Prozeduren vor Gericht eine interessante Erscheinung abgiebt.

Die Wallach's, die noch jetzt zu den angesehensten jüdischen Familien der alten Schwalmstadt zählen, wurden in jenen Tagen zu den reichsten der Umgegend gerechnet. Die Firma „Feist Wallach's Wittwe" hatte ihr Geschäfts-Lokal in der Vorstadt, von Alters her Weichhaus genannt. Nebenan wohnte ein jüdischer Nachbar, der Viehhandel trieb, sich mit dem Kuriren kranken Viehes abgab und deshalb unter dem Namen „Auscher Leib-Docter" in der Umgegend bekannt war. Die Antecedenzien dieses Menschen waren schlimmster Art. Geboren war er zu Obergrenzebach, einem der dreizehn echten Schwälmer-Dörfer. Nach dem Tode seines Vaters trat er als Knecht in die Dienste seines Vormunds Aaron Bacharach zu Neukirchen. Beschuldigt, in dessen Haus einen Brand angelegt zu haben, verließ er das vormundschaftliche Haus und trat auf die eigenthümlichste Art und Weise die Erbschaft seiner indessen verstorbenen Mutter an. Die Geschwister waren nämlich verzogen und hatten die elterlichen Sachen zurückgelassen. Er kam wie ein Dieb in der Nacht, erbrach mit einem Helfershelfer von hinten das Haus, brachte von den Sachen, was niet- und nagellos war, in einer versteckten Kammer unter, die einen, nur ihm bekannten Eingang durch den Rauchfang hatte und schlug andern Tages Lärmen, er sei bestohlen worden. Seine Angabe fand umsomehr Glauben, als in einem Nachbardorfe ein Sack gefunden wurde, der mit Sachen vollgefüllt war, die zu der Hinterlassenschaft gehörten. Daß ihn der Schlauberger aber selbst dorthin geschafft hatte, das zu glauben fiel keiner Menschenseele ein. Später veräußerte er dieses Anwesen und siedelte nach Ziegenhain über. Ein in dem Hinterhause seiner Wohnung ausgebrochener Brand, dessen Entstehen man sich nicht deuten konnte, eine Prellerei im Kuhhandel gegen einen Bauer in Neuenhain und der Umstand, daß er einen Bienendiebstahl veranlaßt hatte, brachten ihn in nähere Bekanntschaft mit dem Kriminal-Gericht und hatten am 16. August 1804 seine Verurtheilung zu unbestimmter Haft in „den Eisen" mit „Willkomm und Abschied"*) zur Folge. Daß die Frau Wallach in der Untersuchung gegen ihn gezeugt hatte, das forderte seinen unauslöschlichen Haß heraus.

Während seiner Haft machte er in den Eisen die Bekanntschaft eines Räubers von Profession, des Kaspar Rupprecht, der später zu Kassel hingerichtet worden ist, und beide planten schon damals den Raub, von welchem nachstehend die Rede sein wird.

Rupprecht, der mit von der Partie bei Ellerkamps war, erinnerte sich der ihm vom Auscher-Leib-Docter gemachten Mittheilungen schon vor diesem Raube, namentlich auch, daß es in der dortigen Renterei viel zu holen gäbe und theilte das der Bande mit. Diese sandte sofort den schwarzen Hann-Adam und ihn zum Baldowern aus. Beide kehrten bei Auscher ein, welcher jedoch von einem Raube in der Renterei ab, und zu dem bei der Wittwe Wallach rieth. Nach dem Raube in Homberg erschienen Mannes und Mein auf Kundschaft in Ziegenhain, betraten den Wallach'schen Kramladen, kauften sich ein Packet Tabak, gingen in die Küche, angeblich um sich Köhlchen auf die Pfeifen zu holen, in Wirklichkeit aber, um sich das Küchenfenster anzusehen, von dem Auscher

---

*) Gedruckt zu Marburg 1812. Verl. P. Bairhoffer.

*) Farrenstreiche auf der Prügelbank beim Kommen und Gehen.

gesagt hatte, daß es die einzige Gelegenheit böte, geräuschlos in das inwendig getäfelte Haus zu kommen, wie er am Schabbes, von der Schul aus, festgestellt habe.

In der darauf folgenden Nacht trafen sie ihre Spießgesellen: Weidenbaums-Görg, die Kammerjägersjungen: Henner und Kaspar, den schwarzen Hann-Adam, den schwarzen Conrad und den scheelen Rößler in dem Buchwalde zwischen den Dörfern Leimsfelde und Gebersdorf. Rupprecht, welcher nach Alsfeld gegangen war, um die Brüder Brabänter — Vogelsberger Räuber — herbeizuholen, war noch nicht zurück. Der schwarze Konrad übernahm die Führerschaft und theilte einem jeden der Theilnehmer seine bei dem Raube zu beobachtende Rolle zu. Nachdem dies geschehen war, machte man sich auf den Weg, drang durch den Garten hinten an das Haus heran, der schwarze Konrad und Mannes stiegen durch das Küchenfenster ein und öffneten von innen die Hinterthür. Während nun als Wache der schwarze Adam hinter und Kammerjägers „Henner" vor dem Hause blieben, drangen die andern ein. Kammerjägers Kaspar und Mannes rannten mit einem Weidenbaumstumpf die Füllungen der Thür, welche zur Stube im untern Stock führte, ein und krochen mit brennenden Lichtern durch die entstandene Oeffnung. Der erste der beiden Genannten ergriff alsbald die Wittwe Wallach, die erschrocken aus ihrem Bette gesprungen war und um Hülfe schrie, warf sie auf die Magd, welche auf dem Sopha schlief und bearbeitete dann die Schädel der Beiden unbarmherzig mit Faustschlägen, während Mannes geschäftig das Geldschränkchen erbrach und leerte.

Gleichzeitig sprengten oben Weidenbaums-Görg, der scheele Rößler und Mein die Thür zu dem Schlafzimmer des Wallach'schen Sohnes Salomon, ergriffen den Dreiundzwanzigjährigen, der sich mit aller Kraft seines Alters wehrte, überwältigten ihn und schleppten ihn vor die Kammer, wo es die Aufgabe des scheelen Rößler — gemäß der ihm zugetheilten Rolle — war, denselben zu knebeln. Nunmehr gingen Görg und Mein daran, die Thür zu der Kramkammer mit einem Balken aufzurennen und das darin befindliche Comtoir zu erbrechen. Sie entnahmen daraus verschiedene Beutel mit Geld, viele Werthsachen und Werthpapiere, machten sich dann über die Schnittwaaren der Kramkammer her, die hauptsächlich aus theuren Seiden- und Atlas-Bändern bestanden, und rafften in Säcke, was sich eilig zusammenraffen ließ. Rößler war eben damit beschäftigt, Salomon die Beine zu schnüren, und die beiden Anderen hatten kaum ihre Hanthierung begonnen, da drang auch schon der Warnruf des Kammerjägerjungen Henner: „Marsch!" zu ihren Ohren und trieb sie zur Flucht.

Die Nachbarschaft, durch den ungewöhnten, nächtlichen Lärm in dem sonst so ruhigen Wallach'schen Hause stutzig gemacht, eilte wie ein Mann herbei, und so rasch erschien die Hülfe, daß die ersten, welche durch die Hausthür, die die Magd schnell öffnete, eindrangen, noch die letzten der Räuber durch die Hinterthür entschlüpfen sahen. Wie eilig es die Einbrecher gehabt hatten, wird am besten aus dem Umstand erhellen, daß sich in der Kramkammer eine hübsche, auf einem Tisch aufgezählte Summe baaren Geldes, die am nächstfolgenden Tage Salomon zu Einkäufen mit auf die Kasseler Herbstmesse nehmen wollte, unberührt vorfand, von den Räubern also nicht bemerkt worden war.

Der Raub war immerhin ein beträchtlicher, und wurde von der Wittwe Wallach vor Gericht auf 2126 Rthlr. baar, ohne die Kupfermünzen, 5 silberne Uhren, viele silberne Eß- und Thee-Löffel und anderweitige Silber-Gegenstände, sowie auf 32 Privat- und Staats-Obligationen, ohngerechnet der Schnittwaaren, angegeben. Aus einer Schachtel, die unter dem Bett stand und 22 Rollen, à 50 Laubthaler, enthielt, raubten sie 19 Rollen.

Die Räuber nahmen ihren Rückzug nach dem Knülle hin. Auf einer versteckten Waldwiese oberhalb des Gutes Kämmershagen bei Schwarzenborn gingen sie mit des Tages Anbruch an die Theilung des Raubes. Dem abwesenden Rupprecht wurde als Antheil der Erlös aus dem geraubten Silberzeug zugesprochen, die Uhren zu bestimmten Preisen angeschlagen, das Band vertheilt, die Obligationen aber, als leicht zu Entdeckungen führend, zerrissen und die Fetzen davon in alle vier Winde verstreut. Auscher erhielt als „Baldower-Lohn", gegen den sonst üblichen Gebrauch, nichts; weil von dem Geldkasten, der sich nach seiner Angabe oben unter dem Bette vorfinden sollte, angeblich nichts gesehen worden war.

Dieser Raub hätte fast noch den Ruin eines armen, aber ehrlichen Mannes, des Schlossers Craß*) aus Ziegenhain im Gefolge gehabt. Der Mann, der, wie fast alle Feuerarbeiter, sich eines gesegneten Durstes erfreute, war am Abend vor dem Raube von der Wirthsbank angesäuselt nach Hause gegangen und hatte auf dem Heimwege seine Mütze in der Nähe der Wallach'schen Behausung verloren, wo sie andern Morgens in der Gosse gefunden wurde und den

*) Ludwig Mohr. „Altes Schrot und Korn." Erzählungen aus dem Lande der Hessen. (Verl. Ernst Kleimenhagen.) II. Theil. pag. 235. Novellistisch bearbeitet in der Erzählung „Der wilde Jäger".

Verdacht der Mitthäterschaft auf ihn lenkte. Dazu kam noch, daß man sich nicht erklären konnte, wie die Diebe in das Haus gekommen, da man Alles unversehrt vorfand und man vorschnell annahm, die geübte Hand eines Schlossers müsse auf die eine oder andere Weise mit im Spiel gewesen sein. Da nun auch die Wallach'sche Magd behauptete, in dem Menschen, der ihre Frau und sie mißhandelt hatte, ganz sicher den Schlosser Craß wiederzuerkennen, und auch Frau Wallach, von alle dem befangen, vermeinte, die schwarzen Schlosserhände des Meisters seien diejenigen, die sie so arg mit Faustschlägen traktirt hätten, wurde Craß gefänglich eingezogen. Man gab ihn wegen mangelnder Beweise nach einigen Wochen wieder frei (18. September 1808); aber der Verdacht blieb auf ihm lasten, man mied ihn und die Seinen, und Niemand wollte mehr in geschäftlicher Beziehung etwas von ihm wissen. So wäre das schließliche Loos der Familie Craß der Bettelstab gewesen, wäre seine völlige Unschuld durch die späteren Geständnisse der Räuber nicht sonnenklar an den Tag gekommen. —

(Fortsetzung folgt.)

Was Schutt und Trümmer erzählen.

Unter Schutt und Trümmern tief
Manches liegt verborgen,
Mancher, der da längst entschlief,
Frei von Freud' und Sorgen.

Asche wurden wohl und Staub
Längst schon die Gebeine,
Doch es nimmt des Todes Raub
Immer nur dies Eine:

Tief aus Schutt und Trümmern steigt
Manches Lebens Kunde,
Ob auch vieles sie verschweigt
Bis zur großen Stunde.

Eifernd dann die Nachwelt füllt
An der Kunde Lücken,
Doch es bleibet unenthüllt
Vieles ihren Blicken.

Ob es böse, ob es gut
Was er that hienieden
Drüber wächst der Bücher Flut,
Ward doch nicht entschieden.

Da von oben laut ertönt
Der Posaunen Schmettern,
Erd' und Himmel dumpf erdröhnt
Von gewalt'gen Wettern:

Wen in Schutt und Trümmern tief
Tod auch hielt verborgen,
Wer da jüngst und längst entschlief,
Steigt zur Wahrheit Morgen.

Führer.

Net verzojt.*)

(Schwälmer Mundart.)

Ondignäjcht [1]) hon mer gebrocht
I die Schier dos letzte Fürrer [2])
Ö dobei ins stell gedocht:
Inser Härrgött es in gürrer.

Wosse läßt hä Johr fer Johr,
Bos so fer ee Johr es nehrig, [3])
Ö das ahle Wodd [4]) es wohr:
„Net verzojt, Gött es noch dährig." [5])

Bann ööch mol de Donner kracht,
Ö im Zickzack Bletze zocke,
Morr [6]) nür net, düh liwwer sacht:
Näßt de Rähng [7]), die Sonn machts drocke.

Gött, de Bläume botzt so schie
Ö de Vehlerche [8]) schafft Kleerer, [9])
Läßt ins ööch net engergieh; [10])
Glööwe [11]) fill dos doch ee jehrer.

Kurt Ruhn.

---

*) Nicht verzagt. 1) vorgestern. 2) Fuder. 3) nöthig. 4) Wort. 5) thätig. 6) murre. 7) Regen. 8) Vögelein. 9) Kleider. 10) untergehen. 11) glauben.

Aus alter und neuer Zeit.

Ein Stück französischer Kriegsführung. Vor Kurzem hat der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in der alten Stadt Hersfeld seine Jahresversammlung abgehalten und auch die als Trümmer noch großartigen Reste der dortigen Stiftskirche in Augenschein genommen. Die Frage liegt nahe, welches Ereigniß führte die Zerstörung dieses Baues herbei, der als der dritte auf dieser Stelle im Jahre 1144 eingeweiht worden. Der nachfolgende Bericht beantwortet sie:

„Copia Berichts von dem Renthmeister Hartert zu Hersfeld dd. den 25. Febr. 1761.

Ew. HochFürstl. Durchlt. habe hiermit unter-

thänigst Pflichtmäßig berichten wollen, daß die Französische Trouppen, so sich hier zusammengezogen und der Maréchal Duc de Broglie, welcher alhier etliche Tage sich aufgehalten, haben zwar ohnvermuthet den 19. und in der Nacht auf den 20ten hujus von hier sich hinweg und nacher Fulda begeben, vor ihrem völligen Abmarch aber hat der Maréchal

1tens) Das große Heu Magazin vor der Stadt auf dem Werth.

2tens) Im Stift des Ober Amtmanns Hauß, sonst das Schloß genant, worinn die Fürstl. Herren Äbte ihre Residentz gehabt.

3tens) Die große Stifts oder Dom Kirche, worinnen die Herren Äbte begraben liegen und worinn sehr schöne Epitaphia von Marmor, ein schöner hoher Altar, und eine schöne Orgel gewesen,

Das Gewölbe der Kirchen auf 16 runden Säulen, jede 18 fues lang und von einem Stein, daß nicht zu begreiffen, wie diese große schwehre Säulen hergebracht worden.

4tens) Den großen Frucht-Boden, worinn unten ein Marstall von 50 Pferde, worüber 4 schöne Frucht-Boden, der unterste mit Gips, der 2., 3. und 4. mit Bohlen belegt, der 4. und das Dach erst vor etlichen Jahren gemacht worden und viel gekostet; in einem moment auf einmahl des Abends 6 Uhr durch brennende angelegte materien anzünden lassen, dabey dann Wachten stehen müssen, bis alles in völliger Flamme gestanden und nicht geholfen werden können, sondern es fortbrennen lassen müssen.

Vieles Mehl, so sie in der Stadt in Häußern und Scheuren hin- und wieder liegen gehabt, haben sie auf die Straßen in den Koth, in die Canäle, Brunnen und Kümpfe ausschütten und verderben lassen. Endlich sind die zurückgelassenen Commando's den 20. Febr. des Morgens 2 Uhr, aus denen Schanzen, vom Werth und aus der Stadt gezogen und nach Fulda nachgefolget, haben aber ein gar schlechtes und betrübtes Andencken hinterlaßen, dann nicht nur das obgedachte Schöne und Kostbar ausgebauete Schloß so über 15000 Rthlr. gekostet haben mag, sondern auch

2) die von Pipino und Carolo Magno, mithin vor 1000 Jahren gestiftete und wohlbegabte, große, schöne und sehr berühmte Dom- und Stifts-Kirche (davon der Winckelmann in der Beschreibung Heßen Landes und Herßfeld pag. 259 Meldung thut), so über etliche hundert tausend Rthlr. gekostet haben mag.

3) Das schöne steinerne Fruchthauß, welches auch vor 15000 Rthlr. nicht erbauet worden und worinn unten auf dem untersten Boden über dem Marstall wohl noch 1000 Vrtl. herrschaftliche Früchte gelegen, gänzlich verbrannt, ruinirt und zum Stein- und Schutthauffen gemacht worden, sodaß von allen diesen schönen und kostbahren Gebäuden nichts mehr, als nur hin und wieder die Steinerne Erckere und Seiten Wände so doch durch die Hitze sehr beschädiget und zersprenget, verschiedene, gleich denen obgedachten Säulen eingestürzet sind, noch stehen.

Es ist nichts stehen blieben und hat nur gerettet werden können die Fürstl. Canzley und das archiv darinn, so am Schloß stehet, worunter kein Feuer angeleget worden.

Die Stadt war bey dem großen Feuer um so mehr in gröster Gefahr und Ängsten, indem der dazumahl wehende starke Wind die Funcken über die ganze Stadt trieb, und ausstreuete, Gott der Allmächtige hat aber das Unglück abgewendet und die Stadt behüthet, daß es darinn nicht gebrennet. Es ist aber in der Stadt und auf den Dorfen vieles geplündert, und hinweggenommen worden, daß also der Schaden über alle massen groß; das Feuer unter den ruinen glimmet noch stets und dörfte sobald noch nicht völlig gelöschet werden können ꝛc."

Soweit Hartert's Bericht an Landgraf Friedrich II. von Hessen, welcher in preußischem Dienste außerhalb seines Landes weilte; der Bericht läßt erkennen, daß die aufgeführten schönen Bauwerke unter 2tens und 3tens nicht durch Angriff und Vertheidigung der Stadt oder aus Gründen, welche die Kriegslage vorschrieb, zerstört worden sind. Das Heumagazin außerhalb der Stadt und das Fruchthaus mit herrschaftlichen Früchten enthielten Vorräte, welche Broglio, falls er sie nicht mit sich fortführen konnte, nach Kriegsregel vernichten lassen mochte; dagegen ist die Zerstörung der Stiftskirche und des früher fürstabtlichen Schlosses eine Frevelthat, welche vielleicht aus der Erbitterung über die Haltung des hessischen Landesherrn auf der Seite Friedrichs des Großen zu erklären ist. Die Stiftskirche wie das Schloß waren nicht als Magazine benutzt, da sonst Hartert, der doch selbst die in Häusern der Stadt befindlichen Mehlvorräthe erwähnt, gewiß dies nicht vergessen haben würde. Als Beweis, daß die Stiftskirche von den Franzosen als Fruchtmagazin benutzt worden sei, wird angegeben, daß noch in neuester Zeit bei Aufräumung des Schuttes, welcher seit länger als einem Jahrhunderte in dem Innern der Ruine sich anhäufte, Getraidekörner sich vorgefunden hätten. Hierin kann aber ein Beweis für die Benutzung der Stiftskirche als Magazin nicht gefunden werden. Das Gebäude, in welchem der Marstall und die gefüllten Fruchtböden sich befanden, lag in der Nähe der Kirche; die Feuersglut fand an den 1000 Vierteln Früchte reiche Nahrung und bekanntlich treibt sie Getraide mitunter in große Entfernungen, wobei in selbigem sich explodirende Stoffe entwickeln und die Verbreitung begünstigen. Es mußte daher brennendes Getraide auch nach der Seite der Stiftskirche getrieben werden und noch unversehrte Körner sind gewiß mitgerissen worden. Die in Hartert's schlichten Worten so anschaulich dargestellte Katastrophe beraubte die ehrwürdige Lullusstadt ihres herrlichen Domes, welcher zu den erhabensten Bauwerken Deutschlands zählen würde, wenn er erhalten wäre. Die Vernichtung dieses Bauwerkes durch einen französischen Heerführer reiht sich

würdig der mutwillig ruchlosen Zerstörung des Schlosses der Pfalzgrafen zu Heidelberg an. Wie ihr Urheber selbst später darüber empfunden zu haben scheint, ist aus einer Bemerkung Piderits in seinen „Denkwürdigkeiten von Hersfeld", S. 274, zu ersehen. Broglio reiste 1794 als Verbannter durch Deutschland nach Rußland und die Reiseroute führte über Hersfeld; er umging aber diesen Ort auf eine „auffallende Weise." Was hätte ihn nach 33 Jahren wohl die Berührung der Stadt scheuen lassen können, als die Erinnerung an eine unedle That!

Meinem Dafürhalten nach darf man dem unmittelbar noch während des Ereignisses abgefaßten Berichte des landgräflichen Beamten an seinen Fürsten höhere Glaubwürdigkeit beimessen als dem erst im Jahre 1789 niedergeschriebenen des Rectors Wille, aus welchem dann später Piderit geschöpft haben wird. Ob ich zuviel aus Hartert's Worten herausgelesen habe, muß ich dahingestellt sein lassen.

Den Bericht Hartert's fand ich unter den hinterlassenen Papieren des verstorbenen Baurathes Leonhard Müller, welche dessen zu Kassel lebende Witwe mir gütigst zur Einsicht gestattet hatte. Müller, ein warmherziger für die Zeugen und Reste vergangener Tage begeistert empfindender Mann, erwarb sich zur Zeit, da er in Hersfeld als Baubeamter wirkte, in den 1830er Jahren das Verdienst, in jahrelanger Thätigkeit neben seinen Amtspflichten die Aufräumung der Ruine der Stiftskirche und die zu ihrer Erhaltung erforderlichen Maßregeln zu bewirken.

v. Stamford.

Auszüge aus Briefen des Kapitäns 1. westfälischen Husarenregiment Ferd. von Westerhagen an seine Braut in Kassel, aus dem Jahre 1812. Tikaltowo bey Kalisch, den 14ten Aprill 1812. Wir haben seit dem 7ten d. M. unser schönes deutsches Vaterland verlassen, und wer weiß, ob wir je dahin zurückkehren werden; für mich wäre es das Schrecklichste, was ich mir nur denken kann, wenn wir noch lange in diesem Hottentotten-Lande bleiben müßten . . . . Ich schreibe Dir diesen Brief aus einem elenden polnischen Dorfe ohnweit Kalisch, wo ich mit vier Offiziers und zwanzig gemeinen Husaren in einem Hause liege, welches zwar das beste im ganzen Dorfe ist, aber wo man doch bey jedem starken Windstoß befürchten muß, unter dieser alten Baracke begraben zu werden. Ich sitze in einer dunkelen Ecke des Zimmers, an einem alten wackelichten Tische und schreibe, während die andern Einquartierten bey einer Schüssel aufgesottener Kartoffeln das schrecklichste Getöse verursachen: Du wirst es also nicht übel nehmen, wenn Du ein paar Buchstaben zu viel oder zu wenig oder überhaupt den ganzen Brief nicht so wie er eigentlich seyn sollt, finden wirst.

Ich muß Dir doch eine kleine Beschreibung von meinem Quartier machen, welches das beste Haus im ganzen Dorfe (ist). Erstlich befinden sich außer vier Offiziers und zwanzig Husaren noch einige Kühe nebst Kälbern (und) ein paar Schweine (darin), und an den Wänden spatzieren die Läuse und Wanzen zu Tausenden herum: im Hintergrnnde des Zimmers sitzt die Bauern-Familie um ein kleines Kaminfeuer herum und lausen sich; ihre Kleidung besteht aus lauter Lumpen, die kaum noch auf dem Leibe halten. Hier kann man das menschliche Elend in seiner ganzen schrecklichen Größe sehen, denn hier hat es bestimmt den höchsten Gipfel erreicht. Nun denke Dir unter diesen Hottentotten meine schreckliche Lage; wenn Du mich jetzt unerwartet sähest, Du würdest mich bestimmt nicht wieder erkennen, so mager und elend bin ich geworden ꝛc.

Paryzow, 6 Meilen von der russischen Gränze, den 18ten Mai 1812. . . . . . . Ich will Dir iezt die Umstände etwas schildern die mir es unmöglich machen oft an Dich zu schreiben. Erstens sind unsere Quartiere immer so sehr schlecht und so voll, daß man in der ganzen Stube kein Plätzchen finden kann, wo man ruhig und ungestöhrt schreiben kann; zweitens verhindern mich unsere starken Strapatzen und Geschäfte daran, und drittens ist uns alle Gelegenheit benommen die Briefe richtig auf die Post befördern zu können, da das Regiment immer auf den Dörfern steht, die meistentheils von den Städten, wo ein Feldpostamt ist, weit entfernt sind ꝛc.

Lubartow den 28ten Mai 1812. Endlich nach 8 langen Tagemärschen habe einmal wieder einige Stunden für mich, welche ich auch sogleich benutze, um den angefangenen Brief an Dich . . . . . . zu vollenden. Denke Dir, schon länger als sechs Wochen haben wir kein anderes Lager gehabt als elendes, verfaultes Dachstroh, auch ist dieses die einzige Nahrung für unsere Pferde, und selbst dieses wird in einiger Zeit fehlen; man sieht schon ganze Dörfer, die nicht ein einziges Dach mehr haben. Meine armen Pferde sind so mager, daß sie der Wind umblasen kann, und wenn es nicht bald grün wird, wozu wir hier gar noch keine Hoffnung haben, so verhungern wir und unsere Pferde ꝛc. **H. B.**

Die Hessen in Amerika. In den Nummern 1—5 d. J. fand sich eine gründliche Rechts-Erörterung der Kriegs-Teilnahme der Hessen gegen den Abfall der Neuenglands-Staaten durch Herrn Kammerdirektor Karl Preser. Es empfiehlt sich, hier noch einmal den bewegenden deutschen Gedanken in Vordergrund zu rücken. Seit den Tagen Ludwigs XIV. war Hessen-Kassel in beständigem Schutz- und Trutz-Bündnisse mit England verharret. Diese germanische Großmacht stark und kräftig zu erhalten, war zu jener Zeit ein weiser Gedanke und eine echt deutsche Tat. England bei seinem Werbe-

verfahren war nicht im Stande, so viel Truppen aufzustellen, als das kleine Hessen-Kassel bei allgemeiner Wehrpflicht. Diese Gemeinsamkeit hatte die Hessen während der beiden ersten Schlesischen Kriege zu Gegnern König Friedrichs gemacht, im siebenjährigen Kriege aber zu Verbündeten. Nicht preußische, sondern englische Rücksicht entschied. Für England und damit also auch für Hessen-Kassel galt es, immer und überall Frankreichs Macht darnieder zu halten.

Beim Abfalle der Neu-Engländer vom Mutterlande handelte es sich um eine Zertrümmerung Großbritaniens. Eine Minderheit der Bevölkerung: von zwei und einer halben Million Neu-Engländer kaum die Hälfte, plante in Untreue nicht nur den eignen Abfall; auch Irland, Kanada, Westindien sollten dem Mutterlande verloren gehen. Was wäre aus Großbritanien geworden ohne die starke Hülfe der Hessen! Auf neun Schlacht- und Sieges-Feldern sah der hessische Löwe Sternenbanner und Lilienfahne vor sich zu Staube sinken. In offenem Kampfe sind die Hessen drüben niemals besiegt. Man muß auch nicht denken, von 1776 bis 1783 hätten beständige Kämpfe stattgefunden; öfters ruhten über Jahr und Tag die Waffen, und die Truppen übten nur Besatzungs-Dienst wie im Frieden. Wenig bekannt ist auch, daß zahlreiche hessische Generäle und Obristen als Ehrenbürger amerikanischer Städte in die Heimat kehrten.

Was war das Ergebnis des Krieges? Die Truppen Washington's waren vor den Hessen zerstäubt, wie Spreu vor dem Winde; beim Frieden kamen die Nordamerikaner selbst gar nicht in Betracht. Frankreich handelte nach dem Satze: divide et impera! Für das Zugeständnis der Unabhängigkeit der Yankee verzichtete Frankreich auf Besitze in West- und Ostindien; Großbritanien blieb trotz Spaltung der angelsächsischen Rasse mächtig. Hessische Treue und Tapferkeit hatte ihm den Rang unter den Völkern gewahrt, der allein es befähigte, zu napoleonischer Zeit die Befreiung Europas zu führen.

Hermann von Pfister.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Die 54. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde wurde in den beiden letzten Tagen des Monats Juli und am 1. August zu Hersfeld abgehalten. Trotz der Ungunst des Wetters hatte sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Mitgliedern des Vereins aus allen Theilen unseres Hessenlandes eingefunden. Dem Berichte des Schriftführers Stern von Kassel zufolge beträgt die Zahl der Mitglieder gegenwärtig 1303. Die Finanzlage ist eine günstige. Als Ort der Zusammenkunft im nächsten Jahre wurde Marburg bestimmt. Den Festvortrag hielt Gymnasiallehrer Dr. Haffner über die „Geschichte der Abtei Hersfeld von den ältesten Zeiten bis zu den Hohenstaufen"; der gediegene Vortrag fand die verdiente Anerkennung. Am 1. August wurde der geplante Ausflug nach dem Stoppelsberg unternommen. Die Theilnehmer verbrachten daselbst sehr angenehme Stunden und waren alle entzückt von der prachtvollen Aussicht. Näherer Bericht folgt in der nächsten Nummer.

—S. Unsere Zeit will das Gedächtniß der Männer in der Nation erhalten sehen, denen sie für ihr Wirken und ihre Thaten Dank schuldet. Unter diesen nimmt Ulrich von Hutten, der fromme Ritter, eine hohe Stelle ein. Die Stätte, an welcher dieser merkwürdige Mensch ins Leben trat, ist für viele Millionen Deutscher ehrwürdig, für Alle wohl bedeutsam. Wenn der gegenwärtige Besitzer derselben, der Ruine Steckelberg unweit von Elm, Freiherr Hugo von Stumm, im Bewußtsein der Bedeutung jener Trümmer, sie mit sehr erheblichem Aufwande vor der gänzlichen Zerstörung durch die Zeit zu bewahren strebt, ihre Umgebung verschönert, den Zugang erleichtert, so muß das dankbar anerkannt werden. Er wollte aber auch das Jahr, in welchem seit Hutten's Geburt 4 Jahrhunderte vergangen sind, noch besonders bezeichnen, indem er diesem ächten „Ritter vom Geiste" ein Denkmal errichtete inmitten des Raumes, wo seine Kindheit verfloß und wo jetzt der Beschauer sich sagen darf, „das Höchste, was Hutten erstrebte, es ist erreicht!" Der 5. August war zur Feier der Grundsteinlegung angesetzt, um 2 Uhr Nachmittags begann dieselbe. Von Ramholz, dem Hauptorte der einstmals Hutten'schen Herrschaft, in welcher der Steckelberg gelegen ist, setzte sich der Festzug in Bewegung, gebildet durch drei Kriegervereine der Umgegend mit ihren Fahnen, Bewohner der nächsten Dorfschaften, die Schulkinder mit Fahnen, den Gesangverein, unter Vorantritt eines Musikcorps und der Familie des Bauherrn nebst den geladenen Ehrengästen. Unter diesen verlieh der Oberpräsident der Provinz, Herr Graf zu Eulenburg, durch seine Anwesenheit dem Feste besondere Bedeutung.

Nachdem Alle in den Räumen der Ruine Aufstellung genommen hatten, begrüßte der bauleitende Herr Landbauinspektor Wolfarth aus Gelnhausen die Versammlung in einer die Bedeutung des Tages erklärenden Ansprache. Es folgte der Choral „Eine feste Burg ist unser Gott", in welchen die Festversammlung einstimmte.

Die hierauf folgende Festrede hielt Herr Pfarrer Orth zu Ramholz. Hutten in seinem Wesen und Streben zu zeigen, hatte der Redner sich vorgesetzt und er gab ein lebendiges Bild des Mannes, welcher mit den eigentlichen Reformatoren auf das Engste verknüpft erscheint. Ging er doch einige Jahre früher als Luther bereits gegen die damals gewaltigste Macht, die Hierarchie der römisch-katholischen

Kirche mit dem Papstthume an der Spitze, kühn und unerschrocken vor. Aber ausgegangen war der Ritter zunächst von politischen Ideen. Er sah den Verfall des deutschen Reiches, das Sinken der kaiserlichen Macht, welche damals in der Hand des hochgehaltenen Maximilian I. ruhte. In Schriften voll Kraft und hinreißender Begeisterung kämpfte Hutten für seinen Kaiser und gegen dessen Feinde, unter denen der Papst sich befand. Die Zeit war reif zur Besserung der Zustände in der Kirche und der anfangs weltliche Kämpfer, welcher den Papst und seinen mächtigen Anhang in Deutschland als Verkleinerer von dessen innerer Kraft und äußerer Stellung fort und fort angriff, welcher auch Luthers erstes Auftreten und den sich daraus entwickelnden Streit als Mönchsgezänk ansah, gewann doch andere Anschauungen hierüber und wurde ein begeisterter Mitstreiter des Reformators. Mit Sickingen eng verbunden gewann er auch diesen, seine starke Faust schützend über Luther zu strecken. Doch das Vaterland, das er so sehr liebte, konnte diesen seinen Sohn gegen den grimmigen Haß der von den neuen Ideen in ihrer Stellung und Bedeutung bedrohten Geistlichkeit nicht schützen. Hutten starb in äußerster Dürftigkeit auf Schweizererde.

Der fesselnden Rede folgte der Vortrag des Liedes „Deutschland, Deutschland über Alles ꝛc.“ durch den Gesangverein und hierauf die Verlesung der Urkunde, welche in dem Grundsteine des Denkmals eingeschlossen werden sollte. Als erste Zeugen hatten dieselbe auf Wunsch des Freiherrn von Stumm unterzeichnet: Der Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau, Herr Graf zu Eulenburg; der Landesdirektor in Hessen, Herr von Hundelshausen und der Vorsitzende des Vereins für hessische Geschichte, Herr von Stamford. Die Kapsel mit der Urkunde und einigen mit eingeschlossenen Gegenständen wurde eingelegt, die Deckplatte angebracht und von dem Bauherrn drei Hammerschläge auf dieselbe ausgeführt, sodann von Herrn von Stumm ein dreimaliges Hoch auf Se. Majestät den deutschen Kaiser, König Wilhelm II. von Preußen, ausgebracht, welches von der zahlreichen Versammlung begeistert und machtvoll aus den Trümmern der Huttenburg erklang. Wie wird Ulreichs Geist dieses Zeichen der Erfüllung seines irdischen Strebens aufgenommen haben, wenn er über der ihm geltenden Feier geschwebt hat! Schüler sangen den 1. Vers des Liedes „Heil Dir im Siegerkranz“ und dann that der Herr Oberpräsident 3 Hammerschläge auf den Grundstein, wobei er die Worte „mit Gott für Kaiser und Reich“ sprach; ihm folgte Freifrau von Stumm mit kräftigen Schlägen, dann noch verschiedene Ehrengäste und Theilnehmer der Feier einige mit Sprüchen bei den Hammerschlägen und am Schlusse der 5. Vers des Liedes „Heil Dir im Siegerkranz“ von den Schülern gesungen. Leider goß schon seit Mittag den 5. August „unendlicher Regen herab“ und beeinträchtigte die Feier, erschwerte insbesondere dem das Ceremoniel derselben leitenden Herrn Justizrath Dr. Grimm aus Marburg sein Amt, dem Herrn Festredner das Reden. Doch konnte der würdige und erhebende Verlauf der Feier wohl gestört doch nicht aufgehoben werden.

In langem Zuge unter den Klängen der Musik bewegte die Versammlung sich hinab durch den Wald und neugeschaffene Parkanlagen am unteren Abhange des Steckelberges nach Ramholz, wo die Kriegervereine und andere Theilnehmer gastliche Aufnahme von Seiten des Herrn von Stumm fanden und ein Festessen in seinem Schlosse dem Tage der Huttenfeier einen schönen Abschluß gab.

Todesfälle. Die Universität Marburg hat in den letzten Tagen zwei Professoren durch den Tod verloren. Am 30. Juli starb im Bade Bertrich an der Mosel der Professor der Theologie, Konsistorialrath Dr. Ernst Ranke im 74. Lebensjahre, und am 5. August zu Marburg der außerordentliche Professor der Rechtswissenschaft Dr. Victor Platner im Alter von 66 Jahren. — Professor Ernst Ranke, der jüngste Bruder des am 23. Mai 1886 in dem hohen Alter von 91 Jahren zu Berlin verstorbenen berühmten Historikers Leopold von Ranke, wurde geboren am 10. September 1810 zu Wiehe in Thüringen. Er besuchte das Gymnasium zu Schulpforta, studirte nachher Theologie an den Universitäten Leipzig und Bonn, und wurde im Herbste 1851 von Buchau in Bayern, wo er als Pfarrer wirkte, als ordentlicher Professor der Theologie an die Universität Marburg berufen, welcher er seit jener Zeit ununterbrochen angehörte. Neben seinem akademischen Berufe und seinen wissenschaftlichen Arbeiten ließ Professor Ranke nur selten ein beachtenswerthes Ereigniß vorübergehen, dessen er nicht in poetischer Weise, sei es in deutscher, sei es in lateinischer Sprache, gedacht hätte. Wie die „Oberhessische Zeitung“ meldet, veranlaßten ihn seine poetische Neigung und die Liebe zu seinen Kollegen vor mehreren Jahren, die Photographien jener in einem Album zu sammeln und jedem Bild ein entsprechendes lateinisches Distichon beizufügen. Seine letzte literarische Arbeit war die Gratulationsschrift zur achthundertjährigen Jubiläumsfeier der Universität Bologna, welche ein lateinisches Gedicht und eine wissenschaftliche Arbeit enthält. Der Verblichene war ebenso hoch geschätzt von seinen Kollegen und seinen Zuhörern, wie er wegen seines leutseligen Wesens beliebt bei der Bürgerschaft war. Professor Ranke hat eine fruchtbare Thätigkeit als Schriftsteller entfaltet. Die „Oberhessische Zeitung“ führt u. a. folgende Schriften von ihm auf:

Das kirchliche Perikopensystem aus den ältesten Urkunden der römischen Liturgie dargelegt und erläutert. 1847.

Das Buch Tobias metrisch übersetzt. 1847.
An das deutsche Volk (Gedicht). 1848.
Gedichte dem Vaterland gewidmet. 1848.
Wider das Lügenbuch der Enthüllungen. Aufklärendes Sendschreiben an eine Landgemeinde. 1850.
Kritische Zusammenstellung der innerhalb der evagelischen Kirche Deutschlands eingeführten neuen Perikopenkreise. 1850.
Mittheilungen in Sachen des kirchlichen Streites in Oberhessen. 1858.
Offenes Sendschreiben an die lutherische Geistlichkeit des Konsistorialbezirks Marburg. 1858.
Der Fortbestand des herkömmlichen Perikopenkreises vom geschichtlichen und praktisch theologischen Standpunkt aus beleuchtet. 1859.
Fragmenta versionis sacrarum scripturarum latinae Antehieronymianae e codice manuscripto eruta. 1860.
Carmina academica. 1866.
Marburger Gesangbuch von 1549 mit verwandten Liederdrucken herausgegeben und historisch kritisch erläutert. 1862.
Codex Fuldensis, Novum testamentum lat. interpr. Hieronymo ex ms. Victoris Capuani ed. 1868.
Lieder aus großer Zeit. 1872. 2. Ausg. 1875.
Die Schlacht im Teutoburger Walde. 1876.
Fragmenta antiquissimae evangelii Lucani versionis lat. 1874.
Horae lyricae. 1874.
Par palimsestorum Wirceburg. Antiquissimae vet. test. versionis lat. fragmenta. 1872.
Rhythmica. 1881.
Chorgesänge zum Preis der hl. Elisabeth. 1884. —

„Der Vix ist todt“, das waren die Worte, welche am 5. August in Marburg von Mund zu Mund gingen. Obgleich man wußte, daß Professor Victor Platner schon seit längerer Zeit an einer schweren Krankheit (Hydropsia) litt, und der Gedanke an eine Herstellung von derselben ausgeschlossen war, so überraschte doch die Kunde von seinem Tode, und allgemein wurde sein Hinscheiden tief betrauert. War doch der „Vix“ eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten Marburgs, ein Marburger Kind, das mit Marburg vollständig verwachsen war, ein Original, wenn man will, und zwar von jener Art, in deren Tod man sich nicht leicht zurechtfinden kann. Professor Dr. Victor Platner wurde geboren am 3. Februar 1822 als Sohn des geistreichen Professors der Rechtswissenschaft Geheimen Hofraths Dr. Eduard Platner (gest. am 5. Juni 1860). Vix Platner besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte vom Herbst 1840 in Marburg und Heidelberg Rechtswissenschaft und wurde nach rühmlichst bestandenem rigorosum auf Grund seiner Dissertation „De quibusdam Constantini legibus (1845) zum Doctor iuris utriusque promovirt. Am 18. Februar 1845 habilitirte er sich als Privatdocent in der juristischen Fakultät der alma Philippina. Am 15. Juli 1865 wurde Dr. Platner zum außerordentlichen Professor ernannt. Zu seinen Hauptfächern gehörten Handels-, Wechsel- und Seerecht; seine Vorlesungen über diese Zweige der Rechtswissenschaft waren stets von einem ansehnlichen Zuhörerkreise besucht. Auch hielt er in früheren Jahren in größeren Städten (auch hier in Kassel) über obige Rechtsmaterien öffentliche Vorlesungen, die beifälligst aufgenommen wurden. Professor Victor Platner war ein grundgelehrter Herr, aber er litt an einem Fehler, der häufig sich bei Männern von umfangreichem Wissen einzustellen pflegt, an Zerstreutheit, die zu mancherlei komischen Vorkommnissen Anlaß gab, welche Freund Vix aber niemals aus seinem heiteren Gleichmuthe zu bringen vermochten. Daß ein Gelehrter wie Professor Platner auch als Schriftsteller thätig war, ist selbstverständlich. Von seinen Schriften hier nur einige: Ueber die Auferstehung des deutschen Reichs 1848; Ueber die historische Entwickelung des Systems und des Charakters des deutschen Rechts, vorzugsweise des Privatrechts, 1851; Die Bürgschaft, eine germanistische Abhandlung, 1857; Sachenrecht mit besonderer Rücksicht auf das frühere Kurfürstenthum Hessen, 1875; Erbrechtliche Bestimmungen, 1882. — Von außerordentlich kräftigem Körperbau, ein Meister in allen körperlichen Uebungen, ein Freund der Natur, liebte Platner große und weite Spaziergänge, eine Promenade von Marburg nach Gießen und wieder zurück gehörte bei ihm nicht zu den Seltenheiten. Als Marburger Student war er gleich seinem Zwillingsbruder, dem früh verstorbenen Dr. med. Moritz Platner, Mitglied des Korps Teutonia. Er war ein allzeit fertiger Schläger und forscher Paukant auf der Mensur. Offenenen, aufrichtigen, biederen Charakters, freundlich und wohlwollend gegen Jedermann, ein treuer, stets zuverlässiger Freund, hat sich Professor Platner die Hochschätzung aller erworben, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Und ganz besonders verdient noch seine Gastfreundschaft hervorgehoben zu werden, die er gegen Freunde und Bekannte in liebenswürdigster Weise auszuüben pflegte. Am 7. d. M. wurde die irdische Hülle des Verblichenen mit studentischen Ehren der Erde übergeben. Pastor Bernhard sprach das Gebet, nach ihm ergriff Professor Dr. Westermann das Wort, um namens seiner Fakultätskollegen das Leben und Wirken des Verblichenen, welcher wie kaum ein anderer mit der Universität und Stadt Marburg verwachsen gewesen, zu schildern, mit warm empfundenen Worten von dem biederen, treuen, deutschen, und im persöntichen Verkehr allzeit heiteren und gefälligen Manne Abschied zu nehmen und ihm ein letztes „Ruhe in Frieden“ nachzurufen. Das Andenken an den edlen Ver-

blichenen wird stets ein ehrenvolles, gesegnetes bleiben
Sit tibi terra levis!

— Am 29. Juli verschied im 61. Lebensjahre auf dem Familiensitze Stöckach in Unterfranken Ulrich Freiherr von Hutten zum Stolzenberg, königl. bayerischer Kämmerer, Generalmajor a. D., Oberhofmeister a. D., Ritter vieler hohen Orden. Der Stammsitz der reich begüterten Familie von Hutten ist Romsthal im Huttenschen Grunde (Kreis Schlüchtern), und wegen ihrer Besitzungen in den ehemaligen Provinzen Fulda und Hanau gehört dieselbe der hessischen Ritterschaft an. Geboren wurde Ulrich von Hutten am 2. Dezember 1827 auf dem Familiengute Steinbach in Unterfranken als ältester Sohn des Freiherrn Ferdinand von Hutten († am 25. März 1851 in Würzburg), welcher in den 30er und 40er Jahren Mitglied der kurhessischen Ständekammer war. Ulrich von Hutten besuchte u. A. die Pagerie in München, studirte hiernach auf der Universität Würzburg, wo er Mitglied des Korps Moenania (Mainländer) war. Im Jahre 1848 trat er in die bayerische reitende Artillerie ein, wurde rasch zum Lieutenant befördert und befand sich in den Reihen der bayerischen Exekutionstruppen, welche 1850 Kurhessen besetzten. Wir müssen es ihm zum Ruhme nachsagen, daß er einer von den wenigen bayerischen Offizieren der damaligen Periode war, welche die Verhältnisse in Kurhessen klar durchschauten. Der jugendliche Offizier wußte sich vermöge seiner persönlichen Liebenswürdigkeiten schon damals, unter gewiß schwierigen Verhältnissen, in unserem Hessenlande die allgemeine Hochschätzung zu erwerben, die ihm in späteren Jahren noch in erhöhtem Grade zu Theil werden sollten. Den Krieg von 1866 machte Ulrich von Hutten als königl. bayerischer Hauptmann, den deutsch-französischen Krieg 1870/71 als Artilleriemajor mit. Als solcher zeichnete er sich derart aus, daß ihm das eiserne Kreuz erster Klasse verliehen wurde. In den 70er Jahren war Ulrich v. Hutten Abgeordneter der hessischen Ritterschaft im Kommunal-Landtage für den Regierungsbezirk Kassel. Hier in unserer Vaterstadt Kassel erinnert man sich heute noch mit größtem Interesse der überaus sympathischen Erscheinung des liebenswürdigen Mannes und beklagt lebhaft sein frühes Hinscheiden. Ulrich von Hutten lebte schon seit langer Zeit in München, wo auch sein Regiment stand, und wo er noch vor wenigen Jahren Offizier der königlichen Leibtrabanten, der Hatschiere, war. Die feierliche Beerdigung des Dahingeschiedenen fand am 1. August unter großer Theilnahme zu Würzburg in der dortigen Familiengruft statt. Ehre seinem Andenken und Friede seiner Asche. F. Z.

Hessische Bücherschau.

—. Kürzlich ist dahier im Druck von Friedr. Scheel die Festpredigt erschienen, welche Pfarrer H. F. Opper am 22. April d. J. „zur 150jährigen Jubelfeier der evangelisch-lutherischen Kirche zu Kassel“ gehalten hat. In dieser Festpredigt ist die Geschichte der lutherischen Kirche und Gemeinde ausführlich behandelt, und ist das Schriftchen sonach auch in historischer Beziehung von Interesse.

— In den nächsten Tagen wird von Karl Preser in Wächtersbach, dem hochgeschätzten Mitarbeiter unserer Zeitschrift, in der Hofbuchhandlung von E. Hühn dahier, ein größeres Epos „Ulrich von Hutten“ erscheinen. Es läßt sich bei der poetischen Begabung des Verfassers, unseres hessischen Landsmannes, dem wir so viele treffliche Dichtungen verdanken, nicht anders erwarten, daß uns hier wieder eine gediegene dichterische Leistung geboten wird. Und dafür spricht auch schon der Inhalt der beiden ersten uns vorliegenden Aushängebogen. Der Dichter leitet sein Epos ein mit dem Verse:

Wenn Gott sich ein streitbares Rüstzeug erkor,
Zu heilen der Menschheit Wunden:
Das bricht aus den tiefsten Tiefen hervor
Und wär' es an Ketten gebunden.

Das scheint denn auch der Grundgedanke zu sein, der sich gewissermaßen als rother Faden durch das Gedicht hinzieht. Daß das Gedicht auch zeitgemäß ist, wird wohl Niemand bezweifeln, leben wir doch in diesem Jahre 1888 gleichsam unter dem Gestirne „Ulrich von Hutten“. Die Verlagsbuchhandlung wird es sich angelegen sein lassen, das etwa 12½ Bogen umfassende Werk auf das Eleganteste auszustatten. Wir werden gleich nach dem Erscheinen auf dasselbe zurückkommen.

— Die letzten Nummern der A. Gild'schen Monatsschrift „Für Feierstunden“ zeichnen sich, gleich den früheren, durch ihren lehrreichen, interessanten Inhalt auf das Vortheilhafteste aus. Wir verfehlen nicht, hier noch besonders zu bemerken, daß die Königliche Regierung, Abtheilung für Kirchen- und Schulsachen dahier, Anlaß genommen hat, diese Monatsschrift, welche dem Leser eine Geist und Gemüth bildende Unterhaltung liefern und als Familienblatt einen Ersatz für den Fortbildungsunterricht bieten soll, mit warmen Worten zu empfehlen.

Briefkasten.

A. H. Hünfeld. Besten Dank, lieber Freund! Zusendung sehr willkommen. Freundlichsten Gruß.

H. F. Schleusingen. Erzählung „Treu bis in den Tod“ mußte für die nächste Nummer zurückgestellt werden.

Fr. St. Kassel. Erhalten. Sagen unsern verbindlichsten Dank. Novelle wird in einer der nächsten Nummer begonnen werden. Hinsichtlich des Gedichtes Prüfung vorbehalten.

I. K. Fulda. Gedicht „Ebersberg“ wird in der nächsten Nummer zum Abdrucke gelangen.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 17. Kassel, 1. September 1888.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2641.

Dort oben.

Eine fromme Sage spricht:
Wenn ein Herz auf Erden bricht,
Flammt am Himmel auf ein Stern —
Tröstlich Wort, wir glauben's gern.

Was wir bitter missen jetzt,
Ward von Gottes Hand gesetzt
Dort hinauf, mit treuem Schein
Uns ein Lichtgeleit zu sein.

Wenn die Nacht hernieder fällt,
Suchen wir am Himmelszelt,
Bis den lieben Stern wir seh'n
Ueber uns zu Häupten steh'n.

Und wir schau'n ihn, bis es tagt;
Und das Herz in uns, das fragt,
Ob dem Stern am Himmelszelt
Bald ein andrer sich gesellt.

D. Saul.



Beiträge zur Geschichte des Städtchens Liedenstein und der Familie Heß v. Wichdorff.

Herausgegeben von Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.

II. Theil.*)

Anno 1631 auff Galli=Abendt wardt ein geschrey in Vach, daß die Crawadten im Ahnzug und alles Volck begunnte die flucht zu ergreyffen. Hat sich auch Frau Anna auffgemachet, darbei aber in der Dunckelheit undt Gedreng vor der Werr=Brücken ihren sohn Curthen, so das kleinste töchtterlein Elsbeth auffn wagen tragen sollen, von der Handt verlohren, auch solche Kindter nimmer wiedter gesehen. Kam dann mit denen übrigen 3 Kindtern in großen Kummer nacher Eyßenach, allwo sie bis Martini nechst folgenden Jahres blieben. Hat sich alßdann auf raht ihres schwehern Hermannen v. Werßaben, (Häfner, Gesch. v. Schmalkald. Bd. IV. S. 11 u. 12) so domahlen ein Ampts=Hauptmann in Schmalcaldten geweßen, dahin gewendt undt allda ein hauß vor der Pfaffengassen umb 180 Güldten erkauffet. Auff dessen Raht undt fürsprach sie nebst ihren sohn Hanß=Görg nachhero eine rayß nach Milßungen gethan undt allda bey der Landtgräfin Amalyen eine Audientz erlanget, um Erstadtung der verlohrenen Lehen für ihren sohn zu bitten. Obwohlen sie nun die Fürstin an Landtgraff Philippi gnedtige Verheyßung, so er ihres Sohnes Groeßvattern vor schier 80 Jahren gethan, undter threnen erinnert, auch Ihr das gülden Ringlein zugestellet, so Landgraff Philippus damalß Hanß Curth Heß v. Wichdorff zu einem ewigen Gedechtniß seiner Genadte verehret undt die Landtgräffin ihr zugesaget, daß ihrem Sohn Hanß Geörgen eine genedtige Erstadtung gethan werden sollt, ist doch solche nit erfolget. Undt ist hernacher Frau Anna auff Nicolay anno 1639 sehlich entschlaffen, ihres alters 56 Jahr, auch nach ihren letzten Willen gen Vach inß Closter neben ihrem Eheherren begraben wordten.

de dato Schmalkaldten, den 26. Maji 1663 suppliciret Hanß Görg Heß v. Wichdorff umb restitution in die alt=vätterlichen lehen und erfahren wir aus diesem Gesuch an den Landgrafen Wilhelm folgende interessante Einzelheiten. Es heißt darin u. A. wörtlich:

Genediger Herre! Do nuhn unßer Vatter undt Groeß=Vatter sehlicher, wie gemelt todts verfahren undt wir arme Kindter gar lang inn elendt herumbtrieben, endtlichen mit unßerer Muetter sehlicher nach viel außgestandtenen jammers undt truebsals allhiero inn schmalcaldten bey ihrem schwehere, Hermannen v. Werßaben, dem damahligen ober=Amptmann eine guette zuefluchtt fundten, hat derßelbige sich unßerer Betrengnuß ernstlichen ahngenohmen und pittlichen sehr ahngelegen seyn lossen, sowol mündtlichen alß schrifftlichen bey Ihrer Furstlichen Genaden Frawen Muettern wiedderumb gehöer undt Genade füer unß arme kindter zue erlangen. Undt ist mir noch gar ebendencklich, alß wir dozumahlen bey Ihrer Fürstlichen Genaden Frawen Muetter zue Milßungen eine genedige Audientz erhalten, obwohlen ich ehrst eyn knab von schierst 12 Jahren gewest, do ich Ihrer Fürstlichen Genaden das Rincklein übergebenn, welliches unßer Groeßvatter undt Ur=groeßvatter vormahlen von deme Durchleuchtigen Landtgraffen undt Herrn, Herrn Philipßen, Landtgraffen zue Hessen zue eynem ahndencken entpfangenn, do er in seyner Custodien zu Mechelln gelegenn undt erstgemelter unßer Groeß=vatter undt Urgroß=Vatter Hanß Conrad Heß v. Wichdorff, domahlen eyn hoeffjuncker bey Ihrer Fürstlichen Genaden auß Trewen pflichten die Tortur standthafftig außgehaldten, daß er fast deß todts darvon geweßen undt zeyttlebens halb lahm undt steiff plieben, aber doch seynen genedigen Fürsten und Herren auß groeßer Noth und bedrengnuß dormit geholffen hatt, wie genediglich Sie mir domahlen die wangen gestreichelt undt unß mit threnenden Augen vertröstett hatt, als meyne Muetter selichen erzelet, wie gar hartt undt erbermiglich es uns wehrent der Kriegszeitt ergangen. Undt do ich Ihrer Furstlichen Genaden zudemmahl besagt rincklein zue handten gestellet mit denen wortten: dieß cleynott ist das zeichen,

---

so unßer Groeß=Vatter von Ihrer Fürstlichen Genaden, Herrn Landtgraff Philipsen mit der bethewerung entpfangen: „Hanß=Cordtell, das soll Dir undt den Deinen nimmer vergeßen, sondern wohl vergoltten werdten bis inß dritte undt vierdte gliedt" hatt Ihre Fürstliche Genaden die Händte gen Himmel gehaben undt gar beweglichen geseuffzett, alßdann aber unßerer Muetter sehlicher, so für Ihre Fürstliche Gnaden uff die knye gefallen, genediglichen uffgehaben undt gantz lautt gerueffen: „ja, So wahr Unß Gott helffe, das soll noch geschehn undt Wir wollen Euch das noch vergeltten, die Lehenguetter ewerer vorfahren seyndt zwar nun anderst vorgeben, aber Wir wollen nit minder für euch sorgen. Undt haben Ihrem domahlen beysichhabenten Rath alsogleich bevohlen, daß er zusehen sollte, darmit wir kindter mit andteren guettern schadtloß gehaltten würdten undt Landtgraff Philippsen wortt undt zusage erlich gelößet undt erfüllet werdten möchtt.

Genediger Furst undt Herre. Ewre Fürstliche Genaden seyndt dazumahlen auch an Ihrer Furstlichen Genaden Frawen Muetter handt zuegegen gewest! Ihre Furstlichen Genaden waren dazu Malen noch gar ein jung Herrlein undt waren E. F. G. Hoeffmeister Jacob vom Hoff undt auch M. Elias Coriarius gleychermaßen darbey. Mir dencket es noch gar wol, wie Ewer Fürstliche Genaden yensmalen das rincklein von J. F. G. Frawen Muetter zue beschawen begeret und danach gar auffmerksamb betrachtett, doruff es die genedige Frawe Muetter an ihren Finger gesteckett undt lächelndte zu meyner Muetter gesaget: „Wir lößen Landtgraff Philippßen phandt erlich ein undt sollet ihr deßen wol gedencken." Worauff Ihre Fürstliche Gnaden sie noch wol beschenckett und unß gnediglich valet gesaget.

Genediger Furst undt Herre! Das seyndt wol fast nuhn dryeßig Jahr vorgangen undt ob wir bestendig deß verhoffens gewest, es würdte unß noch werdten, das unß damahlen undt auch nacher vorschiedentlich erneuerte Furstliche Versprechen vorhießen, so hatt dennoch die Volge gezeigett, daß es immer wiederum in vorgeßenheydt gerathen. E. F. G. Frawen Mutter seyndt unterdeß inn diesser langen zeitt seligen abgeschieden, ohne daß Sie es erlebett hatte, uns Ihres Fürstlichen wortts zue vergnugen, alßo, daß wol nit zue verwundtern, wann wir gentzlich auß dem gedechtnuße kehmen undt unßere Hoffnung allgemach gantz ersterben thette. Deme ohneracht kunnen undt mügen wir nitt daran verzweifflen. Ewerer Fürstlichen Genaden Großmuett undt magnifizentz ist so vilen zue stadten kohmen, wellche es wol nit in allewege alßo umb Dero Hochfürstliches Hauß verdienet, daß es fast ohnmüglich zue gläuben, es sollte dieselbige alleine unß armen Kindtern endthaltten pleiben, die wir doch eyn sonderliches Fürstliches wortt und außtrücklichs vorsprechen doruff erlangett undt entphangen haben. Und wann dann newerdingß, wie wir vernohmen, eyne erleddigung vorschidentlicher Guetter undt stucken, so unsern vorfahrn zue Lehen gestandten undt von ihnen vil Hundertt jahr allßo inngehabt worden seyndt, zue gewartten stehett, alß undterwindten wir unß, mit disser underdhenigen Supplik nochmahlen gantz flehentlichen zue pitten, Dero Fürstlichen Vorsprechens und getaner genedhiger zusag in Genaden zue gedencken undt zu bevehlen, daß unß diesse altte Lehen unßeres geschlechtts nit wiedder endtzohen, sundern wiedderumb gereichett werdten, wannen sie heimfallen oder sunst erleddiget werdten. u. s. w. u. s. w.

In der hierüber von Landgraf Wilhelm „gethanen Verordnunge an seine rethe in Caßell" heißt es:

pp. Wannen es unß nun fast verdrießlich fellet, daß Wir mit sollchen sachen in Unßerer schwachheidt belestigett werden, do Wir kaumb erst ahngefangen habenn, unß Unßeres gebrestes halben des Sawerbronns allhiero zue gebrauchen, Wir aber dennoch Unßerer lengst gethanen Zuesag unß erinnern undt nicht gerne sehen, daß obgemelter (der Viertelsmeister Hanß Geörg Heß v. Wichdorff) Unß fürterhin noch ferner darum querelirei, so bevehlen Wir, daß nunmehro ernstlichen darzu gethan wirdt ihn zu stillenn.

Zwar ist unß nicht bewust, daß von denen altten Lehen seiner Vorelltern, so Unß bekandt, Etwaß leddig wordten undt heimfallen wehre, oder daß sichs darzu ahnließe. Undt können Wir nichts darfür, daß sie anderst vorliehen, sintemahlen sein vatter selbsten daran schuldt gewehßenn. Gleichwohlen ist unß bekandt, daß es J. F. G. Unßerem Herrn Vatter Seeligen, Landgraff Wilhelmen hinderher doch leydt gewest undt Ers gern geendert hette, do es noch ahngangen wehre. Und do Unßere Frawe Muetter Seelige und Wir selbsten es eynmal versprochen, denen nachkohmen eyne Restitution zu gewehren, so wollen Wir, daß sie je ehender, desto lieber auch perfectuiret werdte. pp.

Wollet daher fleyßig nachsehen, welliche bebewandtnüß es überhaupt mit derer Hessen alten lehnschafften von Ahnfang an biß dahero gehabtt undt wo etwan gelegenheitt wehre. Unßer Fürstlich wortt gegen ermeldten Virdtells=Meister undt die Seinen zue lößen und bevehlen Wir, daß Unß nach Unßerer glücklichen redition nacher Caßell, welche Unß Gott der Allmechtige recht balde beschehren müge, besonderlicher Fürtrag in der sachen gethan werdte.

Datum Wildungen, den 19ten Juny 1663.

Wilhelm p.

(Forts. folgt.)

Petrus Lotichius II.

von F. W. Junghans.

(Fortsetzung.)

Der fränkische Ritter und Domherr Daniel Stibarius, dem er durch Camerarius empfohlen war, wählte ihn zum Lehrer und Führer seiner Neffen, welche die Schulen Frankreichs und Italiens besuchen sollten. Zuerst sandte er ihn wegen der in Italien herrschenden Kriegsunruhen nach Frankreich, um den Zustand der französischen Akademien zu untersuchen. Auf der Reise dorthin fiel er in die Hände von Räubern. Auch sonst gefiel ihm dort nicht Alles, denn er schrieb an einen gelehrten, aber allzu offenherzigen Theologen, der die französischen Hochschulen besuchen wollte, er möge doch lieber in Deutschland bleiben, wenn er nicht verbrannt sein wolle. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er im Jahre 1551 mit seinen jungen Pflegbefohlenen die Reise nach Frankreich an, indem er sich an eine Gesellschaft französischer Kaufleute anschloß, welche zur frankfurter Messe gekommen waren.

Das nächste Ziel ihrer Reise war Paris. Nachdem sie hier eine zeitlang verweilt hatten, wünschten sie das Meer zu sehen. Zu Elfen reisten sie theils zu Fuß, theils zu Schiff nach Rouen. Von da gingen sie weiter nach Dieppe, bewunderten die Ebbe und Fluth, sahen die großen Schiffe, welche den Ozean durchkreuzen und wären gern nach dem bei günstigem Wind in 10 Stunden zu erreichenden England übergesetzt, wenn sie nicht die Sorge um die Schüler jüngeren Alters und die Furcht vor Piraten davon abgehalten hätte. Doch die jungen Leute wollten nicht nach Paris zurückkehren ohne eine Fahrt auf das hohe Meer gemacht zu haben. Sie mietheten daher einen Kahn und stießen bei gutem Wetter vom Land. Als sie aber auf hoher See waren, erhob sich ein so heftiger Wind, daß die Wogen den Jünglingen über den Köpfen zusammenschlugen. Sie forderten, die Schiffer sollten umkehren, allein diese fuhren nur weiter ins Meer hinein, wahrscheinlich um von den der Seefahrt Unkundigen durch die erregte Furcht Geld zu erpressen. Es entstand nun heftiger Streit, dem Lotichius durch seine Entschlossenheit und zwar dadurch ein Ende machte, daß er den Einen der Schiffer faßte und durch die Drohung, daß er ihn kopfüber ins Meer stürzen würde, dazu zwang, ans Land zurückzukehren. Des widrigen Windes halber konnten sie Dieppe nicht mehr erreichen und wurden von den Schiffern bei einem verdächtig aussehenden Wirthshaus ans Land gesetzt. Da sie der Herberge nicht trauten, so beschlossen sie abwechselnd Wache zu halten. Eine gebrechliche Leiter führte zu ihrem Schlafzimmer. Mitten in der Nacht erschien mit funkelndem Dolch ein Räuber, um zu sehen, ob die Reisenden schliefen. Diese stürzten mit lautem Geschrei und gezogenen Degen hervor, so daß die Räuber sich still zurückzogen. Am anderen Morgen nahmen sie Postpferde und eilten so schnell wie möglich wieder nach Paris zurück. So endete dieser Ausflug nach der Küste, wo Lotichius, der gediente Soldat, durch seinen Muth und seine Entschlossenheit der Retter der ihm anvertrauten Knaben ward. Diese seine Entschlossenheit zeigte er auch bei einer anderen Gelegenheit, wo er seinen Freund Marius, den späteren Leibarzt des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, mit eigner Lebensgefahr aus den Fluthen der Seine rettete.

Von Paris setzten die Reisenden ihren Weg weiter fort nach Lyon. Die 50 Meilen weite Reise dahin machte die kleine Gesellschaft zu Fuß. Ein einziges Pferd trug das Gepäck. In Lyon angekommen, kauften sie viele Bücher, und setzten dann ihre Reise auf der Rhone fort. Beinah hätten sie bei der Durchfahrt durch eine Brücke bei Vienne Schiffbruch gelitten, indem sie von der Strömung mit solcher Gewalt gegen einen Pfeiler getrieben wurden, daß der Kahn beinah umgeschlagen wäre. Von Avignon gelangten sie nach einem zweitägigen Fußmarsch nach Nismes und von da nach Montpellier, dem Ziel ihrer Reise, welches den beiden Medizinern Lotich und Marius besonderes Interesse bot, durch seine botanischen Gärten, die eine Menge heilkräftiger Pflanzen enthielten, welche ihnen vorher nur dem Namen nach bekannt gewesen waren. Hier kamen sie mit der Inquisition in unangenehme Berührung, weil sie als Protestanten in der Fastenzeit Fleisch gegessen hatten. Nur der Muth, mit dem sie sich auf die akademische Freiheit und auf ihre Eigenschaft als Ausländer, die den Landesgesetzen nicht unterworfen seien, beriefen, sowie die Fürsprache des Professors Randoletus rettete sie vor schimpflicher Strafe. In den Ferien machten Lotichius und Marius mit den älteren Schülern einen Ausflug an die Ufer des mittelländischen Meeres, während die jüngeren unter Aufsicht des Straßburgers Peter Vischer zurückgelassen wurden. Sie wollten die Flora des Landes kennen lernen und ihre Reise bis Toulouse ausdehnen. Mit Empfehlungsbriefen an die dortigen Professoren versehen, machten sie sich auf den Weg. Längs des Meeresufers hinwandernd, besuchen sie den

schon von Ptolemäus erwähnten Berg Setius, welcher sich durch seltene Pflanzen auszeichnet. Mit reicher Ausbeute beladen, suchen sie ablenkend vom Gestade, wo keine Herberge zu finden war, noch vor Abend Narbonne zu erreichen. Unterwegs gesellt sich ein Mann zu ihnen, der sich erbietet, ihr Gepäck zu tragen und ihnen einen näheren Weg nach der Stadt zu zeigen. Ermüdet von der Hitze des Tages, nehmen sie das Anerbieten an; der Fremde beladet sich mit den gesammelten Pflanzen, den Reisebündeln und einem Theil ihrer Kleidungsstücke, und sie folgen ihm. Während sie am Thor der Stadt angekommen, ihre Schuhe vom Staube reinigen und ihre Kleider ordnen, betrachtet der Reisebegleiter mit Aufmerksamkeit Wälle und Gräben. Sie bemerken über dem Thor eine alte Inschrift, die Namen römischer Konsuln, und suchen sie zu entziffern. Dadurch und durch die fremde Sprache ziehen sie die Aufmerksamkeit der Wache auf sich. Sie werden als verdächtig verhaftet und vor den Stadtkommandanten geführt. Der französische König lag nämlich mit Karl V. im Krieg, und Narbonne war nur eine Tagereise von der spanischen Grenze entfernt. Der Kommandant empfängt sie in der Mitte seiner Offiziere mit strenger Miene, fragt sie nach Namen und Herkunft. Da sie erklären, sie seien Studenten der Medizin, so wird der deutsche Wundarzt der Besatzung gerufen, um zu konstatiren, daß sie wirklich Mediziner seien. Der Kommandant liest die Empfehlungsbriefe an die Toulouser Professoren und giebt sie zurück. Er sagt ihnen, sie hätten in den unruhigen Zeiten besser gethan, zu Hause zu bleiben, spricht den Verdacht aus, daß sie Spione seien und läßt sie dann in die Herberge zurückführen mit dem Befehl, dieselbe ohne seine Zustimmung nicht zu verlassen. Insbesondere wollte es ihm nicht einleuchten, daß Lotichius, welcher sich von den Andern durch dunklere Gesichtsfarbe, kräftige Gestalt und militärische Haltung auszeichnete, ein friedlicher Sohn der Musen sei. Er erkannte in ihm mit sicherem Blick den gewesenen Soldaten. Doch über ihr Schicksal beruhigt, begeben sich die Reisenden in die Herberge, lassen sich Wein bringen, um den Landsmann, der ihnen aus der Noth geholfen und die ihnen beigegebene Wache zu bewirthen und überlassen sich nach eingenommenem Mahle der Ruhe. Da geschieht es, daß der vorerwähnte Begleiter vom Wirth heißes Wasser zum Reinigen der Pfeifen verlangt und mit diesem in Streit geräth. Darüber fällt ihm ein Brief mit einem großen Siegel aus der Tasche. Der Wirth greift danach, der Diener aber wirft ihn ins Feuer und entflieht. Die ihm nachgesandten Reiter können ihn nicht mehr finden. Dies Alles geschah während die Reisenden schliefen. Am Morgen werden sie nochmals vor den Kommandanten geführt und hart bedroht. Sie erklären, daß sie den Entflohenen nicht näher kannten, daß sich derselbe ihnen unterwegs angeschlossen und zum Begleiter aufgedrängt habe. Sie erklärten sich zugleich bereit, dies eidlich zu erhärten. Der erzürnte Kommandant aber ließ ihnen eröffnen, der Entflohene sei ein Spion gewesen. Wenn er ergriffen worden wäre, so würde er denselben, ihnen zum Schauspiel vor den Fenstern ihrer Herberge haben aufhängen lassen. Sie sollten augenblicklich die Stadt verlassen und zu ihren Studien nach Montpellier zurückkehren. Wenn sie es wagen würden, ihren Weg nach Toulouse fortzusetzen, so würde er sie ohne Weiteres an den nächsten Baum aufknüpfen lassen. Wie froh waren Alle, der Gefahr, als Spione gefangen zu werden, entflohen zu sein! Um so schnell als möglich der Höhle des Löwen zu entfliehn, nahmen sie Postpferde und kehrten so nach Montpellier zurück. In Bezug auf den Unbekannten, der sie in so große Ungelegenheit gebracht hatte, vermuthete man, er sei ein genuesischer Spion gewesen, von Andreas Doria mit Botschaft nach Spanien abgeordnet. (Schluß folgt.)

Treu bis in den Tod.

Eine Erzählung aus dem Jahre 1870.

Der Krieg war erklärt. Plötzlich und unvorhergesehen, wie kaum jemals, zerstörte er Friedensträume und Sommerfreuden und regte alle Herzen auf und an zu einer großen Bewegung, welche das Alltägliche hinwegschwemmte und sie erbeben ließ in Begeisterung und Thatendrang, in Schmerz und Bangen. Denen war das schönste Loos zu Theil, welche im glorreichen Krieg ihr Leben wagen durften für die deutsche Sache und ihren Ruhm. Beneidenswertheres Loos als das, seine Lieben in Gefahren wissend, nur durch tägliche Herzenskämpfe, Sorgen und Thränen dem Vaterlande sein Opfer darzubringen.

Auch in einem kleinen, hessischen Dörfchen hatte die Aufregung den Höhepunkt erreicht, als der Moment gekommen war, wo Väter und Söhne, Gatten und Brüder ihren engen Wirkungskreis verlassen mußten, um die gewohnten Sorgen und

Mühen gegen unbekannte Gefahren einzutauschen. So stolz auch die Herzen klopften, die Augen blieben doch nicht thränenleer und Seufzen und Klagen mischten sich in die begeisterten Lieder. Kein Blick aber war bekümmerter, kein Schmerz ergreifender, als der wort- und thränenlose des fünfjährigen Hans. Sein lieber Vater sollte fort, für lange Zeit fort von ihm. Dem Kinde, das noch keine Erfahrungen hatte und sich durch keine Reflexionen trösten konnte, erschien die unabänderliche Thatsache als ein gar nicht auszudenkendes Schrecknis. Nur wer als Kind Aehnliches erlebt, kann solche Angst nachempfinden, welches vor einem großen, bis dahin unbekannten Schmerz steht, den zu übersehen, sein kleiner Verstand nicht ausreicht, und der ihm deshalb ohne Ende erscheint. Mutter und Großmutter waren wohl auch gut, aber mit dem Vater war es doch anders. Wenn er auch nach Bauern-Art nicht viele Worte machte, der warme Blick, mit welchem er Hans ansah, erschloß ein inniges Verständniß und im Liebkosen der harten, arbeitgewohnten Hand lag für Hans soviel Beruhigendes, daß das schon genügte, um sein kleines Herz leicht und fröhlich zu machen. Hans war noch zu klein, um es sich klar zu vergegenwärtigen, wieviele Tage und Stunden getäuschter Hoffnungen und Erwartungen für ihn nun folgen mußten, aber eine bange Ahnung überkam ihn, von all dem Jammer, all der Sehnsucht und trostloser Verlassenheit, die ihm die Zukunft brachte, als er seinen Vater mit andern Landwehrmännern fortziehen sah, und noch lange stand er und sah nach der Biegung des Weges, von wo aus ihm der Vater das letzte Mal zugenickt und ihn, mit der Hand winkend, gegrüßt hatte. Dann schlich er nach Haus. Auf dem Tische standen noch die Reste des einfachen Abschieds-Imbisses; der Stuhl, auf dem der Vater gesessen, war noch in derselben Stellung, wie er beim Aufstehen gerückt war. Da lag auch noch der besonders gute Bissen, welchen der Vater seinem Liebling zugesteckt hatte, den Hans aber vor Herzeleid nicht hatte essen können. Jetzt ging es ebenso wenig. Der Hals war ihm wie zugeschnürt und auf der Brust lag eine Last, die selbst der große Seufzer nicht erleichtern konnte, mit dem Hans die letzte Liebesgabe des Vaters in die Tasche schob. Was sollte er nun thun? Jetzt war alles zwecklos.

Sonst um diese Zeit hatte ihn die Mutter gerufen, daß er das Mittagsbrot dem bei der Arbeit weilenden Vater hinaus trage. Bald in den Wald, wo er Holz fällte, bald auf das Feld, das den einzigen Reichthum der kleinen Familie bildete. Wie hatte er es immer eingerichtet, daß ihn die Mutter nicht erst zu suchen brauchte, wie hatte er sich gefreut, wenn es Vaters Lieblingsspeise gab, wie sorgsam hatte er den Henkeltopf getragen, erstrebend so schnell wie möglich vorwärts zu kommen und nichts zu verschütten. Ja, nun war alles zwecklos, jetzt wartete er nicht mehr auf den Ruf der Mutter. Diese stand mit der Großmutter auf der Straße, das Unglück mit der Nachbarin besprechend und wieviel mehr es nun für sie zu thun gäbe. Sie hatte kaum Zeit, dem eigenen Kummer nachzuhängen, viel weniger dem des kleinen Hans besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und wenn auch dessen unsagbar trauriges und ernstes Gesichtchen ihnen zeigte, was er litt, so trösteten sie sich damit, daß ein Kind leicht vergißt und es in einigen Tagen anders sein würde. Es galt doppelt zu schaffen, da die Stütze fehlte, welche so getreulich den größten Theil der Mühen auf sich genommen hatte, und arme Leute nehmen im allgemeinen die Noth des Lebens als etwas Selbstverständliches hin, so daß die Mutter sich nicht mehr wie gewöhnlich um Hans kümmerte. Die Großmutter aber ging nach der Stadt, wo sie einen kleinen Verdienst fand. So war Hans sich selbst überlassen. Am liebsten saß er unter den herabhängenden Zweigen einer Hecke, von wo aus er am besten die Krümmungen der Straße übersehen konnte, und so oft ihn auch andere Kinder zum Spielen oder Beerensuchen mit fort nahmen, er kehrte immer wieder dahin zurück. Die Kunde von den großen Siegen, welche das deutsche Heer weiter von Deutschlands Grenzen hinweg in das Innere Frankreichs drängten, war auch in dem kleinen Dörfchen, wo Hans wohnte, mit Jubel und Hoffnung aufgenommen. „Nun kommt der Vater bald zurück", so wurde Hans auf seine kindlichen Fragen getröstet; die ihm schon so oft wiederholte Versicherung gewann noch einmal an Wahrscheinlichkeit und freudige Erwartung im Blick und neubelebte Hoffnung im Herzen saß Hans wieder Tag für Tag auf seinem Beobachtungsposten und spähte die Landstraße entlang, ob endlich, endlich der Erwartete käme. Als aber die Tage kürzer wurden und die Zeichen des herannahenden Winters sich einstellten, da erlosch die Hoffnung, welche die freundliche Herbstsonne dem armen Hans in das Herz gelächelt und eine große Traurigkeit überkam ihn. „Der Vater kommt nun nicht mehr", setzte er allen Trostgründen und Verheißungen entgegen, und so fest war er davon überzeugt, daß er nicht mehr den Weg entlang forschte, daß er nicht einmal mehr in das Freie gehen wollte. Wie lange hatte kein Lächeln das tiefernste Kindergesichtchen erhellt, wie mager waren Bäckchen und Arme geworden und wie stumm der kleine Mund.

Dem braven Landwehrmann in Frankreich war es allerdings von der Mutter mitgetheilt, wie

sein Hans nach ihm jammerte, aber über die Schilderung hinaus, wie still er immer sei und auf ihn warte, verstieg sich der Brief doch nicht. Es war eben so schwer, das, was so leicht zu sehen war, auf dem Papier wiederzugeben. Soviel ersah indeß Hansens Vater, daß sich sein kleiner Junge nach ihm sehnte, und er suchte in einem langen Brief den Kummer zu beschwichtigen und alles anzuführen, was ein Trost sein konnte und eine Hoffnung bald nach Haus zu kommen. Der Brief war zwar an die Mutter gerichtet, aber Hans war doch mit jedem Wort gemeint. Grammatik und Orthographie hatten sehr wenig Antheil an dem Schreiben, desto mehr das Herz und wer es mit diesem zu lesen verstand, begriff auch, warum Hans seinen Vater so lieb hatte und warum es wie eine Verklärung über das blasse, magere Gesichtchen glitt, als der Brief vorgelesen wurde. Mutter und Großmutter hofften schon, es würde nun mit Hans besser werden und suchten die freudige Erregung zu benutzen, um ihn zu veranlassen, etwas von den guten Dingen zu genießen, welche theilnehmende Spender dem trauernden Kinde gebracht hatten: von einer freundlichen Nachbarin einige besonders schöne Aepfel, von einer andern feines Weizenbrod aus der Stadt, Kuchen von der Frau des Pastors und sogar ein Töpfchen mit Honig von der des Schullehrers. Wie schnell hatte Hans sonst mit diesen Dingen aufgeräumt, seit einigen Tagen schon hatte er aber nichts als Milch genossen und diese nur auf dringendes Zureden der Mutter.

Jetzt nahm er auch gehorsam das Dargereichte an, vergaß aber bald den Zweck desselben und müde zusammengekauert auf seinem kleinen Schemel sitzend, hielt er Vaters Brief fest, indem er manchmal mit dem Finger über die Zeilen fuhr und das Vorgelesene wiederholte. Den Brief gab Hans nicht wieder her, sogar als er zu Bett gebracht war, hielt er ihn so fest im Händchen, daß es nicht gelang ihn aus den, ihn umklammernden Fingerchen zu lösen. „So müde und schwach wie heute ist er noch nie gewesen, gut, daß er so früh zu Bett verlangte, der Schlaf wird ihn stärken“, meinte die Mutter, und zur Großmutter sich wendend machte sie diese auf die tiefliegenden, wie eingesunkenen Augen und das abgehärmte, gar nicht mehr kindliche Gesichtchen des kleinen Schläfers aufmerksam. Unwillkürlich die Hände faltend schickten die beiden armen Frauen eine Bitte um Hülfe aus ihrem geängsteten Herzen zu dem, der allein helfen kann.

Und die Bitte fand Erhörung, wenn auch anders, als die bekümmerten Weiber dachten. Die matte Wintersonne war schon lange aufgegangen und Hans noch immer nicht erwacht. Anfangs hielt die Mutter dieses für ein gutes Zeichen und vermied jedes Geräusch, um ihm so lange wie möglich die Wohlthat des Schlafes zukommen zu lassen. Schließlich dauerte es ihr aber doch zu lange und sie wollte ihn wecken, damit er erst etwas Milch genösse. Mit einer Tasse des warmen Getränkes in der Hand, in welches sie, ein außergewöhnlicher Luxus, sogar etwas Zucker gethan hatte, um es annehmbarer zu machen, trat sie an Hansens Bett, ihn ermunternd aufzuwecken. Da er nicht hörte, berührte sie leicht seine Wange, um mit entsetztem Ausdruck gleich darauf noch einmal prüfend die Hand darauf zu legen. Was war das! Großer Gott, was war das? Er war kalt, kalt und steif, ihr kleiner Hans war fortgegangen, still und leise war die kleine Seele entwichen dahin, wo keine Sehnsucht ungestillt bleibt. Die Großmutter, welche schon an manchem Todtenbette gestanden, sah es gleich, daß das Kind todt war.

Das ganze Dorf nahm Antheil, Jeder wollte den kleinen Dulder noch einmal sehen und Jeder brachte eine kleine Gabe mit, eine Blume, ein Band, einen Zweig, um ihn still neben der kleinen Leiche niederzulegen. Nicht genug konnte darüber geredet werden, daß Hans auch im Tode den Brief des geliebten Vaters nicht losließ, so daß er ihn mit in den Sarg bekam, was die Großmutter nur kopfschüttelnd geschehen ließ. „Das bedeutet nichts Gutes, das nimmt den Schreiber mit“, meinte sie. Doch nicht der Aberglaube, die milde Hand Gottes, welche die Thränen trocknet, die das Leben verschuldet, vereinte das Kind mit dem Vater. An einer französischen Landstraße unter einem Baume lag er, bei einem Ausfallgefecht von der tödtlichen Kugel getroffen an demselben Tage, als man seinen Liebling zu Grabe trug.

Diese kleine Geschichte wird nie vergessen werden, wenn die Zeit über die, welche sie miterlebten, dahin gegangen sein wird. Einen Ideengang erweckt sie aber, der losgelöst von den soeben erzählten Thatsachen weiterer Beachtung werth ist und das Gebiet des Psychologen und Kulturhistorikers berührt. Ohne mich so weit zu versteigen möchte ich doch, als Denkmal auf das Grab des kleinen Hans, dem Bauernstande das Wort reden und ihn, der im engern Zusammenhange mit, und in größerer Abhängigkeit von der Natur ihr auch mehr Anhänglichkeit bewahrt, als den Wall bezeichnen, welcher der nivellirenden Kraft des modernen Geistes Widerstand leistet und in seinem Schoße die Güter birgt, welche die Lebensfähigkeit einer Nation bedingen. Allem voran die Treue. Nicht bloß für Gott und König, auch für die angestammten Eigenthümlichkeiten und Ueberlieferungen. Was im Gedächtniß der Gebildeten längst untergegangen war, im Herzen des Volkes lebte manch alter Sang, manch bedeutungsvolle

Göttersage fort und wandelte sich in ihrem treuen, redlichen Gemüte zum lieblichsten Mährchen, das der Gebildetsten einer erst durch Bauernmund der ganzen Nation zu eigen geben konnte. Von der Treue des Bauernherzens zeugt auch der kleine Hans. Gott behüte den Bauernstand in seiner Eigenart und schütze ihn, das fruchtbare Ackerland, indem so viele gute Keime schlummern, vor den Maulwürfen, welche es unterwühlen und die zukünftige Saat vernichten wollen. **H. F.**

54. Jahres-Versammlung

des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Hersfeld.

Am 30., 31. Juli und 1. August fand zu Hersfeld die 54. Jahres-Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde statt.

Obwohl die Witterungsverhältnisse sich seit Jahren nicht so ungünstig gestaltet hatten, wie in diesem Jahre, und bei der Ankunft in Hersfeld heftige Regengüsse die Wege durchweichten, fand sich doch eine große Zahl von Theilnehmern aus verschiedenen Orten unseres engeren Vaterlandes ein, und es kamen sogar denselben durch die Geburt Angehörige, jetzt in anderen Stellungen auswärts, aus den Nachbarlanden, wie Celle, Heiligenstadt u. a. O. Seitens der Bewohner der Stadt Hersfeld wurden die Gäste auf das Freundlichste empfangen, und bei der geselligen Zusammenkunft im Locale der Gesellschaft „Verein" am Abend des 30. Juli herrschte eine fröhliche Stimmung, gehoben durch die Klänge der Militärmusik, welche das zu Hersfeld liegende 3. Bataillon des thüring. Infanterieregiments Nr. 32 in entgegenkommender Weise der Versammlung gestellt hatte. Freute sich doch Mancher einen alten Freund aus dem Hessenlande wiederzusehen, und wurde andererseits manch neues Freundschaftsbündniß geschlossen. Aber auch dem Ernste der Sache wurde Rechnung getragen. Nach der üblichen Weise fand in einem Zimmer des Vereinshauses zur Vorbereitung der Tagesordnung in der öffentlichen Versammlung und Besprechung sonstiger Angelegenheiten eine Sitzung des Gesammt-Ausschusses statt, an welcher sich folgende Herren betheiligten: von Cassel: Major a. D. v. Stamford, Custos Lenz, Kreisgerichtssecretär a. D. Stern, Bibliothekar Dr. Brunner; von Marburg Archivdirector Dr. Könnecke; von Hanau: Dr. phil. Wolff und Dr. med. Eisenach, (Die Städte Fulda, Schmalkalden und Rinteln waren nicht vertreten.)

Zum Haupttage, 31. Juli, brachten Hersfelder Zeitung und Hersfelder Kreisblatt ein passendes und schönes Gedicht, mit der Ueberschrift: „Der eiserne Hut am Rathhaus zu Hersfeld und das steinerne Kreuz im Finsterthal," von J. R. Die Zahl der Festtheilnehmer hatte sich inzwischen vermehrt. Nachdem die Meisten derselben die zu den ältesten im Hessenlande gehörige und sich einer reichhaltigen Geschichte erfreuende Stadt Hersfeld durchwandert und mancherlei Sehenswürdigkeiten dortselbst, wie Rathhaus und Stadtkirche, in Augenschein genommen hatten, begann um 10 Uhr Vormittags die öffentliche Versammlung in der Aula des unter dem verstorbenen Gymnasialdirector Dr. Wilhelm Münscher so berühmt gewordenen Gymnasiums. Es war dazu außer den bereits genannten Vorstandsmitgliedern und den Festtheilnehmern eine Anzahl von Herren und Damen der Stadt erschienen. Eröffnet wurde die Versammlung durch den Vorsitzenden des Vereins, Herrn Major a. D. v. Stamford. Derselbe bezeichnete die Wahl von Hersfeld, wo bereits vor 20 Jahren, am 17. Juli 1868, ebenfalls eine Wanderversammlung des Vereins getagt habe, als eine glückliche, wegen des hohen Alters und der Bedeutung der Stadt, bemerkte, daß die diesjährige um die nämliche Jahreszeit habe abgehalten werden sollen, jedoch wegen der Trauer um unsern vielgeliebten Kaiser Friedrich habe verschoben werden müssen, gedachte der früheren Vorstandsmitglieder, von denen leider manches schon dahingeschieden, und des Wachsens der Mitgliederzahl, und schloß mit dem Wunsche, daß auch die diesjährige Jahresversammlung gleich den bisherigen nutzbringend für den Verein sein möge.

Hierauf begrüßte Herr Bürgermeister Braun von Hersfeld im Namen der Stadt die Versammlung, in warm empfundenen Worten die Hoffnung aussprechend, daß man die Wahl von Hersfeld gewiß nicht zu bereuen haben werde, da dessen Vorgeschichte ein großes und allgemeines Interesse darbiete, und man es sich daselbst wohl sein lassen möge.

Herr Major v. Stamford dankte Namens des Vereins für die freundliche Bewillkommnung und gedachte zweier in diesem Jahre dem Ver-

ein durch den Tod entrissener Mitglieder: des durch Vorträge und Schriften auf heraldischem Gebiete wohlbekannten Hauptmanns v. L'Estocq und des durch die Erforschung der Geschichte von Marburg sehr verdienten General-Superintendenten Dr. Kolbe, beide zu Kassel verstorben. Zum Andenken dieser beiden Mitglieder erhoben sich auf seine Aufforderung die Anwesenden von den Sitzen.

Der Schriftführer des Hauptvereins, Herr Secretär Stern von Kassel, erstattete Bericht über die Verhältnisse desselben im verflossenen Jahre: Mitgliederzahl 1303, Abgang durch Tod 31, Angabe von Namen und Wirksamkeit der Verstorbenen, Schriften-Herausgabe, Wachsthum der Sammlungen durch Tausch und Geschenke, Vorträge in den Monatsversammlungen, Ausflüge u. s. w. Der Kassenführer, Herr Custos Lenz von Kassel, erstattete Bericht über den Rechnungs-Haushalt. Es beträgt die Summe

der Einnahme: 5849 M. 52 Pf.
der Ausgabe: 5341 M. 60 Pf.

sodaß ein Kassenbestand von: 507 M. 92 Pf. verbleibt, von welchem noch eine ansehnliche Buchdruckerrechnung zu bestreiten ist. Der Vorsitzende bemerkte, daß die Rechnung durch Herrn Kataster-Kontroleur Schmeißer zu Hersfeld geprüft und von diesem in keiner Weise beanstandet worden sei, und forderte die Versammlung zur Entlastung des Kassenführers auf, welche sodann erfolgte.

Ohne Widerspruch ergingen weitere Beschlüsse: Beibehaltung des bisherigen Jahresbeitrags von 3 M., Fortgewährung eines Zuschusses zur Alterthümersammlung auf dem Schlosse zu Marburg mit 450 M. auch für 1888/89, Abhaltung der nächsten Jahres-Versammlung zu Marburg. Bezüglich der Wahl der Kasseler Ausschußmitglieder bemerkte der Vorsitzende, daß bereits den Statuten gemäß zu Kassel eine Vorwahl am 18. Juli d. J. stattgefunden habe und in dieser die bisherigen Ausschußmitglieder im Allgemeinen zur Wahl gestellt worden seien, also folgende Herren: Major a. D. v. Stamford, Bibliothekar Dr. Lohmeyer, Museumsdirector Dr. Pinder, Custos Lenz, Secretär Stern und Rogge-Ludwig; die Versammlung habe definitive Wahl vorzunehmen und dabei den Vorsitzenden besonders zu wählen. Auf Vorschlag des Herrn Pfarrers Wissemann von Kassel wurde die Wiederwahl der Vorgeschlagenen und des Herrn Majors a. D. v. Stamford als Vorsitzenden einstimmig genehmigt. Der Vorsitzende erklärte für sich und die anwesenden Ausschußmitglieder mit dem Danke für das gezeigte Vertrauen die Annahme der Wahl und versprach Benachrichtigung der nicht Erschienenen. Sodann machte derselbe Mittheilung, daß in der Ausschußsitzung der Vorschlag beschlossen sei, von Beschickung der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, welche in diesem Jahre zu Posen stattfinden solle, wegen der großen Entfernung abzusehen, und dankte für die inzwischen dem Verein gemachten Geschenke, namentlich die im Verlage des Herrn Buchhändlers Schmidt zu Hersfeld (Höhl'sche Buchhandlung) von Herrn Postdirector Vigelius dortselbst herausgegebenen „Denkwürdigkeiten von Hersfeld". Darauf kamen Exemplare der letzten Nummer der in Kassel erscheinenden Zeitschrift „Hessenland" zur Vertheilung, und wurde an Stelle des wegen Unwohlseins nicht mitgereisten Herrn Rogge-Ludwig von Secretär Neuber zur Weiterverbreitung aufgefordert.

Der Vorsitzende erwähnte dann, daß schon früher bei der Jahresversammlung von 1868 die Bildung eines Zweigvereins zu Hersfeld geplant worden, und wies auf die Bedeutung und den Nutzen eines solchen hin, er sprach die Hoffnung aus, daß das früher geplante Werk jetzt zu Stande kommen werde. Er gedachte weiter der von dem zu Kassel verstorbenen Baurath Müller vor 50 Jahren entworfenen Zeichnungen und Pläne der Ruine der Hersfelder Stiftskirche, welche vielleicht noch einer Darstellung derselben zu Grunde gelegt werden könnten.

Hierauf hielt Herr Gymnasiallehrer Hafner von Hersfeld den angekündigten Vortrag: „die Abtei Hersfeld bis zum Ende der Hohenstaufenzeit."

Derselbe bemerkte einleitend, daß die Klosterchronik Lamberts vom 11. Jahrhundert verloren gegangen, und wir deshalb auf die allgemeinen Geschichtsquellen angewiesen seien, anderer älterer Chronisten zu geschweigen, welche die Lambert'sche Chronik benutzt hätten, daß übrigens Wenck und Rommel Verdienstliches geleistet, dann Piderit eine Schrift über Hersfeld verfaßt, die dann Vigelius jetzt neu herausgegeben, und endlich Arnold einen kleinen Aufsatz über Hersfeld hinterlassen habe. Der Hauptinhalt der Festrede war folgender: Die erste Niederlassung zu Hersfeld datirt aus der Mitte des 8. Jahrhunderts, nach Lambert von 736, also noch aus der Zeit der Herrschaft der Merowinger, wo Bonifacius' Schüler Sturmius mit seinen Gefährten zur Anlegung eines Klosters ausgesandt zuerst nach Herolfesfeld im Buchenlande (Buchonia) gekommen und sich daselbst angebaut habe. Diese Niederlassung fand jedoch nicht Billigung des Meisters, worauf Sturmius weiter stromaufwärts fuhr und Fulda gründete

(744). Die eigentliche Gründung von Abtei und Stadt Hersfeld geschah durch Lullus, ebenfalls Schüler des Bonifacius und wie dieser aus Britannien stammend (geb. 702) und von demselben zum Nachfolger bestimmt, in der Zeit von 769—775, nämlich von dem Beginn der Regierung Karls des Großen bis zur Abfassung der ältesten Urkunde über Hersfeld, 5. Juni 775, Uebertragung des Stifts an den König auf einem Reichstage in der Pfalz gegen Verleihung von Privilegien. Königliche Schenkungen 775—786 erweiterten das Stieftsgebiet. Im Jahre 780 wurden die Gebeine des heiligen Wigbert hingebracht und dieser zum Schutzheiligen von Hersfeld erhoben. Lullus, 782 sogar Erzbischof von Mainz, wandte doch seine Hauptthätigkeit seiner Lieblingsschöpfung, der Abtei Hersfeld, zu und starb auch dort 16. Oktober 786. Zum Gedächtniß seines Todestags wird zu Hersfeld alljährlich das Lullusfest gefeiert, ein Fest, wie es wenigen Städten eigen, bestehend in großen Umzügen und Anzündung von Freudenfeuern. Bei seinem Tode zählte das Kloster 150 Mönche und hatte durch seine ausgedehnten Besitzungen großen Einfluß in Hessen und Thüringen. Es scheint sich der kaiserlichen Gunst sehr erfreut zu haben. Ludwig der Fromme hielt sich dort auf bei seinem Kriege mit seinen Söhnen (840), und Ludwig der Deutsche entschied daselbst den Streit des Abtes Brunwart mit den Diöcesanen zu Gunsten des Ersteren (845). Die Klosterschule zu Hersfeld blühte damals wie die zu Fulda, und die sich um dieselbe allmählich bildende Stadt Hersfeld war gleichfalls im Wohlstand.

Vom 10.—13. Jahrhundert sind die Schicksale Hersfelds mit denen des Kaiserhauses verbunden. Von Konrad I. wurde die Wahlfreiheit der Aebte bestätigt (915), desgl. von Heinrich I. (925), unter dem 2 Aebte zu Bischöfen von Hildesheim erhoben wurden, und Otto I. dem Großen, welchen auf seinem Römerzuge der Abt Günther begleitete (962).

Abt Agilulf unterwarf das Kloster Hersfeld dem päpstlichen Stuhle (968), die Klosterzucht wurde von da ab gelockert durch die großen Schenkungen und durch die Römerzüge der Kaiser Otto II. und III., und verkam vollends unter dem Abte Bernhari, indem die Mönche gleich den Kanonikern besondere Wohnungen hatten, Pferde hielten, in Ueppigkeit lebten und die Klostergüter vergeudeten. Abt Bernhari zog sich in Reue über das geführte Sündenleben in das auf dem Petersberge bei Hersfeld gestiftete Kloster zurück. Kaiser Heinrich II., der Heilige, stellte die Ordnung wieder her und übergab die Abtei Hersfeld dem Abte Godehard von Alteich in Baiern, dessen Werth er schon als Herzog von Baiern schätzen gelernt hatte, welcher sie aber erst nach dem Tode Bernhari's annahm (1005). Die Wohnhäuser der Mönche wurden abgebrochen, die Zierrathen eingeschmolzen. 50 Mönche verließen das Kloster, kehrten jedoch größtentheils zurück. Godehard legte, seine Sendung für erfüllt ansehend, das Amt des Abtes nieder (1012), um nicht lange danach den bischöflichen Stuhl von Hildesheim zu besteigen. Die Klosterschule blühte von Neuem auf, es hatte aber das Kloster wiederholt Fehden mit Fulda zu bestehen. Einer ruhigeren Zeit unter Kaiser Heinrich III. folgten unter seinem Sohn und Nachfolger Heinrich IV., der sich zu Hersfeld wiederholt aufhielt, infolge von dessen Kämpfen, besonders mit den Sachsen, verworrene Zustände. Ein Streit Hersfelds mit Mainz über Zehnten in Thüringen wurde von dem Kaiser auf dem Reichstage zu Erfurt zu Gunsten von Mainz entschieden (1073).

Größerer Glanz herrschte unter dem Hohenstaufischen Kaiserhause, unter welchem sogar Abt Hermann den Gebrauch der bischöflichen Attribute erhielt (1162), jedoch nicht lange, indem die von den Kaisern eingesetzten Vögte des Klosters nach und nach eine hervorragende Stellung einnahmen und in ihren deshalbigen Bestrebungen von den Kaisern, namentlich Friedrich I., Barbarossa, begünstigt wurden.

Redner gab darauf eine ausführliche Zusammenstellung des Güterbesitzes des Klosters Hersfeld auf Grund eines Verzeichnisses aus dem 9. Jahrhundert, von welchem eine Abschrift aus dem 11. Jahrhundert erhalten, das Breviarium S. Lulli. — Danach betrug derselbe 1107 Hufen 576 Mansi, nach heutiger Berechnung über 60,000 Morgen, vertheilt auf 195 Ortschaften in Hessen, Thüringen, Baiern und am Rheine — und schloß mit einem kurzen Abriß der Geschichte der Stiftskirche. Dieselbe zuerst 835 erbaut, abgebrannt und neu erbaut, dann 1037 zum zweitenmale durch Feuer zerstört, wieder aufgebaut und 1144 unter Kaiser Konrad III. eingeweiht, ist Jahrhunderte hindurch eine der schönsten romanischen Kirchen Deutschlands gewesen, bis sie beim Abzuge des französischen Marschalls Broglio am 19. Februar 1761 in Folge Anzündung der darin angehäuften Vorräthe in Flammen aufging und nunmehr nur als Ruine die herrliche Vergangenheit bezeugt.

An diesen äußerst anziehenden und mit großem Beifalle aufgenommenen Vortrag schloß sich nach einer Frühstückspause sachgemäß die eingehende Besichtigung der Stiftskirche an, deren bauliche Verhältnisse im Näheren Herr

stud. Diemar von Kassel entwickelte. Hervorzuheben ist, daß dieselbe eine romanische Säulen-Basilika ist mit abgesondertem Glockenthurm und doppeltem Chor, von denen der eine Gott, der Mutter Maria und den Aposteln geweiht, der andere dem Ortsheiligen, dem heiligen Wigbert, dessen Gebeine in der Krypta ruhten.*)

An dem darauf stattfindenden Festmahle im Gasthause zum Stern nahmen 70 Personen Theil. Dasselbe, dessen Güte allseitiges Lob fand, wurde durch verschiedene, zum Theil höchst geistreiche Toaste gewürzt. Die Reihe derselben eröffnete der Vorsitzende, Herr Major v. Stamford, und stehend hörten die Festgenossen auf seine Worte. Er gedachte des schweren Mißgeschicks, welches unser Kaiserhaus und unser Vaterland in diesem Jahre betroffen und widmete den Manen der dahingeschiedenen Kaiser Wilhelm I. und Friedrich ein stilles Glas. Darauf bemerkte er, daß wir trotz dieses herben Schicksals nicht verzagen dürften, und wie das Auftreten des nunmehrigen Kaisers zu den höchsten Hoffnungen berechtige; der Redner wies darauf hin, daß einst König Wilhelm I. an diesem 31. Juli zur Armee abging, um sie zu der großen Abrechnung mit dem Erbfeinde zu führen und daß heute Kaiser Wilhelm II. nach seinem „Friedensfeldzuge," der Meerfahrt nach Norden, Deutschlands Boden zuerst wieder betreten solle. Dann brachte er auf das Wohl Sr. Majestät, des Kaisers und Königs Wilhelm II. ein dreimaliges Hoch aus, in das die Versammlung begeistert einstimmte und sodann stehend die Nationalhymne sang.

Hierauf brachte Herr Bibliothekar Dr. Brunner von Kassel ein Hoch aus auf die Stadt Hersfeld, welche die Versammlung so freundlich in ihre Mauern aufgenommen. Herr Bürgermeister Braun von Hersfeld dankte und toastete auf das fernere Blühen und Gedeihen des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Herr Landgerichtsrath Reul von Hanau ließ das Festcomité hoch leben, Herr Pfarrer Schaub von Hersfeld die Gäste. Herr Forstmeister Weber von Kassel erging sich über die reichhaltigen geschichtlichen Beziehungen der Stadt Hersfeld und ihre Rivalität mit der ebenfalls sehr alten Stadt Fulda, besprach insbesondere die Wachsamkeit der Sicherheitsorgane in verflossener Zeit und brachte ein Hoch den Frauen und Jungfrauen der „Mückenstürmer" (Beiname der Hersfelder von einem Sturm der Polizei auf einen Mückenschwarm).

Herr Kaufmann Möller von Hersfeld gedachte hieran anknüpfend des schönen Trinkspruchs von Luther: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang" — —; Herr Major v. Stamford der Wanderversammlungen des Vereins, welche heute ein Vierteljahrhundert vollendet hätten, und des Wiedersehens im nächsten Jahre zu Marburg; Herr stud. Diemar von Kassel des Aufenthalts des Landgrafen Wilhelm V. zu Hersfeld in 1632, dem Jahre der Schlacht bei Lützen.

Nach Verlesung eines Glückwunsch-Telegramms des Herrn Oberstlieutenants Wille vom Ostseestrande toasteten Herr Geh. Regierungsrath Fritsch von Kassel auf unser engeres Heimathland und Herr Dr. med. Spangenberg von Hersfeld auf die Frauen und Töchter der Gäste.

Nach Beendigung des Festmahls wurde unter Vorantritt des Musikcorps zu dem an der Kasseler Landstraße belegenen Wolff'schen Felsenkeller gezogen, woselbst man noch bis zum späten Abend in fröhlichem Zusammensein verweilte.

Der am 1. August von etwa 40 Festgenossen unternommene Ausflug nach dem Stoppelsberge mittelst Eisenbahnfahrt nach Neukirchen, und danach Ersteigung des Berges über Oberstoppel war auch von herrlichem Wetter begünstigt, und die Rundschau von der auf dem Stoppelsberge belegenen Ruine Hauneck war im Allgemeinen sehr lohnend. Uebersah man doch im weiten Umkreise den Alheimer, den Knüll mit seinen verschiedenen Höhen, mehrere Berge der Rhön und des Vogelsgebirges, während im Norden die 11 Wegestunden entfernte breite Masse des Meißners den Blick begrenzte. Herr Pfarrer Wissemann von Kassel knüpfte beim fröhlichen Frühstück beredte, das schöne freundliche hessische Land feiernde Worte an und brachte ihm in Verbindung mit dem ihm gewidmeten Vereine ein Hoch.

Im Laufe des Nachmittags verließen die Theilnehmer die Burg und kehrten auf verschiedenen Wegen heim, voll der schönen Erinnerungen und mit Abschied auf frohes Wiedersehen im nächsten Jahre zu Marburg.

C. N.

---

*) Vergl. auch die Baudenkmäler im Reg.-Bez. Kassel von v. Dehn-Rotfelser u. Lotz, S. 103 flgd.

Behüt' dich Gott!

Die Brunnen strömen noch in's mächt'ge Becken
Von grauem Stein. Das Anno domini
Ist fast verlöscht vom ungeduld'gen Strudel.
Er rauscht und schäumt. Nun stößt der Hirt' in's Horn.
Des Glückes Schwalbe klebt annoch ihr Nestchen
An's braune Fach. Der Baumwuchs strebt empor
Im Gras des Kirchhofs, und es dehnt die Linde
Die hohe Krone, die am Schulhaus steht.
Wie damals schleicht der blinde Leiermann
Von Hof zu Hof und beut die schmutz'ge Mütze
Mit stummem Flehn und allzuoft umsonst.
Sich windend zieht Venedig's „Carnevale"
In müden Tönen über Gaß' und Platz.
Und langsam dreht im altgewohnten Kreise
Wie damals sich das bunte Karoussell.
Und so wie damals fliegt von Thür zu Thüre
Der Nachbarn Gruß, wohl auch ein Lästerwort,
So wie es kommt. Hier ist die Welt im Kleinen
Und was das Leben schafft im großen Rund':
Gewaltig Streben, Sieg und Niedergehen,
Und Lieb' und Neid und Opfer und Gewalt,
Und Schmerz und Tod. Es zeigt's im engen Spiegel
Nur deutlicher und nackter, kurz gedrängt.
Es giebt dem Leichten wichtige Bedeutung
Und feilt das Einzelne weit kräft'ger aus,
Denn zögernd weilt die Zeit im engen Thal
Und streift wie schonend über Blatt und Blüthen.
Verleiht dem armen, schnellen Menschendasein
Ein größer Recht für seine Eigenheit.
Uralte Hessenstadt! dein Mauerfrieden,
An dessen Thores Schwelle, rückwärts schau'nd
Mein Aug' sich feuchtet, — schließt nun bald mich aus!
Da fluthen um mich der Erinn'rung Schaaren,
Die eingeführt mich in des Lebens Tiefe
Und mich geleitet auf des Lebens Höh'.
Von den Gestalten, die mich nickend grüßen —
Vorübergeh'nd, ist keine einz'ge fremd.
Die Jungen waren Kinder, Schulgefährten,
Die Männer werdend und die Frauen Mädchen,
Da ich hier weilte und die Alten, die
Tagtäglich grauer, stiller, blasser werden,
Ich sah sie mitten in des Lebens Kampf
Und weiß die Räder, welche Furchen zogen
Auf ihre Stirn. Hier steht kein einzig Haus,
In dessen Räumen nicht mein Kinderfuß
Einst heimisch war und all' die schmalen Fenster
Erzählen mir, was die Gardine hüllt.
Die Kreuze selbst am schatt'gen Gottesacker
Behüten Namen, die ein lebend Bild
Empor mir zaubern und ringsum die Hügel,
Die waldbedeckt das enge Thal umfrieden,
Erscheinen mir wie treu geschloß'ne Arme
Um Kindheitsglück und Jugend, Lust und Leid.
Auch die Laterne, die am Kettenstrang
Altmodisch noch die engen Gassen lichtet,
Sie sah so träumerisch und schlecht geputzt
In unser Zimmer, wenn der Mutter Lippen
Grimm's Märchen zu lebend'gem Dasein brachte,
Mit flüsterndem und doch lebend'gem Wort
Zur Dämmerzeit — dann stieg manch glühend Räthsel
In ihrem Schein und mag'schem Licht empor.
Und sie auch sah, wie in der Kinderseele
Zum ersten Mal das Kreuz auf Golgatha
Aufragte — mächtig — wenn auch unverstanden.
O stille Stadt! Wie wuchsen Traum und Leben
In deiner Hut mir aus des Herzens Tiefe!
An deiner altersgrauen Brücke stand
Ein werdend Weib ich, und der Wellen Fluth,
Geheimnißvoll vorüberrauschend, sang
Ein unbegriffen Lied von Lust und Qualen
Und rauschte weiter in ein fernes Land,
Mir nicht erschlossen. Ja, sie rauschen noch!
Doch kommt für mich nicht Zeit zum Stillestehn,
Wie tief im Schatten liegt die Hessenstadt,
Des Herzens Heimat! Mein „Behüt dich Gott!"
Ist thränenvoll und nie verklingt's im Wandern!

Th. Kellner.

Die Ebersburg.

Was reckst du hoch zum Sternenrande
Den Riesenleib, bedeckt mit Moos?
Was schaust du aus in alle Lande
So traurig still und freudelos?

Wo sind sie hin, die hier einst wohnten,
Die Ritter mit dem Thatendrang,
Die Frauen, die dem Sänger lohnten
Mit holdem Blick, der sie besang?

Wo sind die Knappen, die geschäftig
Einst eilten durch das hohe Thor?
Wo weilt der Sänger, der einst kräftig
Hier sang vor aller Ritter Ohr?

„Sie gingen, wo sie hergekommen,
Ich blieb allein und trau're hier;
Und was du sahst, dir selbst zum Frommen
Beherzige es für und für!"

J. Kiel.

Aus alter und neuer Zeit.

— Ein Nachspiel zur Inhaftirung der Damen des Stifts Wallenstein zu Homberg 1809. Es ist leider eine Thatsache, daß bei Invasionen von Ländern durch fremde Eroberer Eingeborene mehr als die Eindringlinge selbst sich in der Verfolgung derjenigen ihrer Mitbürger auszeichneten, die Treue zu ihrem angestammten Fürsten und Liebe zur Heimath nicht verleugneten.

Indem ich in den Notizen blättere, die ich vor Jahren aus Anlaß der Vorstudien zu meiner Erzählung „Rothweiß" sammelte, stieß ich auf Mittheilungen eines Augenzeugen der von Dörnberg'schen Schilderhebung, des zu Sontra vor einigen Jahren heimgegangenen Kurfürstlichen Kammerherrn Wilhelm v. Baumbach, eines jüngern Bruders der Heldin in dem großen hessischen Trauerdrama des Jahres 1809, Karoline von Baumbach, die ich in den nachfolgenden Zeilen wiedergebe, weil sie eine Illustration zu dem Gesagten liefern.

Es war im Februar des Jahres 1814, als der dritte Bruder des Kammerherrn von Baumbach, Namens Karl, welcher damals Kommandeur der Hanseaten war, nach Hessen kam und bei dieser Gelegenheit dem aus seiner Verbannung zurückgekehrten Landesherrn, Kurfürsten Wilhelm I., seine Aufwartung machte.

Dieser Karl von Baumbach*) hatte bereits 1808 eine Revolte in Homberg geleitet, und in Folge dessen eine Zeit lang das Kastell in Kassel geziert, war dann zum Kurfürsten nach Prag entflohen, von wo er unter die Hanseaten ging.

Bei der erwähnten Vorstellung kam der Kurfürst auf die Homberger Insurrektion zu sprechen und erkundigte sich eingehend nach den Umständen bei der Gefangennahme und Wegführung der Patrioten, namentlich der Damen des Stifts Wallenstein und der übrigen in den Aufstand verwickelten bürgerlichen Frauen.

Von Baumbach schilderte der Wahrheit gemäß, wie es der damalige Kantonsmaire von Homberg, R......., gewesen sei, der es an Rohheit und Rücksichtslosigkeit gegen die Damen selbst den Franzosen von Geburt zuvor gethan habe und schloß mit der Bitte um Verhaftung und Bestrafung des Mannes, dessen Gebahren durch nachfolgende Stelle, die ich einem Briefe des Kammerherrn von Baumbach entnehme, so recht gekennzeichnet wird. Die Stelle lautet: „Mit der Verhaftung und Fortbringung der Damen des Stifts Wallenstein, meiner engelguten Tante und meiner Schwester Karoline beschäftigte sich besonders thätig der Maire R....... von Homberg. Tags darauf sandte mein Vater eine sichere Person und mich nach Homberg, um noch etwa vorhandene Papiere bei Seite zu bringen. Wir fanden aber in dem Baumbach'schen Hause eine Zerstörung und Verwüstung, die mir unvergeßlich geblieben ist. Alle Schränke und Kommoden waren geöffnet, Kleidungsstücke und Wäsche waren herausgerissen und umhergestreut. Der Fußboden mehrerer Zimmer war mit Papieren und Briefschaften bedeckt, selbst die Betten waren aufgeschnitten und nach Schriften durchsucht."

Der Kurfürst gewährte die Bitte, und R.......'s Verhaftung fand statt. Niemand ahnte den Zusammenhang. Die Gattin R.......'s aber stürmte sofort nach Lenderscheid, dem Sitze Derer von Baumbach, und flehte den Vater Karolinens um Fürsprache für ihren Mann bei dem Allerhöchsten Herrn in Kassel an.

Der alte Edelherr lehnte entschieden ab; nicht aus Haß gegen den Bedränger seines Kindes, sondern weil er dem so wenig vaterländisch gesinnten Manne die Lektion gönnte. Er sprach das auch ganz rückhaltslos gegen die Frau aus. Diese ging in der Seele betrübt nach Hause, denn sie hatte alle ihre Hoffnung auf den Einfluß gesetzt, den, wie männiglich bekannt, der Patriot bei seinem Fürsten hatte. Allein sie kam von Woche zu Woche wieder und flehete — ein anderes kananäisches Weib — immer wieder um Hülfe, bis endlich der alte Herr ihr versprach, demnächst dem Fürsten seine Aufwartung zu machen und bei dieser Gelegenheit ein gutes Wort für ihren Mann einzulegen.

Und so kam es. Kurfürst Wilhelm, obgleich persönlich Feind aller Derer, die es mit den Franzosen gehalten hatten, begnadigte in Ansehung der Person des Fürsprechers dessen Bitte sogleich, äußerte aber zu dem alten Herrn gewandt lachend: „Sonderbar! Der Sohn hat um die Bestrafung des Mannes gebeten, und der Vater bittet um dessen Freilassung! Sonderbare Menschen seid Ihr Baumbach's!" und damit erhielt der Edelherr zuerst davon Kenntniß, daß die Ursache zur Verhaftung R.......'s sein Sohn Karl gewesen war.

L. M.

*) Starb, wenn ich nicht irre, als Oberst zu Obermöllerich.

— Die Zerstörung der Stiftskirche in Hersfeld. (Entgegnung auf den Aufsatz des Herrn v. Stamford in Nr. 16 des „Hessenland": Ein Stück französischer Kriegsführung.) Den Theilnehmern der diesjährigen Jahresversammlung des Hessischen Geschichtsvereins, die bekanntlich vom 30. Juli bis 1. August in Hersfeld stattfand, ward eine sehr hübsch ausgeführte Festkarte überreicht, auf der oberen Hälfte eine Ansicht der Stadt aus dem Jahre 1655, auf der unteren die Westansicht der Ruine der Stiftskirche darstellend. Die Bildchen sind so sauber und nett ausgeführt, daß wohl ein jeder sich die Karte um ihrer selbst willen, nicht nur als eine Erinnerung an angenehm verlebte Tage aufheben wird.

Leider aber wird der Werth des Bildes der Stiftskirche erheblich beeinträchtigt durch ein in die linke Ecke hineingezeichnetes Schild, auf dem folgende Worte zu lesen sind:

„Der französische Marschall, Herzog von Broglio, welcher am 17., 18. und 19. Februar 1761 mit seinen Truppen die Stellung von Hersfeld gehalten hatte und sich durch den Abmarsch (so!) der Alliirten genöthigt sah, dieselbe aufzugeben, ließ das herrliche Bauwerk durch Feuer in der Nacht vom 19. zum 20. Februar 1761 zerstören, ohne daß ein militairischer Grund dafür vorhanden war. Die Magazine für Heu und Früchte befanden sich an anderen Orten. Nur Rachsucht gegen Landgraf Friedrich II., der zu Frankreichs Gegnern hielt, und sein mißhandeltes Land, vermag den Akt der Barbarei zu erklären."

Damit wird das, was über 100 Jahre hindurch allgemein geglaubt und angenommen ist, gleichsam mit einem Federstrich abgethan. Die sich allgemein regenden Zweifel an der Richtigkeit der gemachten Entdeckung glaubt aber der Vorsitzende des Geschichtsvereins, Herr Major a. D. von Stamford, durch Veröffentlichung des Berichtes niederzuschlagen, welchen der Rentmeister Hartert zu Hersfeld am 25. Februar 1761 dem Landgrafen über die Katastrophe eingesandt hat und welcher beweisen soll, daß die Stiftskirche kein Magazin gewesen sei (s. Hessenland, Nr. 16. 1888, S. 250 ff.)

Sehen wir uns aber den Bericht etwas näher an, so finden wir, daß dessen Verfasser überhaupt von Magazinen gar nicht redet. Er zählt nur die abgebrannten Gebäude auf, ohne sich in irgend welcher Art über deren Verwendung auszusprechen. Er nennt: 1) das Heumagazin, 2) des Oberamtmanns Haus, 3) die Stiftskirche, 4) den großen Fruchtboden. Nummer 1 und 4 gibt nun Herr v. St. als Magazine zu, wohl um der Namen willen, denn Heumagazin und Fruchtboden waren Heumagazin und Fruchtboden ein für allemal, und aus Harterts Bericht geht ebensowenig hervor, daß sie Magazine waren, als daß Nr. 2 und 3 keine gewesen seien.

Wenn also Herr v. St. sagt: „Die Stiftskirche wie das Schloß waren nicht als Magazine benutzt, da sonst Hartert, der doch selbst die in Häusern der Stadt befindlichen Mehlvorräthe erwähnt, gewiß dies nicht vergessen haben würde", so ist dagegen zu sagen, daß Hartert einmal überhaupt nicht von Magazinen spricht. Gerade die Wendung aber, welche er nach Aufzählung der abgebrannten Gebäude braucht: „Vieles Mehl, so sie in der Stadt in Häussern und Scheuren liegen gehabt, haben sie auf die Strassen in den Koth, in die Canäle, Brunnen und Sümpfe ausschütten und verderben lassen", würde ganz zusammenhanglos erscheinen, wenn er nicht stillschweigend die niedergebrannten Gebäude auch als Magazine hätte bezeichnen wollen. So werden die Worte für jeden unbefangenen Leser überhaupt erst verständlich, und in ihnen liegt eher ein Beweis gegen als für die fragliche Behauptung.

Das massenhafte Vorhandensein halbverbrannter Körner in dem Schutte der Stiftskirche, — noch in den 50er Jahren konnte man, wie ein Augenzeuge versichert, Hände voll auflesen, — erklärt Herr v. St. durch das Herüberfliegen derselben, da doch bei einer leeren, oben gedeckten Kirche nicht einzusehen ist, wie selbst bei einem Brande die Körner so massenhaft hätten eindringen können. Kurz, der geführte Beweis ist kein Beweis!

Dagegen wollen wir jetzt einige unzweifelhafte Zeugnisse dafür beibringen, daß die Hersfelder Stiftskirche allerdings als Magazin gedient hat. An andrer Stelle (Kasseler Allg. Zeitung vom 3. August d. J.) hatte ich bereits, da mir gerade kein anderes Zeugniß zur Hand war, eines aus dem Jahre 1789 geltend gemacht, das aber als zu spät von Herrn v. St. verworfen wird. Gleichwohl will ich den fraglichen Zeugen, den Rector des Hersfelder Gymnasiums Wilhelm Wille, nochmals reden lassen, zumal gerade die Art und Weise, wie derselbe den Vorgang darstellt, zu charakteristisch und anschaulich ist, als daß man dem Manne zutrauen könne, er schreibe, — noch dazu zu einer Zeit, wo Augenzeugen genug vorhanden waren, ihm etwaige Irrthümer nachzuweisen, — Unrichtiges nieder. Derselbe sagt im Programm des Gymnasiums vom Jahre 1789, betitelt: „Nachricht von der Stiftskirche zu Hersfeld", folgendes: „Ich bemerke schließlich, daß diese herrliche, sehenswürdige und berühmte Stiftskirche .... in der Nacht vom 19. bis zum 20. Februar d. J. 1761 den Anbruch ihrer unglücklichen Zerstörung erlebte, als nämlich durch die unvermuthete Anrückung der alliirten Armee der französische Marschall Herzog Broglio mit den ihm untergebenen Truppen seinen Abzug auf Fulda zu nehmen genöthigt wurde. Auf seinen Befehl wurden ohnerachtet der dringendsten Bitten brennende Materialien in die Kirche angelegt und angezündet, auch dabey ein Commando gestellet, bis alles in völligem Brande gestanden — wodurch denn nicht nur die Stiftskirche selbst, welche zum Magazin für Heu und Stroh gebraucht wurde, sondern auch die Wohnung des Oberamtmanns, als die Residenz der ehemaligen Aebte nebst dem dabey liegenden Fruchtboden, worunter ein Marstall für 50 Pferde war, ein Raub der Flammen wurde und dadurch das kläglichste und unauslöschlichste Denkmahl von den schrecklichen Folgen dieses verwüstenden Krieges in Hessen stiftete, von welchem unsere spätesten Nachkommen noch reden werden."

Ist dieser Zeuge trotzdem verdächtig, so hätte der Herr Vorsitzende des Geschichtsvereins doch stutzig werden müssen, wenn er u. A. Regnerus Engel-

hards Erdbeschreibung der hessischen Lande, erschienen 1778, zu Rathe gezogen hätte; dort heißt es auf S. 587: „In dem letzteren französischen Kriege hat sie (die Stiftskirche) aber ihren Untergang gefunden; Da sie von den Franzosen zu einem Magazine von Strohe und Heue gebrauchet, solches bey dem durch die unvermuthete Anrückung der Alliirten veranlasseten geschwinden Abzuge den 20. Februarius 1761 angestecket, und die Kirche darüber bis auf die Mauern abgebrannt und zerstöhret worden.“

Ich dächte, dem könnte man glauben. Dennoch seien zum Ueberfluß noch zwei weitere Gewährsmänner angeführt, die wohl ganz unverdächtig erscheinen dürften. Friedrich Christoph Schmincke (lebte von 1724 bis 1795 als Bibliothekar und Archivar in Kassel) sagt in seinen Collectaneen von hessischen Städten und Aemtern*) bei Hersfeld: „Die Gebäude, des Oberamtmanns Haus, das Dach von der Cantzley, die große Stiftskirche, der Fruchtboden, sind im Februar 1761 von den Franzosen wegen der darin befindlich gewesenen Magazine angesteckt und gäntzlich verwüstet.“

Endlich berichtet der hessische General von Wutginau am 28. Februar 1761 aus Oberbreidenbach dem Landgrafen selbst:**) „Durch das von denen Feinden in Hirschfeld schon gedachtermasen verbrannte Magazin, welches mehrentheils in der dasigen Stiftskirche und dem Schloß zusammen gebracht gewesen, ist es geschehen, daß beyde Gebäude mit in Brandt gerathen und gänzlich ruiniret worden.“

Solchen positiven Zeugnissen gegenüber kann, denke ich, das negative des Herrn v. St. nicht weiter in Betracht kommen. Ob der genannte Herr deshalb, wie er selbst sagt, „aus seinem Berichte zu viel heraus gelesen hat,“ diese Frage zu beantworten, überlasse ich einem jeden selbst, ebenso, ob es gerathen war, die gemachte „Entdeckuug“ der Festkarte beizudrucken. Wir müssen für die Zeit des siebenjährigen Krieges die Franzosen, zumal aber den Herzog von Broglio, einen anerkannt edlen Mann, von aller Barbarei freisprechen!

Wenn man sich an dem Landgrafen, den man übrigens noch im Jahre 1761 von seinen bisherigen Verbündeten ab- und zu sich herüberzuziehen hoffte, rächen wollte, so hatte man dazu andere Mittel: man hätte z. B. seine Schlösser in die Luft sprengen können. Jedenfalls wollen wir Deutsche nicht aufhören, auch unsern Feinden objective Geschichtsschreiber zu sein! **Hugo Brunner.**

*) Auf hies. Landesbibliothek, Mss. Hass. fol. 117.
**) Bericht im Kgl. Staatsarchiv zu Marburg.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Gallerie-Direktor Dr. O. Eisenmann dahier hat soeben einen wissenschaftlichen Katalog der Kasseler Gemälde-Gallerie herausgegeben und damit einem lang gefühlten Bedürfniß abgeholfen. Eingeleitet wird das Werk mit einer interessanten, vom Verfasser schon früher publicirten Geschichte der Gallerie und einem Nachtrag des Marburger Professors Dr. v. Drach über die Erwerbungen der Gallerie, aus archivalischen Quellen geschöpft. Der Katalog selbst giebt in kurzen Zügen biographische Notizen über die vertretenen Meister, nach den verschiedenen Schulen geordnet, sowie ausführliche Beschreibungen der vorhandenen Gemälde selbst und noch manches andere schätzenswerthe Material. Jedem, welcher sich eingehender mit den Werken unserer Gallerie beschäftigen will, dem es auf etwas mehr als einen flüchtigen Genuß ankommt, wird dieses Werk hochwillkommen sein. Für die außerordentliche Mühe, welche Herr Dr. Eisenmann für eine solche Arbeit, die Jahre erforderte, aufgewandt, verdient er Dank und Anerkennung in hohem Maße; ebenso für die treffliche Lösung der Aufgabe an und für sich. **M. M.**

— In dem Schaufenster der Kay'schen Hof-Buch- und Kunsthandlung dahier hatte unser Landsmann Johannes Kleinschmidt zwei Bilder ausgestellt, welche während seines jüngsten Aufenthaltes in München von ihm gemalt worden sind und hier Aufmerksamkeit erregten. Sie zeigen, daß der andauernd wacker schaffende Künstler auch auf dem Gebiete des humoristischen Genre's Tüchtiges zu leisten versteht. Die beiden Gemälde sind als Gegenstücke (Pendants) aufgefaßt und stellen das Wohlbefinden desselben Mönches dar, das er bei dem Genuß eines trefflichen Mahles empfindet. Auf dem einen Bild beginnt er mit dem Tranchiren eines Huhnes, und köstlich ist der Ausdruck des Behagens dabei im Antlitz des Mönches getroffen. Auf dem zweiten Bild erblicken wir vor ihm die Reste der Mahlzeit und die geleerte Flasche, in der Hand aber hält er prüfend einen Römer mit den letzten Tropfen des köstlichen Trankes. **M. M.**

— Universitäts-Nachrichten. Der bisherige Geheime Staats-Archivar Archivrath Professor Dr. Max Ludwig Eduard Lehmann in Berlin ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät Marburg ernannt worden.

Ueber die Universität zu Gießen wird dem „Frankfurter Journal“ von dort geschrieben: Unsere

Hochschule hat durch Berufungen nach auswärts in diesem Jahre eine ganze Reihe Verluste erlitten. Nachdem im Frühjahr Kanzler Gareis, der scharfsinnige Jurist, dessen Weggang auch in gesellschaftlicher Beziehung viel bedauert wurde, auf besonderen Wunsch des Ministers v. Goßler den Lehrstuhl Felix Dahn's in Königsberg eingenommen, werden ihm zum Herbst drei weitere Gießener Hochschullehrer nach auswärts folgen: der Neuphilologe Professor Braune, welcher einem widerholten Rufe nach Heidelberg folgt und hier durch Professor Behaghel von Basel ersetzt wird; der Physiker Röntgen und der Frauenkliniker Hofmeier. Die letzteren beiden gehen nach Würzburg, Röntgen an Stelle von Kohlrausch, der jetzt in Straßburg wirkt, Hofmeier an Stelle des seit dem vorigen Jahre in den Ruhestand getretenen Scanzoni v. Lichtenfels. Professor Hofmeier's Vorgänger in Gießen, Kaltenbach-Halle, hatte für Würzburg abgelehnt und so wird Gießen den noch jungen Frauenkliniker verlieren, der, langjähriger Assistent des verstorbenen Schröder-Berlin (dessen Schwiegersohn er auch geworden ist), hier erst seit drei Semestern wirkt. Möglicherweise ist damit die Liste der Abgehenden noch nicht geschlossen, da von der Bonner medizinischen Fakultät als Ersatzmann für den verstorbenen Rühle auch der Leiter der hiesigen medizinischen Klinik, Professor Dr. Franz Riegel, vorgeschlagen ist. — Auf den neubegründeten Lehrstuhl für Hygiene ist Dr. Graffky vom Reichsgesundheitsamt berufen worden und hat den Ruf angenommen. — Zum Rektor der Universität Gießen für das Studienjahr 1888/89 ist der Professor der Medizin Dr. Eugen Bostroem gewählt worden.

Hessische Bücherschau.

Denkwürdigkeiten von Hersfeld. Nach „Piderit", städtischen Akten, archivalischen und anderen Quellen bearbeitet und bis zur neuesten Zeit fortgeführt von J. C. Vigelius, Postdirektor in Hersfeld. Hersfeld 1888. Verlag von Hans Schmidt.

Der Umstand, daß Fr. C. Th. Piderits Denkwürdigkeiten von Hersfeld (Hersfeld 1829), das einzige Buch, in dem man sich bequem über die Geschichte des seiner Zeit nicht unbedeutenden Ortes unterrichten konnte, nur noch selten aufzutreiben waren, hat zu einer Neubearbeitung des überlieferten Stoffes und zur Fortführung desselben bis zur Gegenwart Veranlassung gegeben. Das Material ist leider nicht reichlich vorhanden: die Geschichte des dortigen Benediktinerklosters, die der bekannte Lambert um das Jahr 1074 verfaßte, ist verloren gegangen, und nur ein dürftiger Auszug hat sich erhalten, dem wenig an interessanten Einzelheiten zu entnehmen ist. Auch über der späteren Hersfeldischen Geschichtschreibung hat ein ungünstiges Geschick gewaltet: die von Wigand Gerstenberger erwähnte und (freilich nur wenig) benutzte ältere Chronik der Stadt ist verloren gegangen. Ein ähnliches Werk schrieb gegen das Ende des 15. Jahrhunderts Johannes Nohen oder Nuhn, ein Zeitgenosse Gerstenbergers; dasselbe ist aber ebenso wie eine von demselben Verfasser herrührende Geschichte des benachbarten Edelgeschlechts v. Wallenstein verloren gegangen und nur in dürftigen Auszügen und Bruchstücken erhalten. Nach dem Gesagten ist es begreiflich, daß wir in der Darstellung der älteren Geschichte von Hersfeld, etwa bis zum Bauernkriege, nicht viel interessantes Detail erwarten dürfen; aber auch für die späteren Jahrhunderte empfinden wir diesen Mangel. Daraus soll jedoch dem Verfasser kein Vorwurf gemacht werden: es war seine Absicht nicht, alles in Archiven und Bibliotheken etwa noch Vorhandene herbeizuschaffen und ein an neuen Ergebnissen reiches Werk zu verfassen; er wollte nur ein Buch schreiben, welches dem Freunde vaterländischer Geschichte die Denkwürdigkeiten der Stadt in lesbarer Darstellung vor die Augen führt. Und dieser Zweck wird erreicht. — Von besonderem Interesse sind in den Abschnitten, welche die jetzigen Verhältnisse der Stadt (Ackerbau, Viehzucht, Forstwesen, Märkte, Handel und Industrie u. s. w.) betreffen, die Bemerkungen über das Verkehrswesen des Ortes in älterer und neuerer Zeit, hinsichtlich deren der Verfasser in der Lage war, aus guten Quellen zu schöpfen. — Die Ausstattung des Buches, das mit zwei hübschen Lichtdruckbildern (Hersfeld zu Anfang des 17. Jahrhunderts und die Stiftsruine) geziert ist, genügt allen billigen Ansprüchen, der Subscriptionspreis (2 M. 50 Pf. für ein broschirtes, 2 M. 75 Pf. für ein kartonnirtes Exemplar) ist ein mäßiger. Wir wünschen dem Werkchen weite Verbreitung. **P.**

Briefkasten.

H. v. Pf. Melsungen und G. v. P. Marburg. Die betreffenden Artikel finden in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift Aufnahme.

D. B. Wehlheiden. Erhalten und mit Interesse gelesen. Näheres brieflich.

Ch. Sch. Bruchköbel. Wird im Oktober zum Abdruck gelangen. Besten Dank. Bitte den Artikel „Waldensberg" einzusenden.

L. M. Nordhausen. Mußten wegen Mangels an Raum den Schluß des Artikels „Geschichte der Räuberbande des alten Druckers" für die nächste Nummer zurückstellen. Freundlichsten Gruß.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 18. Kassel, 15. September 1888.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2641.

Morgen, ach morgen!

Blätter, ihr bunten, kreiselnd im Wind,
Wollt ihr bekunden,
Wie flüchtig die Stunden,
Die irdischen, sind?

Fiel nicht der reife Apfel im West?
Glüht nicht die Traube
In gilbendem Laube
Am Rebengeäst?

Spielt nicht der Sonne neckischer Strahl
Fäden und Flocken
Um Hut und in Locken
Dem Wandrer im Thal?

Weh'n nicht von später Reseda den Duft
Ueber die Mauern
Des Friedhofs die Schauern
Der herbstlichen Luft?

Morgen, ach morgen — morgen, wer weiß
Sinkest im Wetter
Auch du schon wie Blätter
Von schwankendem Reis!

Ludwig Mohr.

Beiträge zur Geschichte des Städtchens Niedenstein und der Familie Heß v. Wichdorff

Herausgegeben von Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.

II. Theil.

(Fortsetzung).



Burg und Stadt Niedenstein 16. Jahrhundert, vergleiche Nr. 9, 11 u. 12 unserer Zeitschrift.

Derer Fürstl. Rethe auf die landgräfliche Verordnung vom 19. Juny 1663 erfolgter Bericht; unter dessen aber Landtgraff Wilhelm mit Todt abgangen.

Durchleuchtiger Hochgeporner Fürst, genediger Herre! Ew. Fürstl. Gnaden seyndt unßere unterdhenigen, schuldtigen Dienste jeder zeitt zuvor!

Ew. F. Gnaden auff Görgen Heßen, des vierdtelßmeisters zu schmalcaldten unterdhenige Supplick sub dato den 19ten dieß. Monaths erlaßenes genedhiges Schreiben ist unß wordten und haben wir unß fast verwundtert, daß er Ew. F. Gn. schon wiederumb mit seyner schier ubel gereimbten bittschrifft geplagett. Dieweylen aber Ew. F. Gn. bevohlen, die sach geschwindt fürzunehmen und fürtragk zue erstadten, alß haben wir mit fleyß darzu gethan und in denen sembtlichen brieffen und actis über derer Heßen hiebevor gehabbte lehenschafften undt sonstige gelegenheitten nachgeschlagen, da sichs denn befundten, wie folget:

Es seyndt gedachte Heßen v. Wichdorff ein sehr alt adelich geschlecht von jeher gewest, so sich gleicher herkunfft mit denen von Wallenstein gerühmet.*) Und Hanß-Caspar v. Wallenstein meynet, daß sichs allso verhielte, dannen ihme schon sein Groß-Vatter solches erzehlet hette. So viel nun sonsten erhellet, seyndt die Heßen nicht alleyn deme Hochfürstl. Hauße Hessen, sondern vorab auch deme Ertzstiefft Mentz, dem bistumb Paderborn, denen Epten zue Herßfeld undt denen Graffen zu Ziegenhayn undt Waldegk zu lehen verwandt gewesen. Im Fürstenthumb Hessen haben sie uhranfenglich die Dörffer Wichdorff, Nydenstein, Treiß, Diesenbach, Obernhaußen, Heßelrode, Menßebergk, Morßlar undt viel andterer güetter gehabt, worüber gleichwohlen etwas genaweres nit anzugeben, dieweilen sich besondere Urkundten auß jener zeitt nit mehr vorfindten laßen. Dozumahlen hat sich dieß geschlecht auch in unterschidtliche Linien getheilet, alß die zu Wichdorff, Treyß, Diffenbach undt Heßelrode, darvon die zweite schon gar früh abgestorben, die zu Diffenbach haben dieselbe beerbet und anfenglichen auff der altten Burgck zu Nydenstein gehaußet, nachgehends aber, da solche in denen Kriegen devastiret undt verfallen, sich auff ihrem Hoffe in besagttem stettlein verhaltten. — Die Nachkohmen der Heßelröder Linie haben sich meistentheils in churmentzischen dinsten gebrauchen laßen, seyndt doburch nach Düringen undt sondterlichen auffs Eychsfeldt undt weitter gerahten, daheimb in Hessen aber

*) Die v. Wallenstein stammen auß dem hauß derer Graffen von Schawenburgk, so nit weit von der burgk Nydenstein gelegen.

gar außgestorben undt ihr Dorff Hesselrode an fremde gediehen. Derer zu Wichdorff Nachkohmen haben dargegen den Nahmen derer Heßen fortgefüret undt seyndt bestendig die Heßen von Wichdorff oder auch nur kurtzweg die Heßen gemeinlichen in Uhrkundten undt sonsten genennet wordten. *) Alß die Mentzischen güetter umb die gegendt her von dem Hochfürstl: Hauße Hessen erworbenn wordten, seyndt diese Heßen lehnmannen des Ertzstieffts bereits geweßen undt haben dieße lehen theylß behaltten, theyls newe darzu entphangen, dannen sie allerdings trew undt bestendig zum Hochfürstl: Hauße gehaldten. Da sie auch ohnedieß nit alle ihre güetter zu lehen gehabbt, sondern auch noch freyes eygenthum beseßen, so seyndt sie vor deme wolbegüettert geweßen und stattliche Heußer auch allhier in Caßell gehabt. pp. Wie bekandt, daß Churdt Heß (derselbe hat offtmalen eine Esquadron pferdt in seinen stellen zu Wichdorf gehabt), der ein berümbter Kriegsmann undt Landtgraff Philippi Feldt-Obristen eyner geweßen, so allbereit gegen den von Sickingenn rühmblich gedienet, den schwäbischen Krieg alß ein Riedtmeister mitgemachet undt sich in deme treffen bei Lauffen herfürgethan, auch die auffrührischen bawern bei Fuldt auffm Frawenberge geschlagen undt zerstrewet, letzlichen die Hessischen völcker gegen die Wiedterteuffer in Münster gefüret, auch sonsten vil guetter dienst gethan. pp.

(Es folgt nun eine Auseinandersetzung der Lehensverhältnisse, ferner wird der — oben bereits ausführlich geschilderten — Schicksale Melchior's Heß v. Wichdorff Erwähnung gethan, und „daß ihn der Fürst übel ahngeloßen, weilen er damahlen von der Eckerdtsbergischen justification nit gar glimpflichen geurteylet". — Bezüglich der Entziehung seiner Lehen heißt es dann weiter:)

„Davon will sich nichts befindten, mag in damahligen troubles abhandten kommen seyn. Churt Riedtessel bestettigt's aber hat nachgehends von Landtgraffen Moritzen Seeligen noch in Eschwegen sagen höhren, Melcher hette Ihme leydt gethan, wehre ein trefflicher cavalier undt officirer geweßen.

Seyne kindter, obgemeldter Görg (Heß v. Wichdorff) nebst zwo Schwestern seyndt in Schmalcaldten blieben, haben sich allda in ehstandt begeben undt seindt, alß wir vernohmen, in guetten umbstendten und Ansehen, alßo, daß es ihnen wohlergehet.

Do nun aber Ew. F. Gn. des ernstlichen Willens undt meynung, ihnen eine restitution auff irgendt eine weyß zu geweren, wirdts gleichwol schwehr haldten, dannen zur itzigen zeitt auch gar nichts dazu vorhandten. Ew. F. Gn. ist ja selbsten bewust, daß schier auff alle Lehenstuck, bevor noch ein heimfall recht zu gewartten, allbereit im voraus ahnwarttschafften gesuchet werdten und dießfals schon zuesagen geben seyndt, undt müeßte, wannen es denn ja itzundt seyn solte, ein andterer Ahnwertter zurücke gesetzett werdten.

Darob ein neheres alßogleich hier zu proponiren, will unß auß uhrsachen nit rahtsamb beduncken, behaldten unß derohalben undterthenig vor, solchs auff Ew. F. Gnad. glückliche Heimkunfft zu spahren, alß wozu Gott der Herre baldt seine Gnade geben müege, wündschen Ew. F. Gnaden darzu von Hertzen gentzliche Geneßung undt gesundtheitt undt seyndt undt bleiben indeßen zu Ew. F. Gnd. diensten in undterthenigem Gehorsamb allezeitt willig undt erbiettig.

Dat: Caßell, den 7ten Julity 1663.

Ew. F. Gnd.

undterthenige gehorsame pp Cantzlar u. Rethe.

Hierbey ist noch angemercket:

Dießer bericht ist einstweilen beygelegett, da I. F. Gnd. ohnvermuthet zu Hayna seligen von dießer Welt abgeschiedten, ehender die sach zum fürtragk kommen können. —

Hans Geörg Heß v. Wichdorff, der ält:, starb am 26. August 1686 auf seinem Burgsitze zu Schmalkalden.

„Weylen aber allda die lutherische Lehr durch die Reformirten gantz undt gar abgethan werden sollen, denen Lutherischen auch Kirchen, schulundt Pfarrhäußer genommen undt sonsten gewaldt und unrechtt an ihnen geübet wordten, hat dessen — am 7ten Septbr: 1663 geborener Sohn Johann (Hans) Geörg Heß v. Wichdorff, d. jüngere, solch unchristlich wesen nit länger mehr mit ansehen können, sondern ist von da weg und nach Tambach verzogen." — *)

Seine Nachkommen aber sind gegenwärtig in Gotha und Erfurt ansäßig.

Einer derselben (er waltete in Gotha eines hohen Amtes, weilt aber nicht mehr unter den Lebenden) hielt sich vor dem Jahre 1866 be-

*) Alßo haben es auch die Görtzen zu Schlitze, die Ryeteßel, die Wölff undt Groppen von Gudenbergk, die Münch, Brandt undt Rüßer von Buchesecken, die Dieden zum Fürstenstein, die Milchlingen, Holtzadell, Keudell, die Rawen zu Holtzhaußen, Hundte zu Kirchpergk, Schlaunen zur Lindten, Schaden zu Reimpoltz, die Schwertzell, Brendtell, Hunen undt viel andterer gehaldten. Mit denen Heßen verhelt es sich gleichermaaßen, so ist es auch mit denen Buttlern beschaffen, deren eine Linea sich die Treyschen nennet.

*) Aus demselben Grunde legte anno 1693 sein älterer Bruder Hans Heinrich, welcher Rector und Diaconus zu Schmalkalden war, seine Aemter nieder und ging als Prorector an die hohe Schule zu Lübeck.

suchsweise in der alten Heimath auf und berührte auch Kassel in der Absicht, daselbst die Erlaubniß einzuholen, in dem dortigen Staatsarchiv nach Familien-Dokumenten forschen zu dürfen. Er hatte zu dem Ende um Audienz nachgesucht und war darauf hin nach Schloß Wilhelmshöhe befohlen worden. Etwas vor der bestimmten Zeit dort angelangt, erging er sich noch in dem unvergleichlichen Parke jenes weltberühmten Göttersitzes, als sich ein unbekannter Herr ihm zugesellte, ein Gespräch anknüpfte und ihn mit vieler Liebenswürdigkeit auf einige der größten Sehenswürdigkeiten aufmerksam machte. — Im Laufe der Unterhaltung kam die Rede auch auf die bevorstehende Audienz und deren Zweck, als der freundliche Fremde plötzlich erklärte, dieselbe sei nun nicht mehr von Nöthen, es würde alsbald Verfügung getroffen werden, dem bewußten Anliegen zu entsprechen und nun stellte es sich heraus, daß der so gütige Unbekannte niemand anders war, als — Friedrich Wilhelm, der letzte Kurfürst von Hessen.

(Fortsetzung folgt.)

Petrus Lotichius II.

von F. W. Junghans.

(Schluß.)

Nach vierjährigem Aufenthalt in Frankreich kehrte Lotichius mit seinen Pflegebefohlenen nach Deutschland zurück. Sie wählten den Weg durch die Schweiz, um den alten Stibarius, auf dessen Kosten sie vier Jahre in Frankreich zugebracht hatten, zu besuchen. Dieser war nämlich vom Schlag getroffen worden und weilte in Baden, wo er durch den Gebrauch der dortigen warmen Quellen Heilung suchte. Hier schrieb Lotichius die zwei Gedichte, von denen das eine im 1. Buch der Oden „an die Nymphen" überschrieben ist, das andere aber im 3. Buch der Elegien „an Erasmus Neustetter, genannt Stürmer." In dem ersten gelobt er den Nymphen des Heilquells sechshundert Kränze, wenn sie Stibarius gesund nach Hause zurückkommen ließen, und verspricht sein Gelübde zu lösen da, „wo die Kinzig unter dichten Erlen rausche", in dem andern spricht er den Entschluß aus, da er des Krieges halber nicht in die Heimath zurückkehren könne, nach Italien zu gehen. Diesen Entschluß führte er auch aus. Nachdem er mit seinen Schülern das vom Kriegslärm beunruhigte Franken durchreist, um in Leipzig die alten Freunde Camerarius und Melanchton zu begrüßen, trat er, von dem älteren Stibarius wieder mit reichlichem Reisegeld versehen, die Reise über die Alpen an. Diesmal begleitete ihn sein Freund Hagen, als Führer eines jungen fränkischen Edlen Bernhard von Thüngen. Marius war schon vorausgeeilt. Der Weg ging über Innsbruck und Trident. Unterwegs weilten sie in Verona, das Ziel aber ihrer Reise war Padua, die berühmte Universität. Hier setzten sie das Studium der Medizin fort. Häufig wurden Ausflüge gemacht, sei es nach den Euganeischen Hügeln, um zu botanisieren, sei es nach der nahe gelegenen Inselstadt Venedig, welche sie durch ihre Pracht und ihren Reichthum und durch das viele Neue und Ungewohnte, was sie hier sahen, in Verwunderung setzte; besonders aber interessirte sie als Gelehrte die reiche aus Konstantinopel dahin gebrachte Bibliothek.

Beim Ausbruch der Pest in Padua zerstreuten sich die Studierenden theils nach Bologna, theils nach Venedig. Hagius ging nach Venedig, Lotich und Marius wählten Bologna zu ihrem Aufenthalt. Bologna war damals die berühmteste Universität der Welt, so daß es für einen Gelehrten die beste Empfehlung war, in Bologna studiert zu haben. Hier begegnete nun unserem Lotichius ein Unfall, der ihn, den gesunden, kräftigen jungen Mann nach schwerer Krankheit zum frühen Greise machte und auch seinen allzufrühen Tod veranlaßt haben mag. Ein junger Mann aus Bayern war Lotichs Hausgenosse. In diesen verliebte sich die Hauswirthin und suchte ihm, um seine Neigung zu gewinnen, einen Liebestrank beizubringen. Sie mischte ihn unter die für den Jüngling bestimmte Suppe. Lotich bekam die seine nach der Sitte des Landes in besonderem Gefäß. Da nun der Letztere nicht gern fett aß und ihm die Suppe zu fett schien, so vertauschte er die seine mit der des jungen Bayern, weil diese magerer war. Als er seiner Gewohnheit nach dem Wolfshunde, welcher unter dem Tisch lag, einen in die Suppe getauchten Bissen hinwarf, gerieth dieser sogleich in Wuth und rannte wider die Wand. Alsbald fühlte auch Lotichius die Wirkung des Gifts in seinen Adern. Er fiel vom Stuhle. Bald aber raffte er sich auf, eilte in die Kammer und ergriff seine Wehr, womit er auf den erschrockenen Gefährten eindrang, in der Meinung von diesem vergiftet

zu sein. Wieder zur Besinnung gekommen, nahm er eine reichliche Menge Oel zu sich, wodurch ein heftiges Erbrechen erfolgte und zum Glück ein Theil des Giftes aus dem Körper entfernt wurde. Indeß verfiel er darnach in ein heftiges Fieber, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Als er wieder anfing zu genesen, fielen ihm die Haare und Fingernägel aus. Sein ganzes Aussehen, selbst Mienen und Gemüthsart waren verändert. Von da an fühlte er sich in Italien nicht mehr wohl, zumal das Fieber alljährlich zu der Zeit, wo er das Gift empfangen hatte, wiederkehrte. Er gab den Wunsch, Rom zu sehen auf und kehrte, da seine italienischen Studien vollendet waren, nach Deutschland zurück. Hierzu kam, daß sein Gönner Daniel Stibarius gestorben war, wie auch kurz darnach zwei Neffen desselben Heinrich und Martin.

Dem Land, nach dem er sich so sehr gesehnt und das ihm durch welsche Tücke so schwere Leiden bereitet hatte, sagt er in zwei Gedichten Lebewohl. Das eine ist überschrieben: „An Franz Robertellus, als er von Venedig schied;" in dem zweiten Abschiedsgedicht besingt er die Lorbeern, unter deren Schatten er so oft geruht. Es ist das vierte im 2. Buch der Oden.

Nach einem kurzen Besuch in der Heimath ging er zuerst nach Würzburg. Dort war der Bürgermeister, sein alter Freund und einstiger Kriegskamerad, Melchior Zobel, kurz vorher von frevelhafter Hand ermordet worden. Der Bischof Friedrich oder vielmehr Erasmus Neustetter, der nach dem Tode des Daniel Stibarius die rechte Hand desselben war, suchte ihn für immer an Würzburg zu fesseln, allein während Lotich in Schlüchtern weilte, um sich im Kreise der Seinen von den Mühen der Reise zu erholen, erhielt er von dem Pfalzgrafen Otto Heinrich einen ehrenvollen Ruf als Arzt und Professor der Medizin nach Heidelberg. Er zog es vor, diesem zu folgen und trat seine dortige Stellung im Jahre 1557 an. Zu gleicher Zeit erging auch von dem Landgrafen von Hessen die Aufforderung an ihn, sich in Marburg niederzulassen, sei es als Professor der Medizin, sei es als Lehrer der Dichtkunst. Aber er hatte sich bereits in Heidelberg gebunden. Hier lebte und wirkte er nur noch kurze Zeit. Am 1. November 1560 wurde er abgerufen, erst 32 Jahre alt.

Petrus Lotichius war nicht verheirathet. Während seines Aufenthalts in Wittenberg hatte er Neigung zu einer Jungfrau gefaßt, die er unter dem Namen Claudia besingt. Bei einem Ausflug nach der spanischen Küste von Montpellier aus traf er eine schöne Spanierin, welche ihn durch ihre Aehnlichkeit lebhaft an die Wittenberger Geliebte erinnerte. Er widmete ihr die neunte Elegie des 2. Buches.

Lotichs Gedichte, sämmtlich in lateinischer Sprache, sind oft gedruckt worden. Die erste Ausgabe besorgte er während seines Aufenthaltes in Paris 1551. Sie führt den Titel Elegiarum liber et carminum libellus gedruckt bei Vascosanus. 1586 gab sein Freund Johannes Hagius seine sämmtlichen Werke zu Leipzig heraus samt der lateinischen Lebensbeschreibung, der wir unsere Mittheilungen entnommen haben. —

Die gewaltsame Entführung der Herzogin Marie Friederike von Anhalt-Bernburg, Tochter des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen im Jahr 1822.

Nach amtlichen Quellen dargestellt von R. v. D.

Ueber diese Entführung, welche ihrer Zeit das allergrößte Aufsehen erregt und zeitweise sogar zu einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Preußen und Kurhessen geführt hat, sind bisher nur parteiisch gefärbte, auf falschen Angaben und Entstellungen beruhende Schilderungen erschienen, welche namentlich auch ohne alle Berechtigung die Ehre eines dabei thätig gewesenen verdienstvollen kurhessischen Officiers, des Generalmajors von Dalwigk, angegriffen haben. Die ausführlichste Schilderung des Ereignisses findet sich in dem Band III des vielgelesenen Memoirenwerkes des königl. preußischen Hofraths Dr. Wilhelm Dorow „Erlebtes aus den Jahren 1790—1827", welche K. E. Vehse in seiner Geschichte der deutschen Höfe fast wörtlich abgeschrieben hat. Es möchte jetzt um so mehr an der Zeit sein, eine aktenmäßige Berichtigung des Vorgangs eintreten zu lassen, als neuerdings auch Treitschke in seiner deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts, Theil III, S. 532, den Angaben Dorow's, welche in der falschen Anschuldigung gipfeln, daß die Geisteskrankheit der Herzogin erst durch deren gewaltsame Entführung und das von dem Generalmajor v. Dalwigk dabei eingehaltene Verfahren hervorgerufen sei, in folgenden Sätzen auf Grund des Berichts des preußischen Gesandten am

Kasseler Hofe, von Hänlein, mehr oder weniger beitritt:

„Dem jungen Hänlein, der jetzt den Gesandtschaftsposten seines verstorbenen Vaters bekleidete, versicherte der Kurfürst oft und unzweifelhaft ehrlich, daß er sich ganz an Preußen anschließen wolle. Doch da König Friedrich Wilhelm nicht umhin konnte, zu Gunsten seiner mißhandelten Schwester, der Kurfürstin, und ihres jungen Sohnes sein Fürwort einzulegen, so nahm der Streit zwischen beiden verwandten Höfen kein Ende. Einmal kam es zum Bruch: als der Kurfürst seine kranke Schwester, die kranke Herzogin von Bernburg, bei Nacht und Nebel hatte aus Bonn entführen und nach Hanau bringen lassen. Er behauptete, die Unglückliche sei geisteskrank; erwiesen ist nur, daß seit jener Entführung die Krankheit sich unverkennbar zeigte.

Damals wurde Hänlein abberufen und durfte erst nach Monaten zurückkehren, während der Kurfürst wegen der Verletzung des preußischen Gebietes Abbitte geleistet hatte."

Die Sache verhielt sich nach den vorhandenen Aktenstücken in Wirklichkeit folgendermaßen:

Die älteste, im Jahre 1768 geborene Tochter des Landgrafen Wilhelm IX., nachherigen Kurfürsten Wilhelm I., Marie Friderike, war im Jahre 1794 mit dem regierenden Herzog Alexis von Anhalt-Bernburg vermählt worden. Im Jahre 1817 erfolgte die Scheidung dieser Ehe auf Grund der von dem Professor Geh. Rath Stark in Jena, den kurhessischen Hofräthen Waitz, Harnier und Heräus über den krankhaften Geisteszustand der Herzogin erstatteten Gutachten. Die schon früher bei ihr aufgetretenen Zustände geistiger Exaltation hatten sich erheblich gesteigert, waren aber von der Art, daß bei ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit, geistigen Lebhaftigkeit und hervorragenden Geistesbildung bei allen ihr nicht besonders nahestehenden Personen Zweifel über ihren wahren geistigen Zustand wohl entstehen konnten. Nach Rückkehr in ihr Vaterland wurde sie unter Kuratel ihres Vaters, des Kurfürsten Wilhelm I., gestellt und ihr das einige Stunden südlich von Kassel gelegene Lustschloß Wabern zum Wohnsitz angewiesen. Hier blieb sie bis zum 7. November 1820, an welchem Tage sie auf Anordnung ihres Vaters nach Hanau abreiste, um in dem dortigen Schlosse ihren Aufenthalt zu nehmen. Mit ihrer Beaufsichtigung und Leitung ihrer Angelegenheiten wurde hier der Kommandant der Stadt, Generalmajor v. Dalwigk, beauftragt, als ein Mann, wie es in dem bezüglichen Rescript heißt, „auf welchen sich der Kurfürst völlig verlassen könne und welcher seinem Vertrauen in jeder Hinsicht durchaus entsprechen werde." v. Dalwigk erhielt vom Kurfürsten die Weisung, alle 8 Tage den Bericht des Leibarztes über den Geisteszustand der Herzogin einzusenden. Dessen noch vorhandene Berichte geben Zeugniß von der rücksichtsvollen Sorgfalt, welche er der Herzogin und deren Angelegenheit hat zu Theil werden lassen. Diese sorgsame Behandlung hatte bei derselben einen Zustand größerer Ruhe eintreten lassen, so daß Kurfürst Wilhelm II., welcher nach dem am 27. Februar 1821 erfolgten Tode seines Vaters die Kuratel über seine Schwester übernommen hatte, kein Bedenken trug, ihr auf ihre Bitte zur Zerstreuung für die Dauer von 4 bis 6 Wochen einen Aufenthalt am Rhein zu gestatten.

Mitte Mai 1822 trat sie in Begleitung eines Kammerherrn, einer Hofdame, eines Arztes und eines Intendanten ihre Reise an, besuchte die schönsten Punkte am Rhein und wählte dann zu längerem Aufenthalte Bonn, wo sie das Haus des Professors Ennemoser bezog und in der Hoffnung, ihren Gesundheitszustand dadurch zu bessern, sich einer magnetischen Kur desselben anvertraute. Der Kurfürst hatte sich unter diesen Umständen mit der Verlängerung ihres dortigen Aufenthaltes einverstanden erklärt, bis allerhand Gerüchte über ihr höchst auffallendes Benehmen, namentlich bei einem Besuche des Kölner Domes, an ihn gelangten. Zwei Schreiben vom 16. Okt. und 3. November, in welchen er sie dringend zur Rückkehr nach Hanau aufforderte, blieben unbeantwortet. Als nun der preußische Hof dem Kurfürsten den Wunsch zu erkennen gab, die Herzogin möge Bonn wegen der Nähe von Düsseldorf, wo ihre Tochter, die Prinzessin Friedrich von Preußen, wohne, verlassen, und der Kurator der Universität, Geheimer Rath Rehfues, bei dem preußischen Ministerium beantragt hatte, die Abreise der Herzogin zu bewirken, weil ihre Gegenwart zu schwer zu steuernden Ausgelassenheiten der akademischen Jugend Veranlassung gebe, sah sich Wilhelm II. genöthigt, in einem Schreiben vom 12. Dezbr. 1822, den General v. Dalwigk anzuweisen, sich alsbald nach Bonn zu begeben und seiner Schwester einen Brief zu überreichen, in welchem ihr die Rückkehr nach Hanau aufgegeben wurde, und ihr dabei die in dem Schreiben dafür angegebenen Gründe, welche sowohl Familien-, als Staats- und finanzielle Angelegenheiten beträfen, mündlich eindringlichst vorzustellen.

Das Schreiben an v. Dalwigk lautete:

„Wir beauftragen den General v. Dalwigk hierdurch, sich sofort nach Bonn zu begeben, um die Rückkehr unserer vielgeliebten Schwester so schleunig als möglich zu Stande zu bringen. Da jedoch der Ausführung seines Auftrags sich

Hindernisse entgegenstellen könnten, so geben wir in diesem Falle unserm General v. Dalwigk zugleich hiermit auf, zu deren Beseitigung und zur Mitwirkung bei der Ausführung des ihm übertragenen Geschäfts die Königlich Preußischen Behörden um ihre Unterstützung und Hülfe um so mehr zu requiriren, als, wie Uns officiell bekannt geworden, von Seiten des Königlich Preußischen Hofes selbst jene Rückkehr gewünscht wird."

Weiter heißt es dann: „Ich überlasse es Ihrem Ermessen, zu verfahren, wie es die Lage und die Umstände erfordern."

v. Dalwigk fand bei seiner am 16. Dezember 1822 erfolgten Ankunft die Herzogin ganz in der Gewalt zweier Damen, eines Fräuleins von Hagen und einer Stiftsdame von Wenge, welche die Herren und Damen ihres Gefolges vollständig von ihr fern hielten. Auch die Dienerschaft hatte sich möglichst von ihr fern halten müssen, da sie häufig von ihren Ausbrüchen leidenschaftlicher Gewaltthätigkeit zu leiden gehabt; so hatte sie eine Kammerfrau, welcher sie die Kleider vom Leibe gerissen, in einen brennenden Kamin zu stoßen versucht. Nach dem Berichte des Intendanten hatte die Herzogin bereits 6000 Thaler Schulden gemacht und war im Begriff, mit Hülfe der genannten Damen noch weitere Schulden zu kontrahiren.

Bei seiner ersten Audienz eröffnete v. Dalwigk der Herzogin die Veranlassung seiner Sendung und sprach den lebhaften Wunsch aus, daß sie den guten und wohlwollenden Absichten des Kurfürsten Gehör schenken möge. Die Herzogin verweigerte die Annahme des Schreibens und erst auf dringendes Zureden nahm sie es an und übergab es dem mitanwesenden Fräulein von Wenge, um es zu lesen, was aber auf lebhaften Widerspruch v. Dalwigk's unterblieb. Erst am andern Tage erbrach sie das Schreiben, welches in den wohlwollendsten Ausdrücken herzlich brüderlicher Gesinnung abgefaßt war. v. Dalwigk nahm dabei Veranlassung, ihr eindringlich die Pflichten einer hessischen Prinzessin an's Herz zu legen, was sie damit beantwortete, daß sie v. Dalwigk auf Pistolen forderte.

Dieser versuchte nun, das Fräulein v. Hagen um Unterstützung seiner Sendung zu bewegen, aber gänzlich vergebens, und bald zeigte es sich, daß diese Dame, welche v. Dorow als sehr liebenswürdig und phantasiereich schildert, es war, welche die Herzogin in ihrem Widerstand bestärkte und zu der nachher erfolgenden Katastrophe wesentlich mit beitrug. Dorow schreibt: „die Herzogin lebte in Bonn in sehr angenehmen geselligen Verhältnissen und sah auch häufig hervorragende Persönlichkeiten der Universität bei sich, namentlich A. W. v. Schlegel. Sie bildete einen sehr angenehmen Kreis um sich, zu dem auch ich gehörte. Wenn man von den etwas exaltirten und sehr orthodoxen Ansichten in Religions- und Glaubenssachen der Fürstin absah, so konnte man dieselbe wohl nur als eine höchst liebenswürdige, kenntnißreiche, gemüthliche Frau bezeichnen, in deren Umgang man Genuß für Geist und Herz finden mußte. Fräulein v. Hagen liebte sie als Mutter, und dieser Umstand macht das spätere Unglück der Fürstin noch pikanter und unerhörter. Die Fürstin empfing den General v. Dalwigk zwar artig aber mit großer Besorgniß." Dorow versteigt sich dann zu der völlig unwahren und sinnlosen Behauptung, dieser habe die Herzogin dadurch beruhigt, daß er zu ihr gesagt: „noch nie hat ein Dalwigk sein Wort gebrochen, hier ist mein Ehrenwort und mein Handschlag, ich habe durchaus keine unangenehmen Aufträge mit." v. Dalwigk kam bald zu der Ueberzeugung, daß sein persönlicher Einfluß keine Aenderung in den Entschließungen der Herzogin herbeiführen werde und reiste deshalb am 18. Dezember nach Köln, um den dortigen Oberpräsidenten, Grafen von Solms-Laubach von dem ihm ertheilten Auftrag des Kurfürsten in Kenntniß zu setzen und ihn um seine Unterstützung zu bitten. Graf Solms erklärte, keine Instruktion zu haben, um handelnd eingreifen zu können, versprach aber, die Behörden von jeder nachtheiligen Einmischung abzuhalten.

Nach seiner Rückkehr wollte v. Dalwigk nochmals versuchen, persönlich auf die Herzogin einzuwirken, erhielt aber nach vierstündigem Warten keinen Zutritt zu ihr, gleichzeitig aber die Mittheilung, daß dieselbe unter Mitwirkung ihrer Freunde ein Schreiben an Se. Majestät den König von Preußen und den Fürsten von Hardenberg abgesandt habe.

Darauf berichtete er am 20. Dezember dem Kurfürsten über den bisherigen Mißerfolg seiner Sendung und daß bei dem ihm von allen Seiten gegen die Abreise der Herzogin entgegentretenden Widerstand eine Entführung derselben als das einzige Mittel erscheine, zum Ziele zu kommen. Hiermit stimmten die drei Herren des Gefolges vollkommen überein und erklärten sich bereit, für eine möglichst schonende, aber sichere Ausführung derselben die Verantwortung zu übernehmen. v. Dalwigk hatte die Absicht, vor jedem weiteren Schritt in dieser Sache, die freilich erst nach Verlauf längerer Zeit in Aussicht stehende Entschließung des Kurfürsten abzuwarten, als ihm am 22. Abends spät die drei Herren des Gefolges der Herzogin in höchster Aufregung und Bestürzung mittheilten, daß nach

sicheren Nachrichten Alles zur Flucht der Herzogin mit den Fräulein v. Hagen und v. Wenge nach Köln und von da nach Brüssel vorbereitet sei und die Koffer schon gepackt bereit ständen. Zugleich zeigte der Intendant den Befehl der Herzogin vor, alle vorräthigen Gelder an sie abzuliefern und sofort nach Hanau zurückzureisen. Die versammelten Herren hielten unter diesen Umständen, da eine thätige Mitwirkung der preußischen Behörden ausgeschlossen sei, Selbsthilfe für geboten, und als das einzige Mittel, die Flucht der Herzogin zu verhindern und den Auftrag des Kurfürsten auszuführen, deren gewaltsame Entführung.

Diese wurde ganz in der Frühe am anderen Morgen ausgeführt, die Herzogin unter einem Vorwand veranlaßt, ihr Zimmer zu verlassen, in einen bereit stehenden Wagen gehoben und nach einer 18stündigen Fahrt nach Hanau gebracht. Dabei hatte man die Vorsicht gebraucht, die Umgebung der Herzogin mehrere Stunden lang in derem Hause eingeschlossen zu halten, so daß die nach ihrer Befreiung von jener alarmirte Polizei und eine Abtheilung Ulanen, welche dem Wagen nacheilte, diesen nicht mehr erreichen konnte. v. Dalwigk wurde dann vom Kriminalrichter Bergmann steckbrieflich verfolgt, wie Dorow angiebt, als „Menschenräuber." Nachdem die gewaltsame Entführung ausgeführt war, traf das Antwortschreiben des Kurfürsten ein, worin solche nicht genehmigt und andere Mittel zur Erreichung des Zwecks angegeben wurden, die aber von v. Dalwigk schon vergebens versucht waren. Als dann der Kurfürst den Bericht über die geschehene Ausführung erhielt, mißbilligte er zwar entschieden den Gewaltschritt Dalwigk's, nahm sich seiner aber energisch an, als preußischerseits dessen Bestrafung verlangt wurde, da, wie es in dem betreffenden Schreiben des Ministers v. Schminke heißt „die schwierige Lage die Eigenmächtigkeit und Raschheit seines Handelns sehr entschuldige."

Dorow schreibt „wie diese Begebenheit geendet und wie diese arme Fürstin in Hanau nun wirklich wahnsinnig wurde und so endete, ist weltbekannt."

Der in Folge der stattgehabten Entführung sich entspinnende Notenwechsel zwischen dem preußischen Gesandten von Haenlein und dem kurhessischen Geschäftsträger in Berlin, Hauptmann Wilkens, führte schließlich zur Abberufung beider Gesandten. Der Kurfürst hatte in einem an den König von Preußen gerichteten Schreiben sein Bedauern und seine Mißbilligung über die der Herzogin zugefügte Behandlung ausgedrückt, ohne die in Ansehung Sr. Majestät verübte Rechtsverletzung zu entschuldigen, und als preußischer Seits hierauf bestanden wurde, erklärt, daß es am gerathensten erscheine, die Frage, ob wirklich eine Gebiets- oder Rechtsverletzung stattgefunden habe, wenn die diplomatischen Verhandlungen nicht zum Ziele führten, der Entscheidung des Bundestags zu unterwerfen, und daß er bereit sei, wenn diese Entscheidung wider Erwarten bejahend ausfallen sollte, die Bestrafung des von Dalwigk auf angemessene Weise zu schärfen.

Diese Erklärung wurde dem hessischen Bundestagsgesandten zur Kenntniß mitgetheilt und bei einer Anwesenheit von Dalwigk's in Frankfurt a. M. erklärten ihm die Bundestagsgesandten Buol Graf Schauenstein, Graf von Eyben, Pentz und von Both, daß nach ihrer Ansicht unter den obwaltenden Umständen die Wegführung der Herzogin nothwendig und die schicklichste Maßregel gewesen sei. Ebenso erklärten später die Bundestagsgesanden von Bayern, Württemberg, Sachsen-Weimar und Nassau, daß nach Sachlage eine Territorialverletzung nicht stattgefunden habe. Die preußische Regierung beharrte aber auf ihrem Standpunkt. Da bot sich dem Kurfürsten nach Abberufung der Gesandten ein Ausweg, von welchem er sich Erfolg versprach. Die Vermählung der Prinzessin Alexandrine von Preußen mit dem Erbgroßherzog v. Mecklenburg-Schwerin, gab ihm Veranlassung, den Kammerherrn von der Malsburg nach Berlin abzusenden, um dem König ein kurfürstliches Glückwunschschreiben persönlich zu überreichen und darin nochmals den lebhaften Wunsch zur Ausgleichung der bestehenden Differenzen auszudrücken und sein Bedauern über die Störung der alten freundschaftlichen Verhältnisse mit dem so nahe verwandten preußischen Hofe durch einen nicht nach Allerhöchster Instruktion und ohne nachherige Genehmigung von einem Seiner Diener ausgeführten Auftrag zu wiederholen. Der wohlwollende preußische König erklärte, er wolle das Ungenügende in der Erklärung übersehen und sich damit befriedigt erklären. Die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Höfen wurden wieder hergestellt, die in Bonn verhaftete Dienerschaft der Herzogin freigegeben und auf die Bestrafung des Generals v. Dalwigk verzichtet. Damit hatte die Sache ihre Erledigung gefunden, aber eine Abbitte, wie es Treitschke a. a. O. thut, kann die Erklärung des Kurfürsten doch wohl nicht genannt werden. —

Geschichte der Räuberbande des „alten Druckers."

Von Ludwig Mohr.

(Schluß.)

Nach dem Ziegenhainer Raube ist es, als ob der schwarze Hann=Adam spurlos verschwunden sei, die bereits angezogene Anklageschrift des Generalprokurators wenigstens erwähnt seiner bei den von ihr behandelten später ausgeführten Raubunternehmen als aktiven Spießgeselle der Bande nicht weiter. War er inzwischen, wie so mancher Andere der Gesellschaft dingfest gemacht? War etwas Wahres daran, was später der Volksmund fabelte, daß eines Tages bei der hohen Polizei zu Kassel ein anonymes Schreiben eingelaufen sei, in welchem sich einer der Räuber gegen Zusicherung von Straflosigkeit und Uebertragung des Postens eines Polizei=Agenten anheischig gemacht habe, die Schlupfwinkel sämmtlicher, auf freiem Fuß sich befindender Mitglieder der Drucker'schen Diebesgenossenschaft nachzuweisen und bei ihrer Einfangung behilflich zu sein, daß man den Brief als die Ausgeburt eines Wahnwitzigen unbeachtet bei Seite gelegt habe und erst dann wieder darauf aufmerksam geworden, als nach geraumer Zeit ein zweiter gleichen Inhalts eingetroffen sei; daß man dann dem Könige die Sache unterbreitet, der die Tragweite des Anerbietens erkannt und die Begnadigung des Schreibers, sofern er sich freiwillig stelle, zugesagt; daß sich darauf hin der schwarze Hann=Adam gemeldet habe, die Begnadigung erfolgt und er Agent der Hohen Polizei geworden sei; daß er als solcher sein Wort gelöst und alle seine früheren Spießgesellen an das Messer geliefert habe?!

Aus dem uns vorliegenden Material haben wir über das Gesagte nichts weiteres festzustellen vermocht, als daß Wenderoth von dem Könige begnadigt wurde, und daß er als Kronzeuge bei den Kriminal=Verhandlungen auftrat, wo er hauptsächlich die Identität der, Namen und Person verleugnenden Räuber, festzustellen hatte. Das zuverlässige von Grolmannsche Werk*) nennt gelegentlich der Besprechung eines durch Vogelsberger Räuber verübten Einbruchs bei dem Gelderheber Bretthauer zu Ziegenhain vom 3. auf 4. November 1809 den schwarzen Hann=Adam als Theilnehmer und bemerkt dazu, er säße in Marburg; auch Fr. Müller's „Kassel seit siebenzig Jahren"**) läßt die Begnadigung des Wenderoth erst in dem Gesammt=Urtheil ausgesprochen werden, das am 11. November gegen die Räuber in Kassel gefällt wurde; darnach wäre also die Briefgeschichte und freiwillige Gestellung Wenderoths in das Reich der Märchen zu verweisen. So viel aber entspricht der Wirklichkeit: der Räuber schwarzer Hann=Adam ward als Johann Adam Wenderoth der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben und machte als Polizei=Agent, dem später der Ruf eines gefürchteten Diebes=Fängers zur Seite stand, wett, was er früher gegen dieselbe gesündigt hatte.

Nach und nach füllte sich das Gefängniß zu Marburg. Außer dem bei der Razzia auf der Bredelarer Hütte eingefangenen, zu Arnsberg verurtheilten und requirirten Räuber, wurden noch dahin eingeliefert: „Weidenbaums Görg; den Wenderoth angegeben; Hann=Jost Mein; Mannes; dessen Bruder Kaspar Kreuz; der Erkel'sche Schuster; der scheele Rößler, der Lieder=Konrad; der rothe Becker u. a. m., so daß die Matadoren der Bande jetzt erst vollzählig hinter Schloß und Riegel waren.

Ein ungeheures Material hatte der Kriminal=Gerichtshof zu bewältigen; denn außer den zehn Raubfällen, welche die Bande von dem Zeitpunkte, wo der alte Drucker zurückgekehrt war, bis zu dessen Gefangennehmung verübte, und den weiteren fünfzehn, die von diesem Zeitpunkte bis zur Schließung der Acten registrirt sich finden, lagen noch ihrer sechzehn vor, die in die Zeit fallen, wo der alte Räuber in der Karre zu Braunschweig ging. Der Umfang mag aus der Angabe erhellen, daß die Ausmittelung und die Untersuchung dieser Räubereien 118 Bände Akten füllten. Und dennoch waren das nur die zur Anzeige gekommenen, wie viel aber wurden von den Bestohlenen verschwiegen, weil sie zu ihrem Schaden sich nicht noch verdrießliche Gerichtsgänge machen wollten.

Von den verhafteten Räubern wurden in Marburg abgeurtheilt: „Weidenbaums=Görg; der schwarze Liborius; Gilbert Eller; der große Hann=Peter; der rothe Konrad; Leyser; Gäul=Afronche; Philipp Schäfer; Johannes Noll und Auscher=Leib=Doktor.

Bezüglich des alten Drucker entstanden jedoch Meinungsverschiedenheiten zwischen den Kriminalgerichtshöfen des Werra=Departements zu Marburg und des Fulda=Departements zu Kassel, welche beide über denselben abzuurtheilen verlangten; der Staatsrath, dem die Sache vorgelegt wurde, entschied darauf unter dem 8. Febr. 1812

*) F. L. A. von Grolmann. Aktenmäßige Geschichte der Vogelsberger und Wetterauer Räuberbanden. Seite 338 u. 463. Anklageschrift des Generalprokurators des Königs. Seite 18 u. 21.

**) Fr. Müller. „Kassel seit siebenzig Jahren." Seite 51.

dahin, daß die Aburtheilung durch den Kriminal-Gerichtshof des Fulda-Departements zu Kassel zu erfolgen habe, weil die, dem Betreffenden zur Last fallenden Verbrechen zum größten Theil in diesem Departement verübt worden seien.

So wurde denn dieser grauköpfige Gauner unter dem 15. März von Marburg nach Kassel übergeführt, wohin aus gleichem Grunde die Auslieferung seiner Genossen: des Hann-Jost Mein; Kaspar Kreuz; scheelen Rößlers; Erkelschen Schusters; Lieder-Konrads und rothen Beckers bereits erfolgt war oder noch erfolgte.

Im Gefängnisse zu Kassel befand sich bereits die ganze Druckersche Familie: die alte Druckerin, die nach der Gefangennahme des alten Druckers sich ihrem Galan, dem Erkelschen Schuster, wieder zugesellt hatte, ihre drei Töchter, Christiane, Druckers-Dickes (starb dort im Gefängniß), die schöne Gertrud, die sich in Welle im Waldeckischen mit dem zurückgekehrten schwarzen Hann-Adam wieder zusammen gefunden und eine zeitlang mit ihm gelebt hatte, der sechzehnjährige Konrad und die dreizehnjährige Anne-Marie. —

Im Laufe der Untersuchung wurden noch eingezogen oder von auswärtigen Gerichten requirirt: Wilhelm Reinhold, Michelchen oder der kleine Michel (Hann-Michel Weißmann aus Laudenbach, Kreis Eschwege); Franz Megges (Schwager des rothen Konrad und ein Hauptvertrödler gestohlener Waaren); der Blankenroder Hüttenmann Lorenz Kins und die Brüder Philipp und Alexander Müller. Außerdem wurden noch eine Menge Wirthe, Herbergierer und jüdische Handelsleute als Hehler in den Anklage-Zustand versetzt.

Die Gerichtsverhandlungen begannen am 27. Oktober und währten 14 Tage. Eine hervorragende Rolle spielte bei denselben, wie bereits angeführt, der ehemalige Schwarze Hann-Adam als „Königs"- oder „Kronzeuge." Am 10. bezw. 11. November wurde das Urtheil verkündet, es lautete bei der Mehrzahl auf lebenslängliche oder zeitweise mehr oder minderschwere Freiheitsstrafen, gegen den alten Drucker aber, Mannes, scheelen Rößler, Erkelschen Schuster und den kleinen Michel wurde auf Hinrichtung durch das Schwert erkannt. König Jerôme begnadigte den alten Drucker mit Rücksicht auf seine grauen Haare und den Umstand, daß er geständig gewesen war, zu lebenslänglicher Eisenstrafe; an den vier Uebrigen kam dagegen das Urtheil am 7. Dezember 1812 auf dem Forste zum Vollzuge.*)

Folgen wir an dieser Stelle dem trefflichen Fr. Müller'schen Werke „Kassel seit siebenzig Jahren."*) Nach ihm wurden die Verurtheilten zu gleicher Zeit hingerichtet. Man sah dieselben auf den Todtenschemeln an den vier Ecken des Schaffots befestigt. An dem jugendlichen, kleinen Michel oder Michelchen legte der Sohn des Scharfrichters**) sein Probestück ab, indem er ihm kunstgerecht das Haupt vor die Füße legte, worauf der Vater ausholte und ohne zu pausiren und ohne das Richtschwert abzusetzen, an den drei Andern das Gerichts-Urtheil vollzog, welchem scharfrichterlichen Bravourstück das in großer Menge herbei geströmte, neugierige Volk laut applaudirte.

„So wurde auch das Schrecklichste in dieser Zeit wie eine Theater-Aufführung behandelt!" setzt der geehrte Verfasser bedeutsam hinzu. —

Fünf Tage nach dieser schauervollen Hinrichtung in Kassel, am 12. Dezember 1812, folgte vor dem Kriminalgerichtshof des Werra-Departements sodann die Verurtheilung der Andern. Gegen Weidenbaums-Görg, den schwarzen Liborius, Gilbert Eller, Leyser, den rothen Konrad und Gäul-Afromche wurde auf Hinrichtung durch das Schwert und gegen die Uebrigen, früher bereits namhaft gemachten, auf lebenslängliche oder zeitweise mehr und minderschwere Freiheitsstrafen erkannt. Der König begnadigte von den zum Tode Verurtheilten diejenigen, die sich während der Untersuchungen geständig gezeigt, so Weidenbaums-Görg und den schwarzen Liborius zu lebenslänglicher Eisen- und Leyser zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe, dagegen fielen die Häupter Gilbert Ellers, des rothen Konrad und Gäul-Afromche's die bis zum letzten Moment leugneten, am 1. Februar 1813 auf dem Rabenstein zu Marburg.

Damit war das Land von einer Plage befreit, die wie ein schwerer Alp über ein Jahrzehnt lang auf ihm gelastet hatte; denn wenn auch ein großer Theil der Räuber entwischt war, so das schlaue jüdische Gesindel, namentlich der gefährliche Führer desselben, Mentel Polack, so mieden sie doch für immer das Land.

Gottlob, daß die Zeiten dahin sind, in welchen es möglich war, daß derartiges Gesindel zwei Jahrzehnte hindurch dem waltenden Arm der Gerechtigkeit trotzend, das Eigenthum gefährden und die Bevölkerung großer Landstriche in Angst und Schrecken setzen konnte. —

*) F. L. A. von Grolmann. Aktenmäßige Geschichte der Vogelsberger und Wetterauer Räuberbanden. Seite 461.

*) Fr. Müller. Kassel seit siebenzig Jahren. Seite 51. Dort werden jedoch irrthümlich der „rothe Konrad" und „schwarze Peter" unter den Hingerichteten aufgeführt. Der rothe Konrad wurde in Marburg am 5. Dezember 1812 verurtheilt und am 1. Februar 1813 daselbst hingerichtet; einen „schwarzen Peter" aber führen die Akten nicht auf; es dürfte am Ende der große Hann-Peter gemeint sein; doch starb dieser vor jeder Verurtheilung im Gefängnisse zu Marburg. Der Verfasser.

**) Hann-Michel Rademann von Bettenhausen.

Von Mexiko nach Paso del Norte.*)

Wenn man von Mexiko mit dem sogenannten Extra-Pullmanzug bis zur Grenze der Vereinigten Staaten fährt, durchläuft man ein seltsames Stück Welt! Seltsam auch für Denjenigen, der im Süden gelebt hat. Erst seit dem Jahre 1883 hat das großartige nordamerikanische Unternehmen Mexiko den Staaten nahe gebracht, denn die 700 Meilen, welche die mexikanische Hauptstadt von der Grenze trennen, werden in siebenzig Stunden zurückgelegt.

Die Wagen des Eisenbahnzuges sind mit dem möglichsten Komfort ausgestattet und mit dem kleinen Zuschlage von zehn Dollar verwandelt sich der bequeme Sitz in ein weiches Bett, welches mit seinen schweren Gardinen und obligaten Brettern dasselbe in ein förmliches Kabinet umgestaltet. Die drei Nächte vergehen auf diese Weise leidlich und man kann nicht sagen, daß der Preis von siebenzig Thalern für amerikanische Verhältnisse ein zu hoher sei.

Die erste Nacht fährt der Reisende durch die Gefilde von Queretaro, über den durch seine Tragik geheiligten Boden, auf welchem der unglückliche Kaiser Maximilian sein Leben ließ. Bei heller Mondnacht sieht man deutlich den Cero de la Campana, an dessen Fuße der General Mirafuentes den Erzherzog Maximilian von Oesterreich zum Gefangenen machte. Die Ebene von Queretaro dehnt sich melancholisch um den glockenförmigen Hügel und die hohen, schroffen Berge, die den Horizont umsäumen, starren regungslos über das nächtliche Gefilde.

Der Reisende, der dieses Stück Geschichte in Mexiko mit durchlebt und durchlitten hat, denkt nicht weiter an Schlaf, er sitzt still und sieht, in Gedanken der Vergangenheit versunken, die Sterne erbleichen und langsam hinter den sanften Hügeln von Silao die Sonne aufgehen.

Sie breitet ihr rothes Licht über ein malerisches Thal. Flaches Land, mit den weichen Contouren einer beinahe kahlen Gebirgskette, und darüber gleich einem endlosen Baldachin der ewig blaue Himmel.

Die unabsehbare Ebene, welche über die Grenze des Staates von Zacatecas bis zu der Hauptstadt gleichen Namens führt, ist hier noch bevölkert, wenn man die wenigen Städte und kleinen Indianerdörfer in Anschlag bringen will, deren Hütten in stundenweiter Entfernung wie Spielzeug auf der großen Fläche liegen. Die bedeutendste Stadt in dieser glühenden Ebene ist Acuascalientes, deren heiße Quellen von den reichen Bewohnern der Hauptstadt vielfach zu Bädern benutzt werden.

Je näher man der Hauptstadt Zacatecas kommt, die durch ihre bedeutenden Gold- und Silberminen weltbekannt ist, je eigenthümlicher und interessanter wird das landschaftliche Gepräge. Da steigen mitten aus der Ebene sanft geschwellte Hügelketten auf, die hinter einander anschwellen und sich am Horizonte zu riesiger Höhe erheben. Alle kahl und steinern, ohne Baum und Blüthe, als bedürfe das Gold, das in ihren Adern schläft, keines vergänglichen Zaubers. Indessen sinkt die glühende Sonne tiefer und tiefer. — Die Berge erhalten Leben, denn die Grubenarbeiten mit ihren Brücken, Wegen, Verschlingungen werden sichtbar. Indianer mit ihren rothen Sarapen verschwinden und tauchen auf an dem Schlunde der Berge und schließlich eröffnet sich dem Reisenden ein Panorama so seltsamer Art, wie es wohl kaum ein zweites Mal die Tropensonne beleuchtet.

Da liegt die große, schöne Stadt Zacatecas inmitten der malerischen Berge — weiche sanfte Hügel und schroffe Riesenkuppeln — aber alle belebt von dem Ameisengewühle fleißiger Menschen, die ihren Eingeweiden die großen Reichthümer Mexikos entlocken. Die Maschine schnauft ihre letzten Züge aus und der Zug steht still.

Der Reisende neigt sich jetzt noch weiter zum Wagen hinaus, sieht wie die Sonne ihre letzten Strahlen über die noch immer glühende Landschaft legt — und dann versinkt. Ihre Gluth vergoldet die Kuppeln der Kirchen und breitet ihre rothen Gewänder über das Gebirge. Dann wird es dämmerig, der Mond erhebt sich über den letzten Häusern der Stadt und wirft sein phantastisches Licht über dieses Stück fremder Welt. Die Augen des Reisenden bleiben daran haften, bis der Zug wieder davon braust — in den Desierto hinein und das Bild sich gleich einem schön geträumten Traum tief in die Seele gesenkt hat.

Wie ganz anders ist die Landschaft am andern Tage, wenn man früh, von der unerträglichen Hitze aufgescheucht, hinaus über die weite, kahle Sierra blickt!

Heiß und trocken recken die niederen Palmen ihre großen, weißen Blüthen zum Himmel, der sich endlos über das dürre Meer der Wüste breitet. Die wilden Stämme der Comanchos

*) Wir bringen heute wieder einen Beitrag aus der Feder unserer hochgeschätzten Mitarbeiterin Frau Keller-Jordan, die vor einiger Zeit von einer Reise nach Mexiko zurückgekehrt ist. Red. des „Hessenland“.

und Abachos, die hier bis vor wenigen Jahren gehaust und ihre Greuel verübt, haben sich vor dem schnaufenden Zuge des Pullmanblitzes weiter hinter die Berge geflüchtet und die Ruhe, die hier — ohne jede Menschenspur — über dem Desierto liegt, ist noch tiefer als die des Meeres, dessen Wellen wenigstens dem Ohre ihre Lieder rauschen.

Sonderbare Welt! Drüben in unserer Heimath ringen die Menschen im Schweiße ihres Angesichts um ein kleines Heim, wo sie ihre Hütte bauen — und hier sind endlose Strecken, von der heißen Sonne vergoldet, die vielleicht niemals ein Menschenfuß betreten hat.

In Calera, einem einsamen Flecken, den die Eisenbahn ins Leben gerufen, nehmen die Reisenden ihr Frühstück ein — und dann geht es weiter, immer durch die Sierra nach Lerdo, Jimenez — bis der Mond sein volles Licht über Chihuahua strömt, einer malerisch unter hohen Bergen gelegenen Stadt, in deren Berghöhlen jene berühmten kleinen Hunde ihre Heimath haben, die nach der Stadt ihren Namen tragen. Sie sind nicht größer als Ratten — aber von so zarter Gliederung und schöner Form, daß sie von verschiedenen reichen Mexikanern an europäische Höfe zum Geschenk gemacht wurden.

Von Zacatecas bis Chihuahua begegnet das Auge keinem grünen Baume, keiner bunten Blume! Anfänglich noch niedere Palmen und Cacteen — erstere, wie schon erwähnt, mit weißen, einsamen Blüthendolden, dann aber nichts mehr — gar nichts als verdorrte Sträucher und endloser Sand.

In Chihuahua erquicken sich die Reisenden mit einem leidlich guten Abendessen — immer amerikanische Küche — um sich dann, wenn das letzte Licht der Stadt im Dunkel der Nacht verschwunden ist, zum letzten Male in ihre improvisirten Lager zu begeben.

Mit dem ersten Tagesgrauen trägt die Landschaft einen andern Charakter. Hohe Berge reihen sich aneinander und die frische, beinahe kühle Luft, die über die einzelnen Dörfer fährt, verräth die Nähe der nordischen Grenze. Schon um acht Uhr früh braust der Zug in den Bahnhof — und man schaut befremdet auf die niederen Lehmhäuser mit den grünen Jalousieen, die auf der großen Ebene wie ausgestreut liegen. Da bleibt kein Zweifel mehr, man hat sein vorläufiges Ziel erreicht, denn an dem Bahnhofsgebäude liest man mit großen Lettern: „Paso del Norte“.

Paso del Norte am Rio bravo, im März 1888.

H. Keller-Jordan.

An Therese Kellner.

(Geschrieben am „Hohen Anninger“, 8. Septbr. 1888.)

Aus dem Reich der Phantasien,
Aus der Dichtkunst Blüthenau
Willst du scheiden, willst du fliehen
In das stille Heim der Frau.

Und ich fürchte drum mit Zagen,
Daß der Gattin süße Pflicht
Dich dem Kranze läßt entsagen,
Den man Dichterinnen flicht.

Sei es denn! Der Gattin Pflichten
Sind des Weibes höchstes Ziel
Und der Mutterliebe Dichten
Mehr als Sängers Lautenspiel.

Doch in besserem Bedenken
Ruf' ich freudig: O verzeih',
Daß ich fast dich könnte kränken
Mit des Alltags Einerlei.

Nimmer bist du zu vergleichen
Andrer Bräute bunter Schaar,
Denn du trittst im eignen Zeichen
Ernst und schön zum Traualtar.

Und was alle in die Schranken
Enger Häuslichkeit verweist,
Dir vertieft es den Gedanken,
Dir erweitert's Herz und Geist.

Und so weiß ich schon dich heute
Voll von neuem Schaffensdrang;
Scheide denn und Gott geleite,
Brautgeschmückte, deinen Gang.

A. Trabert.

Venezianisches Gondellied.*)

Einst hat mich die Mutter im Arm getragen,
Jetzt trägt mich ein Arm vom Meer;
Es ruhet die Mutter ein Weilchen im Grabe,
Es ward ihr das Kind am Busen zu schwer.

O süße Natur! Du treueste Amme!
Umarmst uns in tausendfach schöner Gestalt;
Bald nahst du in Wäldern, in Bergen und Meeren,
Und wiegest dich jung, uns wiegest du alt.

Und wenn du uns sorglich und mühsam getragen
Am Busen, so blühend und liebend und warm,
Und wenn du uns küssend in Schlummer gelullet —
Giebst du uns zurücke dem Mutterarm.

Karl Finck.

*) Komponirt von Johann Lewalter.

Aus alter und neuer Zeit.

Prolog zu Wallenstein's Lager,

gesprochen von Franz Dingelstedt am 21. Novbr. 1839 zu Fulda.

Zu Fulda bestand im Anfange dieses Jahrhunderts ein treffliches Liebhabertheater, dessen selbst Goethe rühmend gedenkt. Der Gründer desselben war neben dem bekannten Schriftsteller Heinrich Koenig, der geniale Hofarchitekt Professor Clemens Wenceslaus Coudray, nachmals Oberbaudirektor in Weimar und Hausfreund Goethe's. Das Fuldaer Liebhabertheater war im Jahre 1835 eingegangen und mit ihm die Gesellschaft „Leseverein“. An Stelle der letzteren hatte sich später das „Casino“ aufgethan, welchem größtentheils Offiziere und Beamte angehörten. Von Zeit zu Zeit nahm dasselbe die theatralischen Vorstellungen wieder auf. Ihm war auch Franz Dingelstedt nach seiner im Herbste 1838 erfolgten Versetzung vom Kasseler Gymnasium an die Fuldaer Gelehrtenschule beigetreten. Das Casino hatte damals sein Heim in dem schönen Flügel des Domdechaneigebäudes, nebenbei bemerkt, in denselben Räumen, welche ehedem die Gräfin Gertrud von Schaumburg, die Gemahlin des Kurprinzen Friedrich Wilhelm, bei ihrem Aufenthalt in Fulda (von 1830—1831) inne hatte, während damals der Kurprinz selbst mit seiner Mutter, der Kurfürstin Auguste, und seiner Schwester, der Prinzessin Karoline, im Fuldaer Schlosse wohnte. Bälle und theatralische Vorstellungen, welche das Casino gab, wurden jedoch nicht in den Räumlichkeiten desselben, sondern in dem Pult'schen Saale abgehalten. Im Spätherbst 1839 entschied sich die Gesellschaft „Casino“ in Erkenntlichkeit für die Einladungen seitens der Fuldaer Familien „Wallensteins Lager“ für ein größeres Publikum aufzuführen, und Franz Dingelstedt übernahm es, den Prolog dazu zu dichten und vorzutragen. Dieser Prolog, der u. W. niemals im Drucke erschienen ist, wurde uns von befreundeter Seite mitgetheilt. Den Zug der Ironie, der Dingelstedt einmal eigen war, finden wir auch in ihm wieder. Wir bemerken hier noch, daß die Mitspielenden größtentheils Offiziere waren, mit denen Dingelstedt damals viel verkehrte, und mancher derselben wird, wenn ihm diese Blätter zu Gesicht kommen, sich noch mit Vergnügen jener Zeit erinnern, in welcher in Fulda ein so frisches, gemüthliches, ungebundenes Leben herrschte. Der Prolog lautet:

Die Ihr erstaunt, statt eines Lagers Lärmen
Vier enge Wände, ziemlich ungeschickt,
Und statt zahlloser Wallensteiner Schwärmen
Ein Menschenkind im schwarzen Frack erblickt,
Verzeiht die Täuschung selbstgetäuschten Leuten
Und laßt in wenig Worten Euch bedeuten.
„Ach, ein Prolog!“ — Mein Fräulein, Sie errathen!
Ja ganz und gar altmodig ein Prolog! —
Was thut's? Zu jeder Taufe braucht man Pathen,
Und Herolde zu jedem Kriege doch!
Zudem hat der Prolog vielleicht die Güte,
Daß er als Vorred' uns vor Nachred' hüte.

Drum, während drinnen noch des Terzky Reiter
Den Pallasch um die tapfern Lenden schnallen,
Und viel Croaten, Schützen und so weiter
Im bunten Choas durcheinander wallen,
Viel Weibsen gar — o Greuel sonder Gleichen! —
In den Coulissen volle Humpen reichen,
Derweil vergönnt, daß ich in Aller Namen
Willkommen Euch an dieser Schwelle heiße,
Euch, unsres Fulda's Sterne, holde Damen,
Vereint in selten auserwähltem Kreise,
Und Euch, verehrte Herr'n und strenge Richter,
Mit Recht der Künstler Schrecken und der Dichter!
Dank, daß Ihr kamt! So oft war Eure Pforte
Uns aufgethan und Eurer Häuser Mitte,
Nehmt heut einmal an diesem dritten Orte
Mit uns vorlieb, ganz nach Soldatensitte,
Und mißt Ihr Manches, mög't Ihr mild Euch sagen:
Bei Junggesellen ist nichts auszuschlagen!
Daß wir uns auf den Brettern produziren,
Verehrteste, aus Hochmuth thun wir's nicht,
Wir wußten just nichts, Euch zu amüsiren,
Ich sag's Euch unverstecks in's Angesicht,
Auch dachten wir: die alten Adams-Enkel
Erhielten doch nicht blos zum Tanz die Schenkel!
Zudem, Ihr seid nicht fremd in diesen Hallen,
Schaut nur, es ist der alte Tempel wieder,
Hier standen sie, die heim'schen Mimen alle,
Dort ging derselbe Vorhang auf und nieder,
Und, wett' ich, manches Herz auf Euren Bänken
Klopft rascher jetzt, thut's jener Zeit gedenken!
Sie ist dahin! Ich sag' es mit Bedauern,
Thalia weilt nicht mehr in unsrer Stadt,
Seit sie Terpsichore, in diesen Mauern
Allein gebietend, hier vertrieben hat!
Läßt doch die Muse selbst auf Thespis Karren,
Vergeblich diesen Winter auf sich harren.
Sie zu ersetzen, fällt uns nimmer ein,
Für Künstler geben wir uns nicht, für zünft'ge,
Nur ein Versuch soll dieser Abend sein,
Und wenn ihr wollt, ein Keim für das Zukünft'ge,
Am alten Stamm ein neu gepfropftes Auge,
Ein Reis — laßt seh'n, ob es zu wachsen tauge!
Geselligkeit! Die nie erschöpfte Lösung
Für Lob und Tadel, Lust und Mißbehagen,
Ein Feld für scharfe Zungen zur Erboßung,
Ein Ort für kecke Fäuste, zuzuschlagen!
Das Kritteln, meine Herrn, und Rezensiren,
Ist leichtes Werk, wie steht's um's Reformiren?
Soviel, daß wir es uns nicht selbst verhehlen,
Soviel an Kraft liegt brach in unsrer Mitte,

Warum, ihr kund'gen Winter-Philomelen,
Verschließt Ihr Euch ganz gegen Sängersitte
Mit Klang und Sang in engsten Hausbezirken,
Statt zum gemeinen Besten mitzuwirken?
Warum bleibt aus sonntäglichem Casino
Die edle Musika so ganz verbannt?
Die Götterwerke dessen von Urbino,
Weswegen schafft sie neu nicht Eure Hand?
Tableaux, wie schön, wo der Madonnen viele!
Ihr nickt: O ja! doch Niemand thut zum Ziele!
Verzeiht, ich predige, statt einzuleiten!
Den frommen Wünschen giebt man sich so gerne!
Es liebt's das Herz, aus grauen Winterzeiten
Sehnsüchtig auszuschauen in die Ferne!
Und schmerzlich ist's, da müßig still zu stehen,
Wo, recht benutzt, so Schönes könnt' geschehen!
(— Getümmel in den Coulissen —.)
Halloh! Die Pappenheimer ungeduldig?
Ja gleich! Steckt nur einstweilen an die Lichter!
So spät schon? Ich bekenne mich als schuldig!
Geschwätzig sind die Kinder und die Dichter! — —.
Gleich, Freunde, gleich! Das weiß sich nicht zu lassen,
Ist so die Art von jungen Kriegermassen!
Musik, Musik! Noch einmal Deine Wogen,
Die kriegerischen, kräftig angeschlagen!
Ein Stück, dann sei der Friede weggeflogen,
Und Ihr entrückt zu fernen Heldentagen!
Adieu Prolog! Dein Vorhang fällt hernieder,
Im dreißigjähr'gen Krieg seh'n wir uns wieder!

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. In der am 28. v. M. abgehaltenen Generalversammlung der Sektion Kassel des „Niederhessischen Touristenvereins," hatte Bibliothekar Dr. Eduard Lohmeyer den Antrag eingebracht:

Die Versammlung beschließt: Die Sektion Kassel ersucht den Centralausschuß, bei der nächsten, im September d. J. stattfindenden Generalversammlung des Niederhessischen Touristenvereins folgende Anträge zu stellen:

1) Der Niederhessische Touristenverein führt fortan den Namen „Niederhessischer Wanderverein."
2) Der Centralvorstand wird beauftragt, baldigst die Fassung der Satzungen des Niederhessischen Touristenvereins (unter thunlichster Berücksichtigung der vom Vorstande des Deutschen Sprachvereins in Kassel zu erbittenden Vorschläge) in der Weise abzuändern, daß die entbehrlichen Fremdwörter beseitigt und durch gute deutsche Ausdrücke ersetzt werden.

Ueber diese Anträge entstand eine sehr lebhafte Debatte, doch wurde der Antrag schließlich mit 24 gegen 15 Stimmen angenommen, und werden nun beide Anträge der am 23. d. M. in Großalmerode stattfindenden Generalversammlung des Centralvereins zur Beschlußfassung unterbreitet werden. In einer soeben erschienenen Schrift „Touristen-Verein oder Wander-Verein" begründet Herr Dr. Lohmeyer seine Anträge und entgegnet in sehr geschickter Weise in 9 Sätzen auf die Einwände, welche gegen seinen ersten Antrag erhoben worden sind. In dem 9. Satze hebt der Verfasser u. A. hervor, daß das Fremdwort „Tourist", welches, ursprünglich von den Engländern gebildet, bei uns bis in die allerneueste Zeit nicht bekannt gewesen sei, nach Littré gar nicht die Bedeutung habe, welche ihm von den Deutschen unterlegt werde. Die Schrift des Herrn Dr. Lohmeyer verdient schon um der Sache selbst willen Beachtung und es steht wohl zu hoffen, daß auf der Generalversammlung zu Großalmerode die Ausführungen des Verfassers die gebührende Berücksichtigung finden.

— Unser landsmännischer Dichter Carl Preser ist neuerdings auch unter die Musikanten gegangen, indem eines seiner Lieder, „Deutscher Geist", von ihm selbst für Männerchor komponirt, eben bei Friedrich Luckhardt in Berlin erschienen ist.

— M. Lieberg, der junge hiesige Künstler, welcher durch Verleihung des Bose-Stipendiums und des Berliner Michel Beer-Stipendiums ausgezeichnet wurde, hatte dieser Tage im Schaufenster der Hühn'schen Hofbuchhandlung ein größeres Gemälde ausgestellt, das vielseitige Aufmerksamkeit erregte. Dieses Bild, welches wohl als ein Resultat der Studien des Künstlers während seines Aufenthaltes in Rom anzusehen ist, ist vollständig in der modernen Technik gemalt, welche Lieberg glücklich beherrscht. Der Titel desselben ist „Heimkehr vom Friedhof." Wir erblicken eine alte gebrechliche Frau im Vordergrunde, welche von einem jungen orientalischen Mädchen geführt wird. Am besten gefällt die landschaftliche Darstellung, welche recht stimmungsvoll gehalten wurde, wenn auch die Abgrenzung der Berge am Horizont etwas hart erscheint. Auf der Münchener Jubiläums-Ausstellung ist Lieberg mit seinem hier bekannten Bilde: „Jeremias predigt dem Volke" vertreten.

Universitätsnachrichten. Am 1. September feierte unser hessischer Landsmann, der großherzoglich badische Geheimrath und Professor an der Universität Heidelberg, Dr. Hermann Kopp sein 50jähriges Doktorjubiläum. Dr. Hermann Kopp ist am 30. Oktober 1817 zu Hanau als Sohn des s. Z. rühmlichst bekannten Arztes, Geheimen Medizinalraths Dr. Johann Heinrich Kopp († 1858) geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1835 ab zu Heidelberg und Marburg Naturwissenschaften. Nachdem er am Schlusse des Sommer-

semesters 1838 zu Marburg die Fakultätsprüfung bestanden und zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde und der venia legendi öffentlich disputirt hatte, ging er zu seiner weiteren Ausbildung in der Chemie nach Gießen. Hier habilitirte er sich 1841 als Privatdocent, wurde 1843 zum außerordentlichen Professor für Physik und Chemie, 1853 zum ordentlichen Professor ernannt. 1864 folgte er einem Rufe nach Heidelberg. Seine Vorträge, die er in früheren Jahren auch auf Krystallographie und Meteorologie ausdehnte, zeichneten sich durch Klarheit und Gedankenschärfe ganz besonders aus. Neben den zahlreichen anderen Ehrungen ist dem Gefeierten an seinem Jubiläumstage vom Vorstande der Deutschen chemischen Gesellschaft, deren Ehrenmitglied Geheimrath Dr. Hermann Kopp ist, ein Festgruß überreicht worden, dem wir nach der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ folgende Stellen entnehmen: „Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem Ihnen die Marburger philosophische Fakultät die Doktorwürde ertheilte! Mit welcher Genugthuung, mit wie freudigem Stolze dürfen Sie auf die ruhmvoll durchmessene Laufbahn zurückblicken! Allein Ihre wissenschaftliche Arbeit begann nicht erst mit der Doktor-Dissertation, in welcher der deutsche Gelehrte in der Regel die Erstlingsfrucht selbstständiger Studien niederzulegen pflegt. Fast könnte es scheinen, als ob Sie sich einen älteren Forschungsgenossen, der Ihnen später innig befreundet werden sollte, als Vorbild genommen hätten; denn wie Friedrich Wöhler's Arbeit über Schwefelcyanverbindungen schon veröffentlicht war, als der Zwanzigjährige noch in Marburg Medizin studirte, so hatte auch der Marburger Studiosus der Philosophie Hermann Kopp, 19jährig, bereits sein Differentialbarometer konstruirt und in Poggendorff's Annalen beschrieben, als er bei der Fakultät seine Inauguraldissertation: „De oxydorum densitatis calculo reperiendae modo“ einreichte. . . . Aber auch den Nichteingeweihten sind die großen historischen Werke bekannt, welche Sie seitdem veröffentlicht haben: die drei Stück „Beiträge zur Geschichte der Chemie“, die „Entwicklung der Chemie in der neueren Zeit“, welche einen Theil der auf Veranlassung des Königs Maximilian II. von der historischen Kommission der bayerischen Akademie herausgegebenen Geschichte der Wissenschaften in Deutschland bildet, die beiden Bände der „Alchemie in älterer und neuerer Zeit“, alle diese Werke, wie umfangreich und selbstständig sie sind, lassen sich in gewissem Sinne als Prolegomena für die neue Auflage der große Geschichte der Chemie betrachten. Hoffen wir im Interesse der Wissenschaft, daß sich die Veröffentlichung derselben nicht mehr allzulange vorzögern möge!“ Der „Festgruß“ geht des weiteren auf die umfassende literarische und auf die Lehrthätigkeit des Jubilars ein und schließt mit den Worten: „Kein Wunder, daß Schüler, Freunde und Fachgenossen aus allen Gauen Deutschlands und weit über die Marken unsres Vaterlandes hinaus, daß naturforschende Gesellschaften, daß gelehrte Körperschaften aller Länder und Völker das Bedürfniß fühlen, dem Manne, der im Dienste der Wissenschaft eine so vielgestaltete Thätigkeit geübt hat, an seinem Ehrentage ihre Huldigungen darzubringen“.

Weitere Doktorjubiläen von Universitätsprofessoren werden gemeldet aus Leipzig und Bonn. Dort beging am 8. September dieses Fest der Professor der Theologie und königl. sächsische Geheime Kirchenrath Dr. theol. et phil. Gustav Adolf Ludwig Baur, welcher, einer weithin bekannten und verzweigten hessen-darmstädtischen Beamten- und Gelehrtenfamilie angehörend, längere Zeit Professor der Theologie in Gießen war und als Homiletiker sich in der Gelehrtenwelt einen ausgezeichneten Ruf erworben hat. — In Bonn feierte das 50jährige Doktorjubiläum der berühmte Orientalist und Senior der philosophischen Fakultät Professor Dr. theol. et phil. Johann Gildemeister, der von 1845 bis 1859 als Professor der theologischen Fakultät in Marburg wirkte und zu den hervorragendsten akademischen Lehrern der dortigen Universität zählte.

Todesfälle. Am 2. September starb zu Straßburg in seinem 58. Lebensjahre plötzlich an einem Herzschlage der Ministerialrath Ludwig Metz, Sohn des Revierförsters H. Metz zu Bracht bei Marburg. In kurhessischer Zeit war Ludwig Metz Regierungsassessor in Kassel und Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern. Später zum Regierungsrathe ernannt, trat er, durch den Oberpräsidenten von Möller dazu berufen, als Ministerialrath in die Verwaltung der Reichslande über. Mit hervorragendem Talente ausgestattet und durch persönliche Liebenswürdigkeit sich auszeichnend, erfreute sich der Verblichene allgemeiner Hochachtung und großer Beliebtheit. Das frühe Hinscheiden dieses tüchtigen Beamten wird lebhaft beklagt.

Der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ wird aus Dresden unter dem 10. September geschrieben: Im Bad Bournemouth in England starb plötzlich am 30. August der wegen seiner wissenschaftlichen Arbeiten hochgeschätzte Chemiker Dr. Peter Grieß (gebürtig aus Kirchhosbach bei Eschwege). Er begann seine Studien an der früheren polytechnischen Schule zu Kassel und studirte dann in Jena und Marburg. Grieß war einer der bedeutendsten Schüler Hermann Kolbe's, in dessen Laboratorium in Marburg er seine bahnbrechende Entdeckung der Diazo-Verbindungen machte. Die Untersuchungen über diese Körperklasse, welche ihn zeitlebens beschäftigten, waren nicht allein epochemachend für die Entwicklung der wissenschaft-

lichen Chemie, sondern haben auch die Theerfarbstoff-Industrie in völlig neue Bahnen gelenkt. Grieß war nach seiner Studienzeit mehrere Jahre Assistent von Professor A. W. v. Hofmann während dessen Londoner Wirksamkeit und übernahm dann die Leitung des Laboratoriums der großen Alebrauerei von Allsopp in Burton-on-Trent; in dieser sehr günstigen Stellung blieb er bis zu seinem Tod. Trotz seiner angestrengten Thätigkeit in der Brautechnik war er fortwährend wissenschaftlich produktiv; es erschien kaum ein Heft der Berichte der Deutschen chemischen Gesellschaft, ohne Mittheilung von ihm. Er war Mitglied vieler Gelehrten-Gesellschaften, so von der Royal Society in London. Die philosophische Fakultät der Universität München ernannte ihn bei Gelegenheit des Universitäts-Jubiläums zum Ehrendoktor.

Hessische Bücherschau.

Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann-Fallersleben mit Hendrik van Wijn. Herausgeg. und erl. von Karl Theodor Gaedertz. Bremen, Müller (60 S.) 1,80 M.

Ein anspruchsloser Beitrag zur Grimmliteratur, aber eine dankenswerthe und willkommene Ergänzung zur Säkularfeier Grimm's herausgegebener Briefsammlungen. Der durch seine Studien und zahlreichen Publikationen aus dem Gebiete der Literatur bekannte Verfasser giebt uns hier neben Anderem die gelehrte Korrespondenz zwischen Jakob Grimm und Hendrik van Wijn, einem berühmten niederländischen Geschichts- und Sprachforscher (geb. 20. Juni 1740, gest. 26. Sept. 1831 im Haag). Er entdeckte sie auf einer Studienreise in der K. Bibliothek im Haag. Der erste Brief ist von hier (Kassel, 23. Juli 1810) datirt und in lateinischer Sprache geschrieben. Erst anhaltenden Bemühungen Tydemann's (dessen Briefe an Jakob Grimm E. Martin mittheilt [vergl. Anz. für deutsches Alterthum X, 1884. S. 160—185]) gelang es, van Wijn zu einer direkten Antwort an Grimm zu veranlassen. Dieselbe erfolgte durch einen in französischer Sprache abgefaßten Brief, datirt La Haye le 27. Octobre 1812. Diese Antwort bewog Grimm zu einem zweiten, ebenfalls franz. abgefaßten Brief (Kassel 8. Dez. 1812). Der Inhalt beider Schreiben betrifft hauptsächlich die Ueberlassung einer Kopie von einem 1780 von Wijn entdeckten Manuskripte des Reineke Vos aus dem Jahre 1477. Die wenn auch kurze Korrespondenz, und namentlich auch die vielfache Hinzuziehung und Vergleichung anderer einschlägiger Briefstellen seitens des Herausgebers, namentlich Stellen aus Briefen an und von Tydemann, wirft ein interessantes Licht auf die Entstehung des 1834 bei Reimer in Berlin erschienenen Grimm'schen Reinhart Fuchs.

Der sich daran schließende Briefwechsel von Hoffmann-Fallersleben mit dem gedachten holländischen Gelehrten, sowie einige andere Briefe zur deutschen Literatur (Zeilen von Goethe, Schiller u. A.) gehen uns an dieser Stelle nichts an. A.

— Soeben, unmittelbar ehe wir zur Presse gehen, erhalten wir „Deutsche Gedichte aus Oesterreich" von A. Trabert. I. Band: Schwertlieder eines Friedsamen. Frankfurt a. M., Verlag von G. Wendel, 1888. Für heute müssen wir uns wegen der Kürze der Zeit darauf beschränken, diese Sammlung von Gedichten unseres hessischen Landsmannes und geehrten Mitarbeiters nur anzuzeigen; die Besprechung selbst folgt in nächster Nummer.

Briefkasten.

Unserm verehrten Mitarbeiter J. S. und dessen Gemahlin herzlichsten Glückwunsch zur silbernen Hochzeit.

J. Gr. Fulda. Besten Dank für die Uebersendung des willkommenen Beitrags. Was die von Ihnen berührte Angelegenheit betrifft, so wird dieselbe in aller Kürze erledigt werden.

P. P. in P. Senden Sie die Erzählung nur ein. Dieselbe kann ganz gut vor dem anderweit angenommenen Beitrag in Druck gelangen.

M. F. Kassel. Wir gedenken, falls Sie damit übereinstimmen, Ihr Gedicht in Nr. 19 zu bringen.

C. R. Philadelphia. Artikel erhalten. Wird demnächst zum Abdrucke gelangen. Besten Dank.

Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes" bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.

Zum Abonnement auf das 4. Quartal unserer Zeitschrift „Hessenland" laden ergebenst ein

Kassel, im September 1888. **Redaktion und Verlag.**

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 19.

Kassel, 1. Oktober 1888.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2641.

Auf dem Schlossberg bei Rauschenberg.

(Sonett.)

Den tiefsten Frieden haucht die traute Stelle,
Wo Tannengrün umdunkelt die Ruinen,
Die mit den ernsten, wetterharten Mienen
Den Lärm der Welt verscheuchen von der Schwelle.

Noch ragt die kahle Wand der Schloßkapelle . . .
Ein leises Chorlied summen nur die Bienen,
Den Namen frommer Beter zu verdienen,
Indes in Gold zerrinnt des Tages Helle . . .

Des Waldes Lust ist allgemach verklungen,
Und um die Trümmer rauscht die graue Sage,
Die schon ihr Lied den Ahnen hat gesungen . . .

Ich stehe an der Vorzeit Sarkophage —
Das grüne Leben hält ihn fest umschlungen:
Die Liebe währt, es schweigt die Todtenklage.

August Schwalm.



Beiträge zur Geschichte des Städtchens Liedenstein und der Familie Heß v. Wichdorff.

Herausgegeben von Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.

II. Theil.

(Fortsetzung.)



Burg Hessen-Treyss in Wichdorff A° 1630

Etzliche Historien und Sagen.*)

1.

Da Carolus magnus dem Ur=Eltter=Vatter des Geschlechts, Hidti Heßi,**) so ein Fürst derer altten Sachßen in Ostphalen geweßen, den Bezirck geschencket, da man hernacher die Burgk Heßerodte gebauet, ist in Rhindter=grundt undt 3 Meyll in Uembkreyß geweßen, hat ihme der Kaiser seinen stab dargereichet mit denen wortten: „Solang du undt die deinen an diesen meinen stab haltten, solang soll dieß guth dir undt deiner Nachkommen seyn undt bleiben." — Solchen stab haben nachgehends die Enckell weylen sie nit einig werdten können, wer ihn behaldten undt auffheben sollen inß stifft zu Fritzler zu bewahren geben, allwo er lang behüthet wordten, bis ihn ein Landtgraff, so die stadt eröbert, mit genommen. Darnach das Geschlecht auch das gut verlohren.

**) Hiddi Heßi, mit seinen Ostphalen 771 von Karl d. Großen bei der Eresburg geschlagen, zog sich nach der Weser zurück, um sich da festzusetzen und den Anzug der übrigen Sachsen abzuwarten. Hier vernahm er aber, daß die Wenden von der Elbe her in sein Land gefallen wären und dasselbe grausam verheerten, und er unterwarf sich daher dem fränkischen Herrscher, um sein Land wieder von jenen befreien zu können. Dies gelang ihm zwar, aber des Westsachsen=Fürsten Witukind Einfluß, welcher durch Sendboten die Ostphalen aufs Neue gegen Karl aufwiegelte und die treu gehaltene Unterwerfung ihres Fürsten als einen Abfall von der Sache des Sachsenvolkes darstellen ließ, wiegelte doch nachher Häuptlinge und Volk so gegen Hiddi Heßi auf, daß dieser genöthigt wurde, sich zu den Franken zu flüchten, wo ihm das Dorf Wulvisanger (jetzt Wolfsanger bei Kassel) zum Aufenthalte angewiesen wurde. Auch da vor Nachstellungen nicht sicher, begab er sich tiefer ins Frankenland. Er erhielt vom Kaiser Karl die Landschenkung, von welcher obige Sage berichtet. Die Lage derselben ist wiederholt Gegenstand strittiger Erörterungen gewesen. Hiddi Heßi hatte einen Sohn Athalrich, der 823 starb, und im Stift zu Fulda beigesetzt wurde. (Vergl. Necrol. Fuldens. in welchem auch mehrere der nachstehend erwähnten Familienglieder vorkommen.) Derselbe verlor seinen einzigen Sohn früh und hinterließ nur zwei Töchter, deren eine, Gisela, dem Grafen Unwian im Gau Aschfeld in Ostfranken, die andere, Wigsuita, dem Grafen Berndag vermählt wurde. Diese Töchter scheinen wieder zu dem ungeheueren Güterbesitze ihres Großvaters Hiddi im Sachsenlande gelangt zu sein, denn nur dadurch läßt sich der außerordentliche Güterreichthum Gisela's und ihrer Nach=

2.

Da Lentfried Heß, der eltere dieß nahmens, noch ein page bei Graff Volckweynen geweßen, hat er an dessen hoff bekandtschaft mit einem schönen freulein Imma gemachet, auß dem hauß v. Cahnstein, haben sich lieb gewonnen, auff ewigk verlobet, auch mit eynandter vermehlen wollen, wannen er erst ein Ritter wordten wehre. Da aber Lentfried nachhero mit dem kayßer zu feldt gezogen undt gar lang außblieben, hat sie sein daheym vergeßen undt sich von einen stiffts-herren bethören laßen. Derhalben sie ihr Vatter inß Closter gestoßen, allwo sie eine pforttnerin wordten. Ist einstmahlen ein altt hexenweyb dahin kommen, sich inß Closter eindtrengen wollen undt da die pforttnerin sie mit gar hartten wortten gestraffet, hat die hexen sie mit ihren staab berühret undt alßobald in einen garstigen Raaben verwandtlet, so zur stundt darvon geflogen. Darnach, da Lenifridus wiedter heymkommen, undt die mähr vernommen, hat er sich fast entsetzet. Hat aber doch nachgehends eine andtere alß haußfrau heymgeführet, so Mechtildt v. Kasterfeldt geweßen. Undt da sie getrawet wordten, ist ein raab in die Kirchen kommen undt immerfort umb die brautleuth mit häßlichem Geschrey herumb geflogen, bis der Chorknab mit dem weihwedtel nach ihme geschlagen. Da er zwahr auß der Kirchen gewichen, aber die jungen Ehleutt, so auffn Heßenstein getzogen, auch dahin vervolget. Tag und Nacht umb solch schloß herumb gekreyßet undt greßlich geschryen, daß sie sich seiner kaumb erwehren undt des lebens allda nit froh werdten können. Ist auch wedter mit schießen noch werffen zu verdtreyben geweßen. Hat ihn dann eines Abendts, da man auff der Burgk das ave geläuttet undt der raab wiedter darumb gestrichen und geschryen, der Jäger mit einem gesegneten Boltzen geschoßen, daß solcher hintter der Capellen in zwinger herab gefallen undt alß man da gesuchet, hat man die Nonnen sterbende fundten. Hat Lentfriedo noch gefluchet undt dannen verschiedten. Solches ist die uhrsach wordten, daß Lenfridus den Heßenstein verlassen, auch nachhero seinen Vettern v. Keßebergk abgetretten hat. (Der in dieser Sage genannte Graf könnte Graf Volquin von Schwalenberg sein, der 1137 bis 1177 vorkommt und da Lenfried bereits 1167 in der Urkunde über seines Vaters Hugo Verzichtleistung auf die Güter zu Lindheim, Treyß ꝛc. zu Gunsten des Stifts Fulda genannt wird, so würde er der Zeit nach wohl in seinen Jünglings-Jahren an des Ersteren Hofe gelebt haben können. — Aeltere Scribenten schrieben Landgraf Heinrich dem eisernen auf den Umstand hin, daß er 1342 mit den Vögten v. Keseberg die Burg Heßenstein gemeinschaftlich erbaut, die ursprüngliche Einrichtung und Benennung derselben zu; später ist aber urkundlich festgestellt, daß die Burg schon 1328 existirte, denn er verpfändete sie in diesem Jahr dem Kloster Haina. Es war also schon eine ältere Burg dieses Namens 1328 da und zwar wahrscheinlich aus einer Zeit, in welcher die Landgrafen von Thüringen und Hessen noch keinen Besitz in dieser Gegend hatten und also auch diese erste Burg nicht erbaut und benannt haben konnten. Vermuthlich fand diese ältere Burg in den Kriegsstürmen jener Zeit nach der Verpfändung ihren Untergang und der Landgraf mochte die Wiederherstellung der alten Grenzveste in seinem Interesse gefunden haben.)

3.

Hugo Heß v. Wichdorff, der mittlere (gestorben 1244) war nach Wynkelmanns Stammtafel zweimal vermählt, 1., mit Else v. Itter und 2. mit Nesa v. Züschen. Erste soll ein tragisches Ende gefunden haben und die Sage berichtet darüber:

Vor alters hat droben auff dem Schwenckenberg ein altter Jäger gehaußet, der hat Sprinckel geheißen undt mehr gekundt als Brodt essen. Solcher jeger hat eine häßliche Tochtter gehabt, die von deme altten auch ettliche seiner bößen künst gelernet undt da sie einstmahlen untern Bergk an dem börnlein gewaschen, ist von ohn-

kommen in Sachsen und Nordhessen erklären und es scheint, daß ihre Enkel aus Pietät den Familiennamen Heßi fortführten. Von Gisela's Söhnen wurde Bernhardt der Stammvater der sächs. Pfalzgrafen, sowie der Grafen v. Blankenburg und Regenstein, Hessico derjenige des eigentlich so genannten Hessidischen Gaugrafenhauses in Ostfranken, sowie der Grafen im Leinegau, von Reinhausen, Dassel, wahrscheinlich auch der Grafen von Schaumburg und der Herren von Itter. — Gisela, an deren gräflichen Hofe die heilige Liutbirgis lebte, stiftete zwei Klöster, Caragoltesbach (bei Heßdorf im fränk. Saalgau) und Winethohusen (welches nach Einigen am Harze lag, von Wynkelmann aber, wohl irrig, an die Stelle des jetzigen Dorfs Windhausen bei Kassel verlegt wird) und setzte zu Aebtissinnen derselben ihre beiden Töchter, von denen Hruothildis dem ersteren, Bilihildis aber dem letzteren vorstand. Hessico's Sohn, Adalbert Heßi, tritt urkundlich anno 837 zuerst als Graf des Saalgau's auf, sein Sohn Hessi II. als solcher 860, sein Enkel Heßi III. 923, sein Urenkel Hruodolf Heßi 953 und dessen Sohn Adalbert Heßi starb 962. Die Gaugrafenwürde im Saalgau, Sinngau, so wie in den Gauen Aschefeld und Folkfeld wurde nun auf andere übertragen und es ist fraglich, ob dies geschah — wie Wynkelmann andeutet — wegen Betheiligung an einer Empörung. Das Geschlecht pflanzte sich jedoch in Franken und Sachsen mittelst verschiedener Linien im Unwian'schen Mannesstamm fort und von diesem entsproß auch — darüber lassen die vorhandenen, früher bereits genannten, Urkunden keinen Zweifel — das im 12. und 13. Jahrhundert zum Dynastenstande zählende Geschlecht der Heßen v. Wichdorff.) —

gefehr der juncker v. Wichdorff von der jagd kommende furüber gangen. Deme hat sie es angethan, daß selbiger von stundt an nit hat von ihr laßen können. Darob sich männiglich verwundtert, auch des Junckern Haußfrau, so eine auß dem hauß Yttera undt eine gar feine tugendtsahme Frauwe geweßen, gar schwehr abgegrämet. Da aber der altte jeger des Dingß inne wordten, hat er sich, weylen er des junckern Heßen feindt, hefftig erzürnet und seine tochtter, alß sie wiedter am börnlein geseßen undt des Junckern gewarttet, in Zorn erstochen. Darvon heißet solch börnlein der Jungffern-born. Des Junckern Haußfrau ist auß gram schier von sinnen kommen, hat sich vom schloß (Nydenstein) verlauffen undt ist in altten teychborn todt fundten wordten. Darvon solcher der Frauwen-Born genennet wirdt. Der altte jeger aber, so untterm Nydenstein dem Junckern am gehöltz auffgelaueret, hat nach selbigem zwahr mit dem spieß geworffen, ihme aber nichts anhaben können, weylen seine tochtter dem Junckern ein gut kräutlein inß wamß geflicket. Hat ihn der Juncker ergriffen, überweldtigt undt in ein tieff wasserloch allda gestürtzet und heißet dahero solches noch heuttiges tags der Sprinckels-born.

4.

Die Burg zu Heßerodt stehet auff einen tieffen undterirdtischen see odter Weyher undt die Nixlein darinnen hüthen den Grundtbau, dannen sie sonsten untter gehet; Dafür wirdt ihnen aller 7 Jahr ein seel, so in den Burgk-graben fellet undt wenn auff solchen graben, der nit zu- noch Abfluß hat, auch niemahlen frieret, die meerlinßen einmahl nit blühen, so mahnen sie ihre schüldtigkeitt. Solche ist nun einmahl in Vergeßenheitt gerahten, da der letzte Heß, so allda gewohnet, lang auff den sterbebett gelegen. Da er nun die Uncke immermehr darnach hat ruffen hören, ist er endtlich aufffstandten undt auff die brücken geschlichen, allwo ihme der Pfarrer undt Meßner begegnet, so ihme die letzte Oehlung bringen wollen. Da nun solcher vernommen, daß die Uncken den Kranken geruffen, hat er in großen eyffer deme Meßner das weyhwasser entrißen, selbiges in Graben gesprenget undt die uncke sambt ihren Nixlein in Gottes Nahmen gebannet. Darob der Krancke hefftig erschrocken undt von der brücken inß waßer gefallen auch nit wiedter fundten wordten undt haben die seinen nit lang darnach die Burgk verlohren. So untter Landtgraff Henrico ferreo geschehen. (Burg Hessenrode war nachher im Besitze des Holzsadtel'schen Edelgeschlechts [um 1383]. Nach dessen Aussterben 1526 kam sie an die v. Baumbach und v. Wallenstein, 1550 an die v. Rehen und später an die von Oynhausen, in deren Besitz sie noch ist. Die alte Burg ward im 30jährigen Kriege zerstört und nachher auf der alten Burgstätte nur das Herrenhaus nothdürftig wieder hergestellt. Es ist noch mit Wall und tiefem Wassergraben umgeben.)

5.

Da Henricus Heß v. Wichdorff, der eltere, gelebet, hat in Vennden ein gottloßer Sohn seine stiff-muttern erschlagen undt seinen Vattern mit gifft vergeben undt da solcher an sterben, hat er annoch das heyl. Sacrament begehret, darvon er wundterbahrlich geneßen. Undt da der Sohn die thatt geleugnett, hat alles volck verlangt daß ein Gottes-ordteill darob scheidten sollen. Ist Henricus aber alß ein staab-Richtter darzwischen getretten, wehre ohnerhörtt und eine todt-Sündt, daß ein Vatter alßo mit den eygen kindt streitten sollt. Solches dahero auch nit geschehen; da sich aber der Uebell-thetter deß gefreuet undt gar freventlich verschwohren, hat ihn ein jeher Wetterblick auff der mahlstadt vor allen volck erschlagen, obwohlen kein wölcklein an Himmel geweßen, daß menniglich vor schrecken auff die Knye gefallen. Henricus aber hat von stundt an den Richtter-Staab niedter geleget und nimmer wiedter ahngerühret, weylen ihme Gott der Herre das Richtter-Ampt selbsten auß denen hendten genommen.

6.

Auffn Nydenstein hat es allerhandt felß-klüfft, darin Querchlein gewohnet, so Niemandts ein leydt gethan. Alß aber Volpert Heß v. Wichdorff Haußgemahl, Frau Irmengardt untter der Burgk gen Morgen ein gerttlein gehabt undt darinnen allerhandt köstlich würtz- und balßamkreuther, findt die Querchlinge des nachtts herfür kommen in solch gerttlein undt haben den thau von denen würtz-beethen abgezogen, darbey aber die beeth vertretten, auch sonsten schadten gethan. Solches hat die Burgkfrauw höchlich verdroßen undt hat sie in ihren zorn die Querlinge verwünschet, daß sie bis an der Welt endt nit mehr auß ihren löchern kommen dörffen. Es haben aber die Querchlein auß rach davor der Edtelfrauen jüngst töchtterlein Juttam, da solches hintter der Burgk in graß gespiehlet, in ihre löcher gelocket, daß die Frau endtlich für gram vergangen. Aller 7 Jahr lassen die Querchlinge solch töchtterlein eynmal herauß, ehe die Pfingst-Sonne aufgehet, sitzet untter den klippen gen Wichdorf zu an öbersten börnlein undt trocknet sich die äuglein mit ihren langen gehlen haaren, wie solches vor zeitten viel leutt gesehen. Wannen einmahl ein rechter Erb auß deme Heßen-Geschlecht kombt, der 7 Töchtter hat, können sie solch töchtterlein erlößen. Müßen aber auffn

Pfingstmorgen ihre schürtzen voll thaues auffn Rydenstein sammeln undt vor Sonnen-Aufgangk auff unßerer lieben Frauen alttar zu Rydenstein opffern. Alßdann dörffen sie die Burgk neuw auffbauen undt wiedter darauff haußen.

(Schluß folgt.)

Heinrich von Bibra, Fürstbischof von Fulda.

Von F. Zwenger.

Der 25. September ist ein Gedenktag in der Fuldaer Geschichte. An ihm schloß vor hundert Jahren die irdische Laufbahn eines der bedeutendsten Regenten des Fuldaer Landes: des Fürstbischofs Heinrichs VIII., Freiherrn von Bibra, dessen Regierung die Zeitdauer von 29 Jahren, von 1759 bis 1788, umfaßte. Ausgezeichnet durch hohe Regententugenden, stets auf das Eifrigste für das allgemeine Wohl besorgt, ein erleuchteter Gesetzgeber, ein Freund und treuer Pfleger der Wissenschaften, ein Reformator auf dem Gebiete des Schulwesens, ein Förderer der Landwirthschaft, der Industrie, des Handels und des Verkehrs, der Erbauer vortrefflicher Landstraßen, einfach in seinem Leben, frei von Leidenschaft, ein Feind des Aberglaubens und der Frömmelei, aber von wahrhafter Frömmigkeit und werkthätiger Nächstenliebe beseelt, konnte Heinrich von Bibra als das Musterbild eines Fürsten gelten zu einer Zeit, in welcher an den weltlichen wie an den geistlichen Höfen die Ueppigkeit, die Schwelgerei, die Genußsucht nur zu sehr überhand genommen hatten. Seltsam, während die meisten Fürsten jenes Zeitalters, auch die unbedeutendsten, ihre Biographen und Lobredner gefunden haben, besteht u. W. aus jener Zeit nur eine Schrift, die sich eingehender mit der „Regierungs-Geschichte des Fürstbischofs Heinrichs VIII. von Fulda" beschäftigt, es ist diejenige des Hofkanzlers Eberhard von Kaiser, die wir in F. K. von Moser's „Patriotischem Archiv", Jahrg. 1785, Band 2, abgedruckt finden. Selbst große Sammelwerke aus der neueren Zeit, wie die Encyklopädie von Ersch und Gruber, nehmen nur geringe Notiz von ihm, und sogar Historiker, wie Schlosser und Häusser, thun nur vorübergehend, wenn auch mit aller Anerkennung, dieses vortrefflichen Regenten Erwähnung, dessen Friedens- und Geistesthaten doch in den Annalen der Geschichte verzeichnet zu werden verdienen vor vielen anderen. Vor acht Jahren unternahm es der Verfasser dieses Artikels, in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Buchonia" ein Lebensbild des Fürstbischofs Heinrich von Bibra zu entwerfen, doch blieb seine Arbeit nur ein Bruchstück, da ihm der innere Zusammenhang einzelner Begebenheiten in jener Zeit verschlossen blieb; heute liegt ihm eine ausführlichere Schrift „Zur Biographie des Heinrich Freiherrn von Bibra, Fürstbischofs von Fulda" (Separatabdruck aus Bd. III. der „Familiengeschichte der Freiherren von Bibra", von W. Freiherrn von Bibra) vor, die er in der nachfolgenden Schilderung vielfach benutzt hat.

Heinrich von Bibra entstammte einem altadeligen fränkischen Geschlechte, das sich schon im 13. Jahrhundert als tournierfähig erwies. Marquard von Bibra wohnte dem 13. Tournier in Worms (1209), Ernst von Bibra dem 14. Tournier (1235) in Würzburg, Heinrich von Bibra dem 16. Tournier in Schweinfurt (1295) bei. Die Familie von Bibra gehörte dem Kanton Steigerwald an und wurde 1698 in den Reichs-Freiherrnstand erhoben. Ihre Stammburg lag bei Römhild im Hennebergischen (Herzogthum Meiningen) am Fuße der Gleichberge. Sie wurde im Bauernkrieg (1525) arg verwüstet und ist heute nur noch eine Ruine.

Im 14. Jahrhundert zweigte sich eine Linie Derer von Bibra ab und ließ sich in Schlesien nieder. Die fränkische Linie, in der allemal der Aelteste des Hochstifts Würzburg Erbmarschall war, theilte sich früh schon in mehrere Zweige. Unser Heinrich von Bibra gehörte der Schnabelweyd'schen Linie an, die im Jahre 1826 mit dem Neffen des Fürstbischofs Philipp Anton Freiherrn von Bibra ausgestorben ist. Heute blühen noch die Adelsdorfer, die Gleichenwieser, die Schwebheimer und die Irmelshäuser Linie.

Zwei Bibra, Lorenz und Konrad, waren im 16. Jahrhundert Fürstbischöfe von Würzburg. Lorenz von Bibra hatte der Heidelberger Disputation (April 1518) beigewohnt, welche auf ihn einen solchen Eindruck machte, daß er den Reformator Luther dem Kurfürsten von Sachsen dringend empfahl. Konrad von Bibra hatte seine Erwählung zum Fürstbischof von Würzburg und den damit verbundenen Sieg über seinen Gegner Melchior von Zobel (1540) den Bemühungen des Ritters von Grumbach zu verdanken, den er für die geleisteten Dienste nicht nur zum Hofmarschall ernannte, sondern ihm auch einen

Schuldbrief Philipp's von Hessen über 10 000 Gulden schenkte, welcher für die damalige Zeit sehr hohe Betrag dem Ritter später auch anstandslos ausbezahlt wurde. Beide Fürstbischöfe von Würzburg und Herzoge von Franken waren sehr tüchtige Regenten. Außerdem hat das Geschlecht Derer von Bibra viele ausgezeichnete Staatsmänner, Heerführer und Prälaten aufzuweisen, die theils in kurmainzischen, theils in würzburgischen und bambergischen, theils in fuldaischen Diensten standen. Auch Schriftsteller von anerkanntem Ruf befinden sich darunter. Wir wollen hier nur des geistreichen und gelehrten Propstes vom Petersberg (bei Fulda) Sigmund Freiherrn von Bibra-Gleichenwiesen gedenken, der mit den Koryphäen unserer Literatur in Weimar in sehr nahen Beziehungen stand und von 1785—1792 das von seinem Freunde, dem Dichter von Göckingk, 1784 gegründete „Journal von und für Deutschland", eine der vorzüglichsten Zeitschriften jener Zeit, herausgab. Freiherr Sigmund von Bibra starb, nachdem er seines Ordensgelübdes als Benediktiner vom Papste entbunden worden war, als fürstlich oranisch-fuldaischer Geheimer Konferenzrath am 5. März 1803 zu Fulda. Freiherr Ernst von Bibra, gestorben zu Nürnberg am 5. Juni 1878, war ein ebenso vorzüglicher Schriftsteller auf naturwissenschaftlichem Gebiete, wie er sich auch als Verfasser von trefflichen Reiseskizzen, kulturhistorischen Schilderungen und Novellen ausgezeichnet hat.

Heinrich von Bibra ist am 22. August 1711 zu Bamberg als Sohn des Erb-Truchsesses des Hochstiftes Bamberg und Erbmarschalls des Hochstiftes Würzburg, Generals und Geheimen Raths Heinrich Karl Freiherrn von Bibra und dessen Gemahlin Maria Johanna Theresia, geb. Freiin von Eyb, geboren. Sein Familientaufnahme war Karl Sigmund nach dem Pathen, dem Bamberger Domdechanten Karl Sigmund von Aufeß. Seinen ersten Unterricht erhielt er unter der Leitung eines geistlichen Hauslehrers zu Forchheim, wo sein Vater seit 1717 als Kommandant der dortigen Festung lebte; von 1725 an besuchte er, als „Vorchemius" bezeichnet, die Universität zu Bamberg. Seine Eltern erweckten frühzeitig in ihm den religiösen Sinn und einen hohen Grad von Empfänglichkeit für alles Gute und Edle, wofür er denselben sein Leben lang dankbar war. Schon frühzeitig kam bei ihm der Entschluß zur Reife, den geistlichen Stand als Lebensberuf zu wählen. Dem Rathe seiner Eltern folgend, wandte sich Karl Sigmund, erst 18 Jahre alt, an den Fürstabt Adolf von Dalberg zu Fulda mit der Bitte um Aufnahme in das dortige Benediktinerstift; nach gelieferter Ahnenprobe wurde er am 6. November 1729 als Novize aufgenommen. Am 12. November 1730 legt er das Ordensgelübde ab und erhielt dabei statt seines Taufnamens den Klosternamen Heinrich. Er trat nunmehr, gleich allen adeligen Novizen, in das sog. Magisterium als „Dominicellar" ein. Auf den Wunsch des Fürstabtes Adolf von Dalberg begab sich Heinrich von Bibra zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung 1733 auf ein Jahr nach Rom. Hier erwarb er sich durch seine Bescheidenheit und vielseitigen Kenntnisse in hohem Grade die Gunst des Papstes Clemens XII. und des gesammten Kardinal-Kollegiums. Nach Fulda zurückgekehrt, wurde Heinrich von Bibra am 9. April 1735 von dem damaligen Suffragan-Bischof, nachmaligen Fürstbischof von Fulda, Amand von Buseck, zum Priester geweiht. Am 25. Mai 1750 wurde er Kapitular; am 22. August 1751 wurde er zum Superior des adeligen Konventes ad S. Salvatorem, im Dezember 1756 zum Präsidenten des Oberforstamtes und 1759 zum Präsidenten der Hofkammer ernannt. Nach dem am 16. September 1759 zu Schloß Johannisberg im Rheingau erfolgten Tode des Fürstbischofs von Fulda, Adalbert von Walderdorf, wurde Heinrich von Bibra am 22. October 1759 mit Einstimmigkeit als Heinrich VIII. zu dessen Nachfolger erwählt. In Folge dieser Wahl führte er den Titel: Bischof und Abt zu Fulda, des heil. Römischen Reiches Fürst, der Römischen Kaiserin Erzkanzler, durch Germanien und Gallien Primas. Das Einkommen des Fürstbischofs von Fulda belief sich auf 300 000—350 000 Gulden. Der kriegerischen Ereignisse wegen, die sich in der Nähe von Fulda abspielten, mußte der neue Fürst vier Stunden nach der Wahl seine Hauptstadt verlassen. Er begab sich nach Hammelburg. Hier vernahm er mit tiefer Wehmuth, wie sehr sein armes Land fortwährenden Brandschatzungen ausgesetzt und von allen Leiden des Krieges*) heimgesucht sei. Erst im Sommer 1760 war ihm die Rückkehr in seine Hauptstadt vergönnt. In feierlichem Aufzuge von den Bürgern und Studierenden eingeholt, zog er am 12. August zur Freude seiner Unterthanen in Fulda ein und am 14. September 1760 wurde seine Konsekration in der Domkirche durch seinen Onkel, den Suffragan-Bischof von Freising, Freiherrn von und zu Werdenstein, unter Assistenz der Weihbischöfe Heinrich von Nitschke von Bam-

*) Von den Brandschatzungen, Drangsalen und Leiden, welchen Fulda im siebenjährigen Kriege ausgesetzt war, gibt Malkmus in seinem „Fuldaer Historienbüchlein" S. 41—75 eine der Beachtung werthe Schilderung.

berg und Konstantin Schütz von Holzhausen von Fulda vollzogen. Doch schon wenige Wochen nach der Weihe zwangen ihn die kriegerischen Zustände abermals Fulda zu verlassen und seinen Aufenthalt abwechselnd in Bamberg, Karlsbad, Höchstadt a/A. und in Hammelburg zu nehmen. Der Hubertusburger Friede (15. Februar 1763) machte dem siebenjährigen Kriege ein Ende, und nun erst konnte Fürstbischof Heinrich dauernd in seine Hauptstadt zurückkehren und die feierliche Huldigung der Stände und des gesammten Landes entgegennehmen. Sein Wahlspruch war: Consilio et aequitate. Von nun an beginnt seine schöpferische Thätigkeit auf allen Gebieten des Staatswesens. Er handelte dabei treu dem Grundsatze: Salus publica suprema lex, die Staats-Wohlfahrt soll das höchste Gesetz sein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus gährender Zeit.

Novelle von F. Storck.

I.

Er hatte die Nacht schlaflos verbracht, der junge, heißblütige Freiheitskämpfer, die erste Nacht, in der engen Zelle der Festungshaft.

Das also war aus den hochfliegenden Idealen, aus den Träumen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geworden, daß er hier festsaß. Sein kraftstrotzender Körper im engbegrenzten Raum, und sein kühner, für Recht und Wahrheit glühender Geist gleichfalls in Fesseln geschlagen!

Aber er wollte sie nicht anerkennen, diese Fesseln. Nein! Und abermals nein! Alles empörte sich in ihm gegen den ihm durch die Tyrannei seiner Richter auferlegten Zwang. Was hatte er denn gewollt? Das unterdrückte Volk beglücken helfen. Und das sollte so strafbares Beginnen sein? Und welch' eine gar enge Klause hatten sie ihm angewiesen! Kaum daß er drei Schritte durch das öde Gemach thun konnte, und wieder setzte eine grau getünchte Wand seiner Wanderung ein Ziel.

Wie zum Hohn schien goldig, die Nacktheit der Wände grell beleuchtend, die Morgensonne durch die gardinenlosen Fenster. Die Strahlen tanzten neckisch über das dunkle Haupt des Mannes. Sie schienen zu fragen: „Scheinen wir nicht auch für Dich? Ist die Gotteswelt nicht schön? Warum haltet Ihr Menschen nicht Frieden miteinander?"

Wie magnetisch angezogen durch die Lichtfluth, trat er an das schmale Fenster mit den trüben, bleigefaßten Rundscheiben. Mit leidenschaftlicher Hast öffnete er und war erstaunt, keine Eisenstäbe davor zu finden.

Warum nicht Gitter, die ihm den Weg zur Freiheit hemmten, da er doch einmal ein Gefangener war? Gleich darauf lachte er bitter auf. Freilich, da war an ein Entkommen nicht zu denken. Das kleine Gemach war ein frei aus der Masse des Schlosses vorspringender Erker. Schwindelnd hoch schwebte er über der Erde.

„Ein Schwalbennest in der That! Nur daß mir die Flügel zum freien Fluge arg beschnitten wurden", knirschte er zwischen den Zähnen.

Dennoch kam etwas von der friedlich süßen Ruhe des köstlichen Junimorgens über ihn, als er im Fenster lehnend begierig den würzigen Duft einsog. Es war ein Idyll, welches da tief unter ihm, noch im halben Morgenschlummer, ruhte. Auf hoher, mächtiger Mauer lag der kleine Garten. Früher das Burggärtchen der edlen Frauen des Schlosses, jetzt dem Kastellan oder besser Inspektor zugetheilt. Sie war schon weit vorgeschritten, die Frühlingspracht. Das hatte er all' die Zeit, da ihm so viel wichtigere Dinge Kopf und Herz erfüllten, gar nicht geahnt. Der breitästige Kastanienbaum da unten hatte sich wie ein riesiger Weihnachtsbaum mit Tausenden weißer Blüthenkerzen geschmückt. An den Mauern blühten Flieder und Schneeball und auf den zierlichen kleinen Blumenbeeten öffneten viel holde Frühlingskinder die schlaftrunkenen Augen dem belebenden Sonnenstrahl. Und dort seitlich — wie lauschig mußte das Plätzchen sein — ein zierliches Laubengestell, von Geisblatt und Kletterrosen umrankt.

Noch lag Kirchenstille auf dem schönen Erdenfleck. Das erhabene Landschaftsbild, welches sich von hier aus weithin über die Dächer der tief unten ruhenden Stadt dem schier geblendeten Auge des Mannes bot, verschleierte halb der zarte Duft des vom Flusse aufsteigenden leichten Nebels. Wie Elfenschleier wallten und wogten die Duftmassen höher und höher. Immer klarer wurde das Bild und auch der bittere Zug um

die schönen festgeschlossenen Lippen des Mannes da oben schwand mehr und mehr hinweg.

Wie lange Zeit war es doch, seit er solchen Friedenszauber der Natur nicht empfunden? Da hatte ihn der, gleich ihm selber in hellen Unmuthsflammen glühende Freundeskreis mit all' den so kühn entworfenen Plänen und Projekten ja nimmer zur Ruhe kommen lassen. Nun gab es freilich Ruhe genug. — —

Plötzlich schrak er empor aus dem traumhaften Zustande. Klirrte da nicht der Riegel des Kerkers. War's nicht derselbe Ton am gestrigen Abend gewesen, als der Schließer die schwere Eichenholzthür hinter ihm abgeschlossen?

Er fuhr herum, das Gemach war leer. Durch das Fenster aber schwebte ein leiser Sang, lieblich, schlicht, aus ungeschulter Kehle. Er lauschte, leise, als fürchte er zu stören, lehnte er seine kräftige Gestalt wieder in das Fenster.

Und da sah er etwas gar Holdes. Ein schlankes frisches Mädchen schritt zwischen den Beeten auf dem kiesbestreuten Pfade dahin. Die mächtigen Zöpfe hingen frei über das äußerst einfache dunkelblaue Hauskleid hinab. Ueber der klaren Stirn kräuselten sich kurze, widerspenstige Löckchen, im Sonnenstrahl wie ein lichter Glorienschein erglänzend. Die zartgerundeten Arme und Schultern leuchteten durch das leichte Mulltuch, welches sie zum Schutz gegen die Morgenkühle umgeschlungen. So schritt sie elastisch, den Saum des Gewandes sorglich aufnehmend, damit er nicht die zahllosen blitzenden Thauperlen der Beeteinfassung abstreife, leise singend dahin. Vor der Laube, auf dem primitiven Bänkchen, ließ sie sich nieder. Die Hände leicht im Schoße verschlungen, lehnte sie den Kopf an das Schnitzwerk des Laubengestells und blickte träumerisch zu den leichten Wölkchen auf, die im frischeren Morgenwinde so eilig durch den blauen Aether segelten.

Wie lange sie so gesessen, und wie lange die dunklen Augen des Mannes droben im Erker auf ihr geruht, — sie hätten es wohl beide nicht gewußt. Bis klirrend die Gartenpforte aufflog und ein Knabe von etwa sechs Jahren hereinstürmte, gefolgt von einem jungen Hunde, dessen drollig täppische Sprünge den Buben sehr vergnügten, denn er lachte laut und fröhlich.

„Geh Lotte!" rief er zu dem Mädchen eilend. „Es ist sehr garstig von Dir, daß Du immer so früh heraus gehst und mich schlafen lässest. Heut wachte ich aber von selbst auf, habe mich ganz allein angezogen, Puck aus seinem Häuschen geholt, und nun sind wir doch hier, etsch!"

„Pst! Fritz!" erklangt jetzt die Stimme des Mädchens. Zwar freundlich, aber doch verweisend fuhr sie fort: „Du sollst nicht so wild sein. Du weißt doch, Vater muß Morgens länger schlafen, darum lasse ich dich Wildfang gern noch in den Federn. Hast Du denn schon gebetet?"

Fritz spielte schon wieder mit Freund Puck. Nun ließ er den Stock, mit welchem er das Thier geneckt, zur Erde gleiten. „Nein Lotte. Ich habe mich nur schrecklich geeilt, daß ich raus kam", sagte er kleinlaut.

„So thue es jetzt", gebot die Schwester.

Gehorsam faltete der wilde, kleine Kerl die runden Händchen und sprach ein kurzes Morgengebet. Auch die Finger des Mädchens hatten sich andächtig gefaltet. Als das „Amen" den frischen Kinderlippen entschwebt, zog sie den Krauskopf zu sich heran und gab ihm einen herzhaften Kuß.

Wie seltsam war es doch, daß den Mann dort oben, welcher so traumbefangen an dem altersmorschen Fenster lehnte, urplötzlich ein heißes Heimweh nach dem verlorenen Paradies der Kindheit überkam? War er nicht eben solch ein frischer, fröhlich wilder Knabe gewesen, und hatten nicht auch seine Finger einst schlanke Frauenhände zum Gebet ineinander gelegt? Und der Mund seiner Mutter hatte gemahnt: „Bete erst Liebling, bete." O, wie lange hatte er dieser seligen Kindertage nicht gedacht!

Wie lange schon deckte der kühle Rasen die Gräber der theuren Eltern. Kaum, daß seine Phantasie ihm noch das Bild derselben deutlich vergegenwärtigen konnte. Wie früh hatte er sie verlieren müssen. — Dann war das Leben für den Mutter- und Vaterlosen in andere Bahnen gelenkt. Im Hause des Vormunds liebte man ihn nicht. Es war den Leuten, die sich an ein ruhiges Stillleben gewöhnt hatten, eine unliebsame Störung, den wilden, leidenschaftlichen Knaben zu beaufsichtigen. Daher gab man ihn, sobald dies thunlich, in eine Pension. So wuchs er auf fast ohne Heimathsgefühl, ein Fremdling allüberall. Aber er war doch ein frohgemuther, zu tollen Streichen aufgelegter Bursche, davon konnte die Frau des Hausverwalters ebenso gut ein Liedchen singen, wie vordem die Frau des Vormunds. Eigentliche Unarten waren es nicht, die in seinem Schuldregister aufgeführt wurden, wohl aber unzählige Schelmenstreiche.

Seine Schularbeiten erledigte er mühelos, denn das Lernen fiel ihm leicht. So hatte er sich eigentlich nicht unglücklich gefühlt. Die anderen Zöglinge mochten ihn trotz der vielfachen Neckereien alle gern, denn er war gutherzig und trat mit Begeisterung für die Unterdrückten ein. —

Nur zum Weihnachtsfest, wenn all' die Anderen mit erwartungsvollen, freudeharrenden Herzen der Heimath zueilten, er aber — da er ja kein

Heim hatte — zurückbleiben mußte, dann hatte er oft die Stirn an die kalten Fensterscheiben gepreßt, hinaus gestarrt in die dunkle Straße, bis ein Fenster nach dem andern hell aufstrahlte im Glanze unzähliger Weihnachtslichter, bis durch die Abendstille der Kinderjubel zu ihm, dem Einsamen, drang; dann waren unaufhaltsam heiße Thränen über seine Wangen gerollt. Vernahm er aber in dem langen Korridor den schlürfenden Schritt der Hausverwalterin, die ihn zum Abendbrod zu holen kam, dann fuhr seine Hand schnell über die brennenden Augen. Die brauchte es nicht zu sehen, daß er geweint. —

Er hatte ein stolzes Herz, der wilde kleine Paul, und er hätte es nicht ertragen, von der Alten bemitleidet zu werden.

In der Stube des Verwalters war's ja auch recht behaglich. Die Weihnachtsfische mundeten ihm gleich darauf trefflich, und wenn ihn später die gutmüthige Alte in die Küche schickte, einen Teller zum „Stülpen" zu holen, so wußte er, daß am anderen Morgen rothbackige Aepfel, Pfefferkuchen nnd irgend ein längst ersehntes Spielzeug oder Buch darunter lag. Aber rechte, echte Weihnacht, wie er sie daheim als kleiner verwöhnter Knirps gehabt, wo es Tage hindurch nach Tannenreis und allerlei Gebäck duftete, wo die Mutter mit ihm spielte und der Vater mit ihm hinaus ging, in den winterlichen Garten, den neuen Schlitten zu probiren; solche Weihnacht gab es für den Verwaisten nicht mehr. — Und wieder ein paar Jahre später. Nun, da hatte er auch das behagliche Zimmer des Verwalters nicht mehr gehabt. Der Vormund hielt es für gut, daß er früh selbstständig handeln lerne, daher wurde er in eine öffentliche Lehranstalt geschickt und ihm eine Privatwohnung gemiethet.

Nun schickten freilich die Frau Stadträthin, die Gattin des Vormundes, alljährlich eine Weihnachtskiste — wie sie stets gethan —, aber diese Spenden ließen beim Empfänger kein freudiges Dankgefühl aufkommen, denn sie waren stets begleitet von zahlreichen Ermahnungen zum Fleiß, zur Sparsamkeit und allen wünschenswerthen Tugenden.

Auf der Universität, da war freilich das Leben in eitel Jubel, Lust und Frohsinn über ihn hingebraust; und hätte nicht ein so tüchtiger Kern in dem Jüngling gesteckt, so hätte es wohl niemals geschehen können, daß sie ihm den Doktorhut auf das jugendliche Haupt setzten.

Jetzt hätte er sich die Heimath, die ihm all' die Jahre gefehlt, gründen können; nun aber zogen andere Ziele gleich einer Fata Morgana seiner glühenden Phantasie vorüber. Nun hatte ihn der Freiheitsdrang erfaßt, nun that er's den Anderen zuvor in begeisterten Reden. Der kleine Rest seines Erbes schmolz mehr und mehr dahin, doch was galt ihm jetzt Geld und Gut! Wie hätte er jetzt daran denken sollen, sich eine lohnende Praxis, Haus und Heerd zu gründen?

. . . . . Ein helles Jauchzen aus der Tiefe schreckte ihn auf aus dem Fluge seiner Gedanken.

Ja, so! Das war der wilde Bursche, und sein liebliches Schwesterchen. Sie haschten einander zwischen den Beeten. War das noch dasselbe sinnige Mädchen, dessen Blick so sehnsüchtig schüchtern in das weite Land hinaus geschweift, als müsse etwas Wunderbores, Herrliches von dort kommen?

„Halb Kind, halb ein holdseliges Weib", flüsterten seine Lippen. —

Da nahten wuchtige Schritte, der Schließer ließ die Schlüssel läuten beim taktmäßigen Gange, dann knirschten die rostigen Angeln der Thüre. Es wurde das Frühstück gebracht.

Gerade wie in der Kindheit Tagen die alte Verwalterin die Thränen nicht sehen durfte, so war auch jetzt der weiche Zug mit einem Schlage fortgewischt aus dem kühnen Antlitz. Der Mann sollte nicht berichten: „Der Staatsgefangene droben im Thurm ist ganz zerknirscht und reumüthig." Nein, wahrhaftig nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Der Schloß-Geist von Wilhelmsthal.

Feierliche Ruhe waltet
In dem alten Fürstenschlosse;
Denn sein Herdstein ist erkaltet,
Und sein Marstall ohne Rosse.

Und im Park, wo Lind' und Rüstern
Voll Verlassenheit erschauern,
Geht durch's Laub ein seltsam Flüstern
Wie ein Klagen, wie ein Trauern.

Seufzt es: daß der weiche Rasen
Nur vom Fremdlingsfuß berühret?
Und die schönen Sandsteinwasen
Von dem Spinnennetz umschnüret?

Daß im Schlosse, dicht verhangen
Eingesargte Schätze ruhen?
Und der Kenner leidbefangen
Sucht nach den verborg'nen Truhen?

Wie ein düstres Schicksal breiten
Sich die Zeichen des Verfalles
Auf den Glanz vergang'ner Zeiten;
Und der Laut schämt sich des Schalles.

Kaum, daß sich im trüben Teiche
Vor dem Schloß der Karpfen rühret,
Und in dem verstummten Reiche
Noch die Unke Klage führet. —

Wenn die Sterne aufgegangen,
Und vom sanften Mondenstrahle
Schloß und Garten weich umfangen,
Klingt's wie Geisterruf im Thale.

Leichte Nebelschleier wallen
Ueber die verlass'nen Wege.
Bei der Glocke nächt'gem Schallen
Wird's im alten Schlosse rege.

Leise öffnet sich die Pforte;
Ihr entsteigt (ein Bild der Trauer
Hergebannt zum Lieblingsorte)
Dann als Geist der Schloß-Erbauer.

Auf der Rampe bleibt er säumend
Und in sich versunken stehen;
Ein Jahrhundert läßt er träumend
Rasch an sich vorüber gehen.

Träumt: wie es sein Herz erquickte,
Diese Schöpfung zu vollenden;
Die der Wanderer froh erblickte,
Und sie rühmte aller Enden.

Ja, einst lag die Hessenperle
In der Feste heit'rem Glanze,
Reich umgrünt von Lind und Erle,
Wie im bräutlich frischem Kranze!

Und — was ist aus ihr geworden?
Aus dem Ruf den sie besessen?
Trotzte sie den Kriegeshorden
Nur zu gänzlichem Vergessen?

Das ist's, was den bleichen Schemen,
An des Schlosses Schwelle brachte;
Was die Grabes Ruh' ihm nehmen
Mußte, und ihn friedlos machte.

Und er gleitet von den Stiegen
Trauernd durch des Parkes Gänge;
Aufgestörte Käuzchen fliegen,
s' ist, als ob's wie Schluchzen klänge.

In dem Schein des Mondes leuchten,
Flattern seines Bahrtuch's Falten;
Den aus Todesschlaf Gescheuchten,
Zwingt es Späherdienst zu halten.

Und zur Muschelgrotte schwebend
Drohen seine Knochen-Hände,
In den welken Gliedern bebend
Mustert er die kahlen Wände.

Modrig sind sie, dumpf und finster,
Und wo klarer Quell geflossen,
Lagert Schlamm, Morast und Ginster,
Willkürlich emporgeschossen.

Hier (wie wenn's im Schmerz geschähe!)
Hüllt' der Geist um's Haupt sein Linnen.
Dreimal klingt es deutlich: Wehe!
Und alsdann schwebt er von hinnen.

Durch die Nachtluft zieht ein Stöhnen
Mit dem zürnenden Beschauer,
Und die Thür schließt sich mit Dröhnen
Hinter Wilhelmsthals Erbauer. —

Weckten auch des Mondes Strahlen,
Nur solch düstres Nachtgebilde;
Dienten Nebelgeistes Qualen
Auch dem Mahnwort nur zum Schilde:

Fröhnt im heutigen Geschlechte,
Denn kein Fürst dem frohen Jagen?
Daß dem Jagdschloß seine Rechte
Würden, wie in früher'n Tagen?

Bringt in die erstorb'nen Hallen,
Neues, frohgemuthes Leben!
Banner laßt vom Firste wallen!
Um den Willkommsgruß zu geben.

Hebt ihn fort den dunklen Schleier,
Der sich will um's Kleinod winden!
Hessen dankt es dem Befreier;
Ruhe wird der Schloß-Geist finden.

M. Friedrichsstein.

Die Göttersagen der alten Chatten und ihre Wiederbelebung durch die Gebrüder Grimm.

Aus fernster Vorzeit tönt uns Kunde:
Geweihtes Lied aus Sängers Munde
Und goldne Sag' aus grauer Zeit
Von alter Götterherrlichkeit.

Der Liederborn quillt nächtlich leise
Und raunt geheimnißvolle Weise,
Macht aus der Dichtung Zauberland
Gar wundersame Mähr bekannt.

„In alter Zeit, als Aare sangen
Und Bergesquellen thalwärts sprangen,
Da wandelten in Glasirs Gold
Die hohen Asen menschenhold.

Von Asgard sie herniederschauen:
Der jungfräulichen Erde Auen
Im Sonnenglanz blühn strahlend schön,
Und Friede wohnt auf allen Höh'n.

Wie lacht die lenzesgrüne Erd',
Noch nicht entweiht von Blut und Schwert!
Die Hohen küren drauf mit Fleiß
Als Götterthron den Erdenkreis.

Doch heischt man eh' vom Göttervater,
Daß er als weiser Weltberather
Sehr sorgsam prüf', damit sein Thron
Werd' nur dem frömmsten Volk zum Lohn. —

Von seinem Hochsitz in die Lande
Der Starke schnelle Boten sandte,
In Mitgard auszuspähn den Gau
Als Wohnsitz statt der Himmelsau.

Und Hugin ließ sich's nicht verdrießen,
Mit spähem Fleiß dies zu erkiesen.
Er flog von Süd nach Nordens Rand,
Wo fleißig webt der Nornen Hand.

„Von allen Völkern dieser Erden,
Nichts Beß'res mag gefunden werden
Als Chattens fromme Heldenschaar!"
Mit Freuden nimmt der Mär man wahr.

Das Land, wo waldgrün stehn die Matten,
Das Land der alten, frommen Chatten
Fortan den Göttersitz nun trug
Nach Walas Lied, nach Nornenspruch.

Denn Odin selbst, der Himmels-Hohe,
Fuhr drauf in einer Waberlohe
Zum gottgeweihten Wodansberg
Und thront fortan bei Alb und Zwerg.

So sonnenäugig, göttermächtig,
Auf seinem Himmelsrosse prächtig
Durchreitet er des Landes Mark,
Freut sich des Volkes kühn und stark.

Und Asathor, dem Göttersohne,
Wird Geismars Hain zum grünen Throne,
Die heil'ge Eiche zum Altar;
Sein Volk bringt ihm hier Opfer dar.

Von hier aus fährt er durch die Wolke;
Siegherrlich seinem treuen Volke
Erscheint er mit dem Flammenbart
Auf seiner blitzdurchfurchten Fahrt.

Wenn goldschön durch die Wolkenkammer,
Der Donnrer schwingt den Blitzeshammer,
Dann zagt in Furcht das Völkermeer;
Die Chatten schirmt Allwalters Speer.

Dort, wo sich lockt des Berges Mähne,
Der Meißner durch des Himmels Thräne
So thaufrisch prangt in zartem Grün,
Sieht man Frau Hulda bald einziehn.

Voll Götterschönheit herrscht im Teiche
Die Königin im lichten Reiche,
Mit langem, goldiggelbem Haar,
Mit Sternenäuglein hell und klar.

Wo gute Frauen sorgsam schalten,
Sieht man der Gottheit treues Walten;
Ihr Auge schirmt des Hauses Herd,
Die Frommen hält sie lieb und werth.

Dem Elend wehrt die Himmelsreine,
Kein Kummer naht dem Sonnenhaine,
Nicht Bettlers Elend, Schuld noch Streit,
Nicht Schande, Armuth, Schmerz noch Leid.

Lang' thronen so die Welterhalter
In jenem goldnen Zeitenalter;
Ein ew'ger Lenz schmückt die Natur
Und immer grün steht Wald und Flur.

Doch als der Haß in Flammen lohte
Und Sippebruch den Gau bedrohte,
Der Götter Stern sank hin in Nacht,
Vergessen ward die alte Pracht.

Es summten ernst die Klosterglocken;
Die Asen, darob sehr erschrocken,
Floh'n aus dem Land seit jenem Tag
Und leer steht Hain und Fliederhag.

Beim Mondenlicht im Waldesrauschen,
Dann mag der Wand'rer oft erlauschen
Wie's leise seufzt durch's Blättermeer:
Das sind die Hohen und ihr Heer!

Im schönen Land der blinden Hessen
Hat man die Jugendzeit vergessen;
Doch meldet eine alte Sag:
„Einst folgt der Auferstehungstag!" —

Als Hessens Volk vor vielen Jahren
Den Druck der Knechtschaft mußt erfahren,
Auf stolzer Höh' geht voll von Harm
Ein Brüderpaar so freudenarm.

Auf ihrem weit entlegnen Pfade
Die weiße Jungfrau plötzlich nahte;
Sie stillt der Edlen Traurigkeit,
Entrückt sie froh des Tages Streit.

„Die Wunderblum', die himmelblaue —
Gar selten blüht sie in der Aue —
Erschließt den Hort im Bergesschrein!"
Begeistert treten sie nun ein.

Hier haust das graue Steingebilde;
Es lehrt sie drauf so freundlich milde,
Wie noch die Erde jung und schön
Und daß sie einst muß untergehn.

Gewaltig tönt das Geistesrauschen;
Die Brüder andachtvoll erlauschen,
Was Wala einst am Urdaborn
Verdankt dem Mund der heil'gen Norn.

Ganz weltvergessen, wonnetrunken
Sind sie zu Füßen ihr gesunken,
Und was bei Wala sie erschaut,
Sie haben's ihrem Volk vertraut.

Seitdem erklingen ihre Lieder
Durch alle deutschen Gaue wieder;
Man singt von sel'ger goldner Zeit
Von Asen Ruhm und Seligkeit.

Im Märchenhain tönt Sang und Sage
Wie wehmuthsvolle Liebesklage,
Macht mit der Vorzeit uns bekannt.
O, sing auch Du, mein „Hessenland!“

E. R. Grebe.

Mit dem vorstehenden Gedicht „Die Göttersagen der alten Chatten“ tritt zum erstenmal ein Dichter, Eduard Rudolf Grebe, vor die Oeffentlichkeit, dem die Sehnsucht nach dem Heimathlande, von dem er durch seine Lebensführung, wenn auch räumlich nicht weit, doch aber geschieden ist, den dichterischen Genius geweckt hat. Wir wünschen diesem Erstlingsversuch bei unseren Lesern eine freundliche Aufnahme und die verdiente Beachtung.

Ein größeres Werk desselben Verfassers, „Der Fall der Donnereiche“, ist gegenwärtig im Druck und soll demnächst in schöner Ausstattung erscheinen. Das im Ton von „Dreizehn Linden“ gehaltene Epos behandelt die inneren und äußeren Kämpfe, welche das über unseren hessischen Bergen und Wäldern aufsteigende neue Licht des Evangeliums von Jesu Christo mit dem alten Volksleben und mit dem alten Götterglauben zu bestehen hatte, bis es siegreich aus diesem mächtigen Ringen hervorging.

Wir behalten uns nähere Besprechung dieses Werkes vor, machen aber unsere Leser schon jetzt auf dieses Epos aufmerksam, welches für manchen Weihnachtstisch eine passende und willkommene Gabe sein wird.

γ.

Aus alter und neuer Zeit.

Das Turnier zu Darmstadt im Jahre 1403.*) Im Gesellenhofe zu Wertheim am Main hatten sich zu Anfang des Jahres 1403 fränkische und hessische Edelleute arg verunwilligt. Die Franken machten den Hessen den Vorwurf, „sie nährten sich aus dem Stegreife, d. h. sie entwürdigten ihren Stand durch Wegelagerei“. Die Hessen blieben die Antwort nicht schuldig und machten den Franken den Vorwurf, „sie entehrten die Ritterschaft durch Krämerei“. Groß war die Erbitterung, die, ob dieser Unbilden, zwischen den heißblütigen leicht erregten Franken und den fehdelustigen, stets schlagfertigen Hessen entstand, und beide Landsmannschaften würden ohne Zweifel gleich handgemein geworden sein, wenn sich nicht besonnene Genossen in's Mittel gelegt hätten, aber man schied mit dem festen Vorsatze, bei der nächsten Gelegenheit die Sache mit den Waffen auszufechten. Und diese Gelegenheit sollte nicht lange auf sich warten lassen. Der rheinländische Adel hatte bestimmt, ein Turnier in Darmstadt, der neuen aufblühenden Stadt, dem Sitze der reichen und stolzen Dynasten Grafen von Katzenelnbogen, zu halten. Die zehn Vorreiser und Werber (curatores) Friedrich von Helffenstein, Konrad von Cronberg, Adam von Waldenstein, Georg von Hirschhorn, Wolf von Fleckenstein, Hans von Flörsheim, Heinrich von Landschad, Heinrich von Greiffenclau, Hieronymus von Rosenberg und Heinrich Winter von Rüdesheim schrieben das Turnier aus in den Vierlanden (Franken, Rhein, Bayern und Schwaben), „wem es beliebe, der Ordnung gemäß zu erscheinen an der Herberg zu Darmstadt, am Sonntag vor Lichtmeß“. „Am Montag wolle man auftragen, den Dienstag schauen und bereiten und darnach des Mittwochs und Donnerstags turnieren, Dänke ausgeben, und was zu solchen Ehren

*) Die Turniere kamen in Deutschland im 10. Jahrhundert auf. Das erste „öffentliche, allgemeine und wirkliche Turnier“ wurde gehalten zu Meydburg (Magdeburg) im Jahre 938; das 2. zu Rottenburg a. d. Tauber 942; das 3. zu Constanz 948; das 4. zu Merseburg 969; das 5. zu Braunschweig 996; das 6. zu Trier 1019; das 7. zu Halle in Sachsen 1042; das 8. zu Augsburg 1080; das 9. zu Göttingen 1119; das 10. zu Zürich 1165; das 11. zu Cöln 1179; das 12. zu Nürnberg 1197; das 13. zu Worms 1209; das 14. zu Würzburg 1235; das 15. zu Regensburg 1284; das 16. zu Schweinfurt 1296; das 17. zu Ravensburg in Schwaben 1311; das 18. zu Ingelheim 1337; das 19. zu Bamberg 1362; das 20. zu Eßlingen 1374; das 21. zu Schaffhausen 1392; das 22. zu Regensburg 1396; das 23. zu Darmstadt (s. o.) 1403; das 24. zu Heilbronn 1408; das 25. zu Regensburg 1412; das 26. zu Stuttgart 1436; das 27. zu Landshut 1439; dazwischen fällt das Gesellenstechen zu Nürnberg 1451, das aber nicht als ein wirkliches Tournier betrachtet wird; das 28. zu Würzburg 1479; das 29. zu Mainz 1480; das 30. zu Heidelberg, das 31. zu Stuttgart 1484; das 32. zu Ingolstadt 1484; das 33. zu Ansbach 1485; das 34. zu Bamberg 1486; das 35. zu Regensburg 1487; das 36. und letzte zu Worms 1487. Von da an traten die Carrousselle (Ringelrennen) an die Stelle der Turniere. — Die Turnierordnung, wie sie seit dem 11. Jahrhundert bestand, wird dem französischen Ritter Gottfried de Preuilly zugeschrieben. — Schon in frühester Zeit eiferten die Päpste gegen die Turniere, sie bedrohten die Theilnehmer sogar mit der Exkommunikation, doch konnten sie denselben keinen Einhalt thun; es verhielt sich hier gerade so wie bei den Duellen, die ja auch bei Strafe der Exkommunikation seitens der katholischen Kirche, selbst noch durch das Tridentiner Konzil (sessio 25) verboten sind. Ein gewisser Zusammenhang zwischen den Turnieren und den Duellen läßt sich übrigens nicht verkennen.

erfordert würde, ins Werk setzen.“ Zur anberaumten Zeit versammelten sich daselbst zwanzig Fürsten und Grafen, siebzehn Herren, zweiundfünzig Ritter und zweihundertachtundsiebenzig Edle. Die Hessen allein rückten mit hundertvierundvierzig, die Franken mit hundertzwanzig Helmen ein. Der gelehrte Kanonikus Franciscus Modius in seinem Werke „Pandectae triumphales“ (Frankfurt 1586) und nach ihm unser hessischer Historiker Johann Justus Winkelmann in seiner Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld (Bremen 1697) führen die Theilnehmer an dem Turniere namentlich an; sie hier einzeln aufzuzählen, würde zu weit führen. Schon an den ersten beiden Tagen offenbarte es sich, daß das Turnier nicht ohne Blutvergießen enden würde. Um diesem Uebel möglichst vorzubeugen, wurden statt der vier Vögte zwölf (je drei aus den Vierlanden) gewählt, welche die Schranken sorgfältiger als sonst errichteten und wohl verwahrten. Außerdem wurde die Zahl der Grießwärtel von vier auf zwölf erhöht, um in den Schranken selbst die Ordnung aufrecht zu erhalten. Am Mittwoch, da die Kämpfe beginnen sollten, wurden nach dem Zeichen mit der Trommete die Gesetze und Ordnungen verlesen und die Strafen für diejenigen, so gegen Herkommen und Turnierfreiheit handeln würden, verkündet. Sobald jedoch die Seile abgehauen waren, vergaß man der Gesetze, welche geboten, daß immer nur Einer aus Einer Familie hervortreten solle. Es ritten oft zwölf zu gleicher Zeit auf. Nicht lange, so erhob sich ein solcher Kampf, daß weder die Vögte noch die Grießwärtel die erbitterten Gemüther besänftigen konnten. Aus dem Einzelkampfe war ein Massenkampf, aus dem „Tiost“ ein „Buhurt“, um in der Turniersprache zu reden, geworden. Die Grießwärtel öffneten die Schranken, damit diejenigen Ritter, welche mit diesen Händeln nichts zu thun haben wollten, sich aus dem furchtbaren Getümmel retten konnten. Endlich, nachdem viele schon verwundet, verstümmelt, siebenzehn Franken und neun Hessen erschlagen waren, ritten die Urheber von dannen, ohne die Dankausgabe abzuwarten. Doch wollte man die herkömmlichen Gewohnheiten nicht außer Acht lassen; durch einen Tanz, an dem die Vornehmsten sich betheiligten, suchte man die Schrecken des Tages aus dem Gedächtnisse zu bringen, man theilte den Dank aus und schied erst, nachdem für das folgende Turnier neue Vögte gewählt waren. Winkelmann schließt seinen Bericht über das Turnier in Darmstadt mit dem Reime:

Zu Darmstadt in den Schranken
Blieben neun Hessen und siebenzehn Franken. —

F. Z.

Sprüche an Häusern in Hessen.

In Balhorn.

„Wenn ich Salomos Weisheit hätte,
Und Simsons Stärke,
Und wonte oben am Rhein,
Dann wollte ich hier kein Steinbrecher sein.“ —

„O schau mich an u. tu mich lesen:
Was du bist, bin ich gewesen,
Alle Menschen auf der Erden
Müssen Staub u. Asche werden.“ —

„Gottes Gnade, gesunder Leib,
Fromme Kinder, ein züchtig Weib,
Ein gut Gewissen und baar Geld
Das ist das Beste in der Welt.“ —

„Hüte dich vor Uebeltaten
Herz u. Mund kann dich verraten
Hoch auf Bergen, tief im Tal
Gottes Aug schaut überall.“ —

In Martinhagen.

„An zwei Acker sollst du denken:
Einen nur beſäestu,
In den andern wird Dich senken
Gottes Vaterhand zur Ruh,
Darum sollstu heut' und morgen
Für ein gutes Saatkorn sorgen.“ —

„Was beredestu mich u. die Meinen
Besiehe erst Dich u. die Deinen
Wirstu Dich u. die Deinen recht erkennen
Dann magstu auch mich und die Meinen nennen.“ —

„Allen, die mich könen (kennen)
Und meinen Namen nönnen —
Denen gebe Gott, Was sie mir gönnen.“ —

B. S.

Die in der Nummer des „Hessenlandes“ vom 15. September 1887 aufgeführten Sprüche an alten Bauernhäusern riefen in uns die Erinnerung an eine Inschrift wach, welche sich an einem Querbalken eines großen Gebäudes auf dem s. g. Renthof — des unter kurmainzischer Herrschaft erbauten steinernen Rentereigebäudes mit großen Fruchtböden — zu Naumburg, Kreis Wolfhagen, befand, welches 1867 an den Zimmermann Lattemann in Balhorn auf Abbruch verkauft und in diesem Orte unter Wiedereinfügung des Inschriftbalkens vom Käufer wieder aufgerichtet wurde.

Die in den äußeren Tragbalken eingemeiselte Schrift lautet:

ErIChtet DIeses Iahr aLs Vnser gnaeDIgster ChVrfürst LotharIVs FranCIsCVs BeY fVrs CarL hJer Jn Hessen Wahr. Gott behVt Vor FeVr. (1713?)

Wir wollen wünschen, daß die Schlußworte in Erfüllung gehen mögen und bemerken, daß Fritzlar, Neustadt, Amöneburg und Naumburg mit den beiden zu letzterem gehörigen Dörfern Altendorf und Altenstädt, welches 1656 mit der Pfarrei Balhorn verbunden wurde, zur Zeit der Errichtung des Gebäudes kurmainzisches Gebiet waren und erst durch den Reichs-Deputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 als Entschädigung für die Graftschaft Nieder-Katzenelnbogen (Rheinfels und St. Goar) dem Landgrafen von Hessen-Kassel zufielen.

Zu welchem Irrthum kann aber diese Inschrift möglicherweise führen, wenn ein Geschichtsforscher sie für seine Behauptung als Beweis geltend macht, daß das Gebäude in Balhorn errichtet worden, als unser Kurfürst hier in Hessen war.

Noch wollen wir einer Inschrift erwähnen, welche wir Mitte der sechziger Jahre an einem Hause in Balhorn lasen. Sie lautet:

Des Herren Wort während in Ewigkeit!
Weiß gemacht in diesem Jahre.

J. Schwk.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. In der letzten Nummer unserer Zeitschrift berichteten wir, daß in der auf den 23. September d. J. zu Großalmerode anberaumten Hauptversammlung des Centralverbandes des „Niederhessischen Touristenvereins“ der Antrag auf Abänderung des Namens „Niederhessischer Touristenverein“ in „Niederhessischer Wanderverein“ zur Abstimmung kommen werde. Dieser Antrag selbst ist aber hinfällig geworden und mußte von der Tagesordnung abgesetzt werden, nachdem in einer am 17. September abgehaltenen außerordentlichen Generalversammlung der hiesigen Sektion des „Niederhessischen Touristenvereins“ der frühere, die Namensänderung betreffende Beschluß aufgehoben und der vom Vorstande gestellte Antrag: die Namensänderung für spätere Zeit zu verschieben und den geeigneten Zeitpunkt dafür dem Vorstande zu überlassen, angenommen worden war.

— Vom 28. bis 30. September hielt dahier der „Allgemeine Deutsche Sprachverein“ seine zweite Hauptversammlung ab. Dieselbe war zahlreich aus allen Theilen Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs besucht und nahm einen in seinen Ergebnissen sehr befriedigenden Verlauf. Bericht über die Verhandlungen folgt in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift.

— Das soeben erschienene Werk: „Die Fremdwörter der deutschen Sprache, ihre Erklärung, Verdeutschung und Aussprache, ihre Abstammung, ihre durchgängige Wiedergabe im Französischen, ihre Eintheilung nach Wortarten, nach einfachen und zusammengesetzten, nach gebräuchlichen und wenig oder ungebräuchlichen Wörtern; ihre zeitgemäße Schreibweise“, von Oberlehrer Richard Förtsch dahier, zeichnet sich, wie uns berichtet wird, durch Reichhaltigkeit und systematische Durchführung vortheilhaft aus, und kann daher allen, die sich näher unterrichten wollen, auf das Beste empfohlen werden.

— Im vorigen Jahrhundert bestand in Veckerhagen eine Glasfabrik und in Fulda eine Porzellanfabrik, aus denen prachtvolle Kunstwerke hervorgegangen sind. Leider ist die Geschichte dieser beiden Fabriken nur wenig öffentlich bekannt geworden, man weiß bis jetzt eigentlich nur, daß die „Veckerhager Glasfabrik“ von dem Landgrafen Karl gegründet worden ist, und daß die „Fuldaer Porzellanfabrik“ ihre größte Blüthe unter der Regierung des Fürstbischofs Heinrich VIII. von Bibra erreichte. Etwaige Notizen, die bezüglich der Geschichte jener beiden Fabriken zur Aufklärung dienen können, werden mit Dank von der Redaktion der Zeitschrift „Hessenland“ entgegengenommen.

Todesfall. Aus Bremen ist die Trauerkunde eingetroffen, daß der Senator August Nebelthau, Sohn des vorhinnigen Oberbürgermeisters von Kassel Friedrich Nebelthau, zu Schönebeck bei St. Magnus gestorben ist. August Nebelthau war am 8. März 1839 in Kassel geboren, er widmete sich dem Kaufmannsstande in Bremen; dort wurde er schon mit jungen Jahren in die Bürgerschaft und Handelskammer aufgenommen und im Jahre 1883 in den Senat gewählt. Im vorigen Jahre befiel ihn ein Nierenleiden, von dem er nicht mehr hergestellt werden sollte. — Die Bremer Blätter widmen dem Verblichenen warme Nachrufe. So schreibt die „Weserzeitung“: „Mit ihm ist ein in jeder Beziehung außerordentlicher Mensch von uns genommen. Er war ein Charakter von seltener Reinheit und unerschütterlicher Festigkeit, ein Mann von außerordentlicher Ruhe und Reife des Urtheils, die sich stets bei seinem Auftreten im öffentlichen Leben geltend machten. Die Abneigung, seine Person in den Vordergrund treten zu lassen, hielt ihn oft auch da zurück, wo seine Freunde und Gesinnungsgenossen gewünscht hätten, er möge die Leitung einer Angelegenheit in die Hand nehmen. Er war ein Mann, den unser Gemeinwesen schwer entbehren kann und der vielleicht in der Ganzheit seines Wesens gar nicht zu ersetzen ist.“ Friede seiner Asche!

Universitäts-Nachrichten. Die Berufung des ordentlichen Professors an der theologischen Fakultät der Universität Marburg, Dr. Adolf Harnack, in gleicher Eigenschaft an die Universität Berlin hat die allerhöchste Genehmigung erhalten. Dem Vernehmen der „Oberhessischen Zeitung“ nach wird Professor Harnack schon zu Anfang Oktober dieser Berufung Folge geben, und da derselbe bekanntlich zum Rektor der Universität Marburg für das Studienjahr 1888/89 gewählt war, so wird nunmehr eine neue Rektoratswahl stattfinden müssen, falls man nicht zu der früheren Praxis zurückkehren sollte, wonach bei Abgang des zeitigen Prorektors während seiner Amtsdauer der vorhergehende Prorektor die Geschäfte bis zum Ende des Studienjahres zu übernehmen hatte. — Professor Dr. Adolf Harnack zählt zu den hervorragendsten Kirchenhistorikern der Gegenwart. Derselbe ist geboren am 7. Mai 1851 zu Dorpat, studirte daselbst Theologie und Philosophie von 1869 bis 1872, habilitirte sich 1874 in Leipzig als Privatdozent für Kirchengeschichte, wurde dort 1876 zum außerordentlichen Professor befördert, 1879 als ordentlicher Professor der Theologie nach Gießen und 1886 von da in gleicher Eigenschaft nach Marburg berufen. Er schrieb u. a. „Zur Quellenkritik der Geschichte des Gnosticismus“ (Leipzig 1873); „Die Zeit des Ignatius und die Chronologie der antiochenischen Bischöfe“ (Leipzig 1878); „Das Mönchthum, seine Ideale und Geschichte“ (2. Aufl., Gießen 1882); „Lehrbuch der Dogmengeschichte“ (Freiburg 1886, 2 Bde.). Mit von Gebhardt und Zahn gab er die „Patrum apostolicorum opera“ (Leipzig 1876—78, 3 Bde.), mit von Gebhardt die „Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur“ (Leipzig 1882—84, Bd. 1 und 2) heraus.

Hessische Bücherschau.

Amor und Psyche. Ein Märchen des Apulejus. Aus dem Lateinischen frei übersetzt in Versen von Otto Siebert. Kassel, Ernst Hühn, 1889. (IV. 87 S.). br. 2.00.

Die „Verwandlungen oder der Goldene Esel“, jener satirische Roman des Lucius Apulejus aus Madaura, des Zeitgenossen der Antonine, ist eine Fundgrube für die Novellendichter der späteren Zeit gewesen. Was dem Roman aber seinen besonderen Reiz verleiht, ist das von dem Verfasser hinein verwobene Märchen von „Amor und Psyche“, nach Herder's Meinung der zarteste und vielseitigste Roman, der je erdacht worden! — Wer das Märchen erdacht hat, wer weiß es? Apulejus sicher nicht. Es ist eine jener wundersamen Erzählungen, die im fernen Orient ihre Entstehung fanden; die dann, wie viele unserer heutigen Sagen und Märchen, von Volk zu Volk wandern, uralt und doch ewig neu. — Daß Apulejus nicht der Erfinder ist, beweist der Umstand, daß Psyche's Liebeshandel mit Amor lange vor ihm bildlich vielfach von griechischen Künstlern verwerthet wurde. Er ist nur der einzige, der uns die Geschichte erzählt, auch wohl, wenn wir die Anspielungen auf römische Rechtsbegriffe, die hier und da darin enthalten, in Betracht ziehen, nach seiner Weise, kaum zum Vortheil des Ganzen, erweitert hat.

Gleichwohl ruht ein unaussprechlicher Reiz auf der Erzählung: Sie bewegt sich auf jener Grenze, wo man nicht weiß, ob der Götter buntes Treiben gläubig hingenommen oder ungläubig belächelt werden soll; Liebeszauber und orientalische Wunderpracht gemahnen an die Träume, die uns in lauen Sommernächten umspielen.

Und dieser duftigen Erzählung hat jetzt unser Freund und Landsmann Otto Siebert ein ihr würdiges Gewand gegeben: in einfachen und schlichten aber ansprechenden Versen hat er das Märchen in's Deutsche übertragen, das in der neuen Gestalt — im Vergleich mit der oft geschraubten Sprache des Apulejus — entschieden noch gewonnen hat. Die Wahl des Stoffes macht dem Herrn Verfasser alle Ehre. So wollen wir hoffen, daß recht viele sich mit uns an der reizenden Dichtung erfreuen werden; zumal diese bisher sich übermäßiger Verbreitung kaum wohl hat rühmen können. Auch die Verlagsbuchhandlung hat das Ihre gethan und es an guter und geschmackvoller Ausstattung in keiner Weise fehlen lassen.

H. Br.

Beiträge zur Geschichte der Botanik in Hessen aus dem 16., 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts. (Zur Gedenkfeier für Heinrich Bernhard Rupp aus Gießen, den Verf. der ältesten Thüringischen Flora.) Von Prof. Dr. G. Leimbach, Realschuldirektor in Arnstadt. (4°. 16 S.) Arnstadt 1888.

Verf. hebt seine Darlegungen mit der Gründung der Universität Marburg (1527) an und führt uns die Lehrer der Hochschule vor, welche sich durch Pflege und Förderung der botanischen Wissenschaft einen Namen gemacht haben: Euricius Cordus, dessen Sohn Valerius Cordus, Theodorich Dorstenius, Johann Lonicerus, Adam Lonicer, Clusius. Die Genannten wirkten bis in den Beginn des 17. Jahrhunderts hinein. Von da an folgte in der Pflege der scientia amabilis in Marburg eine lange Pause, während des ganzen 17. Jahrhunderts scheint dort das Studium der Botanik brach gelegen zu haben. Um so mehr

blühte es an der benachbarten Schwester-Universität Gießen. Dort entfaltete eine ruhmvolle Wirksamkeit Ludwig Jungermann. Bis 1624 gehörte er der Gießener Hochschule an. Als in diesem Jahre unter den Drangsalen des 30jährigen Krieges Landgraf Ludwig die Universität aufhob und mit Marburg vereinigte, leistete Jungermann auf die Uebersiedelung Verzicht und ging an die Universität Altdorf. Aus dem 18. Jahrhundert werden sodann die Verdienste von Johann Jakob Dillenius beleuchtet und gewürdigt. Der Schluß der Arbeit ist den Lebensschicksalen des Hessen-Darmstädtischen und Thüringischen Floristen H. B. Rupp (Verfasser der Flora Jenensis, gest. 7. März 1719) gewidmet. A.

Zur Geschichte des Frankenberger Kupferwerkes im Regierungsbezirk Kassel. Von Herrn G. Württenberger, Bergrath in Hannover. — Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen XXXVI. (4°. 19 S.) 1888.

Unter Zugrundelegung der alten Werksrechnungen und Akten gibt uns der Verfasser eine Geschichte des alten, langjährigen Bergbaues und Hüttenbetriebes zu Frankenberg. Die silberhaltigen Kupfererze, durch welche der Name des Kreisstädtchens in der Mineralogie und Geologie so bekannt geworden ist, wurden im Jahre 1590 durch den Frankenberger Bürger Heinrich Markgraf entdeckt. Der Bergbau kam im Jahre 1818, der Hüttenbau 1820 zum Erliegen. Hätte man rechtzeitig für eine genügende Bewältigung der eindringenden Wasser gesorgt, und wäre die Art des Hüttenprozesses nicht zu unvollkommen gewesen, dann hätte nach der Ansicht der Verf. der Betrieb des Werkes zu großer Blüthe gelangen können.

An neueren Versuchen, den alten Bergbau wieder aufzunehmen, hat es nicht gefehlt. 1856 kaufte Bergingenieur Ferber zu Gera das Werk, teufte mehrere Schächte ab, ließ aber bald entmuthigt weitere Arbeiten liegen. 1872 nahm Hüttenbesitzer Klein den Bergbau wieder auf. Zwei Jahre später ging das Werk durch Kauf in das Eigenthum einer Aktiengesellschaft zu Antwerpen, der „Compagnie belge des mines de Frankenberg“, über. Trotz des energischsten Vorgehens konnten aber aufbereitungswürdige Erze in hinreichender Menge für die zu gleicher Zeit erbaute Aufbereitungsanstalt nicht beschafft werden, und so wurde der gesammte Betrieb anfangs 1879 eingestellt, und ist bis jetzt nicht wieder in Angriff genommen worden.

Wer sich für die mineralogischen und technischen Fragen interessirt, wer über die Betriebsergebnisse einen Ueberblick gewinnen will, der muß die Abhandlung selbst zur Hand nehmen. A.

Briefkasten.

A. W. Kassel. Mit Dank angenommen.

P. M. Marburg. Viel zu breit angelegt, außerdem ein verbrauchter Stoff.

H. in H. 1) Wird besorgt. 2) Ist bei dem gegenwärtigen Raummangel schwer thunlich.

H. M. in Kassel und Andere. Wir bitten um Geduld!

F. H. Gersfeld. Sehen gefälliger Einsendung mit Vergnügen entgegen.

W. G. Gießen. Freundlichen Gruß. Lassen Sie bald etwas von sich hören.

K. B. Hanau. Sie erhalten nächstens Antwort.

Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes“ bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 20. Kassel, 15. Oktober 1888.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2641.

Frage.

Die einst in Jugendlust zum Fest ich führte,
Mit der gemeinsam ich des Schönen pflag,
Ich möchte wissen, ob wohl kam ein Tag,
Da sie für mich ein lieb Erinnern spürte?
Ich möcht' es wissen!

Und wenn ich ruhe unter Trauerweiden,
Auf meinem Grab ein einfach Kreuzlein steht,
Ich möchte wissen, ob sie dann wohl geht,
Ein Opfer mir von Blumen zu bereiten?
Ich möcht' es wissen!

Wird eine Blume sich darunter finden
Mit Blättchen, blau wie ihrer Augen Stern?
Ich möcht' es wissen! Wird von Herzen gern
Sie um das Kreuz ein Kränzchen davon winden?
Ich möcht' es wissen!

Ob dann mein Geist aus unbekannten Sphären
Sich dankend vor der Holden zeigen wird
Und leis ihr über Wang und Augen irrt,
Hinweg zu küssen ihrer Wemuth Zähren?
Das möcht' ich wissen!

Hugo Frederking.



Beiträge zur Geschichte des Städtchens Niedenstein und der Familie Heß v. Wichdorff.

Herausgegeben von Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.

II. Theil.*)

(Schluß.)

7.

Landtgraff Philippus hat einen Cantzlar gehabt, der hieß Johann Feyge undt ist ein gar gelahrter kluger Mann geweßen, undt gar reich wordten, so aber gern andtere Leutt geutzet. Alß nun einßmahlen auff einen landt=tagk der Landtgraff seine fürnehmen rethe, feldt=Hauptt=leutte undt andtere von Adel zur taffel gehabt undt Conrad Heß v. Wichdorff gegen den Cantzlar über geseßen, hat solcher ihn umb seinen Namen undt standt auffziehen wollen, sagende: Die Heßen wären untter denen Edtel=geschlechtern in Hessenlandt mit die eltesten, wie es doch zugangen, daß sie nit mehr so reich undt mechtig, wie andtere? Wormit er auff den Riedt=Eßell geziehlet, so neben ihme geseßen. Hat Conrad flugß geanttwortt: wir Heßen sindt ein altt=knorrigt Steineychen=geschlecht, so gar kerglich undt zeh auff denen bergen gewachßen, sindt dahero nit so geyll auff geschoßen, alß die Feygenbäum in denen hoff=gertten. Darob menniglich gelachet, daß auch der Landtgraff für lachen den weyn verschüttet. Hatt zum Cantzlar gesagt: siehst du Johanne, dieße Eychen=art hat auch gar scharffe dörn, daran man leichtlich hengen bleibet. Der Cantzlar hat darnach eine weyll mit Conrado getzürnet, sindt aber baldt wiedter freundt wordten.

8.

Da Melchior Heß v. Wichdorff mit Anna v. Boyneburgk=Hohenstein zu Wichdorf hochzeitt gehaltten undt viel der Gäst dageweßen, ist abendts speth der weyn auff die Neigen gangen. Hat Melchior die altte magdt, die Meckell, mit der großen Schlauff=kannen geschicket, auff die alte Kemnaden nach Nydenstein zu lauffen undt geschwindt noch weyn allda zu langen. Solche magdt ist ein guthwilligs, aber nit gar kluges mensch geweßen, hat ihn unrecht verstandten undt ist, anstadt nach dem Untter=Hoff zu Stadt=Nydenstein, wie ihr Herre gemeynet, hinauff auff den altten Nydenstein geloffen, allda den weyn zu holen. Kombt vor die pfortten, so damahlen noch vor dem wüsten gemäuer geweßen, pochet undt ruffet undt fluchet endtlich, man sollt doch ins † † † namen auff machen, dannen sie keyne zeitt hette. — Wirdt endtlich auff gethan undt kombt ein klein pucklicht mennlein, deß weißer barth bis übern gurth gangen, in einen rothen wambß herfür, den sie noch nit gesehen. Nimbt ihr die kandtel ab undt bringet solche voll weynß wiedter. Hat das trinckgeld für seine müh nit genommen, aber der magdt verbotten, sie soll nit sagen, wo sie den weyn geholet. Alß sie nun den weyn inß hochzeit=hauß bringet, ists ein gar köstlicher weyn geweßen, daß sich alle darob gefreuet undt tapfer darüber hergangen. Aber so viel sie auch getruncken, der weyn in der kandtel hat nit abgenommen, daß sich endtlich alle verwundtert. Da nun letzlich der Hauß=herre fraget, wie das zugienge undt wo der weyn her wehre, hat die magdt erst nit mit der sprach heraußgewolldt, auff ernstlich zuredten aber endtlich ertzehlet, wie es zugangen. Hat sie aber alßobaldt mitten im saal von ohnsicht=barer handt eine dermeßige maulschellen entpfangen, daß sie zu bodten gefallen, auch bis an ihr endt einen schwartzen backen behaltten. In der kandtel ist aber kein tropffen weyns mehr geweßen, hat alßo die zech ein endt gehabt undt auch denen Gästen der Durst vergangen.

9.

Melchior Heß v. Wichdorff hat aus Welschland einen spiritum familiarem mitbracht, so ein wundterbahr feurig weßen, in ein Crystalen eingoßen geweßen, alßo gefaßet, daß man selbigen bequehmlich an einen riemlein an Halß tragen können. Doch hat solchen Melchior nit viel anhengen mögen, weylen es ein schier un=

*) Alle Rechte vorbehalten.

geheuerlich Ding, dannen es, wannen gutes befürgestandten, zwahr ein hell freundlich liecht von sich geben, darhingegen aber, wannen übles zu gewartten, gar greulich anzuschauen, auch sonsten allerhandt böß gespuck darumb her zu spühren geweßen, daß seiner Haußfrauen dafür gegrauet. Weilen nun immer ein unglück überß andtere kommen, und solcher † † † nichts dargegen geholffen, sondtern wol gar daran schuldt geweßen, alß hat sie solchen, da ihr Eheherr hintter Weydtenhaußen geschoßen geweßen undt gar lang zu Marpurg darniedter gelegen, in den tieffen brunn zur Naumburg geworffen, ihn darmit loß zu werdten. Aber zur selben stundt hat er sich bei Melchiori zu Marpurg einfundten, daß sich solcher gar höchlich darob verwundtert. Ist aber mit ihme von stundt an beßer wordten undt hat er ihn hernacher wiedter mit gen Vacha bracht. Allda hat ihn Frau Anna in der heyligen nachtt in Keller in ein ritzen gebannt undt mit kalck eingoßen; ist nachmahlen von da nach Eyßenach, furtter nach Schmalkaldten gezogen undt hat sein schier vergeßen. Da man aber spether in den Burg-Keller zu Vach eine treppen verleget, ist er wiedter herfür kommen und der gesetzung ledtig wordten undt ohnversehends in Schmalcaldten auff der Edelfrauen tisch gestandten, daß sie fast zu todt erschrocken. Tags darauff sindt die Schweden eyngerucket undt geplundtert, darbey ein Cornett, Tubaldus geheißen, solchen spiritum familiarem fundten, selbigen mit großer Freudt umbgehenget undt darvon gezogen. Als er aber ettliche täg darauff in der Ruhlen beim trunck geseßen, den Crystalen seinen cameradten gewießen undt darob sein spott gedtrieben, ist ihm solcher auß der handt fallen undt zerbrochen, allßogleich der † † † loßkommen, Tubaldo den kragen ümbgedrehet undt mit ihme darvon gefahren. Hat sich nit wieder sehen laßen undt ist die familie seiner erlößet geweßen.

10.

Anno 1653 ist Geörg Heß v. Wichdorff in gescheфften nacher Milßungen undt Caßell geritten undt untterwegen nit weit an einen hochgericht furüber kommen, darauff man tags zuvorn einen mißetheter, so halb geredtert, annoch lebendtig auffs radt gesetzet. Solcher armer sündter hat gar kleglich geächtzet undt da Geörg sambt seinen Knecht still gehaltten undt ettliche leutt, so darbey gestandten, darumb gefraget, hat ihn der arme sündter mit nahmen ahngeruffen undt umb Christiwillen gebethen, daß er ihn mit einen schuß von seiner qual erlößet. Er hette es umb ihn wohl verdienet, maaßen er ihn in der schlachtt bey Ribbelstorff auß denen Kayßerlichen herauß gehauen. Hat sich alßo befundten undt ist ein altter rottmeyster aus deme Roßischen Regiment geweßen, so sich nach deme krieg auffs rauben geleget. Obwohlen nun Geörg hefftig betretten geweßen, und darvon reitten wollen, hat ihn doch der arme sündter nochmahlen so beweglich umb Christi Blut undt Barmhertzigkeit gebetten, daß er endtlich sein rohr vom sattel genommen undt ihn vorn Kopff geschoßen, daß derßelbige alßbaldt des todts geweßen. Darauff sie fürbaß geritten. Da sie aber ins stettlein kommen, dahin albereit etliche so bey deme Galgen gestandten, gelauffen, hat man sie gefengklich annehmen wollen. Zum Glück ist Geörg Heß v. Wichdorff nit gar unbekandt allda geweßen, insondterheit aber an deme Amptmann in Philippsthal einen gutten freundt gehabt, dahero man ihn reyßen lassen. Item, man soll der justitz nit inß handtwerck pfuschen.

* * *

Es ist ein gutes Stück Mittelalter, welches in den obigen Bildern an uns vorüber zieht und wie ein Kranz von Poesie seine Ranken um einen so schönen Theil der geliebten hessischen Heimath schlingt. Möge es Anklang finden als Zeichen dafür, daß die Pietät für die Vorfahren, die Bewunderung ihres mannhaft = kernigen Wesens, ihres Biedersinns und ihrer Frömmigkeit und Treue, sowie Sinn und Verständniß für die blaue Blume der Romantik in unserer heutigen, oft so materiellen Zeit doch noch nicht zu den überwundenen Standpunkten gehören! —

Heinrich von Bibra, Fürstbischof von Fulda.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Nachdem Fürstbischof Heinrich am 25. August 1763 die feierliche Huldigung seines Landes empfangen hatte, unternahm er eine Rundreise durch das Hochstift, um sich persönlich von dem Zustande desselben zu überzeugen. Jeden äußern Prunk vermeidend, war er auf das Eifrigste

bestrebt, vorhandene Mißstände gründlich zu beseitigen, die vielfachen Schäden, welche der Krieg verursacht, zu heilen, die zwischen den verschiedenen Gemeinden schwebenden Prozesse zu schlichten. So verglich er auch jene Rechtsstreitigkeiten, welche zwischen den Stiftslanden und der buchischen Ritterschaft anhängig waren, an Zahl nicht weniger als elf. Die Beamten ermahnte er zur treuen Pflichterfüllung, unparteiischen Rechtspflege und zur Beschleunigung ihrer Amtsgeschäfte. Zurückgekehrt in seine Residenzstadt Fulda, legte er unabläſsig und bis zu seinem Tode in allen Zweigen der Staatsverwaltung, und zwar mit sichtbarem, von seinen Unterthanen auch stets dankbarst anerkanntem Erfolge die bessernde und fördernde Hand an. Auf ihn paßt so recht der alte klassische Spruch nulla dies sine linea.

Treffliche Stützen in der Ausführung seiner Pläne hatte Fürstbischof Heinrich von Bibra an seinem Kanzler Johann Eberhard Kaiser, dem Superior des Benediktinerstiftes Freiherrn Karl von Piesport und seinem Leibarzte Dr. Melchior Adam Weikard. Er hatte überhaupt die bei Fürsten nicht hoch genug zu schätzende Gabe, für die höheren Staatsämter stets die geeignetsten Persönlichkeiten auszuwählen. Groß ist die Zahl der Gesetze und Verordnungen, die er erlassen; in der hiesigen Landesbibliothek ist eine Sammlung derselben vorhanden, die mehrere Bände umfaßt, ebenso in der Landesbibliothek zu Fulda. Selbstverständlich können wir uns hier nicht mit denselben im Einzelnen beschäftigen, das würde zu weit führen und den uns bemessenen Raum weit überschreiten, nur der hauptsächlichsten Regierungshandlungen dieses erleuchteten Fürsten wollen wir gedenken, die alle den Beweis liefern, wie sehr ihm das leibliche und das geistige Wohl seiner Unterthanen am Herzen lag und mit welcher hohen Einsicht und welchem sicherem Verständniß er dabei zu Werke ging.

Beginnen wir mit den wirthschaftlichen Verhältnissen, die damals in dem Stiftsgebiete noch arg darnieder lagen. Um einen tüchtigen wohlhabenden Bauernstand allmälig heranzubilden, ließ Fürstbischof Heinrich durch seinen Kanzler Johann Eberhard Kaiser die ökonomischen Verhältnisse des Landes untersuchen und denselben eine Belehrung für den Landmann abfassen, die dann unter dem Titel „Bauernphysik" im Druck erschien und unter die Gemeinden vertheilt wurde. Ebenso ließ Heinrich von Bibra eine gedruckte Anweisung über den Anbau der Futterkräuter verbreiten, welche die Veranlassung zur Einführung des Kleebaues im Lande wurde. Unter seine Justiz- und Verwaltungs-Beamte ließ er hiernach „Bernhard's Dorfpolizei" vertheilen und verlangte von jedem derselben ein schriftliches Gutachten über die Anwendbarkeit der darin enthaltenen Vorschläge in dem betreffenden Amtsbezirke. Der Fürst hatte dabei einen doppelten Zweck im Auge: er wollte seine Beamten dadurch nöthigen, sich mit dem Inhalte jener Schrift genau bekannt zu machen, dann wollte er aber auch aus den eingegangenen Berichten ersehen, welche Männer sich unter ihnen befänden, denen er die Ausführung der von ihm beabsichtigten Verbesserungen anvertrauen könnte.

Als in den Jahren 1771 und 1772 im Fuldaer Land in Folge von Mißwachs und Hagelschlag, sowie durch die den Wucher fördernde Sperre der Nachbarstaaten, eine Hungersnoth auszubrechen drohte, war der landesväterliche Fürst eifrigst bestrebt, diesem Uebel mit eigenen großen Opfern, namentlich durch Verabfolgung der Domanialfruchtvorräthe und Zuführung ausländischen Getreides, vorzubeugen.

Im Jahre 1772 setzte Heinrich von Bibra eine Landes-Oekonomie-Kommission nieder, welche zur Emporhebung der Landwirthschaft bestimmt, und welche noch besonders mit der Vertheilung der Wüstungen und mageren Hutweiden, die sich im Gemeindeeigenthum befanden, beauftragt war. Durch sie wurden mehrere tausend Morgen Land urbar gemacht und konnten die letzteren bis zum Jahre 1784 zu 615 Hüttneransiedelungen verwendet werden. Auch eine landwirthschaftliche Versuchs- und Musteranstalt wurde zu Erlenhof bei Neuhof gegründet und der dort angestellte Vorarbeiter angewiesen, allen Anordnungen der Oekonomie-Kommission nachzukommen, um aus eigener Anschauung zu prüfen, ob die Vorschläge derselben auch einen praktischen Erfolg hätten und zur Nachahmung empfohlen werden könnten. Von 1770 an wurden die fuldaischen Kalender dazu benutzt, durch Aufnahme populär geschriebener landwirthschaftlicher Artikel, die zum Theil der Feder des fürstlichen Leibarztes Dr. M. A. Weikard entstammten, belehrend auf den Landmann einzuwirken. Auch eine mineralogische Durchforschung des Hochstifts Fulda ließ Fürst Heinrich vornehmen. Er beauftragte zu diesem Zwecke den Mineralogen J. K. W. Voigt von Weimar mit der Untersuchung, „ob und welche Mineralien sich im Lande befänden, die bauwürdig seien." Die Schrift Voigts: „Mineralogische Beschreibung des Hochstifts Fulda," Dessau und Leipzig 1783, ist das Resultat dieser Untersuchung. Daß ein so einsichtsvoller Fürst wie Heinrich von Bibra, auch dem Obstbau und namentlich dem Weinbau seine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden würde, ist selbstverständlich. Und in der That verdankt der „Johannis-

berger," die Perle der deutschen Weine, seine vorzügliche Güte der rühmenswerthen Sorgfalt, mit welcher in den Fuldaischen Landen auf den Befehl des Fürsten die Rebenkultur gepflegt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Volkslieder.

Von M. Herbert.

Wer Abends in der Nähe von Dorf oder kleiner Stadt unserer engeren Heimath hinaus tritt, besonders zur lieben Sommerszeit, der mag auf steinerner Bank oder am Feldrain sitzend, vielleicht auch wandernd, in langer Reihe hessischen Burschen und Mädchen aus dem Volke begegnen, die wie im Winter in der Spinnstube es jetzt in der lauen Luft des Juli-Abends, nicht müde werden durch Stunden und Stunden Lieder zu singen: Weisen aus dem Gesangbuch, patriotische Lieder in der Schule gelernt, zuweilen aber auch und zwar am meisten Volksklänge, die sich durch Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt haben, inhaltlich sich gleich bleibend, wenn auch im Wortlaut sich verschiebend, wie ein werthvoller Familienschmuck, dessen Steinen dann und wann ein Enkel neue Fassung gegeben. Diese Lieder bringen alle, wie es ja das Wesen des Volksliedes ist, ihre eigene Melodie mit, und so ungleich oft ihr Reimfall, so ungleich ist auch ihr musikalischer Rhythmus, immer aber drücken sie, oft mit ergreifender Lebendigkeit, das Gefühl, den Gedanken, die Situation aus, aus welchen sie hervorgingen. Manch altbekanntes Stücklein trifft da unser Ohr, wie: Jetzt gang i an's Brünnele" — oder „Es waren zwei Königeskinder.", „Es wohnte ein König am tiefen Rhein", auch: „Ich hört' ein Sichlein rauschen" ꝛc. Aber auch Weisen, die vielleicht noch keinem Forscher begegnet sind, tauchen auf, zuweilen tief und mächtig, aber immer das alte Thema variirend:

„Es ist ein alt, gesprochen rat
„Wer man vor hundert Jahren
„und wer nie laid versuchet hat,
„wie mag der lieb erfahren?"

Das Volkslied, ganz die Geburt einer wirklichen Situation „gefunden, nicht erfunden" hat nichts Kunstmäßiges, Reflektirtes. Fast jedes Volkslied braucht eigentlich einen Kommentar um verständlich zu sein; aber gerade mit seiner naiven Voraussetzung, als sei die ganze Welt Mitwisserin seines Geheimnisses, mit seinen willkürlichen Sprüngen von einem Gefühl und Gedanken unvermittelt hinüber zum anderen, schlägt es an unser Herz mit der Kraft der Wahrheit und Natürlichkeit. Die Lieder, welche hier mitgetheilt werden, behandeln alle die Klage der Untreue, in zweien wiederholt sich sogar der Gedanke mit den nämlichen Worten. Sie werden im Kreise Melsungen mit kleinen Varianten ziemlich allgemein bekannt sein.

Lieblich und originell, trotz des banalen Schlusses, eine kleine Novelle des Herzenslebens, scheint uns besonders das folgende:

Er:

„Alle Leute, die Dich kennen,
Sagen dies und das von Dir.
Sagen All', ich soll Dich lassen —
Aber was gilt das bei mir!
Vater, Mutter sind dagegen —
Schatz, Du weißt es selber, wohl;
Darum muß ich Dich befragen,
Wie ich mich verhalten soll?"

Sie:

„Erste Liebe kommt von Herzen,
Zweite aber brennt zu heiß!
O wie glücklich ist das Mädchen,
Das von keiner Liebe weiß.
Laß sie reden, laß sie fragen!
Angebroch'ne Blum' laß stehn!
Magst getrost mit all' den And'ren,
Schatz an mir vorübergehn.
Sollt' ich aber unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein,
O so pflanz auf meinem Grabe
Rosen und Vergißnichtmein!"

Alte, ewig neue Geschichten sind alle diese Klänge:

I.

„Stets in Trauer muß ich leben,
Stets in Trauer muß ich sein,
Denn mein Schatz ist untreu worden,
Gab die alte Liebe drein."

„Meine Eltern woll'n 's nicht haben,
Daß ich zu Dir gehen soll.“
„So mußt Du die Zeit bestimmen,
Da ich zu Dir kommen soll.“

„Zeit kann ich Dir nicht bestimmen,
Höre keinen Glockenschlag!“
„So mußt Du den Wächter fragen,
Der hört jeden Glockenschlag.

Und mein Herz, das ist der Wächter,
Hat den Glockenschlag gehört.
Du willst nicht mehr mit mir gehen,
Du hast Dich von mir gekehrt.

Hätt' ich Schreibpapier und Tinte,
Hätt' ich Zeit und Feder schön,
Thät ich Dir ein Brieflein schreiben
Und es sollt' darinnen stehn:

Rosmarin und Lorbeerblätter
Bind' ich Dir in einen Strauß.
Dies soll sein der erst und letzte
Dies soll sein der Abschiedsstrauß.“

II.

Auf den Wiesen rings herum
Blüht das Tausendgüldenkraut.
Tausend Gülden gäb' ich drum,
Hätt' ich niemals Dich geschaut.

Heute ist der Jahrestag
Meiner bitt'ren Abschiedszeit,
Als ich ging von Dorf und Hag
Und Du gabst mir das Geleit.

Sagtest: „Niemals haben sich
Zwei wie Du und ich geherzt.“
Und ich meinte: „Du und ich?
Wen es wohl am meisten schmerzt?“

In der Fremde nur ein Jahr
Blieb ich — o du liebe Zeit —
Als ich wiederkehrte, war
's länger als die Ewigkeit.

Denn die ew'ge Treue brach,
Und Du hattest einen Mann,
Einen braven Mann fürwahr,
Der Dich auch ernähren kann.

Sprachest: „Laß das Weinen sein,
Schau empor und schau umher.
Geh' in's Leben frisch hinein,
Gibt's denn keine Mädchen mehr?

Mädchen blüh'n an jedem Strauch,
Schöne, gute auch dazu.“
Sagt ich ihr: „Das weiß ich auch!
Ist doch kein's so schön wie Du!“

„Ist doch keins so falsch wie ich!
Hätt ich Deine Treu gewußt,
Nimmer hätt' ich mich vermählt —
Läge heut' an Deiner Brust.“

Auf den Wiesen rings herum
Blüht das Tausendgüldenkraut,
Tausend Gülden gäb' ich drum,
Hätt' ich niemals Dich geschaut.

III.

Gärtnersfrau.

Müde kehrt ein Wanderer zurück,
In die Heimath, zu der Liebe Glück.
Doch bevor er tritt in Liebchens Haus,
Kauft er für sie einen Blumenstrauß.

Und die Gärtnerin so hold und fein,
Führte ihn in's Rosengärtelein.
Doch bei jeder Blume, die sie bricht,
Rollen Thränen ihr vom Angesicht.

„Warum weinst Du, schöne Gärtnersfrau?
Weinst Du um das Veilchen dunkelblau?
Oder um die Rose, die nun bricht?“
„Nein! ach nein! Um dieses Alles nicht!

Weine nur um den Geliebten mein,
Der gezogen in die Welt hinein,
Dem ich einstmals Treu geschworen hab,
Die ich dennoch nun gebrochen hab.“

„Warum hängt Dein Blick an diesem Ring,
Den ich einst von Deiner Hand empfing?
Warum wardst Du untreu vor der Zeit?
Brachst der heil'gen Lebenstreue Eid?

Mit dem Sträußlein Blumen in der Hand,
Muß ich ziehen nun von Land zu Land.
Bin auf ewig nun der Fremde Gast,
Weil Du Treue mir gebrochen hast.“

Schließlich sei noch das reizende Volkslied erwähnt, welches in der Novelle „Aus engem Thale“ citirt ward:

Das Mädchen und der Lorbeerbaum.

Ein Mädchen wollt' zum Tanze geh'n —
Schneeweiß war sie gekleidet.
Was sah sie an dem Wege steh'n?
Ein Lorbeerbaum war grüne.

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Wovon bist Du so grüne?“
„Mich hat ein kühler Thau erfrischt,
Davon bin ich so grüne.

Und Du, schwarzbraunes Mägdelein,
Wovon bist Du so schöne?“
„Ich esse süß und trinke Wein,
Davon bin ich so schöne.

O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Mach' Du dich nicht so kühne,
Es sind von meinen Brüdern drei,
Die hauen Dich hernieder."

„Hau'n sie mich diesen Winter ab —
Auf's Frühjahr grün' ich wieder!
Ein Mädchen, das die Ehr' verliert,
Das findet sie nicht wieder."

Interessant sind auch die seltener vorkommenden, dramatisch belebten Wechsellieder, in denen ein Theil gesungen, der andere gesprochen wird. Z. B. die Mädchen singen:

„In Stücke möcht' ich mich zerreißen,
In's Wasser möcht' ich springen,
Dieweil mein Schatz 'ne Andre liebt:
Möcht' ich mich selbst umbringen!"

Die Burschen:

„Wer ist denn draußen?"

Die Mädchen:

„Ein ganz verlaß'nes, armes Mädchen.
Von ihrem Schatz verlassen.
Sie fragt, ob er nicht drinnen wär?
Sie sucht auf allen Gassen."

Die Burschen sprechen:

„Bin nicht zu hausen!"

Die Mädchen singen:

„Schon gut, jetzt denkst Du nicht daran" 2c.

Das Lied verliert sich in's Gemeine, Unschöne, aber gesungen und gesprochen hat es doch etwas Drastisches, Lebensvolles, und die Moral, welche die Mädchen gern recht laut und im vollen Chore singen, lautet:

„So geht's, wenn man zu gerne glaubt
Und gar zu zärtlich liebet.
Wer jedem süßen Worte traut
Wird hinterher betrübet."

Aus gährender Zeit.

Novelle von F. Storck.

(Fortsetzung.)

Ganz gelassen durchschritt der Gefangene das enge Gemach und pfiff noch dazu die Melodie eines Freiheitsliedes.

So konnte denn auch der Schließer dem Inspektor melden: „Der Gefangene, welcher gestern oben in die höchste Zelle gebracht sei, scheine ein hartgesottener Sünder zu sein. Er habe sogar ein polizeilich untersagtes Lied gepfiffen. Im Uebrigen ließe dieser unverbesserliche Bösewicht den Herrn Inspektor um etwas zum „Lesen" bitten."

Lotte hörte diesen Bericht. Sie fertigte eben Fritz für die Schule ab, als der Schließer die Meldung machte.

Der Inspektor, ein Mann in mittleren Jahren, sah, da er meist leidend war, schon recht alt und grämlich aus. Auch heute fühlte er sich nicht wohl. Seine Stimmung war daher durchaus nicht rosig und er sagte unwirsch: „Was lesen? Ich lasse ihm sagen, er würde wohl vorläufig noch genug zu „denken" haben."

Schon wollte sich der Mann mit diesem Bescheid entfernen, als Lotte dem Vater die Hand auf die Schulter legend bat: „Ach Väterchen, schicke ihm doch ein Buch. Langeweile ist doch zu entsetzlich. Und es scheint doch ein gebildeter Mensch zu sein, sonst bäte er nicht um Lektüre."

„Na, da hole ihm meinetwegen ein Buch. Ist zwar gegen das Reglement", brummte der alte Herr. —

Zehn Minuten später berichtete der Schließer an Paul die Worte des Herrn Inspektors in getreuer Wiederholung.

„Nun und Sie bringen dennoch das Buch mit?" fragte der.

„Ja, das hat das Fräulein ausgewirkt, sonst hätt's der Herr Inspektor nicht gethan. Na, wenn Sie da immer lesen wollen, können Sie sich auch noch um den Verstand lesen. Dreihundert und fünfundsechzig Tage das Jahr, jeden Tag nur zwölf Stunden, da kriegen wir schon eine hübsche Zahl." Damit schob er sich zur Thür hinaus, und die mächtigen Schlüssel läuteten immer ferner verhallend durch den Gang davon.

II.

Wochen waren verstrichen. In der Welt draußen hatten sich wohl wichtige Dinge ereignet. Jeder Tag bringt ja im steten Wechsel neues Leid, neue Freude.

Dem einsamen Manne da oben im kleinen Thurmgemach schien es mitunter, als stehe die rastlose Zeit nun still. Für ihn gab es nichts zu thun. Für ihn gab es keinen Wechsel im

täglichen Einerlei der Festungshaft. Er war ja ein flügellahmer Adler, der den kühnen Flug empor zur Freiheitssonne nur halb gethan, und nun harren mußte, was eine wohllöbliche Justiz über ihn beschließen werde. Geduld — er lernte den Begriff des Wortes erst verstehen, seitdem er hier gezwungen war, diese Tugend zu üben. Früher wollte er nichts davon wissen: „Dem Muthigen gehört die Welt", so war sein Losungswort gewesen.

Die einzigen Lichtstrahlen, die in dieser trübseligen Gedankenwelt fielen, gingen von dem kindlich anmuthigen Wesen aus, welches er da unten im engbegrenzten Raum des Burggärtchens in all' seiner unbefangenen Natürlichkeit beobachtete.

Er lächelte oft über sich selbst, wenn er mitten in der Lektüre eines interessanten Buches — er erhielt jetzt immer gute Bücher aus dem Vorrath des Inspektors, sogar einige medizinische Werke durfte ihm der Schließer aus der Stadt besorgen — aufsprang, um an's Fenster zu eilen, wenn er den Riegel der Gartenpforte klirren hörte. Nicht eher verließ er dann seinen Lauscherposten, bis das helle Kattunkleid wieder hinter der Thür verschwunden. Auch den gestrengen Herrn Papa sah er ab und zu durch den Garten schreiten. Vom Schließer — welcher merklich zugänglicher geworden — erfuhr er, daß die Frau Inspektor schon ein Jahr nach Fritzchens Geburt gestorben. Der Alte meinte: „Der Herr Inspektor müsse wohl seine Frau über die Maßen geliebt haben, denn er habe sich von da ab ganz von der Welt zurückgezogen, und das arme Fräulein, die sei nun schon nahe an die Zwanzig, aber mitgemacht habe sie noch nichts. Da gäbe es doch das Jahr hindurch drunten in der Stadt allerlei Lustbarkeit für junges Volk, aber sie komme nicht einmal dazu. Vergnügt bleibe sie dennoch und hänge an dem wilden Jungen, als ob's ihr eigen Kind sei."

Ob sie es wußte, daß die Augen des Gefangenen all' ihrem Thun mit schier andächtigen Blicken folgten? Sie ahnte es wohl nicht. Wie würde sie sonst so unbefangen heiter sich da unten bewegt haben.

Einmal saßen sie auch vor der Laube. Lotte mit einer Näharbeit, Fritz vor dem Gartentisch stehend mit Blattwerk und Blüthen beschäftigt. Vergeblich mühten sich die ungeschickten Finger einen Kranz zu binden, es ging nicht. Da warf er zornig Alles von sich und stampfte mit den Füßen den Kies des Weges.

„Es wird nichts, ich sagte es Dir gleich."

„Aber Fritz! Schäme Dich so heftig zu sein. Komm her mein Junge, lies Alles hübsch wieder auf und dann, wenn Du mich recht schön bittest, mache ich einen Kranz."

Der Groll des kleinen Burschen war schnell verflogen vor der ruhigen sanften Stimme der Schwester. Gehorsam sammelte er all' das Grünzeug und geduldig reichte er ihr Blatt um Blatt, bis ein zierlicher kleiner Kranz fertig geworden.

Ganz verklärt betrachtete Fritz Lottens Werk, dann mit einem schnellen Sprung stand er neben ihr auf der Bank und drückte das grüne Gewinde auf ihren Scheitel.

„Weißt Du wie Du nun aussiehst Lotte? Gerade wie die Braut in meinem Märchenbuch, die der Prinz heirathet." Fröhlich klatschte er in die Hände und sprang jubelnd vor der plötzlich heiß Erröthenden umher. Mit hastigem Griff hatte das Mädchen den Kranz vom Haupte genommen.

„Wie dumm, Fritzchen", lächelte sie. „Ich bin doch keine Braut."

„Aber Du sollst nun gerade eine sein" beharrte Fritz mit kindlicher Hartnäckigkeit.

„So, Du möchtest mich also gern fort haben, du undankbarer kleiner Mensch. Wenn ich eine Braut wäre, so müßte ich doch heirathen und ginge dann mit meinem Manne fort, weit — weit, so weit er immer wollte."

Da schlangen sich die weichen Kinderarme leidenschaftlich um ihren Nacken und er schluchzte laut: „Nein, nein, wenn Dich der böse Mann mitnehmen will, dann sollst Du ganz gewiß keine Braut werden, ich leid's nicht." —

Lange noch, nachdem der Platz vor der Laube leer geworden, vermeinte Paul die süße Stimme zu hören, da sie sagte: „Ich ginge dann mit meinem Manne weit, weit, so weit er immer wollte."

Wie beneidenswerth der Mann, dem solch' ein reines Kind in seligem Vertrauen folgen wollte! Hätte sie ihm, dem Gefangenen, der all' sein Denken und Handeln an eine Idee, ein Phantom vergeudet hatte, hätte sie ihm folgen mögen? Er lachte spöttisch, daß es scharf von dem kahlen Gemäuer wiederhallte.

Nein, gewiß nicht! Sie kannte ihn ja gar nicht einmal. Und wer war er denn? Ein Mann, dem das erstrebte Ziel in unerreichbare Fernen gerückt. Ein Mann, der nichts sein nannte, das Wenige, was er noch besaß, kam einem Nichts gleich. Aber besaß er nicht Kenntnisse? Ein tüchtiger Arzt findet aller Orten lohnende Praxis.

Einmal war ihm schon der Gedanke gekommen, ob nicht durch den Beistand dieses Mädchens eine Flucht möglich sei? Wenn er ihr schriebe, ihr das Papier hinab in den Garten würfe?

Doch er verwarf diesen Gedanken wieder.

Nein, das durfte nicht sein. Sie müßte ja einen Verrath an dem Vater begehen. Und wußte er, ob sie überhaupt für ihn etwas wagen würde? — Nein, es ging nicht an, er mußte hier ausharren. Nach solchen Erwägungen überfiel ihn eine grenzenlose Erbitterung. Er hätte die festen Mauern durchbrechen, die ausgestellten Wachen erwürgen mögen. Und schließlich saß er geduldig hinter dem geöffneten Fensterchen und lauschte gespannt jener weichen Stimme, die ihm süßer klang als Musik.

III.

Sonntag früh war es. Der Glocken vielstimmig Geläut drang durch die klare Sommerluft getragen von der Stadt herauf, da sah er die schlanke Mädchengestalt, den kleinen Krauskopf an der Hand, die Schloßtreppen hinab zur Kirche eilen. Für wen ihre Gebete zum Himmel aufsteigen mochten? Ob nur für den kränklichen Vater und den kleinen Wildfang ihr zur Seite? Ein heißes Verlangen, sie möchte auch seiner gedenken, stieg in der Seele des jungen Doktors auf. Bislang hatte er sich scheu zurückgehalten, wenn je ihr Blick flüchtig zu der Höhe seiner Zelle hinaufgeschweift. Jetzt mit einem Male empfand er es als eine Pein, von ihr nicht gekannt zu sein.

Während aus der Kirche herauf, leise wie Geistersang, durch die feierliche Sonntagsstille gedämpfter Orgelklang und Gesang ertönte, saß er an dem massiven Eichenholztische und schrieb — Tinte und Feder hatte man ihm ja großmüthig gestattet — folgende Strophen:

„Hast je Du schon empfunden
Was Freiheitsstrafe sei?
Wenn Geist und Körper schmachten
Im Bann der Tyrannei?

Wenn man in Kerkermauern
Den Körper eingezwängt,
Indeß mit Wahnsinnsschauern
Der Geist in's Freie drängt?

Du kennst nicht die Gefühle,
Die bitter mich durchtobt,
Wenn Vögleins Lied am Abend,
Den Herrn der Schöpfung lobt.

Ich möchte dann zerbrechen
Den Riegel, der mich hält.
Möcht fliehen durch die Wälder,
Weit, weit, durch Flur und Feld.

Nur Eines sänftigt wieder
Das wild erregte Herz,
Es sind die süßen Lieder
Von Treue, Lieb' und Schmerz,

Die oft mit weicher Stimme
Dein Mund am Abend singt,
Wenn durch mein kleines Fenster
Manch gold'nes Sternlein blinkt.

Und eilst Du durch den Garten,
Mit frohem Kindersinn,
Ist's mir, als sollt' ich schauen.
Nur auf dies Fleckchen hin.

Doch sieh, das Herz ist störrig,
Ein Ding gar seltsamlich;
So sehnt das meine täglich
Nach einer Rose sich.

Drum üb' Erbarmen, spende
Mir solch ein duftend Reis
Von all' der Blüthenfülle. —
Mein Dank sei Dir der Preis.

Und darunter setzte er mit einem zierlichen Schnörkel sein Dr. med. Paul Weber.

Das menschliche Herz ist ein Ding, über dessen Ergründung sich schon die bedeutendsten Köpfe abgemüht, ohne zu einem befriedigenden Ergebniß zu kommen. Man sollte meinen, der Doktortitel gelte dem jungen Manne nichts, da er ihn in all' der Zeit, wo er berechtigt war ihn zu führen, als lästigen Ballast bei Seite geschoben. Und nun, diesem unerfahrenen Mädchen gegenüber, holte er sich den noch blitzblanken Titel hervor. — Er hatte ihn seither gleichsam unter Verschluß gehalten, weil, wie er in manch' schneidiger Rede gesagt: Titel nur leerer Schall seien.

Nun meinte er, es nehme sich doch recht vollständig aus, dieses Dr. med. vor dem Namen. Sie wußte doch nun gleich, weß Geistes Kind er war. Gestehen wir's, es war ein gut Theil Eitelkeit im Spiel. Sie sollte nicht denken, er sei ein Mensch der nichts gelernt, und der sich schließlich so unnütz in der Welt gemacht habe, daß man ihn einstweilen kalt stellte. —

Und dann harrte er mit fieberhafter Ungeduld des Augenblicks, da sie den Garten betreten werde. Es war eine schwere Geduldsprobe, aber endlich kam sie. Doch Fritz kam mit ihr.

In diesem Moment haßte er fast den blonden Krauskopf, der sich mit solch impertinenter Sicherheit an den Arm der Schwester hing.

Wurfbereit lag der Papierknäuel, in dessen Mittelpunkt sich ein Stückchen Fensterblei befand, auf dem Fenstersims.

Endlich lief der kleine Bursche mit seinem Schmetterlingsnetze einem schönen Admiral nach, welcher über dem niederen Bosquet gaukelte. Und jetzt kam auch das Mädchen, im lichtblauen Kattunkleid, langsam näher.

Noch ein abmessender Blick hinunter, und das weiße Päckchen flog nahe der lichten Gestalt auf den Kies des Gartenpfades nieder. Sie mußte in tiefes Sinnen verloren sein, denn sie zuckte jäh zusammen. Dann aber sah Paul, wie sie hastig vorschritt und das räthselhafte Ding aufnahm. Langsam, wie träumend, rollte sie den umhüllenden Papierfetzen ab.

Er konnte nicht sehen, ob sie erbleichte, aber er sah, daß sie las.

Und dann stürmte Fritz heran, in seiner Hand den gefangenen Falter. Nun mußte er das Blatt in ihrer Hand sehen, mußte fragen, wie alle Kinder thun, — ungeduldig stampfte Paul den Estrich des Fußbodens.

Doch er hatte sich unnöthig aufgeregt. Schon verschwand das Papier in Lottens Tasche und der Knabe war viel zu sehr mit seinem wichtigen Fang beschäftigt, als daß er die Erregung der Schwester bemerkte. — Nur noch wenige Minuten und der letzte Schimmer des blauen Gewandes verschwand hinter der kleinen Pforte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heilquelle unweit des Dorfes Nordshausen bei Kassel.

Auf blumenreichem Wiesengrunde
Entspringt ein Quell krystallenklar,
Die Chronik giebt davon uns Kunde,
Daß einst er reich an Segen war.

Vor Zeiten stand gar hoch in Ehren
Zu Kassel ein Leibmedicus;
Man glaubte seinen weisen Lehren —
Denn glauben man dem Doctor muß.

Man glaubte ihm in jedem Stande
Und folgte seinem Rathe schnell;
Er rief es aus im Hessenlande:
„Jedwede Krankheit heilt der Quell!“

„Selbst alle Gliederschmerzen schwinden,
Wen jahrelang geplagt die Gicht:
Es gibt für alle Zeit dem Blinden
Der Quell zurück das Augenlicht!“

Und bei Geduld und festem Glauben,
Ach, für die Menschheit welch ein Glück!
Giebt dieser Quelle Trank dem Tauben
Alsbald auch das Gehör zurück!“

In Scharen kamen drauf gezogen
Von nah und fern, Mann, Weib und Kind;
Doch alle sahen sich betrogen —
Taub blieb wer taub, und blind wer blind.

Wohl brachte einst die Quelle Segen,
Und mancher ging geheilt nach Haus,
Nach solcher Lüge aber, so verwegen —
Da war es mit dem Segen aus.

Seitdem ist nach und nach verschwunden
Der Quelle Kraft, schon lang ist's her;
Sie labt wohl heut noch die Gesunden —
Doch heilt sie keine Kranken mehr.

Sie quillt noch heut in voller Klarheit
Im Wiesenthal und murmelt leis:
„Bleib immer redlich bei der Wahrheit
Und mach durch Trug der Welt nichts weis!“

Karl Finck.

Sei werre gütt!

(Schwälmer Mundart.)

Sei werre gütt, [1]) meng gürrer [2]) Schatz!
Na, kränk dich net ze sehr.
Es flohk mer ewwern Kopp in Spatz, [3])
Do kann ich nechts derfer.

Bremm stahlst du ööch beim Neckloos dich, [4])
Bos ich net leihre [5]) kann.
Ich sohs, do ewwerlüff es mich.
Ich scholl; [6]) es wor ee Schann. [7])

Verweng dos Wott, dos ich gesäht! [8])
Sei gütt ö hon [9]) Gedold!
Ich hons bedabbeld ö bekläht.
Net dü, nee ich wor schold.

Gab mer in Monz; sei werre meng;
Verweng, bos ich gedoh! [10])
Ich daht ee Ongrächt, daht ee Seng. [11])
Komm, gück mich werre o!

Sei werre froh ö bleiw meng Schatz,
Ö kränk dich net ze sehr!
Es flohk mer ewwern Kopp in Spatz;
Do kann ich nechts derfer.

Kurt Nuhn.

1) Sei wieder gut; 2) mein guter; 3) Es flog mir über den Kopf ein Spatz, sprichwörtliche Redensart; 4) Warum stelltest du auch bei den Nikolaus dich; 5) leiden; 6) schalt; 7) Schande; 8) Verwinde (schluck hinab) das Wort, das ich gesagt; 9) habe; 10) Gieb mir einen Kuß; sei wieder gut; verwinde, was ich gethan; 11) Unrecht, Sünde.

Aus alter und neuer Zeit.

— Unsere nordöstliche Stammes-Grenze. In dem jüngst erschienenen Anhange zu meiner Chattischen Stammes-Kunde habe ich auf Seite 14 geschrieben:

Die Werra, von Hedemünden aufwärts bis beinahe Salzungen, wird an beiden Ufern von chattischem Volke bewohnt. Die von den fränkischen Begründern des deutschen Reiches vorgenommene Gau-Einteilung war keine streng stammheitliche, sondern vor allem auch eine verwaltungsmäßige. Daher konnte es geschehen, daß im Angelände unterer Werra hessische Bevölkerung in thüringische Gaue einbezogen ward, über die jedoch — was nicht zu vergeßen — fränkische Grafen als Vögte gesetzt waren.

Im Anschluße hieran sollte es noch heißen:

Durchaus unberechtigt ist, wenn darauf hin dem noch unbezwungenen Thüringer Reiche, z. B. im Sprunerischen Atlasse, schon eben diese westliche Erstreckung gegeben wird. Richtig zeichnet Putzger.

Wie die Bevölkerung im Altertume geheißen habe', die heute zwischen goldener Aue und dem Rennstiege wohnet, wißen wir nicht; der überlieferte Name Hermunduren passet vielmehr auf das jetzo doch gar uneigentlich Ostfranken genannte Gebiet. Echte Franken, d. h. im Blute, sind nur die Bewohner Hessen-Naßau's und der Rheinprovinz; nicht aber die Würzburger, Bamberger, Nürnberger. Hinwider war der Ausdruck Thüringer Reich eine Bundes-Bezeichnung, der einst von der Magdeburger Börde bis über den Brenner reichte, jeweilig auch Böheim mitbegriff. In der Einschrenkung gilt Thüringen dann eben für den sonst unbenannten Stamm im Angelände der Unstrut und Sale.

Mitteilungen über die Grenze zwischen den chattischen Franken und den Thüringen vor dem Jahre 531 besitzen wir in keiner Weise. Da jedoch die mundartliche Grenze beider Völker auf der Waßers-Scheide der Werra zur Unstrut ligt, so muß diese auch als echte alte Stammes-Grenze gelten. Unstatthaft ist also, für jene Zeit schon eine Grenze zu zeichnen — worin eben viele geschichtliche Karten fehlen — die ja von den merowingischen Königen und karolingischen Hausmaiern hinter drein unter anderem Gesichts-Punkte erst abgesteckt ward; als nemlich Thüringen dem fränkischen Reiche bereits einverleibt war.

Widukind (1. Buch, 9. Absch.) berichtet zur Schlacht von Rönberg, die bekanntlich mit völliger Niederlage der Thüringe endete, daß beide Heere nahe der Landes-Mark zusammen gestoßen seien. Es war im Gefilde von Langensalza. Die Ermittelung der Örtlichkeit, gegenüber wunderlichstem Tasten, verdanken wir L. Hoffmann (Jahres-Bericht höherer Bürger-Schule zu Rathenow von 1872). Der Anmarsch des chattischen Heerbannes wird auf der alten Straße durch den Ringgau erfolgt sein. Die Trümmer des thüringischen Heeres wichen Unstrut abwärts nach Burg Scheidungen, unweit Naumburg.

Wer je auf der Waßers-Scheide der Werra zur Unstrut gewandert ist, dem muß alsbalde, ob er sich auch nicht mit mundartlicher Forschung befaße, veränderte Landes- und Volks-Art aufgefallen sein. Hüben echt hessische Orts-Namen, keine auf —stedt und —leben; drüben überwiegend welche mit diesen Ausgängen! Auch die Wartburg ist auf altchattischem Boden erbauet; doch in Betreffe Eisenach's entstund Hader. Die Mundart daselbst ist gemischt. —

Die gesamte fränkische Reichs-Einteilung lehnte sich nur ungefähr an ältere Gaue und Stammes-Gebiete an. Gerade wie solches heute für Abgrenzung der Provinzen, Regierungs-Bezirke und Kreiße gilt. Lothringische Gaue gab es, in deren einer Hälfte wallonisch, in anderer aber deutsch gesprochen ward. Das rein alemannische Niederbühl, südlich von Rastadt, fiel eben so gut ins Herzogtum Franken als unser Wolfhagen.

Jene Linie, die Niederhessen und Buchonien widerartig zerschneidet, als Grenze gegen Thüringen und das unechte Ostfranken, ist in stammheitlicher Hinsicht eine ganz willkürliche, indem sie jenen Ländern chattische Striche zuteilt. Beachtung der Mundart ist für Aussonderung alter Stammes-Gebiete daher unerläßlich; die sonst höchst verdienstlichen geschichtlichen Karten genügen solchem Zwecke nur in einzelnen Fällen.

Noch sei wegen der Namen Hermun-Duren und Thüringe eine Bemerkung geboten. Sie fugen mit Nichten zusammen. D und Th sind nemlich zeitgenößisch; beide gehören gleichmäßig älterer Lautstufe an. Neuhochdeutsch müßten die Duren vielmehr Turen, die Thüringe aber doch Düringe heißen. Man vergleiche englisch Day und Thank, gegenüber Tag und Dank. —

Beider Verhältnis bleibt also dunkel. —

Ich schließe mit einem Satze aus meiner Chattischen Stammes-Kunde: Man muß es sich einfach nicht gefallen laßen, wenn heute die althessische Stadt Vach an der Werra von Unkunde und Mode-Spielerei den Zusatz in Thüringen empfängt. Nach glücklichem Wiederbesitze unserer schönen Werra-Landschaften während manches Jahrhundertes, mußten wir einen Teil derselben in 1816 abermals abtreten — und zwar nur damit der Herzog von Weimar doch Großherzog werden könne!

Wahrlich, treue Hingabe und unsagbar schwere Opfer des hessischen Volkes, im Ringen für Deutschland gegen Frankreichs Macht, hätten wol Anerkennung durch Gebietes Zuwachs, nicht jedoch Schwächung verdient. Wie hinwieder, etwa in 1792, die vaterländische Stimmung anderwärts geartet war, darüber wolle man z. B. in Ditfurth's

hinterlassenem Werke (Marburg 1881, Elwert's Verlag) an seinem Orte nachlesen.

Über die Belehnung des hessischen Landes-Herren mit der Landgrafschaft Thüringen — die gemeiniglich grundfalsch dargestellt wird, habe ich in meinem Nachtrags-Bande zu Vilmars Idiotikon unterm Titel „Raspe“ mich schon ausgelaßzen. In den Melsunger Hess. Blättern nahm ich einst Gelegenheit, über Gottfried Kinkel's unglaubliche geschichtliche Irrtümer zu handeln. Er macht Otton, der vielleicht nie seinen Fuß über die Werra gesetzt hat, zu einem thüringischen Fürsten-Sohne.

Bei all dieser thüringischen Romantik, worin die Gegenwart befangen ist, kömt nur leider hessisches Volkstum und hessischer Taten-Ruhm zu kurz. Niemandes Ehren wollen wir kränken; unsere Geschichte aber müßzen wir beßzer lernen — und dann uns wehren.

Hermann v. Pfister.

— In dem XVI. Jahrhundert blühten in Deutschland nicht allein die Wissenschaften, es war ja das Zeitalter des Humanismus, auch die Kunst des Weintrinkens hatte zahlreiche Verehrer, ganz besonders unter den Gelehrten. Was Helius Eobanus Hessus in dieser edlen Kunst zu leisten verstand, haben wir bei anderer Gelegenheit dargethan, ihm standen würdig zur Seite die hessischen Dichter Euricius Cordus und Petrus Paganus. Aber auch unter den Edelleuten gab es große Helden in dieser Kunst: so lebte in jener Zeit ein hessischer Edelmann aus einem der ältesten und angesehensten Geschlechter, dem Vilmar nachrühmt, daß er ein geistig lebendiger und für die geistigen Interessen sehr empfänglicher Mann, ein Gönner des Dichters Burkard Waldis, eines der allerberühmtesten Hessen, gewesen sei. Ein großer Freund und Förderer lustiger und toller Streiche, besaß er auch einen unüberwindlichen Hang zum übermäßigen Trinken. Landgraf Philipp verbot ihm das Weintrinken, da nahm er eine Hand voll geschälter Gerste, warf sie in einen mächtigen Topf, goß diesen voll Wein und aß denselben als Weinsuppe, die zu essen ihm ja nicht verboten sei, mit dem Löffel aus. Man klagt heute so oft darüber, und nennt es einen „Fehler im Schöpfungsplan, daß man das Essen nicht trinken kann,“ die umgekehrte Lösung dieses „Räthsels der Natur“ ist aber sonach vor länger als 300 Jahren jenem Edelmann gelungen. Wem fällt dabei nicht das Lied „des Klausners Schwur“ von Rudolf Baumbach, komponirt von Franz Abt, ein, welches Aufnahme in das Allgemeine Deutsche Kommersbuch gefunden hat? Jener hessische Edelmann und lustige Weinfreund erreichte übrigens nur ein Alter von 42 Jahren. Er starb zu Anfang Oktober 1567.

Aus Heimath und Fremde.

Am 1. October ist der Prorektor und Gymnasialoberlehrer an dem Gymnasium zu Fulda, der Historiker Professor J. Gegenbaur, nach 44jähriger ununterbrochener Thätigkeit als Lehrer an der dortigen Gelehrtenschule in den Ruhestand getreten. Gesundheitsrücksichten haben ihn veranlaßt, um seinen Abschied einzukommen. In Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um die Fuldaer Studienanstalt ist ihm der rothe Adlerorden vierter Klasse verliehen worden. Es kann nicht unsere Absicht sein, die Wirksamkeit des Professors Gegenbaur als Lehrer hier zu würdigen, das müssen wir einem Fachmanne überlassen, wohl aber halten wir es für geboten, seiner fruchtbaren und erfolgreichen schriftstellerischen Thätigkeit, die schon frühe begann, zu gedenken und die Hauptmomente aus seinem Leben hervorzuheben.

Jakob Gegenbaur ist am 9. November 1819 zu Ahl bei Salmünster geboren. Er besuchte vom Herbst 1832 bis zu Ostern 1840 das Gymnasium zu Fulda und zählte zu den tüchtigsten und talentvollsten Schülern dieser Gelehrtenschule. Nach rühmlichst bestandenem Maturitätsexamen bezog Gegenbaur die Universität Marburg, um Mathematik, Geschichte und Philosophie zu studiren. Am Gymnasium war er ein Lieblingsschüler Franz Dingelstedt's gewesen, der seine poetische Begabung wohl zu schätzen wußte. Als Franz Dingelstedt zu Ende des Jahres 1840 sich entschloß, den „Salon“ herauszugeben, der hier in Kassel 1841 und 1842 im Verlag und Druck von Hotop erschien, und zu den besten Zeitschriften zählt, die Kurhessen je besessen, übertrug er dem jungen Studenten Jakob Gegenbaur die Redaktion, und wohl ein Jahr lang verblieb derselbe in dieser Stellung. Der Salon enthält eine große Anzahl von Gedichten, Novellen und Theaterkritiken, die seiner Feder entstammen. Mit Franz Dingelstedt blieb Gegenbaur auch später in sehr vertrauten Beziehungen und seinem ehemaligen Lehrer hat er stets ein dankbares Andenken bewahrt. Nach Marburg zurückgekehrt, setzte er seine unterbrochenen Fachstudien fort. Jener Zeit entstammen viele Gedichte Gegenbaur's, von denen u. W. einzelne den Weg in's Deutsche Kommersbuch gefunden haben. Als im Jahre 1843 die in Marburg studirenden Fuldaer am 5. Juni auf der Spiegelslust das Bonifatiusfest feierten, das bei allen Theilnehmern heute noch in bester Erinnerung steht, da war es Gegenbaur, der das Festlied dichtete, das mit den Worten anhebt:

„Laßt mir der Heimath trautes Banner wallen,
Das Grüße bringt vom Fulda-Strand!“

Im Frühjahr 1844 bestand Gegenbaur sein Fakultäts-Examen und im Herbst 1844 trat er beim Gymnasium zu Fulda als Praktikant ein. Am 17. April 1845 ereignete sich auf einem dortigen Felsenkeller, der Bachmühle, der entsetzliche Vorfall, daß

ein Lieutenant der dortigen Garnison nach kurzem Wortwechsel einen Referendar, den Neffen des Bischofs, erstach. Die Leiche des Ermordeten wurde am Sonntag den 20. April unter außerordentlich zahlreicher Theilnahme von Leidtragenden bestattet. Sämmtliche Staatsdiener, das ganze Offiziercorps, die Bürger Fuldas in großer Anzahl wohnten dem Leichenbegängnisse bei. Gegenbaur hielt eine nach Form und Inhalt gleich ausgezeichnete Grabrede, die alle Anwesenden auf das Tiefste ergriff.

Im Jahre 1847 gab er die Schrift: „Fulda und das Rhöngebirge mit seinen Bädern Kissingen, Bocklet, Brückenau, ein Wanderbuch für Heimath und Fremde" heraus, die heute noch lesenswerth ist. Das Jahr 1848 fand Gegenbaur auf seinem Platze. Er huldigte freisinnigen Anschauungen und gab denselben freimüthigen Ausdruck, doch hielt er sich fern von den Ultra's, das Straßendemagogenthum widersprach seinem feinfühligen Wesen. Im Jahre 1849 wurde Gegenbaur zum Hilfslehrer am Gymnasium zu Fulda, 1856 wurde er zum ordentlichen Gymnasiallehrer, 1869 zum Oberlehrer, 1882 zum Prorektor ernannt und 1883 wurde ihm der Titel „Professor" verliehen. Als zu Ende der 40er Jahre sich in Fulda ein „Leseverein" bildete, wurde ihm die Leitung desselben übertragen, und in bessere Hände konnte sie nicht gelegt werden. Eine lange Reihe von Jahren war Gegenbaur Präsident des „Bürgervereins", des hervorragendsten gesellschaftlichen Vereins Fuldas, und als dieser am 18. August 1882 das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens feierte, verfaßte Gegenbaur unter dem Titel „Rückblicke in die Geschichte der Gesellschaft Bürgerverein zu Fulda" die Festschrift. Gegenbaur ist ein sehr eifriges Mitglied des *Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde*, zu dessen Ausschußmitgliedern er seit länger als zwanzig Jahren gehört und dessen Jahresversammlungen bis vor wenigen Jahren er regelmäßig beiwohnte. In früherer Zeit, als noch der Zweigverein in Fulda regelmäßige Zusammenkünfte hielt, war Gegenbaur nächst Domdechant Hohmann, Gymnasialdirektor Schwartz und Landgerichtsrath Gößmann der Hauptredner, und manchen gediegenen historischen Vortrag verdankte ihm der Verein — wir wollen hier nur an die Vorträge über „Apollo von Vilbel und dessen Chronik", über den „Bauernkrieg" und über „Hexenprozesse" im Fuldaer Lande erinnern —, wie er denn auch auf den Jahresversammlungen des hessischen Geschichtsvereins stets ein beliebter Redner war. Er verstand es meisterlich, mit feierlicher Würde zu sprechen und seinen Reden sozusagen einen onomatopöetischen Ausdruck zu verleihen, Eigenschaften, die ihm stets den Erfolg sicherten. Ganz besonders trat dies hervor bei der trefflichen Festrede, die Gegenbaur am 18. Oktober 1863 bei der fünfzigjährigen Erinnerungsfeier der Schlacht von Leipzig und bei dem Vortrag, den er im Winter 1876/77 im Verein „Museum" über den Dichter Ferdinand Freiligrath hielt.

(Schluß folgt.)

— Universitätsnachrichten. Professor Dr. Julius Wellhausen in Marburg ist an Stelle des kürzlich verstorbenen Geheimen Rathes Professors Dr. Bertheau an die Universität Göttingen als Professor für orientalische Sprachen und altes Testament berufen worden. — Nachdem der Professor der Theologie, Konsistorialrath Dr. Georg Henrici vor Antritt seines Urlaubs auf seinen Wunsch von der Verwaltung des Kuratoriums der Universität Marburg entbunden worden, ist der Geheime Medizinalrath Dr. Emil Mannkopf mit der Versehung der Kuratorialgeschäfte der alma Philippina beauftragt worden. — Privatdozent Dr. Löhlein in Berlin ist als ordentlicher Professor für Geburtshilfe und Gynäkologie an die Universität Gießen berufen worden.

Die zweite Hauptversammlung des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins" zu Kassel, vom 28. bis 30. September 1888. Seit der Einigung Deutschlands ist auch die Bestrebung lebhaft erwacht, unsere edle deutsche Sprache von den drückenden Fesseln der Fremdherrschaft zu befreien und an Stelle der unzähligen fremden Ausdrücke, welche unsere Sprache verunzieren, richtige deutsche Worte zu setzen. Aus den *kleinen Anfängen, welche die deutsche Postverwaltung* durch geschickte Verdeutschung amtlicher Ausdrücke machte, ist eine große Bewegung geworden, die gegenwärtig in allen Kreisen mächtig und prächtig Geltung gewinnt.

Im Mittelpunkte der Bewegung steht seit einigen Jahren der durch die Anregungen des hochverdienten Professors Hermann Riegel in Braunschweig begründete „Allgemeine Deutsche Sprachverein", welcher es sich zur Aufgabe gemacht hat, als ein getreuer Eckhart über die deutsche Sprache, dieses edelste geistige Gut unseres Volkes, zu wachen.

Nachdem der Verein im Herbst vorigen Jahres zu Dresden seine erste begründende Hauptversammlung abgehalten hatte, ward dem aufblühenden Zweigverein Kassel die Ehre zu Theil, die diesjährige, zweite Hauptversammlung bei sich in der Hauptstadt des Hessenlandes zu empfangen.

Am Freitag, 28. September, füllte sich der mit Blattpflanzen, mit Inschriften und Fahnen geschmückte große Saal des Stadtparks bis auf den letzten Raum mit einer festlich gestimmten Menge.

Außer den bereits eingetroffenen auswärtigen Festtheilnehmern hatten zahlreiche Gäste aus unserer Stadt, namentlich auch das schöne Geschlecht, der Einladung des Kasseler Zweigvereins Folge geleistet und bezeugten an diesem Abend, wie bei allen folgenden Theilen des Festes durch ihre Anwesenheit ihre rege Antheilnahme an den Bestrebungen des deutschen Sprachvereins. Gymnasialdirektor Dr. Heußner begrüßte die Versammlung mit warmen Worten; er wies als auf eine günstige Vorbedeutung für die Verhandlungen darauf hin, daß dieselben stattfinden sollten auf dem Boden, wo die Brüder Grimm gelebt haben, sie, die leuchtenden Sterne deutscher Wissenschaft, deren ganzes Leben dem deutschen Volke und seiner Sprache geweiht war. „In ihrem Geiste möge unsere Arbeit gefördert werden, in ihm heiße ich Sie willkommen!" Es wechselten nun Vorführungen mannigfacher, vorwiegend musikalischer Art miteinander ab: vierstimmige Männerchöre, Einzelgesang und Violinspiel. Von sonstigen Vorträgen ist noch hervorzuheben, die Vorführung einer hübsch erfundenen Dorfgeschichte in niederhessischer Mundart durch Pfarrer Opper. Die Zwischenpausen wurden durch allgemeine Lieder und Streichmusik der 83er ausgefüllt und bis in die späte Mitternachtstunde blieb die Versammlung in angeregtester Stimmung zusammen.

Die Verhandlungen begannen mit der ersten Hauptsitzung Sonnabend früh 10 Uhr im großen Stadtparksaal, wo schon vorher eine vom Kasseler Zweigvorstand veranstaltete Ausstellung einschlägiger Bücher und Zeitschriften vielseitigen Zuspruch gefunden hatte. Herr Professor Dr. Riegel eröffnete die Versammlung, indem er darauf hinwies, daß eine Bewegung wie die des Deutschen Sprachvereins erst möglich geworden sei durch die Wiedergeburt des deutschen Reiches; er gedachte der beiden großen Kaiser, welchen diese verdankt wird und der tiefen Trauer, in welche ihr Abscheiden das deutsche Volk versetzt hat. Doch blickt es nicht mit Bangen in die Zukunft; sehen wir doch auf dem Throne den Enkel, den Erben nicht nur seiner Väter Krone und ihres Ruhmes, sondern auch ihrer hohen Herrschertugenden. Begeistert stimmte die Versammlung ein in den Ruf: „Hoch lebe der deutsche Kaiser, König Wilhelm II.!" Der Vorsitzende des Zweigvereins Kassel, Geheimer Regierungsrath Fritsch, begrüßte sodann die Versammlung Seitens des hiesigen Zweigvereins, Herr Oberbürgermeister Weise Namens der Residenzstadt Kassel. Es folgte die Erstattung des Geschäftsberichts durch den Vorsitzenden. Der Verein zählt jetzt 106 Zweigvereine mit über 7000 Mitgliedern, sowie 4—500 unmittelbare Mitglieder. Die Zweigvereine vertheilen sich meist auf das östliche Deutschland und Oesterreich; im Westen und in Süddeutschland sind sie noch dünn gesät. Doch ist der Boden überall gut und es kommt meist nur auf die Anregung durch geeignete Männer an, deren Gewinnung von höchster Wichtigkeit ist. Für die nächste Zeit ist die Gründung einer Anzahl von Zweigvereinen in Bayern in's Auge gefaßt. Der Deutsche Sprachverein ist unbedingt parteilos; jeder Deutsche ist zur Mitarbeit herzlich willkommen. Die Bestrebungen, bei den Behörden Boden zu gewinnen, wurden vielfach von Erfolg gekrönt.

Eine Monatsschrift, welche auf wissenschaftlicher Grundlage volksthümlich gehalten ist, dient zur Förderung der Vereinszwecke.

Die neuausgearbeiteten Satzungen, deren Aufstellung Oberlehrer Dr. Saalfeld (Blankenburg a. H.) begründete, wurden einstimmig angenommen. Auch der Antrag des Zweigvereins Reichenberg (Böhmen), eingeleitet durch den Vertreter desselben, Schriftsteller Sedlack, daß in Zukunft für die Geldbeiträge der österreichischen Zweigvereine nicht der wechselnde Tageswerth der österreichischen Währung, sondern ein bestimmter Werthansatz maßgebend sein solle, wurde dahin angenommen, daß von jetzt an der Gulden ein für alle Mal gleich zwei Mark zu rechnen ist.

Es folgte der Bericht des Professor Dr. Dunger (Dresden) über die vom Verein unternommenen Verdeutschungsarbeiten. Fertig gestellt und herausgegeben ist die Verdeutschung der Speisekarte, davon ist auch ein Auszug in Anschlagform zum Aufhängen in Küchen u. s. w. hergestellt worden. Viele andere Gebiete sind von einzelnen Zweigvereinen in Arbeit genommen (die Volks- und höhere Schule, die Hochschule, der ärztliche Beruf, das Gerichtswesen, der Handel, Eisenbahnen, öffentlicher Verkehr, Musik, Theater, Fachwesen u. s. w.). Der Berichterstatter hält es für geboten, zusammengehörige Gebiete nicht zu trennen, oder doch, wenn einzelne Zweige für sich bearbeitet werden, diese Behandlungen nachher in das größer Gebiet hineinzuarbeiten. Nützlich und nothwendig ist es, für jedes Fremdwert mehrere Verdeutschungen anzugeben, auch falls es in gewissem Zusammenhang unersetzlich ist, es als erste Verdeutschung selbst noch ein Mal zu setzen, dann aber möglichst in deutscher Schreibung (Likör, Bole). Auch ist es ersprießlich, kurze Beispiele anzufügen. Ueberall ist große Vorsicht geboten; Uebereifer kann nur schaden. Das Endergebniß muß ein allgemeines Verdeutschungswörterbuch sein, das dermaleinst ein bleibendes Ehrendenkmal für den Verein darstellen werde.

Den Beschluß der Sitzung bildete der Antrag des Zweigvereins Marburg a. Drau: „Der Gesammtvorstand wolle mit den wichtigsten deutschen Zeitungen Verdeutschungen für die sich regelmäßig wiederholenden fremden Ausdrücke, wie Redakteur, Expedition, Abonnement, Feuilleton u. s. w. vereinbaren, und darnach alle deutschen Zeitungen veranlassen, sich derselben ausschließlich zu bedienen". Dr. Otto

von Leixner (Gr. Lichterfelde) erklärte sich gegen den Antrag, Regierungsrath von Mühlenfels (Braunschweig) stellte den Unterantrag, man solle sich mit dem Journalistenverein in Verbindung setzen. Dem gegenüber erklärte Prof. Riegel, in Uebereinstimmung mit von Leixner, man müsse den Schein, als ob man einen Zwang ausüben wolle, jedenfalls vermeiden; er stellte als allgemeinen Grundsatz auf, daß alle derartigen Schritte zunächst vertraulicher Natur sein müssen; man möge es dem Gesammtvorstand überlassen, welche Schritte er weiterhin in dieser Sache zu thun für gut fände. Nachdem dasselbe auch von Inspektor Dr. Schulz (Halle) befürwortet war, wurde der Antrag für erledigt erklärt und die erste Hauptsitzung hiermit geschlossen.

Der Nachmittagsausflug nach Wilhelmshöhe, für welchen durch das dankenswerthe Entgegenkommen der Bauverwaltung das Anlassen der Wasserkünste ermöglicht war, wurde leider vom Wetter wenig begünstigt. Abends fand eine Festvorstellung im Königl. Theater (die Karlsschüler) statt und nach Schluß derselben vereinigte der Stadtpark noch eine große Zahl der Fremden und Einheimischen in zwangloser Geselligkeit.

Die zweite Hauptsitzung begann Sonntag früh um 10 Uhr im Festsaale des Wilhelmsgymnasiums. Das Wort erhielt zunächst Prof Dr. Wätzold (Berlin) zur Verkündigung einer Preisaufgabe. Es werden aus Vereinsmitteln 1000 Mark ausgesetzt für die beste Lösung der Aufgabe: „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen". Die Arbeit, für die der 1. Dezember 1889 als Ziel gesetzt ist, soll auf sicherer wissenschaftlicher Grundlage beruhen, aber nicht gelehrt, sondern gemeinverständlich sein. Sie soll nicht eine theoretische Darstellung der deutschen Sprache sein, sondern eine anschauliche Schilderung derselben nach ihrer Entstehung, ihrem Wesen und ihren Eigenthümlichkeiten, ihren Vorzügen und Schwächen, wobei andere lebende Sprachen zum Vergleich heranzuziehen sind. Im geschichtlichen Theil sollen das 16. und 18. Jahrhundert besonders berücksichtigt werden. Weiterhin ist das heutige Verhältniß zu den anderen Sprachen klar zu stellen. Als Ergebniß des Ganzen sollen die Grundbedingungen für richtigen, klaren und edlen deutschen Ausdruck gefunden werden. Der Bearbeiter muß somit nicht nur Sprachforscher, sondern in gewissem Sinne Dichter sein. Reicher Beifall folgte den nach Inhalt und Form glänzenden Ausführungen des Redners.

Es folgte der Vortrag des Bibliothekars Dr. Lohmeyer (Kassel): „Unsere Vornamen, ein Stück deutscher Sittengeschichte". Der Redner ging davon aus, daß bei der Reinigung der deutschen Sprache mit aller Vorsicht zu Werke gegangen werden müsse; wenn wir für einen Begriff keinen völlig deckenden deutschen Ausdruck finden können, so muß das Fremdwort stehen bleiben. In einem Falle aber ist jegliche Zurückhaltung fallen zu lassen, wenn es sich nämlich um die Benennung von etwas Neugewordenem handelt; dann soll man nicht das griechische Wörterbuch wälzen, sondern frisch hineingreifen in den reichen Schatz unserer Muttersprache. Zu dem Edelsten vor Allem, was neugeworden, namenlos in die Welt tritt, rechnen wir unsere Kinder. Der Reichthum der deutschen Sprache an Eigennamen (Vornamen) ist unendlich. Alles, was unseren Vorfahren als schön und edel und begehrenswerth erschien, legten sie in ihre Namen hinein, und indem sie in den stets zweistämmigen Namen die Freiheit immer neuer Verbindungen von Begriffen hatten, wuchs deren Fülle in's Unermeßliche hinein. Von allen diesen Tausenden und Abertausenden deutscher Namen sind nur klägliche Trümmer — im Ganzen etwa ein Schock männlicher und weiblicher Namen übrig. Griechischen, lateinischen, slavischen, romanischen Ursprungs ist die Mehrzahl unserer heutigen Vornamen — nicht zu gedenken der elenden Entstehungen durch fremdartige Umgestaltung. Aber unsere Edelsteine, die um glitzernde Glasperlen vertauscht sind, sie sind noch nicht unwiederbringlich verloren, nur eine Schicht Staub verdeckt sie; noch ist fast alles Verlorene wiederzugewinnen. Dazu bedarf es aber des Muthes der That, die allein schöpferisch ist. Haben wir ein Uebel als solches erkannt, so müssen wir es durch die That bekämpfen. Der Mensch kann alles, was er will; wollen wir also!" Anhaltender Beifall folgte dem hier nur im gröbsten Umriß angedeuteten Vortrag. Der sich stofflich daran schließende Antrag des Zweigvereins Graz, sich mit Herausgebern von Kalendern wegen Zufügung eines deutschen Namenverzeichnisses zu den vorhandenen (kirchlichen) in Verbindung zu setzen, führte zu einer von Herrn Dr. von Leixner beantragten Entschließung, dem antragstellenden Zweigverein einstweilen die Ausführung zu überlassen. Professor Dr. Dunger (Dresden) regte die Herstellung eines deutschen Namenbuches mit Angabe der Bedeutungen der einzelnen Namen an, welche dem Zweigverein Kassel übertragen wurde.

Daran schloß sich der Vortrag des Oberlehrers Dr. Saalfeld (Blankenburg a. H.): „Deutscher Spruch, deutsche Art". Da der Vortrag jetzt im Druck erschienen ist (Sprachreinigendes und Sprachvereinliches. Splitter und Balken. Berlin, Reinecke, 1888) mag eine Angabe des Inhaltes hier unterbleiben; es handelte sich, wie der Vorwurf zur Genüge ausdrückt, um ein farbenreiches Bild von deutscher Sitte und Art, einen Kranz, geflochten aus deutschen Dichterworten.

Nachdem das Ergebniß der Neuwahlen zum Gesammtvorstand (bestehend aus 36 Mitgliedern) mitgetheilt und die Bestimmung des nächsten Versammlungsortes — es lagen mehrere Einladungen vor —

in die Hände des Gesammtvorstandes gelegt war, gab Gymnasialdirektor Dr. Heußner (Kassel) einen kurzen Bericht über den Versuch des Gymnasiallehrers Hornemann (Hannover), die Fachworte der Grammatik zu verdeutschen. Hiermit war die Tagesordnung erledigt. v. Wartenberg, Excellenz (Weimar) brachte ein mit Begeisterung aufgenommenes Hoch auf den hochverdienten Gründer und Vorsitzenden des Vereins, Prof. Hermann Riegel, aus. Damit wurde die Hauptversammlung für geschlossen erklärt. Nachmittags vereinte ein glänzendes Festmahl im großen Saale des Stadtparkes noch einmal die Theilnehmer, wobei sich die Begeisterung für die hohe Sache des Sprachvereins, die Genugthuung über das Erreichte und die Freude an dem ungezwungen herzlichen Zusammensein dieser Tage in einer endlosen Reihe von Trinksprüchen, ernst und heiter, in Vers und Prose, kundgab. Noch lange nach Beendigung der Tafel dauerte die Fröhlichkeit fort und man sagt, daß viele der auswärtigen Gäste erst spät am anderen Tag sich dem Dampfroß anzuvertrauen wagten, das sie ihrer Heimath zuführen sollte.

So verlief die zweite Hauptversammlung des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ bei ungetrübter Uebereinstimmung in segensreicher Arbeit; sie brachte allen Theilnehmern vielseitige Anregung, der Sache selbst die reichste Förderung. Möge denn der Deutsche Sprachverein weiter wachsen und wirken zum Heil seines Volkes! „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation“, sagt unser großer Dichter; wir dürfen uns heute der Hoffnung hingeben, daß dieser Spiegel dem deutschen Volke einst ein reines, fleckenloses Bild zurückstrahlen wird.

J. H. F.

Hessische Bücherschau.

Deutsche Gedichte aus Oesterreich von A. Trabert. Erster Band: Schwertlieder eines Friedsamen. Frankfurt a. M. (Verlag von G. Wendel).

Welchem Leser des „Hessenlandes“ ist der Verfasser nicht ein lieber Bekannter? Oft erfreut er uns mit seinen tiefgefühlten, aus warmem Menschenherzen kommenden Weisen, in denen er besingt, was uns lieb und theuer ist: Herd und Heimath, Vaterhaus und Vaterland. Seit Jahren in der Fremde weilend, ist er doch ein treuer Sohn der hessischen Erde geblieben, und in wohllautenden Liedern strömt er diese Liebe und Treue aus. In den vorliegenden Gedichten nun schlägt er allerdings, wie schon der Titel anzeigt, einen anderen Ton an; es sind Kriegsballaden aus der österreichischen und theilweise hessischen Geschichte. Und daß Trabert gerade diese Gattung der Dichtung beherrscht, beweist er unwiderleglich. Das sind nicht trockene geschichtliche Erzählungen, in Reime gebracht, die er uns bietet, sondern lebendige, prächtige Dichtungen, die sich vernehmen lassen wie Trommelwirbel und Kampfesruf, Schlachtenlieder, deren Klang uns mitten in das Getümmel des Kampfes versetzt. Des Verfassers politischer Standpunkt ist bekannt, nicht Jeder wird ihn theilen. Aber für Jeden, der dem Menschen und Dichter das Recht zugesteht, seine Meinung frei und in der Sprache des Herzens zu sagen, werden die „Schwertlieder“ eine Quelle der Freude bilden. Wir können unseren Lesern die schöne dichterische Gabe Trabert's warm empfehlen, zumal der Verfasser auch hier unser Hessen nicht vergißt, sondern seinen Söhnen manch würdiges Denkmal setzt.

D. S.

Am 1. Oktober ist die Rhönbahn Fulda-Gersfeld feierlich eröffnet und dem Betriebe übergeben worden. An dem Zustandekommen dieser Bahn, welche schon vor länger als dreißig Jahren geplant wurde, hat der Rhönclub wesentlichen Antheil. Der äußerst rührige Präsident dieses blühenden Vereines, Dr. Justus Schneider, hat nun in den Nummern 121 und 122 des „Fuldaer Kreisblatts“ die Geschichte der Eisenbahnen im Fuldaer Lande in einem sehr interessanten Artikel „Zur Eröffnung der Rhönbahn Fulda-Gersfeld“ geschildert, auf den aufmerksam zu machen wir nicht verfehlen wollen.

Berichtigung.

In dem Artikel der vorigen Nummer unserer Zeitschrift „Heinrich von Bibra, Fürstbischof von Fulda“ sind Seite 293, Spalte 2, Zeile 14 v. u. aus Versehen zwei heute noch blühenden Linien des freiherrlichen Geschlechtes von Bibra unerwähnt geblieben. Es sind die Brennhäuser und die Bibraer, vormals Höchheimer Linien. Von den jetzt noch bestehenden Zweigen der Freiherren von Bibra gehören die Adelshofer, vormals Euerheimer, die Gleichenwieser und die Schwebheimer Linien dem Valentinischen Stamme, die Brennhäuser, Bibraer und Irmelshäuser Linien dem Bernhardischen Stamme an.

Briefkasten.

W. H. in Marburg. Ein geschichtlicher Artikel über den berührten Gegenstand ist uns sehr willkommen.

Ph. L. in Kassel. Gedicht aus dem vorigen Jahrhundert kommt demnächst zum Abdruck.

C. O. in Kassel. Mit Dank angenommen.

L. W. in Fulda. Wollen uns die Sache überlegen.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 21. Kassel, 1. November 1888.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2641.

Herbstklage.

Was soll dein Rauschen,
O Wald, erhabner?
Muß immer lauschen! —
Von Hoffnung, begrabner,
Von Jugend, entflohener, scheint es zu flüstern
In klappernden Buchen und kahlen Rüstern!

Die Blätter, die braunen,
Der feuchten Erlen
Im Fallen raunen
Von Thränenperlen!
Die Stämme stöhnen im Wind und ächzen,
Die Dohlen kreischen, die Raben krächzen.

Vor Herbstwinds Odem
Ueber die Wipfel
Jagt grauer Brodem,
Umwölket den Gipfel
Des Hügels so schwer, wo im Lenz ich gestanden
Mit der Liebsten einst über den blühenden Landen.

Wie der Lenz so wonnig,
Ihr Blick mir lachte,
Ihr Lächeln sonnig
Mein Glüh'n entfachte,
Ihr Geflüster hat unter Kosen und Preisen
Für den Herbst mir der Liebe Lohn verheißen!

Der Lenz ist entflogen,
Der Sommer entwichen,
Mein Schatz verzogen,
Sein Lieben verblichen!
Wie der Wald so kahl, wie die Flur so leer
Ist mein Herz, und — o Gott — wie die Wolken
so schwer!

Hugo Frederking.


SABBABURG



Sababurg.

Historische Skizze von F. Zwenger.

Die hessischen Fürsten waren von Alters her gewaltige Jäger vor dem Herrn. Wer kennt nicht Otto, mit dem Beinamen „der Schütz", diesen von der Poesie umwobenen hessischen Prinzen des 14. Jahrhunderts, den Gottfried Kinkel in seiner schönsten Dichtung so prächtig besungen hat. Von welcher Jagdlust war nicht Landgraf Ludwig I., der Friedsame (1413—1458), beseelt? „Ein rühriger Jäger", schreibt G. Landau in seiner Geschichte der Jagd und der Falknerei in Deutschland, „sehen wir diesen Fürsten aller Orten seines Landes der Waidlust obliegen, meistens mit einem zahlreichen Gefolge, zu welchem nicht selten mehrere hundert Reiter und neben diesen auch Frauen und Jungfrauen, Sänger und Musiker (Spielleute) gehörten, und ähnliche Erscheinungen bietet auch das Leben seiner Söhne, von denen Ludwig II. (1458–1471) einstens mit nicht weniger als 500 Reitern zur Jagd auszog", und daß sein Neffe Landgraf Wilhelm III. von Oberhessen (1483—1500), der wackere Waidmann, bei Rauschenberg auf der Jagd verunglückte, dem man das geschmacklose und abschreckende Denkmal in der Elisabethkirche zu Marburg setzte, ist männiglich bekannt. Große Liebe zur Jagd hegte auch Landgraf Philipp der Großmüthige. Farbige Bilder liefert uns in dieser Beziehung die Geschichte des Fürsten, dem das Jagdleben zu einer seiner liebsten Beschäftigungen geworden war, und der es mit Ernst und Verständniß betrieb. Ein wahrer Nimrod, hatte er eine große Fertigkeit in der Kunst des Schießens erlangt, scheute keine Anstrengung und Gefahr und erlegte einst mit eigener Hand einen Bären, ein Ereigniß, das der hessische neu-lateinische Dichter Euricius Cordus in vier Epigrammen besingt. Hierauf bezieht sich auch eine ehemals im Schlosse zu Marburg vorhandene Inschrift:

„Da noch regiert das Hessenland
Landgraf Philips, mit seiner Hand
Hat er einen Bären selbst gefällt,
Der edle Fürst und treue Held."

In seinem Testamente sagt Landgraf Philipp:

„Die Wildfuhr ist gut, daß sie unsere Söhne hegen, denn hätte Gott kein Wildpret wollen haben, so hätte es seine Allmächtigkeit nicht in die Arche Noha lassen nehmen. So ists auch gut, daß sich die Herren zu Zeiten verlustiren, die sonsten mit schweren Geschäften beladen sind. Die Herren vernehmen auch viel, wenn sie auf der Jagd und auf den Jagdhäusern sind, können auch dadurch ihre Gränzen wissen, was ihrer ist, kann auch sonst mancher arme Mann vorkommen, der nicht sonst zugelassen wird."

Ein nicht minder leidenschaftlicher Jäger als Landgraf Philipp war dessen Sohn Wilhelm IV., der Weise zubenannt, dem mit dem Fürstenthum Niederhessen die reichsten Wildfuhren des Hessenlandes zugefallen waren. Hegten auch Landgraf Moritz und Landgraf Wilhelm V. eine große Vorliebe für die Jagd, so ließen es doch die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit nicht zu, daß sie sich dieser Neigung so hingaben, wie das bei ihren Vorfahren der Fall war. Landgraf Wilhelm VI., den leider ein früher Tod (16. Juli 1663) dem Hessenlande entreißen sollte, gab sich seiner Neigung für die Jagd mit großem Eifer hin. Er hatte das Unglück, auf einer Saujagd (1657) bei Roda im Burgwald durch einen Schuß des Grafen Heinrich Wilhelm von Solms in Folge seines Uebereifers nicht ungefährlich am Halse verwundet zu werden, das aber vermochte seine Leidenschaft für die Jagd nicht abzukühlen. Und ebenso wie bei den genannten hessischen Landgrafen herrschte bei ihren Nachfolgern, namentlich bei den Landgrafen Karl, Wilhelm VIII. und Friedrich II. die Neigung zur Jagd vor, bei den letztgenannten kamen auch die Parforcejagden und die Falknerei in Aufschwung und gaben den Anlaß zu pomphaften Festlichkeiten. Unter den zuletzt regierenden Kurfürsten unseres Hessenlandes hatte bei den veränderten Zeitverhältnissen freilich die Jagd nicht mehr die Bedeutung wie in den vorigen

Jahrhunderten, aber auch sie veranstalteten glänzende Jagden, die wohl noch in lebhafter Erinnerung der Theilnehmer geblieben sind.

Zum Zwecke der Ausübung der Jagd und zur Feier der damit verbundenen Festlichkeiten hatten schon in frühester Zeit hessische Fürsten Jagdschlösser erbaut. Hatten früher die Burgen von Spangenberg und Reichenbach dazu gedient, so legte Landgraf Ludwig II. 1469 das erste Jagdschloß in Hessen in einem wildreichen Walde der Mülmisch, nahe des Dorfes Kehrenbach bei Melsungen, an. Es wurden ferner zu Jagdschlössern die alten Festen Wolkersdorf und Friedewald umgewandelt. Weiter finden wir Jagdschlösser und Jagdhäuser zu Heida, zu Weißenstein, zur Karthause am Heiligenberge, zu Bracht im Burgwalde, zu Marburg, zu Kaufungen, zu Holzhausen, zu Hombressen, zu Elgershausen, zu Waldau, zu Wabern. Zum fürstlichen Jagdzeughaus und zugleich zur Wohnung des fürstlichen Oberjägermeisters diente bereits unter Landgraf Philipp das Jägerhaus zu Kassel und wurde zu diesem Zwecke benutzt bis in das vorige Jahrhundert, wo es befestigt und zu einem Staatsgefängnisse umgewandelt wurde. Das bedeutendste Jagdschloß aber in Hessen war die im Reinhardswalde gelegene Zapfenburg, Sababurg wie sie heute heißt, jenes alte Schloß, das reich an historischen Erinnerungen, eine Zierde und ein Stolz unseres Hessenlandes ist. Mit der Geschichte dieses Schlosses, dessen Bild nach Merian wir unserem Artikel vorgestellt haben, werden wir uns in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich von Bibra, Fürstbischof von Fulda.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Am 20. März 1757 hatte eine Feuersbrunst die Kirche und einen Theil des Klostergebäudes am Frauenberge zerstört, am 6. September 1758 hatte der Vorgänger Heinrich's von Bibra, der Fürstbischof Adalbert II., von Walderdorf, den Grundstein zu der neuen Kirche gelegt. Der Bau derselben wurde von dem Fürstbischof Heinrich (1766) vollendet und zugleich das neue Klostergebäude aufgeführt, zu welchem am 20. April 1762 der Domkapitular Ermenold von Piesport auf Geheiß des Fürsten den Grund gelegt hatte. Im Jahre 1770 ließ Fürst Heinrich von Bibra den Bau der jetzigen Stadtpfarrkirche beginnen, die 1785 vollendet wurde. Außerdem erbaute er noch das Schloß in Neuhof und das Zuchthaus in Fulda. Dem Bade Brückenau, in welchem er gern zu verweilen pflegte, wandte er seine ganz besondere Fürsorge zu. Er ließ den Park dortselbst anlegen, den sog. rothen Bau und den Langenbau errichten, ja sogar ein eigenes Theater (nachher ein Wirthshaus) herstellen. Er selbst bewohnte in Brückenau das spätere königliche Schlößchen, nachdem er seine frühere Wohnung „zum Biber" aus Gesundheitsrücksichten verlassen hatte. Unter der Regierung Heinrich's von Bibra erreichte das Bad Brückenau seine erste Glanzperiode.

Ungleich größeres Verdienst als durch seine Hochbauten, erwarb sich der Fürstbischof Heinrich von Bibra durch Errichtung von musterhaften Landstraßen durch fast alle Gebiete des fuldaischen Landes. Schon im Jahre 1764 begann er den Straßenbau, als einer der ersten deutschen Fürsten, die sich mit diesem für die Landeswohlfahrt so äußerst wichtigen Zweige der öffentlichen Verwaltung beschäftigten. Die ersten Landstraßen, die Fürst Heinrich von Bibra herstellen ließ, waren die Straße von Fulda durch Hünfeld bis an die Grenze von Bacha und die Straße von Fulda durch Neuhof bis an die Grenze von Schlüchtern; mit der ersteren stand die Errichtung der Hauptwache und des Paulusthores, mit der letzteren der Bau der Kohlhäuserbrücke in Verbindung. Die Herstellung dieser Straßen fällt in die Jahre von 1764 bis 1771. Die Straße durch das Amt Salmünster wurde in den Jahren 1773 und 1774 angelegt; von 1774 bis 1779 wurde die Straße von Kohlhaus bis Brückenau und von 1779 bis 1785 die Straße von Brückenau bis Hammelburg erbaut. Hiermit stand in Verbindung eine Abzweigung der Straße nach dem Schlosse Fasanerie und eine solche nach dem Bade Brückenau. — „Bei allen Bauten des Fürsten Heinrich VIII. von Fulda," schreibt der Bauinspektor Karl Arnd in seiner Geschichte des Hochstiftes Fulda, „findet sich keine Spur von sogenannten Hofbauten; nicht auf die Verherr-

lichung seiner Person, sondern ausschließlich auf die Wohlfahrt seiner Unterthanen war das Streben dieses edlen Fürsten gerichtet."

Die Städte Fulda, Hammelburg, Hünfeld und Brückenau ließ Heinrich von Bibra mit neuem Pflaster belegen, die Dörfer mit Feuerspritzen versehen. Er ordnete die Anlegung der Todtenhöfe außerhalb der bewohnten Ortschaften an und verbot das Begraben der Leichen innerhalb der Kirchen, Städte und Dörfer.

Im Jahre 1782 erließ Fürstbischof Heinrich eine Verordnung über die Armenpflege, durch welche dieser Zweig der Staatsverwaltung eine durchgreifende Organisation erhielt. An jeder Gerichtsstelle mußte sich eine Armenkommission bilden, welche halbmonatliche Berichte und Tabellen an die Centralarmenkommission in Fulda einzusenden hatte; jene Tabellen hatten Rubriken: 1) für die arbeitsunfähigen, 2) für die von der Kommission zu beschäftigenden, 3) für diejenigen Armen, welche durch Zwangsmaßregeln zur Arbeit anzuhalten seien. Hiermit trat ein strenges Verbot des Bettelns in Wirksamkeit. 1787 erließ der Fürst eine Zunftordnung. Er errichtete ein Zwangsarbeitshaus mit Wollenmanufaktur im Spital zum hl. Geist, ferner eine Waisenanstalt und eine Vorschußkasse.

Aber nicht allein um die materielle Wohlfahrt seines Landes hat Fürstbischof Heinrich VIII. sich die größten Verdienste erworben, auch für das geistige Wohl seiner Unterthanen war er, wie bereits bemerkt, eifrigst besorgt, und wie wenige unter den Fürsten seiner Zeit suchte und wußte er dasselbe zu fördern. Zwei Schöpfungen sind es in dieser Beziehung, die ihm vor allem in der Geschichte seines Landes einen unvergänglichen Namen verschafft haben: Die Stiftung der Landesbibliothek und der Erlaß einer Schulordnung, welche letztere heute noch mit zu dem Besten gehört, was auf diesem Gebiete geleistet worden ist.

Heinrich von Bibra war, wie die meisten Fürstäbte und Fürstbischöfe von Fulda im vorigen Jahrhundert, kein Freund der Jesuiten, denen in jener Zeit hauptsächlich der Unterricht in dem Hochstifte Fulda anvertraut war. An der Universität theilten sie sich mit den gelehrten Benediktinern, mit welchen sie fast ständig auf dem Kriegsfuß lebten, in die Professuren, das Gymnasium beherrschten sie ganz und auch an den niederen Schulen war ihr Einfluß vorwiegend. Da erfolgte am 21. Juli 1773 durch Papst Klemens XIV. die Aufhebung des Jesuitenordens, die für den Fürstbischof Heinrich von Bibra weder unerwartet noch unerwünscht gekommen zu sein scheint. Gleich nachdem die Nachricht in Fulda eingetroffen, richtete er an den Kanzler der Universität, den Propst vom Michaelsberg Freiherrn Damian Ritter von Grünstein ein Schreiben, das nach den einleitenden Kurialien mit den Worten beginnt: „Nachdem endlichen Seine päpstliche Heiligkeit Sich entschlossen, den Orden derer Jesuitarum . . . . aufzuheben." (S. Komp, die zweite Schule Fulda's 1877, pag. 157.) Und nun kam der vom Fürstbischof Heinrich schon längst gehegte Plan der Verbesserung des Schulwesens in seinen Landen zur raschen Ausführung. Er setzte zu diesem Zwecke eine aus dem Superior des Benediktinerordens Karl von Piesport, dessen jüngerem Bruder dem Domkapitular und Universitäts-Rektor Ermenold von Piesport, dem geheimen Hofrath Franz Leonard Brack und dem Professor des kanonischen Rechts Dr. Ludovicus Beck bestehende Kommission ein, zu deren Berathungen auch der fürstliche Leibarzt Dr. M. A. Weikard zugezogen wurde. Das Ergebniß derselben war die fürstliche Verordnung vom 23. September 1774, welche das gesammte Unterrichtsgebiet der höheren, mittleren und niederen Schulen umfaßte. Der Lehrplan für die mittleren und niederen Schulen erfuhr durch diese Verordnung eine vollständige Änderung. Bei den mittleren Schulen, zu welchen das Gymnasium zählte, wurde nicht blos auf die alten Sprachen Latein und Griechisch Rücksicht genommen, es wurde vielmehr ganz besonderes Gewicht auf den Unterricht in der deutschen Sprache und in den Realien gelegt. An das Gymnasium, welches vier Klassen umfaßte, schloß sich als höhere Schule ein zweijähriger philosophischer Kursus an, in welchem die sog. philosophischen Disciplinen, als Philosophie im engeren Sinne, Philologie, Geschichte, alte und neuere Literatur, Mathematik und Naturwissenschaften von Professoren der Universität gelehrt wurden. Erst nach Absolvirung dieses Kursus konnten die Schüler zu den eigentlichen Fachstudien übergehen. Der Unterricht an dem hochfürstlichen Gymnasium, wie die Anstalt nunmehr hieß, war anfänglich Weltgeistlichen übertragen worden. Da diese aber, wenig vertraut mit den pädagogischen Anforderungen und dem Schulfache überhaupt, sich nicht so bewährten, als man gehofft hatte, so mußte man wohl oder übel zu den Exjesuiten zurückgreifen und diese als Lehrer des Gymnasiums verwenden. Einen besonderen Einfluß gewannen sie dadurch jedoch nicht wieder. Sie mußten sich genau nach den Weisungen des gestrengen Herrn Superiors Karl von Piesport richten, welcher der eigentliche Kultusminister des Fürstbischofs war.

Von weit größerer Bedeutung waren die eingreifenden Aenderungen und Verbesserungen, welche

die Verordnung vom 23. September 1774 für die niederen Schulen zur Folge hatten. In dem Hochstifte Fulda hatte zwar der Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht schon durch die Verordnung des Fürstabtes Adolf von Dalberg vom 20. Dezember 1733 Geltung, diese Anordnung stieß aber überall auf Schwierigkeiten. Dem Fürstbischof Heinrich von Bibra blieb es vorbehalten, hier durchgreifend zu wirken und nach dem von dem Abte Johann Ignaz von Felbiger von Sagan, welcher gewissermaßen als der Vater des katholischen Schulwesens anzusehen ist, für die Schuleinrichtungen gegebenen Vorbilde ein musterhaftes Schulwesen in seinem Lande zu schaffen. Um aber auch einen tüchtigen Lehrerstand heranzubilden und denselben mit den neuen Principien bekannt zu machen, wurde kurz nach Erlaß der Verordnung vom 23. September 1774 eine Musterschule in Fulda gegründet, die von allen Lehrern besucht werden mußte. Die Gehalte der Lehrer wurden erhöht und denselben eine der Wichtigkeit ihres Berufs angemessene Stellung angewiesen.

Zum Direktor des Volksschulwesens wurde auf die Empfehlung des Leibarztes Dr. Weikard hin dessen ehemaliger Mitschüler am Gymnasium zu Hammelburg, der Kaplan Trümbach von Klosterzulba, bestellt. Die Wahl war eine vortreffliche. Trümbach war ein fähiger Kopf, gab sich Mühe und brachte das Schulwesen bald empor. Ein Werkchen, das er darüber schrieb, gab Dr. Weikard, nachdem er in späteren Jahren als Hofarzt und Etatsrath nach Petersburg berufen worden war, einst bei Gelegenheit der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Sie glaubte, Weikard habe es verfaßt, und machte ihm Lobsprüche darüber. Weikard versicherte, daß er nicht der Verfasser sei. „Man kann sich nicht satt genug daran lesen", bemerkte die Kaiserin, und suchte Gebrauch davon zu machen. So wenigstens berichtet M. A. Weikard in seinen Denkwürdigkeiten. Trümbach starb früh, an ihm verlor das Schulwesen im Fuldaer Lande einen seiner tüchtigsten Vertreter.

Neben den niederen Knabenschulen wurde einige Jahre später für die Stadt Fulda auch eine große Töchterschule mit sieben Lehrerinnen begründet und deren Einrichtung in dem Herbstprüfungsbuche des Jahres 1778 bekannt gemacht.

Alle diese Anordnungen waren aber blos die Vorläufer der eigentlichen Reorganisation des Volksschulwesens im Hochstifte Fulda, welche am 2. April 1781 durch des Fürstbischofs Heinrich von Bibra berühmte „Allgemeine Ordnung für die niederen Schulen des Bisthums und Fürstenthums Fulda" in's Leben trat. A. F. C. Vilmar und Heinrich Heppe, sonst Gegner auf theologischem und kulturhistorischem Gebiete, stimmen überein in dem Lobe dieser Schulordnung, die für die trefflichste und umfassendste jener Zeit gilt.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Offiziere.

Ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte.

Von J. Schwank.

Die Hessische Armee war früher eine Pflanzschule für die militärische Ausbildung des Offizierkorps. Dies läßt sich aufs genaueste nachweisen durch Aufzählung meist höherer Offiziere, welche als Ausländer in hessische Dienste traten. Es haben aber auch viele Offiziere den hessischen mit fremdländischem Dienst vertauscht, woselbst sie bereitwillige Aufnahme und rasche Beförderung zu überwiegend sehr hohen Stellen fanden.

Als Beleg dafür lassen wir nachstehend eine Reihe meist höherer Offiziere folgen, wie wir sie in den uns zu Gebot stehenden Quellen gefunden haben, ohne auf Vollständigkeit des Verzeichnisses Anspruch zu machen.

General-Lieutenant Louis Marquis d'Angely, Chef des Regiments von Loßberg, vorher in K. preußischen Diensten, ging 29. März 1784 in Pension und starb 5. März 1797 in seiner Vaterstadt Bologna.

Graf Albrecht von Anhalt, geboren 25. Juni 1735, verließ 1752 den hessischen und trat in Königl. preußischen Dienst.

Georg Friedrich von Auerochs, geboren 23. September 1657 zu Oepfershausen in Sachsen-Meiningen, 1684 Kapitain-Lieutenant in hessischen, dann Brigadier in holländischen, später Generalmajor in hessischen Diensten. Hier wurde er am 1. Januar 1708 General-

lieutenant und am 14. Oktober 1720 General der Kavallerie. Starb am 31. Oktober 1731, 74 Jahre alt, nachdem er 26 Feldzüge, 8 Schlachten und 22 Belagerungen mitgemacht hatte, als der letzte seines Namens und Geschlechtes. Der gerechte Stolz der Hessen auf ihre „alten hessischen Dragoner" rührt hauptsächlich von Auerochs Dragonern her. Sie waren es, die bei Speierbach nicht wankten, welche die Siege bei Höchstädt, Castiglione, Lille, Tournay, Bethüen, Aire im spanischen Successionskriege erfechten halfen und unter ihrem General Auerochs für die beste Reitertruppe der ganzen verbündeten Armee galten.

Generallieutenant von Baur aus Bieber, starb am 4. Februar 1783 in K. russischen Diensten. Dessen Nachfolger war F.-L. Cancrie, ebenfalls ein Hesse.

Prinz Lebrecht zu Anhalt-Bernburg-Hoym seit 1689 Hauptmann, 1690 Major, 1691 Oberstlieut., 1. August 1700 Oberst.

Oberst und General-Adjutant Magnus von Blixencron, seit dem 14. Oktober 1695 aus k. schwedischen in hessische Dienste übergetreten und seit 23. Januar 1697 Kommandeur des Erbprinz Friedrich (Leib-) Dragonerregiments, ging 1703 ab.

Christian Boedicker, nachher von Porbeck, bekam 1806 als Premierlieutenant im Leibdragonerregiment einen Ruf als Major in badische Dienste. Diesem folgte er mit noch mehreren tüchtigen hess. Offizieren. von Porbeck ist der Verfasser des schätzbaren Werkes: „Feldzüge zur Vertheidigung Hollands" und der Herausgeber der Zeitschrift „Neue Bollona", Beiträge zur Kriegskunst und Kriegsgeschichte, Leipzig 1802—1806, 10 Bde.

Otto Christoph von Borck aus Pommern. Geboren 1677. 1703 Lieutenant und Adjutant. 1708 Major. 1709 Oberstlieutenant. 1716 Oberst. 1727 Brigadier. 1731 Generalmajor. 1736 Kommandant von Rinteln. 1741 Generallieutenant und Gouverneur daselbst. Starb 1754 am 22. Oktober, 78 Jahre alt.

Als 1620 alle kursächsischen Vasallen aus fremden Diensten abberufen wurden, folgte auch der berühmte Kriegsheld Karl Bose und nahm kursächsische, mit seines Kurfürsten Erlaubniß hierauf kaiserliche Dienste. 1625 ging er in sächsische Dienste wieder zurück und wurde ihm 1632 ein Regiment zu Fuß und 1636 ein Regiment zu Pferd „seiner guten Dienste halber anvertraut." „Er that sich bei allen Gelegenheiten ungemein herfür."

Christian Friedrich von Brand aus der Neumark, 1727 als Oberst Kommandeur des 1. Bataillons des Gardegrenadierregiments. 1739 Generalmajor. 1744 Generallieutenant. Starb am 15. Juni 1746 zu Doncaster in England beim Ausmarsch zu der Expedition in Schottland.

Friedrich Melchior von Canitz, am 9. Januar 1700 zu Ellgut in Schlesien geboren, seit 1721 in hessischem Dienst, 1729 Hauptmann, 1740 Major, 1744 Oberstlieutenant, 8. Dezember 1746 Oberst, 1758 Generalmajor. Starb nach 38jährigen, rühmlichst geleisteten Kriegsdiensten, während welcher er allen Feldzügen von 1734 an beigewohnt, in Folge seiner bei Landwehrhagen und Sandershausen erhaltenen Wunden am 18. August 1759 zu Frankfurt a. M. auf der Rückreise aus Bad Schwalbach. Das Regiment, dessen Chef er war, war das spätere 1. Infanterieregiment (Kurfürst), an dessen Existenz die gelben Achselklappen bis 1866 erinnerten. Die Führung dieses Regiments war stets mustergiltig. Kamen doch während der drei Jahre, da dasselbe zu Hanau garnisonirte (1853—1856) weder eine Offiziersuntersuchung noch ein Selbstmord vor und wurde ebensowenig auf eine Eisenstrafe erkannt.

Etienne de Clement, seit 1723 Oberst und Bataillonskommandeur, erhielt 7. April 1734, nachdem er Kommandeur des Prinz George Regiment gewesen, als Chef das 1. Bataillon des Regiments v. Loßberg. 1736 Generalmajor, 1743 Generallieutenant. Starb 17. Juli 1744, 67 Jahre alt, in Mannheim.

Oberst Karl Friedrich von Colson, aus Gräfl. Lippe-Bückeburgischen Diensten, 1787 Chef des Garnisonregiments Colson, 1794 des Landregiments Rinteln, seit 1798 in Pension.

Ernst Hartmann von Diemar, Ritter des deutschen Ordens und Landcommentur der Ballei Hessen, seit 1717 Generalmajor, quittirte 1735 als Generallieutenant, ging in kaiserliche Dienste, trat 1738 in hessischen Dienst, wurde General der Kavallerie, ging 1740 abermals in kaiserliche Dienste und starb am 16. Juli 1754 zu Deberndorf bei Nürnberg, 72 Jahre alt, im Ruhestand (nach andern am 21. Mai 1744).

General Alexander Graf von Dönhoff aus Polnisch-Preußen, ging 1722 in k. preußische Dienste, wurde Generallieutenant und starb 1743, nachdem er 1740 in Ruhestand getreten war.

Adolph Moriz v. Donop, Erbherr auf Lüdershof, geboren 12. Mai 1691, anfangs hessischer Kapitain, demnächst k. großbrittannischer Drost zu Sternberg.

August Moriz Abel Plato v. Donop, geboren 5. Juli 1694, Kapitain bei der dänischen Fußgarde, nach dem Tode seines Vaters Dietrich Ernst von Donop, gewesenen Majors der Ge-

neralstaaten, Landraths der Grafschaft Lippe, in hessischen Diensten Oberstlieutenant, dann Generallieutenant, Premierminister und Präsident des Kriegskollegiums, wurde von Kaiser Karl VII. zum Reichsgrafen ernannt und war „ein treuer Diener des Hauses Hessen". Auf seinen Landesherrn, Landgraf Friedrich II., hatte er großen Einfluß. Im siebenjährigen Kriege versuchte „eine hohe gegenseitige Macht" den Minister v. Donop unter dem Versprechen, ihm 100,000 Dukaten zu geben, den Landgrafen zu bestimmen, seine Truppen von der alliirten Armee zurückzuziehen, erhielt aber zur Antwort: „er wolle zwar sein Leben aufopfern, niemals aber könne er einen Verräther abgeben."

Levin Friedrich v. Donop, Erbherr zu Stedefründ, geboren 1712, war erst Lieutenant in hessischen Diensten, wurde aber als ein Landeskind vom Könige von Preußen abgefordert und Kapitain im Regiment des Prinzen Heinrich, nahm 1754 seinen Abschied und trat 1760 bei der hessischen Garde als Oberst und Kommandeur des zweiten Bataillons wieder ein.

Wilhelm Heinrich August v. Donop (Bruder des Levin Friedrich v. D.), geboren 1722, Lieutenant 1741, Generalmajor 1763, kommandirte 1760 und 1761 das hessische Grenadierkorps wider die Franzosen.

Karl Aemilius Ulrich v. Donop (Bruder des Levin Friedrich v. D.) geboren 1732, war 1766 hessischer Oberst bei der Garde.

Wilhelm Gottlieb Levin v. Donop, geboren 1741, war 1759 Fähnrich, 1760 Lieutenant in k. preußischen Diensten, 1764 Kapitain in der hessischen Garde.

Georg Dumont, 1687 Oberstlieutenant, 18. Februar 1688 Oberst, 1697 Kommandant von Kassel, 12. August 1704 Generalmajor, nahm in demselben Jahre seinen Abschied. Starb 1705.

Casimir Henrich von Exterde aus Westphalen, seit 19. Juli 1704 als Oberst Chef des 2. Bataillons des Regiments Prinz Karl, 1713 Brigadier und Kommandant von Rinteln, 2. September 1717 Generalmajor. Starb 2. Februar 1718 in Rinteln.

Johann Ewald, geboren 30. März 1744 in Kassel, erhielt nach fast dreißigjähriger ehren- und ruhmvoller Dienstzeit auf sein Ansuchen 1787 seinen Abschied, trat mit vielen anderen hessischen Offizieren in k. dänische Dienste, wurde dort alsbald Oberstlieutnant und Chef eines Jägerkorps, stieg, in den Adel erhoben, bis zum Generallieutenant und starb 25. Juni 1813 als hervorragender Heerführer und militärischer Schriftsteller.

(Wird fortgesetzt in zwangloser Folge.)

Aus gährender Zeit.

Novelle von F. Storck.

(Fortsetzung.)

Lotte eilte in ihr Mädchenstübchen. Dort saß sie in der tiefen Fensternische, den feinen Kopf zurückgelehnt an die Wand, umgeben von üppigen Epheuranken, welche die ganze Nische gleich einer Laube umzogen. Sorgfältig geglättet lag das Blatt in ihrem Schoße. Sie hatte es wieder und wieder gelesen. Einmal nur hatte sie den Gefangenen gesehen, erst vor wenig Tagen. Sie saß gedeckt vom dichten Blattwerk, und er hatte sich weit hinausgelehnt, begierig die würzige Luft einathmend. Da hatte sie durch das Gezweig hinauf gespäht an den mächtigen Mauern, und da sah sie ihn. Seitdem sah sie diesen interessanten dunklen Kopf immer, wo sie ging und stand. Sie hatte geglaubt, der Staatsgefangene sei ein gereifter Mann, vielleicht ein hochgestellter Beamter, wie schon einer in der Thurmzelle geweilt, der sich auch unterfangen hatte, anders zu reden, als es an höchster Stelle gewünscht wurde. Daß es ein junger, und wie sie sich erröthend gestand, so schöner Mann sei, den man da so streng hinter Schloß und Riegel hielt, das hatte sie nicht geahnt. Nur daß es nicht ein gemeiner Verbrecher sei, wie die anderen drüben im Flügel eingekerkerten, das wußte sie.

Freilich, der Arme hatte Recht, sie kannte es nicht, gefangen zu sein. Sie streifte mit Fritz durch den nahen Wald, sie konnte gehen wohin sie wollte. Tiefes Mitleid für den Unglücklichen schwellte ihr junges Herz. Es war nur eine Rose, die er begehrte. Eine nur, und sie hatte deren so viele. Aber wie sie ihm geben? Nur durch Vermittelung des Schließers war es möglich, und fast schien es ihr eine Entwürdigung solch' duftender Gabe, wenn sie durch solche Hände überbracht würde.

Wie sie aber auch sinnen mochte, nichts Besseres fiel ihr ein. So schritt sie denn gegen Abend — diesmal ohne Fritz, den sie mit den Kindern des Schließers spielend wußte — hinaus, die schönste Rose zu wählen. Welche aber war die schönste? Da blühten sie vom tiefsten Roth bis zum zartesten Weiß. Sie liebte die weißen mit dem zartrosigen Hauch im Kelch vor allen; aber eine weiße Rose ist so traurig, dachte sie und schnitt eine dunkle, sammtartige, die erst eben die Knospenhülle gesprengt hatte. Plötzlich kam ihr herzbeklemmend der Gedanke, es sei unschicklich, einem fremden Herrn Blumen zu senden, und zaudernd stand sie still. Da war es, als zittere ein Stöhnen, wie aus schmerzerfüllter Menschenbrust, über ihrem Haupte dahin. Es war wohl Sinnestäuschung, dennoch stand nun ihr Entschluß fest: Er soll die Rose haben.

Ein scheuer Blick streifte, ehe Lotte mit den Blumen den Garten verließ, — sie hatte auch einen Strauß zum Schmuck des eignen Zimmers gepflückt, — zur Höhe des Thurmfensters hinauf. Und da schaute er herab und neigte grüßend das Haupt.

Sie wußte kaum, ob sie das Köpfchen zum Gegengruß geneigt. Flüchtig, als müsse sie nun schnell enteilen, flog sie die Stufen hinan. Dort im kühlen hochgewölbten Flur stand sie pochenden Herzens, mit dem Gefühl banger Glückseligkeit, wie sie es nie vordem empfunden. Machte das Geben so unaussprechlich glücklich, der Gedanke, daß es in ihrer Macht lag, die bescheidene Bitte des armen Gefangenen zu erfüllen?

Fast ängstlich pochte ihr Finger an der Wohnung des Schließers. Sie wolle nur sehen ob Fritz nicht mehr hier sei? sagte sie. Und dann ganz zufällig fragte sie: Ob jetzt nicht wieder ein Gefangener in der kleinen Thurmzelle sei?

Der Schließer hatte eigentlich aufrichtiges Wohlgefallen an dem jungen Doktor. Er machte ihm nicht allzuviel Mühe and er klagte ihm nicht die Ohren voll, wie das oft die andern Gefangenen thaten. Zudem schmeichelte es ihm, daß das „Fräulein Inspektor“ sich in eine Unterhaltung mit ihm einließ.

„Ja ja!“ meinte er. „Der junge Herr, den wir vor so'n Wochener drei gekriegt haben, der sitzt noch da oben. Scheint mir so'n Gelehrter zu sein, denn er will immer Bücher haben. Sie haben ihm ja noch dazu verholfen, wissen Sie noch?“ „Das war für ihn,“ kam es träumerisch über die rothen Lippen. Gleich darauf besann sie sich, daß sie sich um Alles diesem Manne gegenüber nicht verrathen dürfe.

„Es ist traurig, wenn Jemand die Blüthenpracht draußen nur so aus der Entfernung sieht, und in seine enge Zelle kommt kein grünes Reis und keine Blume.“

Jetzt erst schien der Mann die Blumen in des Mädchens Händen zu sehen.

„Der Tausend, Sie haben aber auch Prachtrosen im Gärtchen,“ meinte er schmunzelnd. „Ja, da sollt wohl der Herr seine Freud' dran haben, wenn so'n Strauß auf seinen Tisch zu stehen käm'.“

„Wo denken Sie hin, den ganzen Strauß? Ein paar Rosen können Sie ihm immerhin bringen, ich habe doch noch genug.“ So sprechend fügte sie der dunklen noch einige schöne hellfarbige zu und drückte sie dem Manne in die harte Hand. „Aber Sie müssen die Rosen gleich hinaufbringen, so lange sie noch frisch sind,“ sagte sie noch über die Schulter im Hinausgehen, als sei ihr die Sache gar nicht so wichtig.

Eigentlich war es ein arger Verstoß gegen das Dienstreglement des Schließers. Dennoch sog kaum eine Viertelstunde später der Doktor begierig den süßen Duft der Rosen ein. Behutsam stellte er sie in seinem Wasserglas an das geöffnete Fenster.

Getreulich hatte der Alte berichtet, was das Fräulein gesagt habe. „Das Fräulein ist zu gut,“ fügte er hinzu. „Wenn die was zu richten hätt', dann kämen sie Alle frei, die da heroben sitzen.“

Dieser weise Ausspruch hätte nun Pauls gehobene Stimmung trüben können; denn nach der Meinung des Alten entsprang diese Blumenspende ja nur dem allgemeinen Mitgefühl; wäre nur nicht jenes verrätherische Erröthen gewesen, als er sie grüßte, und wäre sie nicht so scheu geflohen. Nein, nein! Er wollte sich dem beglückenden Wahne, daß er diesem lieblichen Kinde mehr sei, als all' die andern Gefangenen, auch ferner hingeben.

Dieser Traum von einer freundlichen Heimstätte, in der sie walten würde als sein geliebtes Weib, dieser Traum, — der in den letzten Tagen immer festere Gestalt genommen, — er war ja jetzt das einzige Lichtbild, welches ihm die Bitterkeit und Schmach dieser Haft weniger fühlbar machte. Ob dieser Traum sich je verwirklichen werde — dem Gedanken gab er noch nicht Raum. —

IV.

Von nun an war es anders geworden. Nicht mehr in kindlicher Unbefangenheit, sondern still, fast scheu, bewegte sich Lotte, wenn sie im Gärtchen beschäftigt war. Immer aber huschte ihr erster Blick hinauf zu den runden fast erblindeten Fenstern. War Er sichtbar, — und wann wäre er es nicht gewesen, — dann flog ein Grüßen herüber und hinüber, und dann, als habe sie sich

bei einem Verbrechen ertappen lassen, floh sie in die dichte Laube. Hier saß sie dann, den Blick über die Dächer der unten liegenden Stadt in die Ferne gerichtet. Nicht mehr sehnsuchtsvoll nach den grünen Bergen schauend, — sie wußte es nun, daß ihr über jene waldigen Höhen das Glück nicht kommen könne, war es doch längst mit Zweifeln, Hoffen und Lieben in ihr Herz eingezogen. —

Aber Fritz führte oft bittere Klage, über das seltsam zerstreute Wesen der Schwester. Dachte sie doch mitten im schönsten Spiel an die bittenden, schönen Augen, und machte dann Fehler über Fehler. — — — — — — —

Rauh fuhr der herbstliche Wind schon über die Felder. Das Laub der Bäume spielte in allen Farbenschattierungen, gleichsam, als wolle sich der Wald noch einmal bunt und festlich schmücken, ehe das winterliche Leichentuch alles frische Leben deckte.

An dem Fenster der kleinen Thurmzelle lehnte der Gefangene. Sein Antlitz war einen Schein bleicher geworden in den Monaten, da er hier festgesessen; die Augen aber hatten das alte Feuer, wie in den Tagen regster Wirksamkeit; nur mehr vertieft schien der Blick. Man sah es ihm an, daß er viel und ernst gedacht habe. Er selbst meinte es nun zu verstehen, wie sich schon manch Einer zum tüchtigen ernsten Forscher herausgebildet in der beschränkten Lebensweise des Gefängnisses oder der Klosterzelle.

Was sind es auch für äußere Eindrücke, die das tägliche Einerlei unterbrechen?

Für den Einsamen war es schon von Interesse, das Treiben der Schwalben zu beobachten, die unter dem Dache nisteten. Das allmähliche Welken rings in der Natur. Etwas tief schwermüthiges liegt doch in solchem Herbsttage, wo die Wolken schwer über der Landschaft hängen, wo Blatt um Blatt mit bleierner Schwere durch die feuchte Luft zu Boden sinkt und kein fröhliches Vogelstimmchen sein Lied singt. Paul Weber konnte sich diesem Eindruck auf die Dauer auch nicht entziehen. Keine Aussicht, daß sich die Pforte des Gefängnisses ihm öffnen werde. Hatte man noch immer nichts entschieden, über die Dauer seiner Haft? Er hörte nichts. Da stand er nun, dem rastlosen Treiben der Schwalben zusehend, die zur Reise nach dem fernen Süden rüsteten. „Glückliche, leichtbeschwingte Wesen," murmelte er trübe. „Wer mit Euch zöge und Alles, Alles hinten ließe!" — Alles? — Nein Eines nicht. Eines würde ihm folgen. Das Bild des schlichten, süßen Kindes. —

Er seufzte. Das Bild, das würde vorläufig auch alles sein. — Selbst wenn er frei, noch heute frei würde. Was konnte er ihr bieten? —

Aber warum sah er sie nicht? Schon seit Tagen war sie kaum flüchtig einmal durch den Garten geeilt. Freilich war der Aufenthalt dort nicht mehr so wonnig, als dazumal im wundervollen Monat Mai, da er sie zuerst gesehen, umgeben von all der Frühlingspracht, selbst eine holde Frühlingsblüthe.

Und wenn erst alles öde? Wenn jedes Blatt gefallen war? Wie würde es dann sein? — Nun war es Nacht. Die bleischweren, trüben Wolken, welche am Tage so trostlos grau über der Stadt gehangen, hatten sich nun geöffnet und der Regen rauschte nieder. Eine trübselige, einförmige Melodie. Nur unterbrochen durch das monotone Tropfen des Wassers, das von dem kleinen Erkerdach auf die Zinkplatte fiel.

Paul saß bei der mattbrennenden Lampe und las. Er prieß sich glücklich, daß der Inspektor ihm dieses Unterhaltungsmittel zugestand. Viertelstunde auf Viertelstunde kündete der helle Klang der Schloßuhr, er hörte es kaum.

Da, kamen nicht Schritte herauf? Eilende Schritte? Der Schließer? Aber wie lange doch hatte der das einfache Abendbrot gebracht.

Dennoch, der feste Tritt in den harten ungelenken Stiefeln kam näher, vor der Thür machte er Halt, der Schlüssel kreischte im Schloß und der Alte, die Laterne in der Hand, trat ein.

„Kommen Sie schnell Herr Doktor! Er stirbt. Sie sind doch ein richtiger Doktor?" keuchte er.

Paul war aufgesprungen. „Wer stirbt? Ist's ein Gefangener, und weiß der Inspektor, daß Sie mich rufen? Dürfen Sie es thun?"

„Ach du meine Güte! Der und wissen! Er ist's ja selbst. Kommen Sie nur." Dann stockte er „Ich weiß, — ich denke — na, Sie werden mir doch nicht etwa einen Fluchtversuch machen? —"

Der Inspektor, Ihr Vater. — Mit einem „Unsinn Alter!" stürmte der Doktor an dem Manne vorüber. Doch an der steil abfallenden Treppe hemmte er den Schritt. Wo war der Kranke? Der Andere mußte ihm ja den Weg zeigen. — —

Da saß er, in dem Lehnstuhl neben dem Bett. Das Haupt matt zurückgelehnt, mühsam nach Athem ringend, die Augen groß, angstvoll groß umherirrend. Ueber ihn gebeugt Lotte, die Arme um seine Schultern geschlungen, mit thränenverdunkeltem Blick. Zum ersten Male, daß sie sich nahe Aug' in Auge gegenüberstanden. Aber hier war nicht die Zeit, noch weniger der Ort, solchen Gedanken Raum zu geben.

„Was ist's?" fragte er und ergriff die Hand des Kranken. Schon war er ruhig, ganz der forschende Arzt.

„Schnell, ein Glas starken Wein." befahl er fast gebieterisch. Und dann, als die zitternden

Hände des Mädchens ihm das Glas reichten, nach minutenlanger Dauer, — während welcher sie ihn geholt und eingegossen, — da zwang er den Kranken es zu leeren.

Er that es willenlos, es war ja der Arzt, der es ihm reichte.

Der Schließer hatte die Magd herein gerufen. Mit sicherer Hand schrieb Paul das Rezept. „Eilen Sie in die Apotheke, so schnell sie können," befahl er.

Erst als das Mädchen davon gelaufen, fragte der Schließer: „Wollten Sie nicht zum Herrn Medizinalrath senden, Fräulein? Nur in der Angst vorhin lief ich hinauf zu dem Herrn, weil's doch auch ein studirter Doktor ist, und weil's doch gar lang dauert, eh' der aus der Stadt herauf kommt."

Paul saß neben dem Kranken, dessen Zustand momentan erträglicher schien. Er prüfte den matten, stockenden Pulsschlag. Dann wandte er sich zu Lotte: „Ich glaube, Sie lassen Ihren Hausarzt erst morgen in der Frühe rufen. Es ist spät und überhaupt fraglich, ob Sie den Herrn zu Hause treffen. Für den Augenblick ist ja auch Alles geschehen. Ich werde die Wirkung des ersten Pulvers hier abwarten. — Sie können ja den Schließer auch hier behalten, der Sicherheit wegen," schloß er bitter lächelnd.

Mit einem ganz erschreckten Ausdruck in den matten Augen, starrte der Inspektor den Sprecher an. Erst jetzt schien ihm klar zu werden, das war ja nicht sein altbekannter Arzt, das war ja der Gefangene. Aber da war es schon wieder, das herzbeklemmende Gefühl, der Athem stockte. — Und wieder flößte Paul ihm etwas Wein ein. —

(Fortsetzung folgt.)

Trost.

Stich der Wespe macht Beschwerde,
Schmerzt und brennt wie glühend Erz.
Erde drauf! Der kühlen Erde
Nur ein wenig heilt den Schmerz.

Herz! Gedulde dich zu warten!
Enden wird auch dir das Leid,
Wenn man dort im stillen Garten
Auch auf dich die Erde streut.

A. Trabert.

Als ich zum ersten Mal die Nahlstraße betrat.

Vorfahren Ihr! o könnte ich's doch sagen,
Vielleicht ist es auch ohne Wort Euch klar,
Die Straße hier soll Euren Namen tragen,
Nicht heut', nicht morgen, nein für immerdar.

Neu müssen Häuser sich an Häuser reihen,
Ein schlichtes Heim, daneben höchste Pracht,
Hier seh' ich Kinder sich des Lebens freuen,
Im Gegenüber Sorge, Kummer, Nacht.

Dort schaut mein geist'ges Aug' in Kranz und Schleier
Die junge schöne Braut zum Altar gehn,
Und höre bei der frohen Hochzeitsfeier
Die Eltern für das Wohl des Kindes flehn.

Wie dumpf erschallt der Todtenglocke Läuten,
Es bricht ein treues, edles Menschenherz.
Vom theuren Gatten muß die Gattin scheiden,
Und wo das Glück geweilt, zog ein der Schmerz.

So zieht sich fort wie eine lange Kette,
Was nur von fern die Menschenbrust bewegt,
Auch Geiz und Bosheit finden ihre Stätte,
Die Wollust selbst die schmutz'gen Schwingen regt.

Doch nein, ach nein! es dringt mein heißes Flehen
Zu Euch in jenen hehren Geistersaal,
Ihr sel'gen Geister werdet mich verstehen,
Die Ihr jetzt nah dem höchsten Ideal.

Laßt Eure Schaffenskraft auch ferner walten
In dem Euch nah verwandten Stadtgebiet
Die heil'ge Kunst sich mehr und mehr entfalten,
Daß nur Erhab'nes, Reines dort erblüht.

Habt Ihr doch einst in längst entschwund'nen Zeiten
Den Namen N a h l in Hessen groß gemacht,
Die Zukunft mag nun Schön'res noch bereiten,
Wenn als V e r k l ä r t e Ihr darüber wacht.

Emilie Wepler.

Aus alter und neuer Zeit.

Sprüche an Häusern in der Wetterau. In Nr. 19, S. 301 des werthen „Hessenlandes“ von diesem Jahrgange finden sich einige Ergänzungen zu der schätzenswerthen Sammlung von Sprüchen an alten hessischen Bauernhäusern in Nr. 18, S. 253 bis 255 genannter Zeitschrift vom Jahrgange 1887. Daneben sei noch verwiesen auf den anziehenden Aufsatz: „Hessisches Leben in Sprüchen der Häuser“ im Althessischen Volkskalender vom Jahre 1884 (Melsungen bei W. Hopf) S. 54—95.

Hierzu bringen wir einen kleinen Beitrag aus Laubach in der Wetterau.

Allda lesen wir an einem Eckhause der sog. „Wildemannsgasse“ (benannt nach einem Hause dieser Gasse, an dessen Eckbalken zwei wunderliche, buntgemalte Gestalten, der „wilde Mann und die wilde Frau,“ angebracht sind):

„„Auf Gottes Güt hab ich gebauwt,
Niemand als Ihm allein vertrauwt,
Behud dies Haus, o treuwer Got,
Vor Wasser und vor Feuwersnoth,
Ewig las dir befohlen sein
All die darin gehn aus und ein.““

B. H. David Virling. 1656. Caspar Ros † —

Im sog. „Grünen Meer“ finden wir:

„„Gott bewahre dieses Hauß
Und führe alles in Gnaden auß,
Er lasse den Einwohner in Friede leben,
In Worten und Werken nach seinen Geboten streben,
So wird alles wohlgethan,
Wann er geht die Himmelsbahn.““

In demselben Stadtviertel hat ein Ehepaar den Spruch gewählt:

„„Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe.
Adam Schmitt und Sibylla, beyde Eheleut, durch Gottes Segen erbaut, aufgericht im Jahr 1667 den 14. May.““ —

Eine halbverstümmelte Inschrift in der „Langen Gasse“ besagt:

„„.... Sein Meister Johan Berger genannt,
Gott behuts vor Wasser und Brant.““ —

Holperigen Versmaßes, aber wohlmeinend, ist nachstehender Spruch an einem Hause „in der Lippe“:

„„Ghe bald,
Ehdan du werst krank und ald,
Dan hie doch kein Bleibens nicht mehr ist,
Deine Wohnung mach bei Jesus Christ.““

Selbstbewußt klingt die Inschrift eines Hauses derselben Straße:

„„Der Bauwherr dieses Haus genannt
Johannes Triebert,
Sein Nam ist wohlbekannt.““

Der ansprechende Vers:

„„Wir bauwen alle fest
Und sein doch fremte Gäst
Un da wir sollen ewig sein,
Da bauwen wir gar wenig ein,““

den uns der Althessische Volkskalender a. a. O. S. 55 aus Dennhausen, das Hessenland a. a. O. S. 254 aus Lobenhausen und Westfalen meldet, findet sich ebenwohl an zwei Häusern derselben Straße.

In gleichem Viertel unseres Städtchens stoßen wir auf nachstehende lateinische Inschrift:

„„Auxiliante Deo domus haec est Bartolomaei Draubi structa Dei quam pia dextra tegat. Hans Hoffmann civis incola Laubach 18. September 1617.““

Ueber der Thüre dieses Hauses steht:

„„Foelix introitus, foelicior exitus esto.““ —

Hier sei noch beigefügt die Inschrift einer Scheune in der „Langen-Gasse“, erbaut im Jahre 1620 durch Dominus Albertus Otto Bilgenius (vergl. über diese Persönlichkeit die „Wetterfelder Chronik,“ hggbn. von Friedrich Grafen zu Solms-Laubach und Gymnasiallehrer Dr. W. Matthäi, Gießen bei J. Ricker 1882, S. 55—56), also lautend:

„„Anno quo Comiti Palatino bella serebat Caesar per Spinolae tacta (facta) severa trucis, haec Albertus Otho Bilgenius horrea struxit, quae tegat a cunctis Christus Jova malis.““ —

Dr. A. N.

Sie erwähnten in der vorigen Nummer der Kunst des Weintrinkens aus früheren Zeiten. Ein Beispiel ähnlicher Art findet sich in der Selbstbiographie eines hessischen Edelmanns, welcher im Dienste des Fürsten von Waldeck im Jahre 1738 an den gefürsteten Abt von Corvey abgesandt war. Er schreibt über diese Sendung: „Der gefürstete Abt ließ mich durch einen Kavalier und vier Laquaien in einem mit 6 Pferden bespannten Wagen im Posthause in Hözter, wo ich abgestiegen war, abholen. Von dem Fürsten wurde ich recht höflich empfangen und empfing Vormittags die Lehen. Mittags bei Tische tranken mir Ihro Fürstliche Gnaden zwanzig Deckelgläser Wein unter Trompeten- und Paukenschlag zu. Nachmittags wurden der Lehnbrief und die Reservates unterschrieben und wurde da der Wein in großen Bouteilles in die Lehnkammer gebracht. Doch ich konnte in der Zeit ungemein stark trinken und fuhr in derselben Begleitung, wie ich abgeholt war, ziemlich nüchtern nach Hözter zu meinem Postmeister zurück. Dieser stutzte, als er mich noch so nüchtern sah und gerieth in gar großes Erstaunen, als ich ihn bat, mir zu dem Nachtessen noch drei Maß Wein auszufolgen.“

W. R.-L.

Wenn man vor dem Frankfurter Thor unter der von der Bellevue nach der Rondelstraße führenden Brücke durchgegangen ist, gewahrt man gleich neben derselben zur linken in der Steinwand eine große steinerne Tafel eingemauert, in welche mit großen lateinischen Buchstaben folgende Inschrift eingehauen ist:

Favente Deo T. O. M.
Carolus Hassiarum Landgr.
Princeps optimus
Porticum hanc cum fortalitio posuit
Et suis et posteris conservavit.
Anno aerae Christianae MDCCIV.

Diese Tafel war früher über den vom Landgrafen Karl erbauten, von Wilhelm IX. 1802 abgebrochenen Frankfurter Thor angebracht. Wilhelm IX. verlegte das Thor weiter nach der Stadt zurück, ließ aber an der Stelle, an welcher das von Landgraf Karl nach Erbauung der Oberneustadt errichtete Thor gestanden, die Steinplatte mit vorstehender Inschrift einmauern.

Wir glauben, es wird manchem der verehrlichen Leser dieser Zeitschrift vorstehende Mittheilung von Interesse sein. J. Schwk.

Aus Heimath und Fremde.

Landgraf Friedrich Wilhelm †. Am 16. Oktober traf telegraphisch die Nachricht ein, daß der Landgraf Friedrich Wilhelm von Hessen auf der Reise von Batavia nach Singapore durch einen Sturz über Bord verunglückt sei. Derselbe ist geboren am 15. Oktober 1854 zu Kopenhagen als der älteste Sohn des am 14. Oktober 1884 verstorbenen Landgrafen Friedrich, des Thronfolgers, wie man ihn früher als den nächsten Erben zu der Herrschaft in Kurhessen und in Dänemark nannte. Die Jugendjahre verbrachte Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen in Kopenhagen. Von 1865 bis 1872 besuchte er das Vitzthum'sche Gymnasium zu Dresden. Im Jahre 1873 bezog er die Universität Bonn, wo er zwei Jahre Rechts- und Staatswissenschaft studierte, in Poppelsdorf sich auch mit der Land- und Forstwirthschaft vertraut machte. Für das Studentenleben hatte er eine große Vorliebe und stand im engeren Verkehr mit dem aristokratischen Corps Borussia. Nach beendigter Studienzeit trat er in die preußische Armee ein, der er eigentlich schon seit dem Jahre 1871 als Seconde-Lieutenant à la suite des Thüringischen Ulanen-Regiments Nr. 6 angehört hatte. Im Königs-Husaren-Regiment, 1. Rheinischen Husaren-Regiment Nr. 7, verblieb er bis 1882, in welchem Jahre er zum Garde-Husaren-Regiment versetzt wurde. Durch den Tod seines Vaters am 14. Oktober 1884 wurde er Chef seines Hauses. Er trat nunmehr aus dem aktiven Dienste aus und wurde als Major à la suite der Armee gestellt. Im Frühjahr 1885 begann er seine größern Reisen und im Sommer 1886 trat er eine Reise um die Erde an. Im April d. J. traf der Landgraf, der unter dem Namen eines Barons von Klemp reiste, an Bord des „Hohenzollern" in Adelaida in Australien ein, von wo er eine Rundreise durch die australischen Kolonien machte. Von da begab er sich nach Java, wo er sich längere Zeit aufhielt. Zum Frühjahre 1889 sollte seine Heimkehr stattfinden. In seiner Begleitung befanden sich Major von Hugo, Landrath von Trott von Höchst und Graf Werner von der Schulenburg. Nach Zeitungs-Mittheilungen soll übrigens die Reise des Landgrafen keine reine Vergnügungsreise gewesen, sondern zum Theil wenigstens im Interesse der deutschen Kolonialpolitik unternommen worden sein. Vom Reichskanzleramte soll der Landgraf wichtige auf die Kolonialpolitik bezügliche Aufträge in Empfang genommen haben. Sein Nachfolger als Chef des Hauses und Landgraf von Hessen ist sein Bruder Alexander, geboren am 25. Januar 1863 zu Schloß Panker in Holstein.

J. Gegenbaur. (Schluß.) Besonderes Verdienst hat sich Professor J. Gegenbaur durch seine gründlichen Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte Fulda's erworben, die bekanntlich vom frühesten Mittelalter bis in die neuere Zeit in kulturhistorischer Beziehung von größter Bedeutung ist. Hierin gipfelt seine Thätigkeit als Schriftsteller, die allgemeine Anerkennung in der Gelehrtenwelt sowohl, wie bei dem größeren gebildeten Publikum gefunden hat. Wir verdanken ihm eine große Anzahl vortrefflicher historischer Monographien, die er größtentheils als wissenschaftliche Abhandlungen der Fuldaer Gymnasial-Programme veröffentlichte. Nachstehend gestatten wir uns ein Verzeichniß seiner Schriften aufzuführen, soweit uns dieselben bekannt geworden sind. Im Jahre 1856 erschienen seine „Beiträge zur Gelehrtengeschichte Fulda's, 1. die Klosterschule"; 1861 veröffentlichte er „Geschichte der religiösen Bewegung im Hochstifte Fulda während des 16. Jahrhunderts"; 1863 gab er die Schrift „Gangolf Hartung, eine fuldaische Chronik aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts" heraus. Von 1872 bis 1874 erschien in drei Abtheilungen das Werk „Das Kloster Fulda im Karolinger Zeitalter": I. „die Urkunden", II. „Buchonia und das Grabfeld", III. „das Grabfeld." Als im Juli 1877 der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde seine Jahresversammlung in Fulda abhielt, war es Gegenbaur, der als Festredner auftrat und durch seinen gediegenen formvollendeten Vortrag über die Gründung Fulda's neues Licht über manche bisher noch dunkle und zweifelhafte Punkte verbreitete. Dieser Vortrag ist als wissenschaftliche Beilage des Fuldaer Gymnasial-Programms von 1878 im Druck erschienen. Im Jahre 1881 gab Gegenbaur anläßlich der Errichtung einer Gedenktafel für den

deutschen König Konrad I., den Franken, durch den Verein für hessische Geschichte und Landeskunde im Dome zu Fulda, die Schrift „Das Grab König Konrads I. in der Basilika zu Fulda“ heraus. Als am 22. Mai 1885 das fünfzigjährige Jubiläum des reorganisirten Gymnasiums zu Fulda stattfand, verfaßte Professor Gegenbaur die Festschrift unter dem Titel „Ein Jahrhundert aus der Geschichte der höheren gelehrten Schulen Fulda's, 1734—1835“. Alle diese Schriften zeichnen sich ebenso sehr durch zweckmäßige Anordnung des Stoffes, wie durch musterhafte Behandlung der Sprache aus. Und daß auch der wissenschaftliche Werth sich stets mit dem formalen deckt, dafür bürgt allein schon der Name des Verfassers, gilt Gegenbaur doch nebst seinem Freunde, dem am 6. Januar 1886 verstorbenen Rechtsanwalte Victor Freys, für den besten und gründlichsten Kenner der fuldaischen Geschichte. Dieses Rufes erfreut sich Gegenbaur allgemein unter den deutschen Historikern. Zahlreich waren und sind heute noch die Anfragen, die an ihn um Aufklärung in historischer Beziehung gestellt werden, und die er stets mit größter Bereitwilligkeit nach bestem Wissen beantwortet. — Auch noch auf anderem Gebiete, denn auf historischem, war Gegenbaur als Schriftsteller thätig. Wir wollen hier nur nebenbei seines „Leitfadens für den geographischen Unterricht auf Gymnasien, Realschulen 2c.“ gedenken, der 1853 zuerst erschien und wiederholt neue Auflagen erlebt hat. — Zu der Herausgabe einer Sammlung seiner Gedichte hat sich Gegenbaur bis jetzt noch nicht verstehen können, und doch verdienten sie dieselbe. Einzelne, wir wollen hier nur das „Dem deutschen Parlamente“ im Jahre 1848 gewidmete, sowie das Gedicht auf Rhabanus Maurus „Wohl stand im goldenen Mainz die Wiege“, das von dem trefflichen Komponisten Dr. Andreas Henkel in Musik gesetzt worden ist, erwähnen, sind reich an poetischer Schönheit. — Schärfe des Verstandes, Wärme des Herzens, nimmer versagendes Gedächtniß, treue Freundschaft, Wohlwollen gegen Jedermann, sind Eigenschaften, durch die sich Gegenbaur ganz besonders auszeichnet, und wie sehr dieselben auch Anerkennung gefunden haben, das stellte sich so recht bei der Feier der silbernen Hochzeit Gegenbaur's am 10. Juli 1881 heraus. Zahlreich waren die Glückwünsche, die da von Freunden und dankbaren Schülern an den Jubilar und die Jubilarin, die sorgsame Hausfrau, die treffliche Erzieherin ihrer Kinder, die treue Genossin der Bestrebungen ihres Gatten einliefen, trotzdem die Feier sich nur im engen Kreise der glücklichen Familie vollzog. — Möge es unserem hochverehrten Freunde und Gönner noch recht lange vergönnt sein, sein otium cum dignitate zu genießen und möge er bei seiner Geistesfrische und seinem regen Interesse für Geschichte, Literatur und Kunst seine jetzige Muße dazu verwenden, uns noch recht oft mit Erzeugnissen seiner schriftstellerischen Wirksamkeit zu erfreuen.

F. Z.

Im Schaufenster der E. Hühn'schen Hofbuchhandlung war vor einigen Tagen ein von Max Lieberg gemaltes, sehr gelungenes und wohlgetroffenes Portrait (Kniestück) des hiesigen Schriftstellers S. Hahndorf ausgestellt. Das Bild erweckt um so größeres Interesse, als Hahndorf, der Nestor unter den deutschen Journalisten, der am 12. Dezember d. J. sein 87. Lebensjahr vollendet, ein in den weitesten Kreisen bekannter, allgemein hochgeschätzter und seiner Vaterstadt treu ergebener Bürger ist, den man mit Recht als die personificirte Geschichte Kassels seit 60 Jahren, in guten und in bösen Tagen, bezeichnen kann. Seine hervorragende Wirksamkeit auf fast sämmtlichen Gebieten des öffentlichen Lebens ist zu bekannt, als daß dieselbe noch besonderer Erwähnung bedürfte.

Im hiesigen Kunsthause sind seit Kurzem eine größere Anzahl von Bildwerken einheimischer Künstler ausgestellt. Da ist u. A. Louis Katzenstein mit einem interessanten historischen Genrebild: „Mozart spielt Schikaneder die Melodieen zur Zauberflöte vor“ und einer „Lautenspielerin“ vertreten. Der Akademielehrer E. Neumann sandte ein größeres gemaltes „Marinestück“ und eine „Landschaft aus dem schottischen Hochland“. Auch mehrere seiner Schülerinnen, wie Frl. v. Hugo und Frl. v. Grote haben tüchtige Arbeiten geliefert. Der unermüdlich schaffende Johannes Kleinschmidt stellte wieder einige vortreffliche Portaits, sowie ein sehr humorvolles und auch technisch bedeutendes Genrebild, „Glückseligkeit“ betitelt, aus. Einem hübschen neuen Talente begegneten wir in Frl. Mensing, welche vier Pastell-Portraits zur Ausstellung brachte.

Auf dem Friedhofe zu Hersfeld ist vor Kurzem dem am 25. März 1887 verstorbenen Gymnasial-Oberlehrer Bruno Berlit ein Grabdenkmal errichtet worden, dessen Uebergabe an die Familie des Dahingeschiedenen, wie die „Hersfelder Zeitung“ berichtet, am 17. Oktober erfolgte. Nahezu 200 Schüler des beliebten Lehrers haben es durch ihre Beiträge ermöglicht, daß dieses Denkmal in stattlichster Form ausgeführt werden konnte. Auf einer breiten Grundlage aus rothem Sandstein erhebt sich ein mehrfach gegliedertes Postament aus grünlichem Sandstein, dessen obere Theile ringsum reichende Eichenkränze von wirkungsvoller Steinmetzarbeit schmücken. Das Postament trägt einen Obelisken aus schwarzem Granit, dessen Vorderseite, dem vorbeiführendem Wege zugewandt, ein vergoldetes Kreuz zeigt. An derselben Seite ist in das Postament eine weiße Marmorplatte eingelegt

mit der Inschrift: „Ihrem treuen Lehrer Bruno Berlit widmen dieses Denkmal dankbare Schüler. 1888.“

Universitätsnachrichten. Marburg. An Stelle des nach Berlin berufenen Professors Dr. Adolf Harnack ist der Professor Dr. Richard Greef zum Rektor der hiesigen Universität für das Amtsjahr 1888/89 gewählt und bestätigt worden. — Der Privatdozent an der Universität Berlin und Prediger an der Waisenhauskirche zu Rummelsburg bei Berlin Lic. theol. et Dr. phil. Gustav Adolf Jülicher wurde vom 1. Oktober d. J. ab zum außerordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt. Dem Vernehmen nach ist derselbe mit der Verwaltung der durch das Ableben des Konsistorialraths Professor Dr. Ranke freigewordenen ordentlichen Professur beauftragt worden. — In der philosophischen Fakultät hiesiger Hochschule habilitirte sich Dr. Wolfgang v. Oettingen mit einer Habilitationsschrift: „Der Bildhauer-Architekt Antonio Averlino, genannt Filarete“ und einer Probevorlesung über Ziele und Wege der neueren Kunstgeschichte. (O. Z.)

Todesfälle im Monat Oktober. Am 2. Oktober starb dahier der Konsistorialrath Heinrich Seebohm. Geboren am 2. April 1825 zu Rodenberg in der Grafschaft Schaumburg, Schüler des Gymnasiums zu Rinteln, war derselbe in Rinteln zuerst als Lehrer, dann 22 Jahre als Pfarrer daselbst und 15 Jahre hier in Kassel als Konsistorialrath thätig. — Am 7. Oktober verschied dahier im fast vollendeten 82. Jahre der Oberst z. D. Philipp Otto Schneider, früher kurhessischer Artillerieoffizier. — Am 10. Oktober starb zu Fulda in seinem 84. Lebensjahre nach nahezu fünfjähriger Krankheit Dr. Joseph Wiesen, 1834—1835 Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften am Gymnasium zu Rinteln. In Fulda ertheilte er eine lange Reihe Jahre Privatunterricht in Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften und hat Tausende von Schülern in diese Wissenschaften eingeführt. — Am 13. Oktober starb dahier im Alter von 70 Jahren der Kantor und Schulvorsteher Otto Ringeling. — Am 24. Oktober verschied dahier im 68. Lebensjahre der Privatmann Daniel Zahn, Mitglied des hiesigen Stadtraths. — Am 24. Oktober starb zu Marburg im Alter von 59 Jahren der Baron August Wilhelm Xaver von Knoblauch zu Hatzbach. — Am 27. Oktober verschied dahier im 82. Lebensjahre der ehemalige Staatsminister Sigmund von Meyer, der letzte Gesandte Kurhessens am Pariser Hofe. Der Verblichene genoß in hohem Grade das Vertrauen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und war bekanntlich einer der Testamentsvollstrecker von dessen letztem Willen. Getreu dem Grundsatze „Noblesse oblige“ zeichnete er sich durch seinen Wohlthätigkeitssinn auf das Rühmlichste aus.

Kunst und Literatur.

Bilder aus der Hessischen Geschichte. Gemalt von Louis Katzenstein. Kassel, Ernst Hühn (1888).

Kein deutsches Land, das eine Rolle in der Geschichte gespielt hat, dürfte so arm an künstlerischen Darstellungen aus seiner Vergangenheit sein, als Hessen. Leider — dürfen wir vom Standpunkte des Kunstliebhabers ausrufen — wird wohl kein hessisches Fürstenschloß mehr von kunstsinnigen Herrschern mit Wandgemälden geschmückt werden, wie andern deutschen Stämmen dies jetzt zu Theil wird. An Stoff würde es dem Künstler nicht fehlen, am wenigsten, wenn er sich kriegerische Großthaten zum Vorwurf nehmen sollte. — Louis Katzenstein hat solche nicht gewählt, — ob mit Absicht, weiß ich nicht. Dagegen hat er uns mit einer Reihe wunderhübscher Genrebilder beschenkt, welche (ein einziges ausgenommen) als Friedensbilder sich bezeichnen lassen. Der Gedanke ist glücklich: seine Ausführung erinnert uns an Zeiten, wo Fürsten und Volk noch einander nahe standen, so nahe oft, daß die landesväterliche Fürsorge sich selbst auf die Speisen und Getränke erstreckte.

Das erste Bild zeigt uns Landgraf Philipp in Luthers Wohnung zu Worms i. J. 1521. Die Scene ist so zu sagen der Ausgangspunkt jener Umgestaltung, welche im zweiten Bild wirksam zur Anschauung gebracht wird: Heinz von Lüder rettet die Insassen von Kloster Haina vor drohender Austreibung. Trägt die Erzählung, wie sie uns Lezner in seiner Beschreibung des Klosters Haina giebt, auch nicht gerade den Stempel der Wahrheit an der Stirn (daß etwas dem Aehnliches stattgefunden, ist leicht denkbar), so ist sie doch sehr charakteristisch. Der Maler hat, wie man mit Vergnügen bemerkt, sich von jeder, hier so nahe liegenden Uebertreibung fern gehalten.

Auf dem 3. Bilde sehen wir den Landgrafen Moritz, wie er die persische Gesandschaft, welche i. J. 1600 Kassel passirte, empfängt. Das vierte versetzt uns in die Zeit des dreißigjährigen Krieges: Landgräfin Amelie Elisabeth läßt im Lager bei Leer ihrem Sohne, dem jungen Landgrafen Wilhelm VI., damals acht Jahre alt, huldigen. Der zarte Knabe einer- und der vor ihm knieende Kriegsmann, wohl General Melander, andererseits bilden einen seltsamen Kontrast. Es folgen dann die glücklichen Zeiten Landgraf Karls, des trefflichen, nicht genug zu schätzenden Friedensfürsten: Bild 5 zeigt

uns den ächten Vater seines Volkes zu Leimbach auf der Schwalm im Hause des Bauern Hans Hose; nur dürften hier Fürst und Unterthan einander doch etwas zu vertraulich nahe gerückt sein. Das 6. Bild stellt uns Denys Papin vor, wie er dem Landgrafen seine Dampfmaschine erklärt.

Wahre Kabinetsstücke endlich sind die beiden letzten Bilder, die ich unstreitig für die besten halte: die Kaffeeriecher, Genrebild aus der Zeit des Kaffeeverbots in Kassel, 1797; und die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm bei der Märchenfrau in Niederzwehren (um 1814).

Dem Künstler gebührt der Dank aller Hessen, daß er jenen eingangs dieser Anzeige ausgesprochenen Mangel zum Theil beseitigt und uns Darstellungen aus unsres Volkes Geschichte gegeben hat, die Auge und Herz erfreuen; ebenso der Verlagshandlung für die würdige Ausstattung. Die photographische Vervielfältigung in C. Machmar's Atelier zeigt, daß auch in dieser Hinsicht Kassel nicht zurückgeblieben ist. Hoffentlich ist die vorliegende nur eine erste Reihe, der weitere Bilder unseres Landsmannes bald folgen werden. H. Br.

Soeben ist das bereits von uns angekündigte Epos Ulrich von Hutten von Carl Preser in prachtvoller Ausstattung im Verlage von Ernst Hühn dahier erschienen. Die Besprechung dieser Dichtung unseres hessischen Poeten folgt in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift.

Eine interessante genealogische Arbeit steht in Aussicht. In aller Kürze wird, wie wir hören, ein Stammbuch der Althessischen Ritterschaft des Kurfürstenthums Hessen erscheinen, welches die Stammtafeln der 39 zur Althessischen Ritterschaft gehörigen Familien enthalten wird.

Die Marburg. Von Schulte vom Brühl. Leipzig, Voß (G. Haessel), (38 S.) 50 Pf.

Das kleine, schön ausgestattete Heftchen bildet einen Theil eines größeren Werkes: „Deutsche Schlösser und Burgen von Schulte vom Brühl,“ dessen Erscheinen auf die Dauer von Jahren berechnet ist und das den Zweck verfolgt, „dem deutschen Volke in angenehmer und verständlicher Form eine Schilderung jener Stätten zu bieten, welche zum Theil nur noch als Ruinen erhalten, durch malerischen Reiz und mehr noch durch die mit ihnen meist verknüpfte Sage und Geschichte bei Jedermann ein großes Interesse erregen.“ Heft 4 dieses Werkes beschäftiget sich mit dem Schloß Marburg, giebt eine Beschreibung desselben in Wort und Bild (12 wohlgelungenen Holzschnitten) unter eingehender Berücksichtigung der interessanten Geschichte unserer stolzen Burg, die wie wenige andere deutsche Burgen uns erzählt von den deutschen Religionsbewegungen und von dem Ruhme edler Fürstengeschlechter. A.

Darstellung der Gebietsveränderungen in den Ländern Sachsens und Thüringens von dem 12. Jahrhundert bis heute von Adolf Brecher. Berlin 1888, Dietr. Reimer. 80 Pf.

Der Verfasser, welcher durch seine „historische Wandkarte zur Uebersicht der territorialen Entwickelung des brandenburgisch-preußischen Staates“ manchem Leser des Hessenlandes bekannt sein wird, giebt hier fünf auf einem Blatte vereinigte Karten, die vorzüglich im Stande sind, über die komplicirten sächsischen und thüringischen Territorialverhältnisse zu orientiren. Wir erwähnen das Schriftchen hier, weil zwei der Kartenskizzen auch unser Heimathland mit einbegreifen: I. (im Maßstabe von 1 : 3 770 000) behandelt Thüringen, Hessen und Sachsen vom 12. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts und II. (Maßstab von 1 : 2 700 000) dasselbe von 1485—1650. Die übrigen Karten behandeln nur sächsische und thüringische Staatsgebiete, insbesondere gewährt Karte V. einen guten Ueberblick über das Verhältniß von Sachsen und Polen in der Zeit von 1697 bis 1813. A.

Anfrage.

Wenn man von Kassel nach Philippinenhof die Fahrstraße geht, gewahrt man auf einer Anhöhe zur Rechten, unweit der Ritter'schen Backsteinfabrik eine von zwei Linden beschattete steinerne Bank und vor derselben einen rohen Felsblock, in welchen die Worte eingemeißelt sind:

homo semper memor esto Dei
ubique locorum presentis.

Kann einer der geehrten Leser dieser Zeitschrift angeben, welche Bewandtniß es mit diesem Steine hat? S.

Briefkasten.

L. Bockenheim. Ihre Einsendung soll — vielleicht mit einer kleinen Abänderung — erscheinen. Nur wäre es der Redaktion angenehm, wollten Sie mit einem Namen, anstatt mit Buchstaben unterzeichnen. Auch ein Pseudonym ist gestattet.

C. R. Hohenstein bei Chemnitz. Die nach Bockenheim gerichtete Notiz gilt auch Ihnen; noch bemerken wir, daß wir eines oder das andere Ihrer Gedichte auswählen würden.

K. F. Kassel. Freundlichen Dank. Soll Verwendung finden.

K.-B. Kassel. „Ein altes Lied“ angenommen.

C. P. Wächtersbach. Wie Sie sehen, sehr willkommen.

H. F. Bromberg. Für Ihr liebenswürdiges Schreiben besten Dank. Ihre Einsendungen werden geprüft werden, worauf Sie Bescheid erhalten.

J. H. L. Hanau. Geht beim besten Willen nicht.

A. T. Wien. „Freude“ soll bald unsere Leser erfreuen.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 22. Kassel, 15. November 1888.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2641.

Im Herbste.

Wenn im Herbst die welken Blätter
In den bunten Farben glühn,
Und ein kaltes Nebelwetter
Tödtet auch das letzte Grün,
Halten ihres Jahrgewandes
Abgetrag'nen morschen Rest
Als den letzten Schmuck des Landes
Treu noch lang' die Bäume fest.

Doch er fällt von Sturm und Kälte!
Schneller noch wird Alles kahl,
Trifft die bunten Laubgezelte
Warmer, heller Sonnenstrahl.
Bei der Morgensonne Blinken,
Nach durchfror'ner Spätherbstnacht,
Siehst du rascher niedersinken
Buntgefärbte Blätterpracht.

Ach des Menschen Lebensblüthen
Sind dem Laub der Bäume gleich,
Alter, Schicksalsturmes Wüthen
Machen sie auch herbstesbleich.
Und wenn Kummers Nacht, die schwarze,
Jäh ein Strahl des Glücks erhellt,
Naht oft schnell die finst're Parze,
Und der Lebensfaden fällt.

Doch im ew'gen Weltenweben
Tröstet steten Wechsels Bild,
Und besiegt der Tod das Leben,
Immer neues Leben quillt.
Auch dem Herbstestod der Wälder
Ist sein Gegenbild verliehn
Seht, die junge Saat der Felder
Schmückt schon fröhlich Lenzesgrün!

Carl Schaumburger.



Sababurg.

Historische Skizze von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Unsere hessischen Vorfahren liebten es, die Entstehung ihrer Städte, Dorfschaften, Burgen mit einer Sage zu umweben. Dies ist auch bei Sababurg der Fall. Soll da in grauer Vorzeit eine Riesenjungfrau, die Saba, gelebt haben, die, wie die Trendela die Trendelburg, die Brama die Bramburg, die Sababurg erbaut haben soll. Hat man doch auch für Lippoldsberg eine Lippola, für Gieselwerder eine Giesela geschaffen. Es ist wohl klar, daß diese Sagen, welche erst im 16. Jahrhundert auftauchten, auf etymologische Spielereien zurückzuführen sind, wie sie damals unter den Gelehrten Mode waren. Daran ändert auch nichts, daß auf der Sababurg lange Jahre hindurch eine riesige Bettlade als diejenige vorgezeigt wurde, in welcher die Riesenjungfrau geruht haben soll. Und in das Gebiet der Fabel ist es auch zu verweisen, daß man die unmäßig großen Rippen der Saba aufgefunden und in der Kunstkammer zu Kassel aufbewahrt haben soll.

Historisch verbürgten Nachrichten zufolge hat das Erzstift Mainz, zu dessen Kirchensprengel bekanntlich unser Hessenland gehörte und in dessen Territorialbesitze damals ein großer Theil der dortigen Gegend sich befand, mit der Errichtung der Sababurg, Zapfenburg, Zappinburg, wie sie bis in das 16. Jahrhundert wohl wegen ihrer Bauart hieß, erst am 20. April 1334 begonnen und im Jahre 1336 war der Bau nothdürftig vollendet. Das benachbarte Gottesbüren war im Mittelalter ein berühmter, vielbesuchter Wallfahrtsort. Dort spendeten die Pilger reiche Gaben, und ein Theil der letzteren wurde dazu verwendet, die Zapfenburg zu errichten, wohl zu dem Zwecke, um als Feste die dortige Gegend zu beschützen und dieselbe im Gehorsam zu erhalten. Zum Bau erwählte man die eine Stunde südlich von Gottsbüren sich 1104 Fuß über der Weser bei Gieselwerder erhebende Basaltkuppe eines von Norden nach Süden ziehenden Bergrückens, welche die dortige Gegend beherrschte. Die Burg wurde nach ihrer Herstellung einem wackeren Kriegsmann, dem Ritter Arnold von Portenhagen, zur Bewachung übergeben, dem auch der fernere Ausbau übertragen wurde. Kaum war dies geschehen, als der Landgraf von Hessen begründeten Protest gegen die Burg erhob, weil dieselbe auf seinem Boden errichtet sei, den Abbruch verlangte und im Weigerungsfalle mit der Gewalt der Waffen drohte. Ein gleiches Verfahren hielten auch der Herzog von Braunschweig und der Bischof von Paderborn ein. Der Widerspruch dieser drei benachbarten Fürsten fand keine Beachtung. Die Verhandlungen darüber zogen sich in die Länge und als dieselben zu keinem Resultate führten, so griffen der Landgraf von Hessen, der Herzog von Braunschweig, der Bischof von Paderborn zu den Waffen. Die Fehde zog sich einige Jahre hin, endlich wurden die Mainzer besiegt und der Streit über die Zapfenburg durch den Vertrag vom 10. Mai 1354 dahin ausgeglichen, daß den Landgrafen von Hessen die Hälfte der Burg als Eigenthum abgetreten, Paderborn aber durch Geldentschädigung abgefunden wurde. Die verpfändete Mainzer Hälfte fiel später dem Ritter Burkard von Schöneberg zu, und als der letzte dieses Geschlechts 1428 gestorben war, verkauften 1429 dessen Erben die Pfandschaft an Hessen, welches dadurch in den Besitz der ganzen Burg gelangte. Wenn nun auch die Zapfenburg einige Zeit verfallen war und in Folge dessen unbewohnt blieb, so wurde sie doch trotz ihrer Verödung von den hessischen Fürsten häufiger besucht und allmälig ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt, in ein Jagdschloß umgewandelt zu werden in dem größten und wildreichsten Waldbezirke Hessens, dem Reinhardswalde, dessen Bestand vorzüglich Buchen und Eichen bilden. Landgraf Wilhelm II. von Hessen war es, der den glücklichen Gedanken faßte, die Trümmer der Sababurg zu den Grundlagen eines Jagdschlosses zu benutzen. Im Jahre 1490 wurde der Bau begonnen und 1492 war das neue Schloß bereits soweit gediehen, daß es bewohnt werden konnte. Zugleich hatte der Landgraf ein Gestüte angelegt, das bald emporblühte. 1508 wurde das Schloß er=

weitert und das heute noch vorhandene massive Gebäude in Angriff genommen. Doch ehe dieses vollendet war, starb Landgraf Wilhelm II. (11. Juli 1509). Der völlige Ausbau erfolgte erst zehn Jahre später durch Landgraf Philipp den Großmüthigen. Und nun beginnt die goldene Zeit des Jagdschlosses Zapfenburg, auf welchem der Landgraf mit Vorliebe oft Wochen lang verweilte. Er verlegte den Amtssitz von Gieselwerder hierher und feierte hier die glänzendsten Feste. Kein Besuch von fremden Fürsten kam nach Kassel, den er nicht zur Jagd in den Reinhardswald und zu den Banketten auf der Zapfenburg einlud. So verbrachte der Landgraf Philipp im August 1535 mehrere Tage mit seinen Gästen, drei Herzogen von Sachsen und zwei Herzogen von Braunschweig nebst zehn Grafen, auf der Zapfenburg. Täglich fanden große Jagden und Turniere statt, und man beschloß die Festlichkeiten mit einem großartigen Bankett, auf welchem man sich mit Essen und Trinken, mit Tanz und Saitenspiel, mit Gesang und Scherzreden bis zum anbrechenden Morgen vergnügte. Groß war die Jagdbeute, die der Landgraf im Reinhardswalde an Roth- und Schwarzwild, namentlich an letzterem, machte. Die Zahl der jährlich erlegten Wildschweine ist geradezu staunenerregend. 400 Stück im Jahre war die geringste Zahl, oftmals stieg sie auf das Doppelte und noch darüber. Im Jahre 1563 soll sie sogar 1072 betragen haben, wie wir in G. Landau's Geschichte der Jagd und Falknerei lesen. Allein in einem Jagen am Rüddenfelde im November des genannten Jahres fing man 231, am nächsten Tage an der Eckstruth 175, am dritten Tage am Bastholz 110, am 17. November vor der Zapfenburg 58 Wildschweine. Er habe, — schreibt der Landgraf — weder Seil noch Garn gestellt, sondern „solche Säue aller lustig zum Rig und mit den Hunden gefangen."

Auch sein Sohn, der Landgraf Wilhelm IV., hatte eine große Vorliebe für die Zapfenburg. Auch er suchte und fand hier, gleich seinem Vater, Erholung von den anstrengenden Regierungsgeschäften, in Ausübung der Jagd. Er erweiterte nicht nur das Jagdschloß durch Errichtung neuer Gebäude, sondern er legte auch daselbst 1571 einen großartigen Thiergarten, im Umfange von einer Stunde an, den er 1589—1591 statt der ursprünglichen Dornhecke mit einer 14 Fuß hohen Umfassungsmauer umgeben ließ, wozu die Steine von der benachbarten alten Burg Schöneberg genommen wurden. Dieser Thiergarten gewährte, abgesehen davon, daß er der größte in Hessen war, noch dadurch besonderes Interesse, daß ihn Landgraf Wilhelm auch mit fremden Thieren besetzte, für deren Herbeischaffung er weder Mühe noch Kosten scheute. Aus Schweden ließ er Renn- und Elenthiere, aus Bayern Gemsen kommen. Doch sollte er sich dieser Fremdlinge nur kurze Zeit erfreuen, sie erlagen meist schon frühe dem ihrer Natur nicht entsprechendem Klima.

Schon 1572 hatte Landgraf Wilhelm vom Herzog Albrecht Gemsen aus Bayern erhalten, die aber nicht gediehen. Landgraf Wilhelm erbat sich hiernach vom Pfalzgrafen Wilhelm zu Landshut eine neue Sendung von Gemsen. Am 10. Juni 1591 trafen auch 10 Stück ein. Große Noth entstand aber bald unter den fürstlichen Dienern, als im Juli zwei Gemsen aus dem Thiergarten entkamen. Der Thiergärtner lief in der Angst seines Herzens nach Bühna zu einem Krystallseher, um sich Rath zu holen. Der Landgraf befahl, ihn für diese „Abgötterei" in den Kerker zu werfen. Nur einen der Flüchtlinge fand man wieder. Als im Oktober Pfalzgraf Wilhelm in der Gegend von Hohenschwangau wieder viele Gemsen einfangen ließ, um sie an den Landgrafen zu senden, da verendeten die meisten schon auf dem weiten Transporte nach München und nur 11 blieben übrig, doch auch von diesen gingen acht schon im Januar darauf und ihnen sollten bald die anderen folgen. Und wie mit den Gemsen, so verhielt es sich auch mit den Renn- und Elenthieren, die der Landgraf aus Schweden bezogen hatte.

Am 15. August 1593 starb der Landgraf Wilhelm IV., der Weise. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Moritz, mit dem Beinamen „der Gelehrte". War diesem Fürsten auch die Jagdluft nicht in dem Grade eigen, wie dies bei seinem Vater und Großvater der Fall gewesen war, so gab doch auch er sich von Zeit zu Zeit dem Vergnügen der Jagd hin und gern verweilte auch er auf der Zapfenburg. Hier ließ er im Jahre 1596 dem englischen Gesandten, Grafen Lincoln, einen glänzenden Empfang bereiten, als dieser nach Hessen kam, um im Namen der Königin Elisabeth von England die älteste Tochter des Landgrafen aus der Taufe zu heben. Doch darüber in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich von Bibra, Fürstbischof von Fulda.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Nächst der Schulordnung war eine Hauptschöpfung Heinrich's von Bibra auf geistigem Gebiete die Stiftung der Landesbibliothek zu Fulda. Die frühere berühmte Klosterbibliothek, die hinaufreicht bis zu den Zeiten des hl. Bonifatius und des hl. Sturmius, von welcher der gelehrte Polyhistor Petrus Bertius in seinen Kommentarien zur deutschen Geschichte (1616) sagt, die Klosterkirche zu Fulda besitze eine mit alten Kodices ausgerüstete Bibliothek, wie Deutschland keine ältere und reichere aufzuweisen habe, war im Laufe der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts vollständig verschwunden. Doch nicht mit dieser ersten Bibliothek Fulda's wollen wir uns hier beschäftigen, sondern mit der heute noch blühenden, von Fürstbischof Heinrich v. Bibra errichteten Landesbibliothek; der ersten Bibliothek und ihres räthselhaften Verschwindens, ein Gegenstand, der wiederholt schon den emsigsten Forschungen Veranlassung gegeben hat, werden wir bei anderer Gelegenheit gedenken.

Das Bedürfniß einer öffentlichen Bibliothek machte sich namentlich nach der Stiftung der Universität zu Fulda (1734) durch den Fürstabt Adolf von Dalberg, fühlbar. Diesem Mangel abzuhelfen, hatte der Nachfolger des letzteren, der erste Fürstbischof von Fulda, Amand von Buseck, den großen Saal in dem dritten Stocke des Residenzschlosses zu einer öffentlichen Bibliothek einrichten wollen, allein verschiedene unvorhergesehene Hindernisse verschoben die Ausführung dieses Planes.

Auch hier war es der Domkapitular und Superior des Benediktinerstiftes Karl von Piesport, der den Plan bei dem Fürstbischof Heinrich von Bibra wieder in Anregung brachte und hier die bereitwilligste Zustimmung fand. Karl von Piesport war früher selbst Professor der Philosophie und Theologie (1743—1755) gewesen. Schon während dieser Zeit hatte er die besten Bücher in der Philosophie, in der Kirchengeschichte und Theologie für die Klosterbibliothek angeschafft, deren Benutzung jedoch nur den Geistlichen des Konvents frei stand. Karl von Piesport ließ hiernach unter seiner Leitung den bereits vorhandenen Katalog von dem jungen Benediktinermönche Petrus Böhm fortsetzen und dieser verfertigte einen „klassisch-alphabetischen Katalog", den Karl von Piesport 1770 dem Fürstbischof vorlegte. Letzterer beauftragte nun Petrus Böhm, gleichfalls einen Katalog der fast 15 Jahre verschlossenen Hofbibliothek anzufertigen. Noch im nämlichen Jahre war derselbe fertig.

Nächst Karl von Piesport gebührt also das Verdienst des Zustandekommens der öffentlichen Bibliothek dem damaligen Benediktiner-Professen Petrus Böhm. Er selbst berichtet in seinen hinterlassenen Notizen, wie der selige Rechtsanwalt Freys in dem gediegenen Vortrage, welchen dieser ausgezeichnete Redner bei Gelegenheit der am 17. Juli 1877 in Fulda abgehaltenen 43. Jahresversammlung des „Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde" gehalten, anführte, daß er (Petrus Böhm) bei Ueberreichung des über die Hofbibliothek angefertigten Katalogs auf Anleitung Piesport's an den Fürstbischof die Vorstellung und Bitte gerichtet habe: „Se. hochfürstliche Gnaden möchten an Stelle der Belohnung die vortrefflichen Bücher in der Hofbibliothek mit jenen in dem Benediktinerkloster vereinigen und daraus eine öffentliche Bibliothek errichten. Das fürstliche Jawort sei der Lohn seiner Arbeit und der Grund der auf Landeskosten errichteten öffentlichen Bibliothek gewesen."

Am 30. September 1771 wurde mit dem Baue eines eigenen Bibliothekgebäudes begonnen. Die Ausführung desselben wurde dem Baumeister Karl Philipp Arnd übertragen. Der Fürstbischof Heinrich legte selbst den Grundstein auf der Südseite, der Klosterpforte gegenüber. Am 5. Mai 1778 war das Biblio hekgebäude, das bis dahin 13,438 Gulden gekostet hatte, so weit fertig, daß die aus 4204 Bänden bestehende Benediktiner-Kloster-Bibkiothek, 1460 Bände von der Hofbibliothek, 218 Bände aus der ehemaligen Jesuiten- und Seminariums-Bibliothek, 109 von dem Geheimen Rath und Official Heinrich Fischer und noch 140 von verschiedenen Andern geschenkte Bände, überhaupt 6111 nebst noch 10 Bänden Manuskripte aufgestellt werden konnten. Den Plan der innern Einrichtung der Bibliothek hatte gleichfalls Petrus Böhm im Auftrage des Fürsten entworfen. Dieser Plan wurde für gut befunden und am 23. December 1777 durch ein fürstliches Dekret genehmigt. Zugleich wurde Petrus Böhm zum ersten Bibliothekar ernannt.

Am 5. Mai 1778 erfolgte durch den damaligen Superior des Benediktiner-Konvents Domkapitular Benedikt von Ostheim im Namen des Fürsten die feierliche Eröffnung der Bibliothek. Bibliothekar Petrus Böhm hielt in lateinischer Sprache die Festrede über den Zustand, die Schicksale und das unbegreifliche Verschwinden der berühmten,

alten Fuldaer Bibliothek, dann las er die allgemeinen Regeln der neuen Bibliothek vor und von diesem Tage an stand dieselbe zu Jedermanns Gebrauch offen.

Wir wollen hier nicht unberührt lassen, daß die Fuldaer Landesbibliothek, welche, wie oben bemerkt mit 6111 Bänden gegründet worden war, heute c. 70000 Bände zählt. Eine sehr werthvolle Bereicherung, namentlich an Inkunabeln und Manuskripten erhielt sie während der Zeit der fürstlich oranischen Regierung in Fulda (1802—1806) und seitens des französischen Gouverneurs Generals Paul Théophile Thiebault im Jahre 1807 durch die Einverleibung der Bibliothek des Klosters Weingarten. —

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Offiziere.

Ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte.

Von J. Schwank.

(Fortsetzung.)

Hans Jakob Fellberg, hessischer Oberst, trat 1647 in kaiserliche Dienste.

Oberst Ernst Ludwig von Freudenberg wurde 1787 pensionirt, 1789 auf sein Nachsuchen verabschiedet, später hessen-darmstädtischer Generalmajor und erster Kommandant von Darmstadt.

Generalmajor Burkard Wilhelm von Fürstenberg, am 22. Oktober 1751 aus kurpfälzischen in hessische Dienste getreten, ging 1757 in kurpfälzischen Dienst wieder zurück.

Gotthilf von Gerrisheim (Griesheim?) Sekondlieutenant bei den Jägern, trat 1780 aus k. preußischen in hessische Dienste, nahm 1786 seinen Abschied.

Oberstlieutenant Carl Friedrich Adam Graf von Görz, ging 1762 in k. dänische, 1771 in k. preußische Dienste, woselbst er als General der Kavallerie und Chef eines Kürassierregiments 1797 starb.

Adam Heinrich von Gräfendorf aus Sachsen, 1731 Generallieutenant, diente 50 Jahre, hatte mehr als 30 Feldzügen und 16 Schlachten beigewohnt. Starb im April 1749, 71 Jahre alt.

Oberst Ernst Quirin von Gräfendorf, seit 1691 Chef des Leib-Regiments Dragoner, gebürtig aus Sachsen, nahm 1695 seinen Abschied.

Sir George Hangher, später Lord Coleraine, trat 1778 in das hessische Jägerkorps als Stabskapitain, diente im nordamerikanischen Kriege im Gefolge des brittischen Oberbefehlshabers, wurde später hessischer Generalmajor à la suite und starb 1840.

Oberst Rudolph von Hanstein aus dem Eisenachischen, 1704 Chef des vacant (Dalwigk) Dragoner = Regiments, 1706 des Regiment-Gensd'armes (Leibregiment zu Pferd), 1. Januar 1708 Brigadier, 3. December 1711 Generalmajor, starb 1720 den 9. Juli, 59 Jahre alt.

Johann Heinrichs (Hinrichs), Kapitain beim hessischen Feldjägerkorps während des nordamerikanischen Feldzugs, trat nach 1784 in k. preußische Dienste, wurde geadelt und starb 1834 als Generallieutenant.

Oberst Graf Friedrich Wilhelm von Hessenstein, ging 1753 in k. französische Dienste, woselbst er bis zum Generallieutenant stieg, nahm später Dienste in Schweden, wurde dort Generalfeldmarschall, Generalgouverneur von Pommern und 1772 in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben.

Peter Melander, nachher Graf von Holzapfel, geboren 1585 zu Hadamar im Nassauischen, hessischer Obergeneral von 1633 bis 1640, schied aus hessischen Diensten, ging 1641 in kaiserliche über, wurde in Wien zum Reichsgrafen erhoben und 1645 kaiserlicher Oberfeldherr. Er blieb in der Schlacht bei Susmarshausen am 17. Mai 1648. Die Angabe im theatro europ. V., 937, daß der General sich nach seinem Abgange aus hessischen in kurkölnische Dienste begeben, wird in den „vermischten Abhandlungen aus der Geschichte 1751 S. 95“ nicht bestätigt, wohl aber erwähnt, daß sich verschiedene Könige, der Kurfürst von Brandenburg und freie Städte um seine Dienste beworben haben, und daß er „das ihm anvertraut gewesene hessische Kriegsvolk bei seinem genommenen Abschiede dem Feldwachtmeister Beckermann übergeben habe.“ Nach derselben Quelle hat Melander „inständigst zu verschiedenen mahlen“ um seinen Abschied nachgesucht, ehe dieser

ihm bewilligt wurde, worauf er sich auf seine Güter im Bergischen und in Westphalen zurückgezogen. Vor 1620 soll er in venetianischen Diensten gestanden haben. 1620 war er als Oberst in schweizerischen Diensten zu Basel. 1625 führte er ein von ihm errichtetes deutsches Regiment in venetianische Dienste. 1639 schlug er im Verein mit Peter Quirinus im mantuanischen Kriege die Kaiserlichen. Danach finden wir ihn in hessischen Diensten.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Siegmund von Meyer.

Nekrolog.

Von W. Rogge-Ludwig.

Der ehemalige kurhessische Staatsminister und Staatsrath a. D. Friedrich Siegmund von Meyer, dessen am 27. v. M. in seinem 82. Lebensjahre erfolgtes Ableben in voriger Nummer erwähnt wurde, hatte sich während seines langen Lebens, wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften der allgemeinsten Hochachtung und wegen seiner stets bewährten Treue und Ergebenheit des allergrößten Vertrauens seines Landesherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, zu erfreuen.

Er war ein Mann der feinsten Form, ein Aristokrat im besten Sinne des Wortes, der bei streng konservativer Gesinnung doch in keiner Weise extrem in seinen politischen Anschauungen, die Rechte des Volkes ebenso heilig hielt, als die des Fürsten und sich deshalb von allen auf deren Schmälerung gerichteten Bestrebungen fern hielt.

Geboren war er am 11. September 1807 in Kassel. Sein im Jahre 1829 als Präsident der Generalkontrole verstorbener Vater hatte sich während der Dauer der westphälischen Zwischenperiode als seinem angestammten Landesherrn treu gebliebener Diener (er war Oberkammerrath) in das Privatleben zurückgezogen. Die ersten Jugendjahre hatten in dem Verstorbenen den Grund zu seiner dem hessischen Vaterlande stets bewährten Liebe und Treue gelegt. Den ersten Unterricht empfing er hier von einem ihm gehaltenen Privatlehrer in so vortrefflicher Weise, daß er mit Zurücklegung des 14. Lebensjahres Aufnahme in die Obersekunda des Lyceums fand. Im Jahre 1825 bezog er die Universität zu Marburg studierte dann in Göttingen und wurde nach Vollendung seiner mit großem Fleiß betriebenen Studien im Jahre 1829 Referendar bei dem Kasseler Obergericht, bei welcher Behörde im Jahre 1834 seine Ernennung zum Assessor und 1839 zum Rath erfolgte. Im Jahre 1843 wurde er zum Legationsrath und vortragenden Rath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und ihm im März 1848, als die seitherigen Minister sämmtlich ihrer Funktionen entbunden wurden, die Vorstandsgeschäfte dieses Departements als Geh. Legationsrath übertragen. In dem Jahre 1847 hatte er nach Ernennung des langjährigen vortragenden Raths im Geheimen Cabinet, des Ministerialraths Koch zum Minister des Innern, dessen seitherigen Geschäfte übertragen erhalten, aber nur kurze Zeit, da noch in demselben Jahre unter dem Ministerium Scheffer Obergerichtsrath Abée an seine Stelle trat.

In dem sog. Märzministerium konnte seiner politischen Gesinnung und Richtung nach seines Bleibens nicht lange sein, in den liberalen Tagesblättern wurde er als Saul unter den Propheten bezeichnet. Am 20. September erfolgte seine Entlassung, nachdem man in dem früher aus dem kurhessischen Dienst in den des Fürsten von Hohenzollern Hechingen übergetretenen Herrn v. Schenk zu Schweinsberg eine geeignetere Persönlichkeit zu finden geglaubt hatte. Er trat nun wieder in seine frühere Stellung als Referent zurück.

Diese Stelle bekleidete er, bis im Februar 1856 nach Abgang Hassenpflugs seine Ernennung zum Minister des Aeußeren und Vorstand des Gesammt-Staatsministeriums erfolgte. Ein am 13. April 1859 in der Sitzung des Gesammt-Staatsministeriums stattgefundener und sehr stürmisch verlaufener Vorgang zwischen dem Kurfürsten und Minister Scheffer hatte sämmtliche Minister veranlaßt, ihre Entlassung einzureichen.

Herr v. Meyer blieb dann mehrere Jahre zur Disposition gestellt, außer aller amtlichen Beschäftigung, bis ihm im Jahre 1864 der Gesandtschaftsposten am französischen Hofe übertragen wurde. Fern von Deutschland und den sich hier entwickelnden, den Untergang der Selbstständigkeit Kurhessens

herbeiführenden Ereignissen verlebte er zwei Jahre in Paris, als er durch einen zufälligen Umstand zum Eingreifen in die sich entwickelnde Katastrophe mithineingezogen wurde. Als der Gesandte am Bundestag, von Heßberg, im Frühjahr 1866 erkrankte, wurde dem Herr von Meyer der Auftrag dessen Stelle zu versehen. Dem ihm ertheilten Befehle gemäß gab er in der Bundestagssitzung vom 14. Juni 1866 die so verhängnißvoll gewordene Stimme Kurhessens ab und hielt sich verpflichtet, obwohl ohne alle weitere Instruktion gelassen, bei dem Bundestag bis zu dessen Auflösung (in Augsburg) auszuharren. Mit dem Ende der Selbstständigkeit Kurhessens hatte auch seine amtliche Thätigkeit für immer ihr Ende erreicht. Von da an lebte er in vollständiger Zurückgezogenheit bis an das Ende seines Lebens in Kassel oder auf seinem Gute in Wolfsanger. Nur einmal noch, nach dem Tode des Kurfürsten, wurde ihm in Gemeinschaft mit dem Minister a. D. Rohde als Exekutor des Testaments des Kurfürsten, welches unter seinem Beirath errichtet war, eine angestrengte und mühsame Thätigkeit im Dienste seines früheren Landesherrn zu Theil, der er sich aber gern und mit großem Eifer unterzog.

Reichen Ersatz für so manche Widerwärtigkeiten in seinem amtlichen Leben, die auch ihm nicht erspart blieben, fand er in seinem reichgesegneten Familienleben. Fast 50 Jahre hat er in der glücklichsten Ehe mit seiner Gattin, Charlotte, geb. Schlarbaum, verlebt, drei seiner Töchter, von denen die jüngste ihm im Tode vorangegangen, wurden die Ehegattinnen kurhessischer Offiziere, die ihn wie einen Vater liebten und verehrten, und große Freude erwuchs ihm an seinem einzigen reichbegabten Sohn, d. Z. Professor der Chemie an der Leipziger Universität.

Sein edler, wahrhaft christlicher Sinn zeigte sich namentlich in seinem regen Mitgefühl für die Noth der Armen und Bedrängten. Der Wohlthätigkeitssinn war auf ihn vererbt worden, das v. Meyersche Haus hatte sich von jeher dadurch ausgezeichnet, und war namentlich die Schwester seines Vaters, Fräulein v. Meyer, deshalb eine in Kassel allgemein bekannte Dame. Fast täglich konnte man ihr in den zwanziger und dreißiger Jahren in den unteren Stadttheilen mit einem mächtigen, Stärkungs- und Lebensmittel enthaltenden Beutel auf ihrem Wege zu armen Kranken begegnen.

Den rastlosen Bemühungen des Verstorbenen ist neben Bernhardi die Gründung der Kleinkinderbewahranstalt zu verdanken, zu deren Verwaltungsdirektoren er länger als 50 Jahre gehört hat.

Wie warm sein Herz für die Noth der Armen geschlagen hat, zeigt eine Liste von mehr als 100 Personen, welche von ihm jeden Monat regelmäßige Unterstützung erhielten. Schwer wird von ihnen sein Ableben bedauert, aber auch Alle, die ihm im Leben jemals nahegetreten sind, werden seiner stets mit der größten Anerkennung und Hochachtung gedenken.

Aus gährender Zeit.

Novelle von F. Storck.

(Fortsetzung.)

Er sah und empfand, daß neben ihm das Mädchen in haltlosem Schmerz sich zu dem Vater beugte, daß sie aufschluchzend dessen wachsbleiche Hand ergriff und daß endlich ihr blondes Haupt auf die Lehne des Sessels sank.

Ein unsägliches Mitleid ging durch sein Herz. Wollte Gott, daß es gelingt, ihr den Vater zu erhalten. Es ist ein böses Ding solch ein Herzkrampf, dachte er, indeß sein Blick unausgesetzt die Züge des Mannes beobachtete.

Wie lange die Magd blieb! — wo doch jede Minute entscheidend sein konnte. —

Endlich, athemlos, kam sie an. Fast heftig entriß er ihr das winzige Kästchen, dessen Inhalt so bedeutungsschwer war.

Da war aber auch Lotte aus dem Zustand dumpfer Verzweiflung zu neuer Thatkraft erwacht. Sie reichte das Wasser und den Löffel, und sie hob liebevoll das Haupt des geliebten Kranken, damit er leichter trinken könne. Dann saßen sie neben dem Sessel. Rechts das blasse Mädchen, links, die Hand des Patienten in der seinen, der Doktor. Schweigend Beide. Bei Lotte nur der eine Gedanke: Ob es nun besser wird mit dem Vater?

Und Paul dachte: Es muß nun besser werden. Diese Pulver thun Wunder.

Und sie thaten Wunder! Der Kranke athmete freier. Die entsetzliche Angst, die ihn befallen, als er fühlte, daß alles Leben in ihm stockte,

der Herzschlag mit einem jähen Ruck aussetzte, diese Angst war nun gewichen.

Er blickte wieder vollbewußt um sich, er athmete leichter, er sprach dem Doktor seinen Dank aus. Was aber wollte der Dank des alten Herrn bedeuten gegenüber den beredten Worten seines lieblichen Kindes! Wie sie seine Hand erfaßte und wie sie ihn anlächelte durch lichte Freudenthränen! Er hätte sie fest in seiner starken Rechten halten mögen, diese fleißigen, sorgsamen Händchen, die, so zart sie schienen, doch so flink und eifrig schaffen konnten. Er sagte, daß er sehr glücklich sei, durch seine geringe Mühe den Anfall gehoben zu sehen. Daß es seine größte Freude sein würde, dürfe er die Genesung des Herrn Inspektors auch ferner überwachen. Doch er sei ja leider nur ein Gefangener, und nun bereit, in seine enge Klause zurückzukehren.

Waren es nicht Thränen, die heiß auf seine Hand gefallen, als er sie dem Mädchen zum Abschied gereicht? Und war es nicht ein inniger Dankesblick, der ihm aus den grauen Augen des alten Herrn entgegenleuchtete? —

Er hatte sich wieder erholt der Herr Inspektor. Es war, als lebe er noch einmal auf, als erkenne er erst jetzt voll und ganz das Gefühl zu leben, die süße Gewohnheit des Daseins. Jetzt nachdem er jahrelang das Leben fast als Bürde betrachtet, jetzt da er so nahe der dunklen Pforte gestanden, da sein Blick schon bang fragend hinüber geschweift, in jener Nacht, als die Maschinerie des Körpers so jäh den Dienst versagte, jetzt sog er mit nie gekanntem Behagen die frische, herbstlich kühle Luft ein. Nun schritt er täglich durch die schon recht öden Gartenbeete, wo nur noch bunte Astern und einige Spätrosen blühten.

Nun schien er erst die rechte Schätzung gefunden zu haben für alle Herrlichkeit der Gotteswelt.

Der Medizinalrath, — der gleich am Morgen nach dem Krampfanfall gekommen, — fand nichts zu tadeln an dem, was sein junger Kollege angeordnet. Auch er hoffte mit dem Patienten, es werde nun so weiter gut gehen, denn es zeigten sich keine bedenklichen Symptome. —

Paul hörte ab und an durch den Schließer, daß sich der Inspektor wohl befinde. Unaufgefordert sandte ihm derselbe Lektüre herauf und mehr als einmal lag neben dem mehr als frugalen Frühstück eine Blumenspende von Lottens Hand.

Der sonst recht brummige, barsche Alte hatte für diesen, seinen „Separatgefangenen" eine merkwürdige Nachsicht. Wenn er's ihm auch nie zeigen durfte, wie gern er ihm die Freiheit gönnte, und wenn es ihm auch nimmermehr in den ehrlichen Sinn gekommen wäre, ihm die Pforten zur Freiheit zu öffnen, aber gut sein durfte er dem jungen Herrn; das stand wahrlich nicht in seinem Dienstreglement, daß er seine Zellenbewohner hassen müsse.

Mit der Gesundheit des Inspektors war es aber trotz aller guten Anzeigen doch nicht stichhaltig. Die paar schönen Tage, die es im Oktober noch gab, hatte er freilich zum Theil im Freien verbracht; nun, da der Novembersturm um die festen Mauren toste, nun kamen sie wieder, die herzbeklemmenden Anfälle, wenn auch nicht so heftig, denn Lotte war ja vorbereitet. Sie verfolgte mit unsäglicher Bangigkeit jede Bewegung, jedes leiseste Zucken im Angesicht des theuren Vaters.

Und der Doktor? Er erlag wieder dem Banne qualvollster Ungeduld. Er hätte hinab eilen mögen in das trauliche Gemach, drinnen er den Kranken wußte, in die Kissen des Lehnstuhls gebettet, und um ihn bemüht das bleiche Mädchen, mit den jetzt so „bitter traurigen Augen". So sagte der Schließer, dem der Kummer des Fräuleins sehr zu Herzen ging.

Auch einen Ersatz für den Inspektor hatte man aus der Hauptstadt geschickt, zur Erledigung der Dienst-Angelegenheiten. Ein noch junger, strammer Beamter, der strenge Kontrole hielt. Es kamen keine Bücher mehr, und Blumen, die waren, so weit das Auge reichte, nicht zu sehen, auch selbst kein Blatt mehr hing an den kahlen Bäumen, denn der Sturm zauste herab, was nicht schon durch den Nebel heruntergedrückt war. So sah er oft in ohnmächtigem Grimm dem Spiel der gelben Blätter zu, wie sie ruhelos aufgewirbelt wurden. — Und dann wieder ein paar Wochen und es waren Schneeflocken die herunterfielen, dicht und dichter, bis alles weithin ein einziges, großes Bahrtuch erschien, darunter die Natur sich zu langem Schlummer gebettet.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung.

Da steh' ich hier am Flusse,
Schau' nach dem Ufer hin
Und denk' vergang'ner Zeiten
Mit sehnsuchtsvollem Sinn.

Einst fuhr ich dort hinüber
Das Herz voll Seligkeit;
Die aber ist zeronnen
Im trüben Strom der Zeit.

Ich saß im selben Schiffchen,
Das jetzt die Segel bläht.
Ach, was ich damals hoffte,
Das hat der Wind verweht.

Sophie von Gilsa.

Aus alter und neuer Zeit.

„Die Posaunen der Ewigkeit". Der in Gudensberg 1666 geborene, 1733 zu Hersfeld verstorbene Dr. Konrad Mel, welcher seine erste Ausbildung auf dem Gymnasium zu Hersfeld erhielt, später Professor zu Königsberg und dann Rektor des Gymnasiums und Stifter des Waisenhauses in Hersfeld wurde, ist durch sein weit verbreitetes Erbauungsbuch „Die Posaunen der Ewigkeit" 76 Jahre nach seinem Tode der Retter des ihm unterstellt gewesenens Gymnasiums geworden. Der Sachverhalt ist folgender: Unter dem General-Direktor des Unterrichtswesen im Königreich Westphalen Johannes von Müller sollten die Staatsausgaben für den Unterricht durch Aufhebung verschiedener, über das Bedürfniß hinausgehender oberen Unterrichtsanstalten vermindert werden. Bei dem aus dieser Veranlassung von dem Staatsrathe Leist seinem Vorstande erstatteten Vortrag kam auch die Aufhebung des Hersfelder Gymasiums in Anregung. Hierbei fragte von Müller den Staatsrath Leist, ob unter den Vorständen sich nicht ein Dr. Mel, der Verfasser eines Andachtsbuches: „Die Posaunen der Ewigkeit", befunden habe? was Leist bejahte. Dann, entgegnete der General-Direktor v. Müller, kann ich mich zur Aufhebung dieser Anstalt nicht entschließen; verbietet mir dies doch das Andenken an meine längst heimgegangene liebe Mutter, deren Lieblingslektüre dieses Erbauungsbuch des Rektors Mel gewesen ist. — Und so blieb das Hersfelder Gymnasium bestehen und konnte seine segenspendende Thätigkeit fortsetzen bis zum heutigen Tage.

J. Schwk.

Aus Heimath und Fremde.

Am Montag den 29. Oktober fand in diesem Winterhalbjahr die erste Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde statt. Nach den geschäftlichen Mittheilungen des Vorsitzenden, Majors von Stamford, hielt der Cand. hist. Diemar den angekündigten Vortrag über „das Wappen als Zeichen rechtlicher Verhältnisse mit besonderer Berücksichtigung Hessens." Wir werden auf diesen interessanten, auf den eingehendsten Spezialstudien beruhenden Vortrag in einer späteren Nummer zurückkommen.

Unter den vor einigen Jahren bei Mardorf in Oberhessen gefundenen goldenen sog. Regenbogenschüsseln aus keltischer Zeit befanden sich auch einige Silberstücke, welche weit seltener sind, als die goldenen. Wir hatten kürzlich Gelegenheit, eines dieser Stücke zu sehen. Dasselbe hatte etwa Form und Größe eines Fünfpfennigstücks. Auf dem Averse befindet sich die sogenannte Figur mit dem Schwurringe, auf dem Reverse ein männlicher Kopf. Aehnliche Münzen wurden auch bei Nauheim gefunden. Exemplare davon befinden sich in dem hiesigen Museum und in der sehr reichhaltigen und werthvollen Dr. G. Gläßner'schen Sammlung hessischer Münzen und Münzfunde dahier.

Wie die „Oberh. Ztg." meldet, hat die Jury des großen internationalen Wettstreites für Industrie, Wissenschaft und Kunst zu Brüssel der Elwert'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg für die Ausstellung folgender Verlagsartikel: „Hessische Holzbauten" von Konservator Bickell, „Hessische Silberarbeiten" von Professor von Drach, „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur" von Archivrath Könnecke, „Weltgeschichte der Kunst" von Professor Ludwig von Sybel, die goldene Medaille zuerkannt.

Das fünfaktige Trauerspiel unseres hessischen Dichters Gustav Kastropp „Jussuf und Suleika", über welches wir in Nummer 14 und 15 unsrer Zeitschrift berichtet haben, hat bei seiner ersten Aufführung am königl. Theater zu Hannover einen lebhaften Erfolg errungen. Die Darsteller und der Dichter wurden mehrfach gerufen.

Bei dem furchtbaren Brandunglück, welches am 29. Oktober über das friedliche Ackerbaustädtchen Hünfeld hereingebrochen ist, sind 117 Häuser, ungerechnet die Nebengebäude, ein Raub der Flammen und über 1000 Menschen obdachlos geworden. Große Noth ist eingetreten, aber auch die öffentliche Mildthätigkeit hat sich wieder im schönsten Lichte gezeigt. Zahlreich sind die Gaben an Geld, Nahrungsmitteln und Kleidern, welche den armen Abgebrannten bereits zugeflossen sind, aber es gilt immer noch viel zu thun an Werken der Nächstenliebe, und weitere Spenden, namentlich an Geld und Nahrungsmitteln sind immer noch dringendes Bedürfniß. — Einige

kurze Angaben aus der Geschichte des Städtchens Hünfeld werden unseren Lesern nicht unerwünscht sein. Im Jahre 782 schenkte Karl der Große das Feld, welches Hünfeld genannt wurde, dem Stifte Fulda. Dieses legte daselbst ein Kloster an, neben welchem ein Dorf entstand, das schon frühe durch eine Burg befestigt wurde, die nach 1274 als die alte Burg Hünfeld bezeichnet wird. Nachdem das Kloster in ein dem heiligen Kreuze gewidmetes Chorherrenstift verwandelt worden war, und Hünfeld schon einen Marktplatz und auch befestigte Häuser besaß, wurde es zu einer Stadt erhoben und 1310 von Kaiser Ludwig IV., dem Bayer, mit dem Stadtrechte von Gelnhausen begnadigt. Als 1359 zwischen dem Abte von Fulda, Heinrich VII. von Kralucke und dem Landgrafen von Hessen Heinrich II., dem Eisernen, sich eine Fehde erhob, eroberte Otto der Schütz, der Sohn des Landgrafen, Hünfeld, indem er dasselbe in der Nacht vom 25. November mittelst Sturmleitern erstieg. Aber nur kurz war der Besitz, denn bald erschien ein fuldischer Heerhaufen und warf die hessische Besatzung siegreich hinaus. Als Landgraf Philipp der Großmüthige 1525 gegen die aufrührerischen Bauern zog, welche bei Fulda lagerten, wurde auch Hünfeld besetzt und 1526 in dem Streite wegen Vertragserfüllung nochmals von den Hessen erobert. Die Wandlungen, welche das Fuldaer Land zu Anfang dieses Jahrhunderts betrafen, erstreckten sich auch auf Hünfeld, bis es mit dem größeren Theile des alten Fürstenthums Fulda 1816 an Kurhessen fiel. 1803 war vom damaligen Regenten von Fulda, dem Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien, das Chorherrenstift zu Hünfeld aufgehoben und das Vermögen desselben größtentheils zur Stiftung des Landkrankenhauses in Fulda verwandt worden. — Aus Hünfeld stammte eine große Anzahl hervorragender Geistlicher der Diözese Fulda, von denen wir hier nur des unvergeßlichen Bischofs Johann Leonard Pfaff (geb. am 15. August 1775 zu Hünfeld, gest. am 3. Januar 1848 zu Fulda), einer Zierde des deutschen Episkopats, gedenken wollen.

Universitätsnachrichten. Professor der Rechtswissenschaft Dr. Paul Ivers, seither in Kiel, ist an die Universität Gießen berufen worden.

— Der Rücktritt des berühmten Professors der Chemie, Geheimen Raths Dr. Robert Wilhelm Bunsen in Heidelberg von seinem Lehramt ist jetzt offiziell verkündet worden. Professor Bunsen steht in seinem 78. Lebensjahre — er ist geboren am 31. März 1811 zu Göttingen — und war bekanntlich von 1836—1838 Lehrer der Chemie an der polytechnischen Schule zu Kassel, von 1838—1851 Professor an der Universität Marburg, von wo er zunächst nach Breslau, dann nach Heidelberg berufen wurde.

— An der technischen Hochschule zu Darmstadt hat Dr. Adolf Hansen aus Altona die venia docendi für das Fach der Botanik erworben.

Todesfälle. Am 2. November d. J. starb zu Hannover in seinem 77. Lebensjahre der vorhinnige Direktor des Hersfelder Gymnasiums Dr. Georg Friedrich Eysell. Derselbe war geboren am 23. März 1812 zu Heiligenstadt, besuchte das Lyceum zu Kassel, studirte von 1830—1833 zu Marburg Philologie, war nach bestandenem Fakultätsexamen von 1834 bis 1835 Praktikant am Marburger Gymnasium, wurde dann Hilfslehrer am Gymnasium zu Fulda und von da im Sommer 1836 an das Gymnasium zu Rinteln versetzt, wo er bis zu seiner Ernennung zum Direktor des Gymnasiums zu Hersfeld im Jahre 1867 verblieb. 1876 trat er in Ruhestand. Der Verstorbene war ein tüchtiger Philologe; seine — unseres Wissens nicht im Druck erschienene — Uebersetzung des Horaz war von musterhafter Knappheit und Schönheit des Ausdrucks. Dr. Eysell hat außerdem ein Werk über die „Jungfrau von Orleans“ geschrieben, das in mehreren Auflagen erschienen ist. —

Am 13. d. M. verschied zu Marburg der seit einer längeren Reihe von Jahren daselbst wohnende Herr Major z. D. v. Gironcourt. Der Verblichene war im Jahre 1831 in Kassel geboren, absolvirte die Kadettenschule und trat im Jahre 1849 als Offizier in das kurhessische Artillerie-Regiment ein. Im Jahre 1866 als Hauptmann in das schlesische Artillerie-Regiment versetzt, machte er mit diesem den Feldzug von 1870/71 gegen Frankreich mit, nahm dann, da seine Gesundheit durch denselben angegriffen worden, seinen Abschied und im Jahre 1878 seinen dauernden Aufenthalt in Marburg. Hier widmete er sich insbesondere historischen Studien und zeichnete sich durch reiche Kenntnisse der neueren, namentlich der hessischen Geschichte aus, wie er denn auch als einer der eifrigsten Förderer der Bestrebungen des hessischen Geschichtsvereins galt und auf diesem Gebiete namentlich durch seine gediegenen Vorträge über frühere hessische Militärverhältnisse im Marburger Geschichtsverein, sowie durch einen, im Jahre 1886 gelegentlich der Generalversammlung des hessischen Geschichtsverein in Homberg gehaltenen großen Vortrag, in weiteren Kreisen bekannt wurde. Seit Jahren leistete der Verblichene auch als Volontär auf dem Marburger Staatsarchiv die besten Dienste, wo er sich um die Sichtung und Ordnung der Militärurkunden ein großes Verdienst erwarb. In gleich vortrefflicher Weise wirkte er als langjähriger Bibliothekar der Museumsgesellschaft in Marburg, deren Bibliothek er mit großem Fleiße in die beste Verfassung brachte und sich, neben seinen sonstigen rühmlichen persönlichen Eigenschaften, durch welche er sich die allseitige Liebe und Achtung seiner Mitbürger er-

warb, ein ehrendes Andenken sicherte. Sein Tod wird von zahlreichen Freunden auf's herzlichste betrauert und reißt eine neue Lücke in die Reihe alter biederer Hessen. Leicht sei ihm die Erde! (Oberh. Ztg.)

Hessische Bücherschau.

Ulrich von Hutten, Heldengedicht von Carl Preser. Kassel, Verlag von Ernst Hühn, 1889.

Wir bekennen von vornherein, daß wir mit dem Bilde Ulrich's von Hutten, welches uns der Dichter in dem vorliegenden Epos entwirft, nicht vollständig einverstanden sind, auch will es uns bedünken, als habe der Verfasser hinsichtlich der historischen Grundlage der licentia poëtica allzu großen Spielraum gegeben, das darf uns aber nicht hindern, den poetischen Werth dieser Dichtung in vollem Maße anzuerkennen. Carl Preser zählt zu den bekanntesten und beliebtesten Dichtern unseres Hessenlandes. Seine Sprache ist edel und schwunghaft, seine Dichtungen verrathen Phantasie und Gedankenfülle, er ist ein Meister der Form. Diese Vorzüge finden wir auch in seiner Dichtung „Ulrich von Hutten", und unter der großen Anzahl von Schriftwerken, die in gebundener wie in ungebundener Rede in diesem „Hutten-Jahre" über Ulrich von Hutten erschienen sind, wird zweifellos das Epos von Carl Preser seinen Platz in erster Linie behaupten. — Unsere Leser dürften wohl einige biographische Mittheilungen über den Dichter interessiren. Carl Preser ist geboren zu Kassel am 29. Dezember 1829. Er sollte erst Architekt werden, trat aber auf Anrathen des Ober-Baudirektors Bromeis, eines Freundes seines Vaters, wegen Ueberfüllung dieses Faches zurück, bereitete sich für den Verwaltungsdienst vor und wurde kurz nach abgelegtem Examen, wegen seiner literären Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunst als Sekretär in den kurfürstlichen Hofdienst gezogen und der General-Intendantur des Hoftheaters beigegeben, in welcher Stellung er sich als Kunstkritiker einen Namen machte und ihm die Redaktion der „Kasseler Zeitung", des damaligen Regierungsorganes, übertragen wurde. Es erschienen in jener Zeit von ihm: „Gedichte", „Geharnischte Sonette", das Epos „König Autharis Brautfahrt" und das Drama „Die Sterner". Nach den Ereignissen von 1866 forderte der Kurfürst zuerst für Hanau seine Dienste bei dem neu gebildeten Hofmarschallamte und dann für den Aufenthalt in Böhmen, wo Preser, angesichts der dortigen politischen Bewegungen, sich noch staatsrechtlichen Studien an der Universität in Prag hingab. Nach dem Tode des Kurfürsten bot man ihm die Stelle eines Central-Direktors in gräflich Nostiz'schen Diensten an, die er annahm und in Prag verblieb, wo er nun besonders auf wirthschaftlichem Felde eine rührige Thätigkeit entwickelte und sehr bald in den Staats-Eisenbahn-Rath, in den Landeskultur-Rath, sowie in das Direktorium der landwirthschaftlichen Gesellschaft für Böhmen berufen wurde, bis ihn im Jahre 1884 der Ruf als Kammerdirektor nach Wächtersbach traf. Diesem folgte er gern und kehrte in die alte hessische Heimath zurück, der er in einem seiner Gedichte aus der Ferne die Worte zuruft:

„Grüß Gott dich, du Heimath, du herrliches Land,
Herz Deutschlands, mein blühendes Hessen."

Der zweiten und dritten Auflage seiner „Gedichte" war nur ein Kapitel „Aus dem Exil" zugefügt, das Einzige, was Preser aus der Fremde dichterisch leistete. Dagegen erschienen von ihm: „Pacht und Pachtrecht in Oesterreich", „Die österreichische Verjährungsgesetzgebung", „Die Erhaltung des Bauernstandes", sowie „Die staatsrechtliche Bedeutung der Abstinenzpolitik". Erst mit seiner Rückkehr in die Heimath wurde Preser auch wieder dichterisch thätig. Den Lesern unserer Zeitschrift „Hessenland", welcher er eine treue Anhänglichkeit seit ihrem Bestehen bewiesen, ist diese Thätigkeit wohl bekannt, sie hat die vollste Anerkennung gefunden, wie denn auch seinen historischen Abhandlungen, insbesondere derjenigen über „die angeblich nach Amerika verkauften Hessen" und den von ihm verfaßten Nekrologen einstimmiges Lob zu Theil wurde. — γ —

Der Fall der Donnereiche von Edward R. Grebe. Frankfurt a. M. 1888; Gustav Wendel's Verlag.

Das Ringen zwischen Heidentume und Christentume unter germanischen Völkern zu schildern ist bei der Manigfaltigkeit gebotener Erscheinungen ein vielfach anziehender Vorwurf. Nur niedersächsischem Volke ist die neue Heils-Botschaft im Gewande blutiger Vergewaltigung gekommen, zugleich des alten Glaubens sowie statlicher und bürgerlicher Ordnung; ein trauriges Verhängnis gegenüber dem allen anderen Stämmen beschiedenen Loße. Und es lag auch gerade in germanischem Glaubentume jene Offenbarungs-Lehre in einem Grade vorgezeichnet als sonst nirgends. Dazu kam, daß dasselbe allmählich mit eigens christlichen Anschauungen seit lange durchsetzt war, die jene Söldner mit heim brachten, aus denen nach dem zweiten Jahrhunderte die römischen Legionen mehr und mehr sich bildeten. So vernehmen wir aus einer eddischen Erzehlung, daß ein Ankömmling im Jenseits in dreien Sälen nach einander die nemliche Gestalt immer tronend erblickt und dann beschieden wird: es sei der Hohe, der Eben-Hohe, der Urgleich-Hohe, und seien doch nicht drei Hohe, sondern der eine Wodan! Also bereits die Dreifaltigkeit.

Namentlich im nördlichen Chatten-Lande, dem s. g. fränkischen Hessen-Gaue, sind Heidentum und Christentum über zwei Jahrhunderte zusammen bestanden, sich wechselsam beeinflußend; wie dann überhaupt unsere mittelalterische Kirche — und nicht zu ihrem Schaden — noch merklich von germanischem Wesen durchdrungen war. Grebe versetzt sein Gedicht in

Beginn des achten Jahrhundertes, und widmet sich einer Schilderung, solcher seelischen Kämpfe in den Gemütern. Nur ein so sittlich gediegenes Volk als die Germanen ihrer ursprünglichen Art nach waren, vermochte die Offenbarungs-Wahrheit in ihrer lautersten Tiefe voll und ganz zu erfaßen. Wenn uns Grebe als durchaus gläubiger Christ entgegen tritt, so kennzeichnet und ehrt es doch auch sein deutsches Gemüt, die Liebe zu edlen Vorfahren, daß er gleichwol dem Scheiden der alten Götter wehmütigen Abschieds-Gruß mit Nichten versagt.

Im Falle der Geismarer Donars-Eiche, womit tatsächlich das Heidentum in unserer nördlichsten Mark seinen Abschluß fand, gipfelt auch Grebens lebenswarme Dichtung. Ebenwohl der Gunst ward unser Chatten-Stamm teilhaft, daß ihm das Christentum germanische Rassen-Genossen übermittelten: dem Südwesten der westgothische Adaling S. Goar, dem Nordosten der große Angelsachse Winfrid Bonifaz.

In sechzehen Abschnitte, deren jeder wiederum in einzelne Gesänge zerfällt, gliedert Grebe in reicher Ausführung seinen Stoff: Einleitung; der Eichen-Hain; Brunons Jugend; die Weißagung der Priesterin; ein Volks-Fest; das Gastmahl; die Flucht der Geister vor dem Kreuze; auf der Gerichts-Stätte; die Klagen; Bruno und Priester Wolfram; der Kampf; Berta; der Hohen Untergang; die Befreiung; der Fall der Eiche; Schluß.

„Hoch im Nord am Urdaborne
Nah' dem großen Welten-See
Webt und wirkt die heil'ge Norne,
Kiest auf Erden Wol und Weh."

hebet, im Heidentume stehend, die Dichtung an;

„Engel-Fürsten schwebten nieder,
Die dem Trone Gottes nah';
Laut ertönten Jubels-Lieder:
Soli deo gloria!"

ist die den Ausgang feiernde Strofe. —

Ergreifend schön sind manche Seiten des Gedichtes; das dem Verlaufe der Ereignisse eingewobene Liebes-Schicksal entwickelt sich ungekünstelt durch mancherlei herbes Leid zu glücklichem Ende.

In ethnologischer Hinsicht ist einiges verfehlt: namentlich muß der chattische Stamm in seiner Gesamtheit als eigenster echter Kern fränkischer (istäwischer) Völkerschaften gelten; nicht als verwandtes Anhängsel. Zumal in den Kämpfen wider Thüringe und Sachsen waren wir Träger fränkischer Reichs-Geschichte; nicht einmal gelegentliches Liebäugeln selbst heidnisch gebliebener Chatten mit jenen überlieferten Widersachern unseres Stammes dürfte jemals unterstellt werden. Auch kleine geschichtliche und volkstümliche Irrtümer laufen wohl hie und da mit unter.

Selbstredend tuet derlei rein dichterischem Werthe der Schöpfung Grebens keinen Abbruch. Wir empfehlen das, von vaterländischem wie gottseligem Sinne zeugende Büchlein — das dem Andenken des seligen Herrn Metroplitanes Vilmar zu Melsungen gewidmet ist — der Leserschaft unserer lieben Zeitschrift „Hessenland" zu freundlicher Teilnahme und etwa geneigter Beachtung als weihnachtliches Angebinde. Die Ausstattung ist gefällig; Wahl wissenschaftlicher germanistischer Schreibung, anstatt der neuen schulmäßigen Alfanzerei hätte einzig zum Stoffe gepaßt.

Hermann v. Pfister.

Wir verfehlen nicht, die Kunstliebhaber unter den Lesern des „Hessenlandes" darauf aufmerksam zu machen, daß am Montag den 26. November in Leipzig durch die Kunsthandlung von C. G. Boerner der Verkauf des sehr reichhaltigen Kunstnachlasses der Künstlerfamilie Ruhl aus Kassel stattfindet. Begründer der sehr bedeutenden Sammlung war der Hofbildhauer Professor Johann Christian Ruhl (lebte von 1764—1842 in Kassel); fortgesetzt wurde dieselbe von seinen beiden Söhnen, dem in März 1887 dahier verstorbenen Geheimen Hofrath Ludwig Sigismund Ruhl und dem Ober-Hofbaudirektor Julius Eugen Ruhl (gestorben in Kassel am 27. November 1871). Der Katalog, welcher in der G. Klaunig'schen Hofbuchhandlung dahier, einzusehen ist, umfaßt 569 Nummern, von denen die meisten mehrere Blätter enthalten.

Briefkasten.

Mehreren Mitarbeitern. Wir bitten um Angabe von Namen (nicht Buchstaben) zur Unterzeichnung Ihrer Einsendungen. Das gilt insbesondere für C. R. (Hohenstein bei Chemnitz); C. W. F. (Kassel); Aug. R. (Kassel); H. Ch. in N. (Bayern); M. S. (Haina).

E. Bn. Fulda. Wir sind Ihnen noch einen Brief schuldig und gedenken in Bälde unserer Verpflichtung nachzukommen.

M. H. Regensburg. Dürfen wir „Weihnachtsgebet" verwenden und unter welchem Namen?

E. U. Kassel. S. L. Trier. Warum hören wir nichts von Ihnen.

H. R. H. Kassel. Soll im Frühjahr verwendet werden.

G. N. Hanau. C. H. Fulda. M. K. O. in S. (bei Schlüchtern). Nicht verwendbar. Probiren Sie es mit einer zweiten Sendung.

R. in Berlin. Trabert's Gedichte erregen allgemeines und berechtigtes Aufsehen. So kräftige Klänge schlagen selten an unser Ohr. Das Büchlein eignet sich trefflich zum Weihnachtsgeschenk.

Berichtigung.

In dem Artikel „Hessische Offiziere" in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift, Seite 327, Spalte 1, Zeile 28 ist statt Christian Bödicker zu setzen: Herm. Phil. Reinh. Bödicker.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 23.

Kassel, 1. Dezember 1888.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint **zweimal monatlich**, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2641.

Freude.

Sei recht, o Herz, von leichtem Sinn
Und schließ dich zu dem Leide!
Glück auf! Der Herzen Königin
Heißt Freude, Freude, Freude.

Es krächzt der Fink, der Regen sprüht,
Es zaust der Sturm die Weide;
Was kümmert's mich? Mein Wanderlied
Heißt: Freude, Freude, Freude!

Und reißt der Bach den Steg mir fort,
Bevor ich drüber schreite,
So wat' ich durch, der Flut zum Tort,
Und jauchze: Freude! Freude!

Da winkt das Wirthshaus lieb und traut
Und drin die frohen Leute,
Sie grüßen aus dem Fenster laut:
„Herein, du Mann der Freude!"

Nun aber heiz' ich tüchtig ein
Mir selbst und meinem Kleide;
Denn besser wärmt als Sonnenschein,
Ihr Freunde, Wein und Freude.

A. Trabert.



Sababurg.

Historische Skizze von A. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Am 24. März 1596 erblickte die Prinzessin Elisabeth, die älteste Tochter des Landgrafen Moritz und dessen erster Gemahlin, Agnes Gräfin von Solms, das Licht der Welt. Pathin der Prinzessin Elisabeth war, wie bereits in unserem vorigen Artikel erwähnt, die Königin Elisabeth von England. Sie ließ sich durch einen Abgesandten, den Grafen Lincoln, vertreten. Glänzend waren die Festlichkeiten, die sich im Monat August an den Taufakt anreihten, und großartig waren die Ehren, die man dem Abgesandten der Königin von England bezeigte. An der hessischen Grenze wurde er feierlich empfangen und vorerst nach der Zapfenburg geleitet, um sich daselbst von den Mühen der Reise zu erholen. Der Gesandte fuhr in einer prächtigen Staatskarosse, hinter der drei Kutschen mit seiner Begleitung folgten, den Zug selbst aber eröffneten und schlossen Mitglieder der hessischen Ritterschaft. Als der Zug unter den schmetternden Fanfaren der Trompeterschaar am Burgberge anlangte, empfing ihn eine Anzahl Hellebardiere, die Spalier bildeten, und die Geschütze brachten ihren Willkommengruß. Hier wurde der Gesandte auf das Gastfreundlichste bewirthet, bis er am 24. August von zwei Fürsten, der hessischen Ritterschaft und der bewehrten Bürgerschaft eingeholt, in Kassel unter dem Donner der Geschütze seinen feierlichen Eizng hielt. Die Schilderung der nun folgenden Festlichkeiten, die etwas in Kassel noch nicht Erlebtes darboten, verdankeu wir des Landgrafen Moritz „Geographus et Historicus", dem Chronisten Wilhelm Dilich (Schäffer aus Wabern), der darüber ein mit vielen seltenen herrlichen Bildern geschmücktes Prachtwerk: „Historische Beschreibung der Fürstlichen Kindtauff Fräulein Elisabethen zu Hessen 2c. Welche den Augusto deß 1596. Jahres zu Cassel gehalten wurde, mit beygelegten Abrissen der Ritterspiele, so damals vollnbracht, eigentlich erkleret vnnd verfertigt Durch Wilhelmum Dilichium. Gedruckt zu Cassel durch Wilhelm Wessel, 1598" veröffentlichte. Auch ein Bild der Sababurg, welches den Einzug des englischen Gesandten in dieselbe darstellt, ist in diesem Prachtwerke enthalten. Die Festlichkeiten, die in Kassel zur Verherrlichung des Tauffestes stattfanden und mehrere Tage währten, bestanden in Fußturnier, Ringelrennen und Roßturnier, in öffentlichen Aufzügen (sogenannte Inventionen) mit den dazu gewählten Symbolen von des Landgrafen Erfindung. Außer den Fabeln von Jason, Perseus und dem Urtheile des Paris, wurden die vier Jahreszeiten, Sonne und Mond, die vier Theile des Erdkreises, die sieben freien Künste, der von den vier Haupttugenden, von Grazien und Charitinnen umgebene wohlthätige Fürstengreis (Euergetes), und das vielgestaltige Laster, von dem Teufel als Kutscher des Hauptwagens gezogen, in den buntfarbigsten kostbarsten Kostümen symbolisch dargestellt. Den Schluß der Feierlichkeiten bildete ein großartiges Feuerwerk. Es kann nicht unsere Absicht sein, die einzelnen Festlichkeiten näher zu beschreiben, das würde uns von unserem Thema zu weit abführen, doch können wir es uns nicht versagen, hier noch mit wenigen Worten der Prinzessin Elisabeth zu gedenken, die sich später als Dichterin wie als Komponistin einen berühmten Namen erwerben sollte. Sie erhielt durch die Fürsorge ihres Vaters, bekanntlich eines der wissenschaftlich gebildetsten und gelehrtesten Fürsten, die je auf einem Throne gesessen, theils durch besondere Lehrer, theils als Schülerin des von diesem gestifteten Collegium Mauritianum eine sorgfältige umfassende wissenschaftliche Erziehung. So lernte sie lateinisch, spanisch, französisch, italienisch, Geometrie, Dialektik, Musik. Geistreich, bescheiden, voll tiefer Religiosität, war sie lange Zeit die Zierde des hessischen Hofes. Ihre Lieblingssprache war die italienische und ihr Lieblingsdichter Petrarca. Von ihr stammen 216 Gedichte (Madrigale und Canzonen) in italienischer Sprache. Sie übersetzte Cantarini's „La fida Ninfa" in das

Deutsche, und im „Mausoleum Mauritianum“ finden wir unter ihrem Bildnisse (fol. 27) den von ihr herrührenden Spruch:

Lang leben ist ein schlechter Ruhm
Nichts nutz ist der schandliche Reichthum,
Lieb' Schaden bringt, Schand bringt der Pracht,
Tugend allein unsterblich macht.

Ein Lieblingsbuch von ihr war des Genfer Predigers Simon Goulart, 1606 gedruckte Betrachtungen über den Tod (Tableaux de la mort). Das in ihrem Besitze gewesene Exemplar dieses Werkes befindet sich auf der Landesbibliothek zu Kassel.*) In dasselbe ist von ihrer eignen Hand folgender Spruch eingetragen:

Apprenez à mourir maintenant au monde
Pour vivre avec Christ en la vie seconde.
1618. Elisabet Princesse d'Hesse.

Sie gilt auch für die Verfasserin eines Buches „Gottselige Gedanken über verschiedene trostreiche Sprüche göttlicher heiliger Schrifft“. Am 25. März 1618 vermählte sie sich mit dem Herzog Johann Albrecht II. von Mecklenburg. Sie starb nach siebenjähriger kinderloser Ehe, durch körperliche Leiden und Nachtwachen geschwächt, am 11. Dezember 1625 zu Güstrow. In ihrem Nachlasse fand man „Morgengebät für alle Tage“, welches der Hofprediger Neuberger zugleich mit der Leichenrede für dieselbe im Drucke veröffentlicht hat.

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zu unserer eigentlichen Aufgabe zurück. Der dreißigjährige Krieg brachte der Sababurg, wie das Schloß seit Ende des 16. Jahrhunderts genannt wurde, schweren Schaden. Landgraf Moritz beabsichtigte beim Beginn des Krieges, den Zugang zur Burg durch eine Schanze zu befestigen, doch kam dieser Plan nicht zur Ausführung. Als im Jahre 1623 das Tilly'sche Heer in Hessen einfiel und fast sämmtliche festen Plätze besetzte, wurde in Gieselwerder ein hessischer Lieutenant mit 20 Soldaten niedergehauen, und darauf die Sababurg nach Gefangennahme des hessischen Amtmanns von Amelunxen in grauenhafter Weise geplündert und verheert. Die Burg erhielt bayerische Besatzung, welche ringsum Kontributionen erpreßte und erst 1626 wieder abzog. Als eine sehr willkommene Beute wurden von den Feinden die edlen Zuchtpferde in dem Sababurger Gestüte betrachtet, die man fortführte. Auch der Thiergarten blieb nicht verschont, und das Innere des Schlosses wurde derartig durch die feindliche Besatzung verwüstet, daß kaum noch eine Spur von seiner ehemaligen Pracht übrig blieb.

Erst nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges konnten die hessischen Fürsten daran denken, das Schloß wieder in würdiger Weise herzustellen. Dieser Aufgabe unterzog sich denn auch von 1651 an der Landgraf Wilhelm VI., der leidenschaftliche Jagdfreund, in eifrigster Weise. Und ebenso wie dieser, war dessen Sohn der Landgraf Karl bemüht, dem Jagdschlosse den alten Glanz wieder zu verleihen. Dieser Fürst errichtete denn auch 1701 den neuen Schloßflügel. Gerne und häufig verweilten diese Fürsten auf der Sababurg, dort veranstalteten sie große Sauhatzen, es wurden Feste daselbst gefeiert, so daß die alte Zeit wiedergekommen zu sein schien. Auch Landgraf Wilhelm VIII. folgte dem Beispiele seiner Vorgänger. Da sollte der siebenjährige Krieg neue Leiden und neue Verheerungen über die Sababurg bringen.

(Schluß folgt.)

*) Auf der Kasseler Landesbibliothek befinden sich ferner die oben erwähnten Gedichte in Handschrift: Il primo e secondo libro di madrigali nuovamente composti della serenissima Principessa e Signora, Signora Elisabeta Landgravia di Hassia, sowie Cansonette nuovamente composte della Ser. Princis. Elisabeta Landgravia di Hassia. Ebenso die deutsche Uebersetzung der Favola pastorale „la fida Ninfa“ del Francesco Cantarini. — Casparson hat 11 ihrer Gedichte in deutscher Uebersetzung veröffentlicht, Rommel in seiner Geschichte von Hessen, (Bd. VI, S. 379—381) 10 Gedichte in dem italienischen Texte.

Ein Erinnerungsblatt an Ernst Koch

zum 24. November, dem 30jährigen Todestag des Dichters.

Von W. Rogge=Ludwig.

Im Jahre 1878 erschien zum ersten Male eine ausführliche Schilderung des Lebens und Wirkens unseres vaterländischen Dichters in einer Programmabhandlung des Luxemburger Athenäums unter dem Titel: „Ernst Koch. Sein Leben und seine Werke.“

Der Verfasser derselben, Dr. Joh. Henrions schreibt in der Vorrede, und leider mit Recht:

„Noch sind nicht zwei Jahrzehnte über Kochs Grab dahingegangen und es will einem schier bedünken, als ob es Jahrhunderte gewesen: So rasch hat der Hauch der Zeiten den Namen des Dichters verweht. Prinz Rosa Stramin ist für die jüngere Generation eine fast neue literarische Erscheinung. Eduard Helmer, der Verfasser desselben, kennt die überwiegende Mehrheit des jüngsten Nachwuchses nicht einmal mehr dem wirklichen Namen nach, und doch ist Ernst Koch ein Mensch von reichen Geistes- und Herzensgaben, ein Poet von rechten Gottes Gnaden gewesen."

Großes Verdienst hat sich Karl Altmüller dadurch erworben, daß er, wie es namentlich durch seine vortreffliche Vorrede zu der im Jahre 1873 bei G. Wigand dahier erschienenen und von ihm herausgegebenen dritten Auflage des „Prinz Rosa Stramin" geschehen ist, vieles zur richtigen Beurteilung des Dichters beigetragen und wiederholt das Andenken an ihn erneuert hat.

Das Streben Altmüllers hatte den Erfolg, daß auch außerhalb Hessen größere Aufmerksamkeit dem Dichter gezollt wurde. Fr. Biedermann bezeichnete ihn in den Blättern für literarische Unterhaltung als einen genialen und originellen, seither noch viel zu wenig gewürdigten Humoristen und beklagt dabei, daß noch manche dunkle Stelle im Leben des Dichters der Aufklärung bedürfe.

Diesem Mangel ist dann im Jahre 1871 durch Veröffentlichung einer großen Anzahl der zwischen dem Dichter und seiner Braut Henriette v. B. gewechselten Briefe in der unter dem Namen Ernestine v. L. von kundigster Hand herausgegebenen Erzählung „Palast und Bürgerhaus" wesentlich abgeholfen worden.

Seitdem sind wiederum fast zwei Jahrzehnte dahin gegangen. Die Abhandlung Henrions ist ebenso wie das Buch der Ernestine v. L. in dem Vaterlande des Dichters fast gänzlich unbekannt geblieben, und die obige Klage Henrions noch allzu sehr begründet.

In welchem Maße dies der Fall ist, erfuhr ich noch vor kurzer Zeit, als mir ein hochbejahrter sehr gelehrter Herr mittheilte, daß er zufällig von der Schrift Henrions Kenntniß erhalten habe und dadurch veranlaßt worden sei, sich mit des Dichters Werken bekannt zu machen.

Da ist es wohl auch Aufgabe unserer, der hessischen Literatur gewidmeten Zeitschrift, das Andenken an unseren vaterländischen Dichter und bedeutendsten Humoristen an dessen dreißigjährigem Todestag durch kurze Mittheilung seines so viel bewegten Lebensganges mit Erwähnung seiner bedeutendsten Dichtungen zu erneuern.

Ueber seine Jugendjahre theilt uns der Dichter selbst in dem von einem seiner Freunde herausgegebenen, bei Bück in Luxemburg 1859 erschienenen Band seiner Gedichte folgendes mit:

„Ich wurde am 3. Januar 1808 zu Singlis in Niederhessen geboren. Mein Vater, der 1847 als pensionirter Regierungsrath in Marburg gestorben, wurde 1816 fürstlich Rotenburgischer Beamter in Witzenhausen.

Hier wuchs ich auf und erhielt in der Stadtschule den Elementarunterricht und die ersten humanistischen Kenntnisse. Die wundervolle, liebliche Natur des Werrathales und die Lektüre der Schiller'schen, Körner'schen und Matthison'schen Lyrik übten ihren Einfluß auf den lebhaften Knaben. 1821, als mein Vater als Kreisrath nach Kassel berufen wurde, trat ich dort in die dritte Klasse des Lyceums ein. Hier entwickelten und erweiterten bald der höhere Unterricht, der Besuch des Theaters und das Residenzleben die poetischen Anlagen des Lyceisten. Hier dichtete ich schon in Tertia, lieferte in Sekunda himmelstürmende Aufsätze, bei denen den würdigen Lehrern der Maßstab der schulmeistrigen Prosa versagte, und durchschwärmte in Prima alle Freuden und Leiden einer poetischen Gymnasiastenliebe.

Siebzehn Jahre alt, 1825, bezog ich die Universitäten Marburg, dann Göttingen und wieder Marburg, wo ich 1829 als doctor juris absolvirte. (Meine Inauguraldissertation: de jure ejus, qui speciem ex alinea materia fecit, findet sich in den Pandektenkompendien citirt.) 1830 brachte ich den Sommer in Berlin zu, um mich dort als Privatdocent zu habilitiren. Indessen riefen mich die damaligen Ereignisse nach Kassel zurück, und ich trat in den Staatsdienst als Obergerichts-Referendar ein.

Hier schossen die „Vigilien" unter Bescheidsentwürfen und gelehrten Appellationsrelationen auf und wandten mir, als ein Zufall den Verfasser verrieth, die Gnade und Liebe des aufgeregten Publikums zu."

Karl Altmüller schreibt über diese poetischen Erzeugnisse, welche unter dem Namen des Candidaten Leonhard Emil Huber in der Beilage der Zeitschrift „Der Verfassungsfreund" erschienen:

„Hoch und Nieder wetteiferten in Huldigungen gegen den poetischen Vigilanten. Der arme Rechtskandidat wußte gar nicht, wie ihm geschah, als er aus seinem Mansardenkäfig, in dem er, ein friedlicher Stubensänger, den Himmel nahe gesehen hatte, auf den Markt der Oeffentlichkeit gezogen und in den Tageslöwen verwandelt wurde."

Außer diesen Vigilien, welche er nachher mit wesentlichen Verbesserungen in seinen Prinz-Rosa-Stramin aufnahm, erschienen von ihm noch im Verfassungsfreund vigilienartige Aufsätze und in diesem Blatt, sowie in den von S. Hahndorf

herausgegebenen Blättern für Geist und Herz eine Anzahl Gedichte.

Mit der 6. Vigilie endete Koch seine poetische Thätigkeit und bald sollte er erfahren, wie wetterwendisch die Gunst des Volkes sei, „nach einem kurzen Lenz allgemeiner Liebe, in der er sich gesonnt hatte, trat jetzt eine frostige Zeit allgemeinen Hasses ein.“

Im Jahre 1832 war nach Erscheinen der bekannten Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni, welche den konstitutionellen Liberalismus zur Ruhe verwiesen, auch in Kurhessen der Kampf gegen denselben entbrannt.

Der gegen die Feinde der Volksfreiheit gerichtete Haß wurde auch Koch zu Theil, als in dieser Periode des politischen Partheihaders seine Bestellung als Sekretar der Landtagskommission erfolgte. Von vielen seiner früheren Freunde gemieden, litt er schwer in dieser Zeit, bis ihn die Liebe zu neuem Leben erweckte. Bei Fräulein Fulda, einer Tochter des Münzdirektors, verweilte in dieser Zeit in Kassel eine Tochter ihrer in Braunschweig an den Oberistlieutenant a. D. v. Bosse verheiratheten Schwester, welche dieser zur Zeit, als er in Kassel als westpfälischer Offizier in Garnison stand, kennen gelernt hatte. Im Jahre 1810 hatte er bei der Belagerung von Gerona als westphälischer Artillerieoffizier einen Arm verloren, avancirte unter König Jerôme zum Obristlieutenant und Palastfourier, und folgte dem entthronten König bis zum Ende der 20r. Jahre ins Exil.

Die Liebe Kochs zu der 16jährigen Henriette v. Bosse war gleich bei ihrem ersten Anblick in ihm erwacht ebenso bald hatte er Gegenliebe gefunden und fand die Verlobung statt. In einem ihrer Briefe schreibt diese ihrem Verlobten:

„Ich lebte in Gedanken all die Momente wieder durch, welche durch Dich Bedeutung für mich gewonnen haben, von dem ersten an, wo ich Dir in der Bellevue begegnete und Du mich so verwundert ansahst.“

Einige Tage nach dieser Begegnung schrieb sie einer Freundin:

„Ich habe einer Sitzung der Landstände beigewohnt. Dr. Koch war von der ganzen Versammlung der schönste, überhaupt zeichnet er sich vortheilhaft vor allen andern jungen Leuten aus durch seine schlanke Figur, seine alabasterweiße Stirn, der man das Denken ansieht und durch seine vornehme Haltung. Dazu hat er wundervolle braune Augen, die oft wie die Sterne glänzen und volles dunkelbraunes Haar.“ —

Das Beisammensein der Liebenden blieb aber nach ihrer Verlobung von sehr kurzer Dauer. Der Vater der Braut war auf die Anzeige davon alsbald nach Kassel geeilt und hatte für die Brautleute, da beide ohne Vermögen seien, in Uebereinstimmung mit Kochs Vater eine Prüfungszeit auf ein Jahr bestimmt, in welcher sie sich nicht sehen sollten, und die Veröffentlichung der Verlobung erst genehmigt, wenn Koch sein Assessorexamen bestanden haben würde, bis dahin aber den Liebenden einen Briefwechsel gestattet. Nach der Abreise der Braut führte Koch ein gänzlich zurückgezogenes Leben, entsagte aller publicistischen Thätigkeit und widmete sich eifrig den Arbeiten seines Berufs in dem ihn jetzt allein beherrschenden Streben, eine Stellung zu erringen, welche ihm die Heimführung seiner geliebten Henriette gestatte. In einem Briefe an diese schreibt er: „Nie, und wenn ich auch in den unbeschränktesten Verhältnissen lebte, würde ich jetzt die heilige Kunst durch dergleichen Schriftstellereien entweihen, wie ich sie noch vor 2 Jahren auf einen edlen Boden streute. Drei Vigilien machten mich bekannt im Lande, das war ein Zeichen, das man noch Gemeinheit haßte“; und in einem andern Brief: „Politische Sorgen lasten schwer auf mir, ach es ist schrecklich, wenn ein Ideal nach dem andern zerschlagen wird.“

Koch hatte seine Hoffnung zur Erreichung seines Ziels auf Hassenpflug gesetzt. Er schrieb an einen Freund: „Hassenpflug, der jetzt im Ministerium ist, scheint mir gewogen und so habe ich alle Hoffnung, bald vorwärts zu kommen und Henriette heimzuführen.“ Nach kurzer Zeit konnte er dann auch schon seiner Braut mittheilen daß er am 26. Juli 1832 provisorisch zum außerordentlichen Referenten im Ministerium des Innern ernannt sei, „ich gestehe, schreibt er, daß das in Rücksicht auf mein Alter (24 Jahre) ein rasendes Glück ist. Meine juristische Laufbahn werde ich mir dennoch offen halten.“

Es war ein sehr trügerisches und sehr kurzes Glück. Selbst Henriette konnte ihre Bedenken nicht verheimlichen. Sie schrieb: „Also Hassenpflug ist nicht allein Minister der Justiz, sondern auch des Innern, Jordan gedrückt und mit ihm in Streit für die Verfassung, so sagen die Zeitungen und Deine Briefe. Du, abhängig von dem einen und ein Freund des andern, da gilt es, solchen Konflikten gegenüber das Bewahren der eignen Ehre.“

Und schwer war auch der Kampf, welchen Koch, der Freund und treue Anhänger seines Lehrers Jordan, in seiner Stellung zu bestehen hatte, ein Kampf, dem er nicht gewachsen war.

Er schrieb an seine Braut:

Du bist glücklich, weil Du die Qual nicht kennst, wenn ein Staatsdiener etwas gegen seine Ueberzeugung thun muß. O, noch vor wenig Wochen schritt ich so sorgenlos auf der Bahn fort, sie war eben, ich ahnte nicht die Ausschreitungen

Hassenpflugs, die folgen sollten. So stehe ich heute vor Bergen, die mich niederdrücken, und sinke oft Abends schwindlig und erschöpft aufs Sopha; und in andern Briefen aus dieser Zeit: „Es thut mir so wohl, mit Dir, mein Engel zu plaudern, während rings um mich her der giftige kalte Hauch der Politik weht und Anfeindung, Partheigeist und Ultraismus die Menschen zu der wunderbaren Kunst gebracht hat, ihr Herz zu verleugnen." „O es ist nicht besser geworden im alten lieben Hessenlande. Und wie wird es noch werden? Gut, daß meine Briefe nicht die Censur passiren, sie ließen mir nichts darauf stehen."

Der Konflikt, in welchen ihn seine dienstliche Stellung mit seiner politischen Ueberzeugung gebracht hatte, bewog ihn, auf seine Stellung zu verzichten und als Referendar bei dem Obergericht wieder einzutreten. Die verlorene Volksgunst erlangte er dadurch aber nicht wieder.

In dieser Zeit war, wie aus den Briefen sich ergiebt, die Liebe zu seiner angebeteten Henriette der einzige Lichtpunkt in seinem Leben, und dieser Liebe errichtete er jetzt ein Denkmal in der Herausgabe seiner schönsten Dichtung, dem Prinzen Rosa-Stramin. Die 1. Ausgabe des Buchs erschien 1834 Kassel bei Luckhardt. Die 2. Auflage 1857 Goettingen bei Wigand, die 3. Kassel bei demselben 1873.

(Fortsetzung folgt.)

Aus gährender Zeit.

Novelle von F. Storck.

(Schluß.)

V.

Man schrieb seit wenigen Minuten den ersten Januar. Aus der Stadt herauf klang feierlich der Glockenton, das neue Jahr einzuläuten. Ab und an knallte ein Schuß, obgleich dies von Polizeiwegen strengstens untersagt war. Auch vereinzelte Jubelrufe; doch im Ganzen war das Volk nicht zu lautem Jubel aufgelegt. Die mancherlei ernsten Vorgänge, und die noch immer drohenden düstern Wolken am politischen Himmel ließen keine laute Fröhlichkeit aufkommen.

Paul starrte aus seiner dunklen Zelle in die sternenlose Nacht hinaus. In der vorjährigen Neujahrsnacht hatte er im Kreise lustiger Freunde gezecht. Sie hatten sich berauschende Zukunftsbilder entworfen, wie es kommen solle und müsse, wenn erst das Freiheitsbanner über die Lande flattere. Und Freiheit, Gleicheit, Volksrecht, das waren die Schlagworte gewesen. Damals hatten die Sterne verheißungsvoll gefunkelt, als sie spät in der Nacht sich getrennt. Doch sie waren trügerisch gewesen, nichts hatte sich erfüllt.

Heute? Da wollte er nur frei sein ein Mann, der seinem Beruf leben konnte, der eine Heimstätte gründen konnte. Nichts mehr von jenen hochfliegenden Träumen, — aber heute erglänzte kein leuchtender Hoffnungsstern. Alles öde, dunkle, trostlose Nacht da draußen und auch in seiner Zukunft.

Er hatte das Fenster geöffnet. Wenigstens frische, reine Luft, die hatte man ihm verstattet. Drunten in der Stadt war es ruhig geworden. Aber durch die Stille drang nun ein Laut. Es mußte aus der Wohnung des Inspektors kommen Wie unterdrücktes Klagen schien es dem Lauschenden. Ob es Lotte war? Ob ihr Vater wieder litt?

Sein eignes Interesse trat in den Hintergrund. Daß er ihr helfen könnte, daß er sie glücklich machen dürfte! — Am Morgen meldete der Schließer: Daß der stellvertretende Inspektor herauf kommen werde, dem Herrn Doktor eine Mittheilung zu machen.

Was konnte es sein? Waren die Untersuchungen endlich beendet? Hatte Jemand für ihn gesprochen?

Zögernd stand der Mann noch da, die braune Hand am Riegel der Thür, indeß Paul seiner Anwesenheit nicht achtend, erregt durch das enge Gemach schritt, dann begann er stockend und plötzlich aufschluchzend: „Und, — und heute Nacht ist auch der Herr Inspektor gestorben. Der gute Herr! Und hat so aushalten müssen! Und das arme Fräulein, und das liebe kleine Bübchen!" —

Ganz starr blickte Paul in das schmerzzuckende, verwitterte Gesicht des Alten und mit krampfhaftem Druck dessen Arm umfassend fragte er hastig: „Was sagen Sie da Mann? Ihr Vater — ich meine, der Inspektor, — er ist gestorben?„

Er faßte es kaum. Das also war es gewesen. Lottens Jammer um den Verlust des Vaters. Und gerade in dieser Nacht. An der Wende des Jahres.

Mit dem Rücken der Hand die Augen wischend, eilte der Alte wortlos hinaus. Er hatte ja mehr zu thun, als hier seinem Kummer nachzuhängen.

Wie weich doch der Mann war, und er schien so hart und rauh. Paul vergaß die Meldung, die er ihm gebracht, ganz hingegeben dem Gedanken an das Ende des Mannes, dessen Kind seinem Herzen so theuer geworden. Erst als Schritte seiner Thür nahten, schrak er auf aus diesem Zustand dumpfen Brütens.

Ach! Es war der neue Inspektor. Gleich nach seiner Ankunft hatte er alle die Gefangenen aufgesucht. Paul kannte ihn also. Er erhob sich. Was würde er hören? Mit einer steifen Feierlichkeit, entfaltete der Beamte ein voluminöses Papier. „Ich bringe Ihnen eine angenehme Neujahrsbotschaft“, sagte er so verbindlich, als dies seinem gemessenen Wesen möglich war. „Der Rest, der Ihnen von Rechtswegen zudiktirten Festungsstrafe ist Ihnen durch allerhöchsten Gnadenerlaß geschenkt. Sie sind von diesem Augenblick frei; jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß Sie spätestens Morgen die Grenze des Landes überschritten haben. Auch soll es Ihnen bis auf Weiteres nicht verstattet sein, in dasselbe zurück zu kehren.

Also des Landes verwiesen. — Es war dem Doktor unmöglich, Dank zu sagen für die Mittheilung. Freilich, der Mann da gab ihm die Freiheit. Es war mehr, als er noch vor wenig Stunden zu hoffen gewagt; aber wie man ihm dies köstliche Geschenk bot, das war es, was ihn empörte.

„Noch heute werde ich die Stadt verlassen, dessen seien Sie versichert,“ wandte er sich zu dem Beamten. „Was sollte mich an dieses Land fesseln? Etwa die allgemeine Unzufriedenheit seiner Bewohner?“ „Es ist durchaus nicht von Interesse, ob Sie gern gehen werden,“ entgegnete mit merklicher Schärfe der Beamte, grüßte militärisch und ging. Diesmal wurde der schwere Riegel nicht vorgeschoben.

Und nun, da man ihn allein gelassen, wurde er sich erst bewußt, was Alles es für ihn zu thun gab in der kurzen Spanne Zeit, die man ihm noch auf heimischem Boden vergönnte. In sein Heimathstädtchen, in welchem ein treuer Freund den Rest seiner Habe verwahrte, mußte er unbedingt, denn wie konnte er mittellos hinaus ziehen, eine Existenz zu gründen. Also so schnell es thunlich abreisen. Zuvor aber mußte er Lotte sehen. Sie, die unter der Last ihres schweren Verlustes wohl fast erliegen mußte. Durfte er auch nicht bleiben, Sie zu unterstützen! — Dann stand er vor ihr, hielt die kalten, zitternden Finger fest in die seinen geschlossen, und blickte mit forschender Innigkeit in das schmale, bleiche Gesicht mit den thränenfeuchten großen Augen.

Was sie thun wolle, und was mit dem Bruder werden solle? Sie hatte noch nicht daran gedacht. Sie dachte nur, daß die Augen des Vaters sich für alle Zeit geschlossen, daß sie nun ohne Schutz, ohne Heimath, allein in der Welt stehe, nur den kleinen Bruder zur Seite. Sie fragte auch nicht, wo er denn herkomme? Es war ihr als müsse es so sein, daß er nun denke und rathen helfe, und mit dem unbegrenzten Vertrauen eines Kindes beantwortete sie all seine Fragen.

Und dann meinte er, daß sie mit Fritz zu der Tante in die Residenz gehen möge. Die Dame war unverheirathet, eine Schwester ihrer Mutter. Auch daß die Geschwister nicht mittellos, erfuhr er. „Fritz muß doch eine gute Schule besuchen, wenn er älter ist, und das kann er in der Hauptstadt sehr gut haben,“ schloß Paul.

Einen Expreßbrief an jene Tante veranlaßte er auch, damit dieselbe so bald als möglich zur Stütze der Nichte herbeieile. Erst nachdem all dies in Eile besorgt, theilte er dem staunenden Mädchen seine unverwartete Befreiung mit, und daß er heute, daß er sofort abreisen müsse. Seit er in's Zimmer getreten, und in so zartsinniger Weise zu ihr gesprochen und energisch gehandelt, war eine wohlthätige Ruhe über sie gekommen. Es war, als habe sie nun wieder einen Halt und Trost. Jetzt, da er von seiner Abreise sprach, schwand diese trostreiche Sicherheit, so jäh wie sie gekommen. Sie lehnte sich fassungslos in den Stuhl zurück und schwere Thränen rollten über ihre Wangen.

Da kam Fritz herein, schluchzend hing er sich an den Hals der Schwester, leidenschaftlich, wie dies seine Natur war. „Ach Lotte, der gute Papa. Er soll wieder aufstehen! Ich will ihn auch ganz gewiß nie mehr ärgern, wenn er nur wieder die Augen aufmachen wollte, und wenn er nur wieder sprechen wollte!“

Beruhigend strich sie über das an ihrer Brust ruhende Haupt des Knaben. „Wir haben nun Niemand mehr, nicht Vater, nicht Mutter. Aber mich hast Du noch. Ich bleibe bei Dir, ich sorge für Dich. Gott wird uns ja nicht verlassen!“

Da legte sich eine feste Hand, auf das schmerzbebende, kleine Haupt und als er aufblickte und auch das Mädchen den Blick erhob, da stand der Doktor dicht vor ihnen. „Möchtest Du später zu mir kommen, kleiner Mann?“ fragte er weich und streckte ihm seine Rechte entgegen.

Fast trotzig schüttelte der Knabe das Haupt. „Nein, nein! Nur wo Lotte hingeht, da will ich auch hingehen.“ Und wieder umschlangen die kleinen Arme die Schwester mit leidenschaft=

licher Zärtlichkeit. „Lassen Sie mich einige Worte sagen,“ wandte sich Paul nun zu dem Mädchen. „Ich bin mir wohl bewußt, daß Zeit und Ort schlecht gewählt sind, doch die Verhältnisse drängen hier gebieterisch. Auch meine ich, Sie müßten es längst wissen, wie Sie meinem Herzen theuer sind. Es ist ein Nichts, was ich Ihnen heute bieten könnte; aber geben Sie mir die Hoffnung, daß Sie mein Leben theilen wollen, sobald es mir gelungen, eine Heimstätte zu gründen, und ich werde schaffen, als gelte es die Seligkeit zu erringen. — Dem Knaben thut eine männliche Hand noth, damit etwas Tüchtiges aus ihm werde, und Sie hören es, er wird nicht zu mir gehen ohne seine Lotte, wie könnten Sie da anders antworten als: Ja ich will Ihnen vertrauen, ich will Sie glücklich machen, ich will Fritz wieder eine Heimath geben.“

Beide Hände streckte er ihr entgegen, und sein Blick war so bittend, so ehrlich. — Da schob Fritz seinen Krauskopf dazwischen. „Thue es doch Lotte. Ich kann den Mann schon gut leiden. Wer ist er eigentlich? Ist es ein Onkel und sollen wir gleich mit ihm gehn, heute?“

Das leicht bewegliche Kindergemüth erfaßte enthusiastisch die neue Situation. Vergessen das Leid, vergessen die bleiche stille Gestalt drüben in dem dunkel verhangenen Zimmer.

Wäre es vor Wochen gewesen, jubelnd, selig wäre sie in seine Arme geflogen. Jetzt, sie konnte nicht glücklich sein. Das Leid, die Sorge, das Bild unsäglichen Jammers, als die Seele des geliebten Todten sich losreißen mußte, und doch nicht konnte, von den Kindern, die so hilflos blieben, wenn er nun von ihnen ging. Alles stieg wieder vor ihrem geistigen Auge auf. Dennoch ging es wie ein Friedenshauch durch ihr banges Herz. Sie reichte ihm ihre Hand und leise, fast unhörbar klangen ihre Worte: „Ja ich will Ihnen vertrauen, ich will kommen, wenn Sie uns rufen.“ Er beugte sich herab zu ihr und mit feierlichem Ernst küßte er die leicht bebenden Lippen. „So mag Gott uns schützen,“ sagte er innig. „Ich werde meine Briefe an die Adresse der Tante richten, und ich hoffe sehnsüchtig auf Nachrichten von Dir.“

Sie zuckte zusammen bei der traulichen Anrede, ein heißes Roth färbte ihre Wangen. Er sah es mit Entzücken, und als sie dann fragte: „Wollen wir nicht zum Vater gehen?“ da legte er ihre Hand mit festem Druck in die seine und an die andere nahm er den Knaben. So traten sie an das Lager. Schweigend schaute Paul lange in das friedlich, stille Antlitz, und er gelobte dem todten Vater, daß er für diese beiden Menschenkinder sorgen und wirken wolle, so viel in eines Menschen Macht gelegt ist.

Dann führte er die Schluchzenden zurück. Und dann galt es Abschied zu nehmen, auf lange Zeit. Als er reisefertig vor ihr stand, die theure Gestalt zum ersten Male in seine Arme schließend, da schwand alles Andere in Lottens Seele vor dem einen überwältigenden Gefühl, daß der geliebte Freund sie nun verlassen wolle, da er kaum handelnd in ihr Leben eingegriffen. Da schlang sie freiwillig die weichen Arme um seinen Nacken und ihre Lippen ruhten einen kurzen Augenblick auf den seinen. Der Schließer trat eben in die Thür, das wenige Gepäck, welches ein Mann zur Stadt tragen sollte, in der Hand. Sah er recht? — Da aber zupfte Fritz ihn am Rocke und sagte wichtig, indeß er sich noch die Thränen abwischte: „Wir heirathen jedenfalls den neuen Onkel, Lotte und ich. Er will es so haben und dann bekomme ich doch gleich wieder einen Papa, und — und dann gehts fort in die Welt.“ —

Der Alte fuhr sich energisch mit dem Rücken der Hand über die Augen. Als er aber draußen am Thor dem Doktor die harte Rechte zum Abschied hinhielt, sagte er: „Gott segne's Ihnen Herr! daß Sie sich um das Fräulein annehmen.“ „Was denkt Ihr? Sie nimmt sich um mich an,“ wehrte Paul, den Händedruck des schlichten Mannes kräftig erwidernd. „Wer weiß, was aus mir würde, wüßt ich nicht, daß nun bald eine Zeit des friedlichen Glückes für mich kommt.“

In einer kleinen Stadt des Schweizerlandes finden wir den Doktor wieder. Hatte das erhoffte Glück seinen Einzug gehalten? Oder war der Hoffnungsstern, der ihm an jenem Neujahrsmorgen so verheißungsvoll aufgegangen, nach langer Nacht, dennoch trügerisch gewesen?“

Das freundliche helle Haus mit dem zierlichen Vorgarten, über dessen Dachfrist in nicht zu großer Ferne gewaltige Bergriesen emporragten, schien in der That ein Asyl des Friedens. Und friedlich schien's auch im Herzen des Doktors. Wenigstens war ein unverkennbarer Zug seelischen und körperlichen Behagens in seinem Antlitz ausgeprägt. Recht stattlich sah er aus. Die Bergluft und die zahlreichen Gänge in die vielen kleinen Gebirgsdörfer waren ihm gut bekommen.

Jetzt war er völlig vertieft in die Lektüre einer Zeitung. Es war ein Blatt aus der fernen Heimath. Ein Freund sandte ihm zuweilen Nachrichten aus dem Hessenlande, wenngleich das dazumal noch eine recht kostspielige Sache war. Aber man hörte doch allzeit gerne, wie es denn nun dort ausschaute und das ließ sich nicht leugnen, es war doch so manches anders und besser geworden, im Heimathlande. So ganz fruchtlos war das stürmische Vorgehen der freiheitsdurstigen Jugend doch nicht gewesen. So

manch altes, verrottetes Prinzip hatte fallen müssen, unter dem Wehen einer frischeren Strömung.

Der Leser gewahrte bei seinen ernsten Gedanken gar nicht, daß die Hausthür sich öffnete, daß eine schlanke Gestalt im schlicht-sauberen Hauskleide über den Kiespfad nahte, bis sie beide Hände auf seine breiten Schultern legte, da ließ er das Blatt zu Boden gleiten, und zog den blonden Kopf zu sich nieder.

„Nachrichten aus der Heimath?“ fragte sie und schmiegte sich an seine Brust. „Heimath, Herz? Unsere Heimath ist doch hier. Oder wärest Du in den drei Jahren nicht heimisch hier geworden.“

Meine Heimath ist bei Dir, Geliebter. Verzeih' es war nur so die alte süße Gewohnheit.“

Eine geraume Weile saßen sie so. Wortlos, in Gedanken an das Land weit im Norden. Da, ein helles Jauchzen. Aus dem Hause kommt eilfertig, strampelnd und doch nur langsam näher kommend, eine kleine, runde, rosige Gestalt und hinter ihr als wolle er das winzige Wesen haschen, ein schlanker Knabe. Es ist noch der blonde Krauskopf, die alten, übermüthigen Schelmenaugen Fritzens; aber seine Körperlänge hat ein beträchtliches zugenommen. Er besucht das Gymnasium der Cantons-Hauptstadt und ist in den Geheimnissen des Lateins bis zu „amo“ vorgedrungen und deklinirt mit rührender Ausdauer „asinus“ der Esel. Trotzdem giebt es für ihn nichts Angenehmeres, als mit dem kleinen Neffen Hans zu tollen, sich von dessen ungeschickten Patschhändchen die krausen Locken raufen zu lassen, oder mit dem jubelnden, kleinen Knirps durchs Zimmer zu tanzen.

„Fritz, o Fritz, er wird fallen!“ ruft Lotte ängstlich.

Blitzschnell hob er das jauchzende, strampelnde Kind auf die Arme und im Sturmschritt über den Pfad eilend, legt er den Kleinen auf die Knie des Vaters.

„Nun ist's erst das rechte Daheim!“ lachte Paul, alle Drei mit seinen Armen umschlingend. „Und echte Hessen seid Ihr beiden Jungens doch, wenn Ihr gleich hier unter den Gletscherbergen aufwachst, nicht Fritz?“

Fritz nickte, wenn es ihm auch durchaus nicht sehr klar wurde, was Schwager Paul eigentlich meinte.

Dann schwenkte der Doktor den kleinen Sohn hoch über seinem Haupte und in das Krähen und Lachen des Kindes rief er begeistert: „Es lebe jung Deutschland!“

Sommers Scheiden.

Durch die Haide zieht der Wind,
Raschelnd fällt das Laub hernieder
Und der kleinen Sänger Lieder
Längst schon, längst verklungen sind.

Oede ist es in dem Hain,
Trüb und einsam ruh'n die Fluren
Und der bunten Blätter Spuren
Zeigen sich am wilden Wein.

Bald entfloh des Sommers Glück —
Wie des Lebens Morgenstunden
Ist es uns dahin geschwunden,
Herbstlich Leid nur blieb zurück.

Jugend-Träume, Jugend-Glück,
Alles ist dahin gezogen,
Wie der Kahn auf falschen Wogen
Kehren nimmer sie zurück.

Carl Weber.

Es saß ein Fink im grünen Hag.

Es saß ein Fink im grünen Hag,
Der hob wohl an zu singen:
„Was wird der heiße Sommertag
Bis zu dem Abend bringen!

Es war so schwül die ganze Nacht.
Die Eulen schrie'n im Grunde,
Sie haben lustig sich gemacht
Ob einer Schäferstunde.

Herr Lambrecht ist ein Ritter gut,
Er hat viel Schlösser und Lande,
Und doch bracht seine Liebesgluth
Die niedre Maid in Schande.

Wer heißt den Müllerburschen auch
Zu wandern und zu schweifen?
Ich könnt' von dem Hollunderstrauch
Ein böses Lied ihm pfeifen.“

Und als im Abendsonnenschein
Der Fink zu Nest geflogen,
Da sah er am Hollunderrain
Die Zweiglein traurig gebogen.

Ein junger Ritter aus altem Geschlecht
Nahm gar ein schlimmes Ende,
Der heimgekehrte Müllersknecht
Wusch seine blut'gen Hände.

W. Bennecke.

„Ein altes Lied."*)

Von jenem Fenster tönt leise
Verhauchend zu mir ein Gesang,
Wie klingt so süß die liebe Weise,
Die einst auch meine Mutter sang.

„Schlaf ein, mein gutes Kind, schlaf ein."
Wie oft hat sie's gesungen
Nun schläft sie selbst, die Mutter mein.
Das Lied ist längst — verklungen.

Edgar Kramer-Bangert.

*) In Musik gesetzt von Otto Kaletsch.

Aus alter und neuer Zeit.

Bemerkenswerthe Grabsteine in der Ruine der Stiftskirche zu Hersfeld.

Vial bedauert am Schlusse des trefflichen Lebensbildes, welches er in dem Hersfelder Gymnasial-Programm vom Jahr 1864 von dem weiland geistlichen Inspektor und Rektor des Gymnasiums zu Hersfeld Dr. Konrad Mel geliefert hat, daß, als im siebenjährigen Kriege die Stiftskirche zur Ruine geworden, darin auch Mel's Grab spurlos geworden sei und Vigelius wiederholt dies in seinen mit vielem Fleiße verfaßten Denkwürdigkeiten von Hersfeld. Mel's Grab ist aber keineswegs verschwunden, vielmehr noch heute vorhanden.

Als die dem 12. Jahrhundert entstammende großartige Basilika des Stifts Hersfeld (sie wurde im Jahre 1144 geweiht) im Jahre 1761 von den Franzosen eingeäschert wurde, gingen sämmtliche aus Marmor, Alabaster 2c. angefertigte Epitaphien für immer zu Grunde; während nicht wenige Sandsteingrabplatten unter den Schuttmassen erhalten blieben. Die meisten dieser letztern werden aber bei der nachherigen Räumung der Ruine vom Brandschutt verloren gegangen sein; sie werden zertrümmert oder werden — wie dies bei solchen Anlässen meist der Fall ist — als Baumaterial beseitigt worden sein. Nach ihrer Reinigung diente die Ruine eine lange Reihe von Jahren hindurch als städtisches Holzmagazin. Große Mengen Holzes lagerten dort und wurden ab- und zugefahren. Die Räder der schwerbeladenen Wagen und die eisenbeschlagenen Hufe der Pferde haben während dieser Zeit die verhältnißmäßig wenigen noch übrig gebliebenen, namentlich die im Hauptschiffe befindlichen Grabsteine meist arg beschädigt.

Zu Anfang der Dreißiger Jahre wurde das Holzmagazin erfreulicher Weise an einen andern Ort verlegt und nun erfolgten einige Aufwendungen zur Erhaltung der Ruine. Die bezüglichen Arbeiten leitete der damalige Landbaumeister Müller in verdienstlicher Weise. Hierbei wurde denn auch der Schutt, welcher sich im Laufe der Jahre allmählich angesammelt hatte, gründlich entfernt, was zur Bloslegung der noch vorhandenen Grabsteine führte.

Ich besuchte damals das Gymnasium zu Hersfeld, und es erregte die Aufdeckung dieser Grabsteine mein höchstes Interesse. Die Inschriften wurden auf das Eifrigste und so weit als möglich entziffert, und die am besten erhaltenen mit Bildnissen versehenen Grabplatten habe ich mit großer Sorgfalt abgezeichnet. Bei dieser Gelegenheit fand ich etwa in der Mitte des Hauptschiffs, etwas nach dem südlichen Seitenschiff hin, die Grabsteine Dr. Mel's und seiner Gattin. Beide liegen dicht nebeneinander. Leider haben auch diese Steine durch Holzfuhren gelitten. Doch sind die Inschriften in der Hauptsache noch leidlich erhalten und deshalb gut zu lesen. Sie folgen hier. Ich bemerke, daß die Punkte und Striche die verletzten, unleserlich gewordenen Stellen bezeichnen. Eine Ergänzung dieser Stellen wird nicht schwer sein. Jetzt werden die Steine wohl wieder mit Erde bedeckt sein.

1) Dr. Mel's Grabstein.

. . . . . Aeternit . . .
. . . . . . v . . . . . r!
In hac — — — mba . . . .
Exuv — — — — — arum
laetam exsp. — — — surrectionem
vir — — — — — doctissimus
— — — m
Conradus Mel.
S. S. Theologiae Doctor, Ecclesiarum — — —cipat — — Hersfeld. Inspector — — — icae pastor prim . . . Gymnasii Rector, societatum ut Anglic — — — de propaganda fide, ita et scientiarum Berolinens. membrum illustre qui edidit X . . . . libros, pietate et eruditione maxime claros.
. . . . ex
Anna Jurskya, conjuge sua foecundissima, suavissima XXIV liberos genuit, et in domino placide obdormivit anno MDCCXXXIII, die III Maji, postquam summa fidelitate — — — — — — — populum docuerat XLIII annos et vixerat annos LXVII . . . . . X dies.
Abi, mortalis, et ut cras moriturus, vive. Vale.

2) Der Grabstein der Gattin Mel's.

— — — — — — — —
siste — — — — — —
— — — — — — — — —
Heic jacent exuviae
matronae virtuosiss . . .
Annae Mel
natae Jurskyae
quae nupta viro reverendo
Conrado Mel
V. D. M. R. SS. Theolog. Dr. ac Inspector, cum quo vixerat annos XXXVIII conjux sua

dulcissima foecunda mater liberorum XXIV. placide in domino obdormivit anno M — — — XVIII Nov.
postquam vixerat LIII — — —
I diem
Hospes — — — — — in rem tuam omn — — — — aequa — — — funera disce. Hanc — — — am conjugi dulciss — — — marit — — —

Einzelne Gräber wurden geöffnet. Die älteren enthielten morsche Knochen, in den weniger alten wurden Bruchstücke von Perücken, Fetzen von seidnen Strümpfen u. dergl. außer den zerfallenen Skeletten gefunden.

Die Grabesruhe Mel's und seiner Gattin wurde nicht gestört. Ihre Gräber blieben unberührt.

Was mag aus Mel's 24 Kindern geworden sein? Die meisten starben jung. Nur 1 Sohn und 3 Töchter haben den Vater überlebt. Ob Nachkommen von diesen existiren? Wer weiß es!

Ein andrer Grabstein von Interesse ist der des einst berühmten Mathematikers Friedrich Risner. Er lebte im 16. Jahrhundert als Professor der Mathematik in Paris, stand in enger Verbindung mit P. Ramus (de Ramée) und begab sich, als dieser sein Freund ein Opfer der Bluthochzeit geworden, in seine Vaterstadt zurück. Er starb hier 1580, wie aus der nachstehenden Inschrift des sein Grab deckenden, wohl erhaltenen Steins ersichtlich ist.

Anno Dni. 1580, 17. Cal. Octob. pie in Christo obiit clariss. vir Frid. Risner, insignis et praestantiss. Mathematicus, qui hic terrae mandatus, sonitum tubae exspectat, aetatis suae 47.

Ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln entrollt eine Tafel, auf welcher zu lesen:

Convertere animam meam in requiem tuam, quia Dns benefecit tibi.
Psalm 114.

Zu Füßen des Engels findet sich ein Wappenschild, welches ein Hirschgeweih zeigt, oder einen zackigen, dürren Ast, ein Reis, den Namen des Verstorbenen andeutend.

Dem geöffneten Grabe wurde der gut erhaltene Schädel Risner's entnommen und in einer in der nördlichen Mauer des Kreuzschiffes, in der nächsten Nähe des Grabes zu diesem Zwecke angefertigten kleinen Nische ausgestellt, die alsdann mit einem leichten Eisengitter geschlossen wurde. Frevelnde Hände sollen das schützende Gitter nach einigen Jahren entfernt haben, worauf dann der Schädel bald verschwunden sein wird.

Die Familie Risner hat noch lange Zeit in Hersfeld fortgedauert.

Einer der ältesten der noch vorhandenen Grabsteine (ein romanischer) deckt das etwa in der Mitte des Hauptschiffs der Kirche befindliche Grab Heinrichs III. von Boyneburg, Abts zu Hersfeld von 1262 bis 1278.

Das sorgfältig konturirte Bildniß des Abts, welches denselben in vollem Ornate darstellt, den schweren Hirtenstab in der Rechten, ein kleines Wappenschild in der Linken, ist wohl erhalten, die Inschrift aber zum größten Theil verletzt. Deutlich zu lesen sind die Worte:

— — — — Abbas sublatus cub — — — Heinric. Kunrat Boyneborg nat. Deus er — — — — — — —

Am westlichen Ende des nördlichen Seitenschiffs findet sich der Grabstein eines „Heinrich von Hattenbach“ eingemauert. Der 1402 Verstorbene — jedenfalls ein höherer Geistlicher — erscheint auf der Grabplatte in eingegrabenen Umrissen im Begriff den Wein im Kelche, den seine Linke hält, zu weihen.

Dieses Grabsteins wird auch in von Dehn-Rotfelser's „Baudenkmäler im Regierungsbezirk Cassel“ gedacht und wird Heinrich von Hattenbach daselbst als „Abt“ bezeichnet. Einen Abt dieses Namens hat es aber niemals gegeben.

Die Inschrift in Mönchslatein lautet:

Anno milleno quater atque secundo — — — Junii Kalend. non. quasi media nocte, obiit Henricus de Hattenbach sic nominatus.

Das Bildniß auf dem Grabstein, wennschon nur konturirt, ist sehr gut, Gewandung und Faltenwurf vortrefflich.

Endlich gedenke ich noch eines Steines, welcher in Relief das Bildniß (jedenfalls Porträt) eines sehr würdig aussehenden alten Herrn mit Schnurr- und Kinnbart trägt. Der Hals steckt in gefältelter Krause, auf der gestickten Weste ruhen die Hände; weite Kniehosen und lange Strümpfe, eingehüllt im faltigen Radmantel.

Der hier Beerdigte, Herr Georg Rüdiger, hat 4 Aebten als Sekretär gedient. Die sehr gut erhaltene Umschrift lautet:

Anno domini MDXCI, XXIV Novemb. Hersfeldiae obiit Georgius Rüdiger, quatuor abbatum secretarius.

Rüdiger hat unter den Aebten Crato † 1556, Michael Landgraf, dem Gründer des Gymnasiums zu Hersfeld † 1571, Ludwig Landau † 1588 und Crato Weiffenbach † 1592 gearbeitet und zwar zu der Zeit, als die Reformation auch im Stift ihren Einzug hielt.

Es schwebt mir noch sehr deutlich vor, daß viele Hersfelder hofften und erwarteten, die Räumungsarbeiten möchten nun auch das Grab ihres alten „Bruder Lulls“, des Stifters und ersten Abts des Klosters und dadurch Veranlassers der Entstehung der Stadt Hersfeld, an den Tag fördern. Dies traf nun, wie vorauszusehen, nicht ein. In der Krypta unter dem hohen Chor steht aber noch heute

ein uralter, höchst einfacher, krippenartiger Steinsarg ohne Deckel und Inhalt. Ich glaube, daß er im Schutte der Krypta gefunden worden ist. Dann ist es ja möglich, daß in ihm einst Lull's Gebeine ruhten — oder die Ueberreste Wittas (Albuins), Lulls treuen Freundes; denn Lullus bereitete Witta in seiner Stiftung die letzte Ruhestätte. Im Jahre 780 hatte er übrigens bereits die Gebeine des heiligen Wigbert von Fritzlar nach Hersfeld versetzt, und ist es wohl auch denkbar, daß jener alte Steinsarg die Reste dieses Heiligen einst umschlossen hat.

Ed. Wdstdt.

Aus Heimath und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Der am 29. October im „Verein für hessische Geschichte und Landeskunde“ von cand. hist. Hermann Diemar gehaltene Vortrag über „Das Wappen als Zeichen rechtlicher Verhältnisse“ führte im Titel den Zusatz: „mit besonderer Berücksichtigung Hessens.“ Denn die allgemeinen Thatsachen und Fragen des Wappenwesens und seiner Geschichte, die zur Erörterung kamen, wurden belegt und gestützt, erhoben und begründet mit Hülfe einer Reihe von besonderen Beispielen, welche, entsprechend dem Vortragsort, großentheils der Hessischen Geschichte entnommen wurden.

Von diesen Hessischen Bestandtheilen des Vortragsinhaltes sind wir nun in der Lage das meiste ausführlich wiedergeben zu können, während wir außerdem nur soviel andeuten wollen, als zum Verständniß nothwendig erscheint. Wir schlagen gemäß den Zwecken dieser Zeitschrift diesen Weg ein, obgleich wir wissen, daß der Schwerpunkt der Ausführungen des Vortragenden in deren allgemeinem Theile lag, indem dieser vielfach Einzeluntersuchungen heraldischer Quellen voraussetzte und in Anordnung des Stoffes, Aufstellung der Gesichtspunkte, Begründung persönlicher Ansichten völliger Selbstständigkeit bedurfte, während dem besonderen Theile anders geartete, d. h. unmittelbarer ergiebige, eigentlich historische Quellen flossen, und seinem Zwecke auch, namentlich gerade auf Hessischem Gebiet, Untersuchungen Anderer nutzbar gemacht werden konnten.

Der Vortrag hatte sich besonders die Betrachtung des mittelalterlichen Wappenwesens zur Aufgabe gesetzt. Denn dieses sei, im Gegensatz zu dem der späteren Jahrhunderte, innig verwachsen mit dem ganzen geistigen Leben seiner Zeit und gewähre oft tiefe Einblicke in dessen Fühlen und Denken. Vor allem eignet dem Wappenwesen eine hervorragende Stellung in den Rechtsverhältnissen und im Rechtsbewußtsein des Mittelalters, und darum eben konnte die Idee des Wappens als rechtlichen Zeichens zu Grunde gelegt werden und den Ausgangspunkt bilden für die Umschreitung und Durchstreifung desjenigen Theilgebietes der Heraldik, das sich von dem Gesichtspunkt jener Idee aus im Sehwinkel befindet.

Den Umfang dieses Theilgebietes galt es zunächst zu bestimmen. Das geschah durch Trennung von Wappenkunde und Wappenkunst, durch Ausscheidung dieser und durch Theilung jener in Kunde (oder Wissenschaft oder Geschichte) der 3 verschiedenen Gegenstände: Einzelwappen, Wappenwesen und Wappenkunst. Wie die heraldische Kunst, mußte auch die heraldische Kunstgeschichte ausfallen. Die Einzelwappenkunde dagegen erwies sich als gewichtige Hülfswissenschaft der Geschichte des Wappenwesens, und diese selbst, insoweit sie der Rechtsgeschichte zugetheilt werden kann, ergab sich als das gesuchte Gebiet.

Auf ihm war nun Ursprung und Bedeutung des Wappens zu erörtern, dessen Begriff daher erst ein Ergebniß der Untersuchung, keine Voraussetzung bildete. Als die 3 Grundlagen für die Entstehung der Wappen wurden erkannt: die ritterliche Waffenrüstung, die Fahne und das Siegel; und als entscheidend für die Ausbildung der rechtlichen Seite des Wappenwesens wurde die jeder dieser Grundlagen an sich schon innewohnende Rechtsbedeutung angesehen. —

Die Wappen stehen im allgemeinen ganz ebensowohl wie im einzelnen in mannigfachen Beziehungen und in enger Verwandtschaft mit den Namen und den Titeln. Dieser Grundgedanke, wenn auch nicht zu einem leitenden gemacht, trat immer wieder zu Tage, bei der Betrachtung der Ritterattribute, der Wappensymbolik (redende Wappen u. s. w.), der Erbezeichen, der Brüche (Brisuren), der Amts- und Würdezeichen, der Anspruchswappen, der Wappengruppen u. s. f. Er veranlaßte schon gleich bei der Besprechung der Ritterattribute, daß der Nachweis, wie streng das ausgebildete Ritterthum sich abschloß als ein neuer, die alten Rangverhältnisse selbst bis zum obersten Heerschilde durchbrechender Stand, außer am Wappen auch am Titel gegeben wurde.

Denn wie der Hochadlige und der Priester nannte sich auch der Ritter „Herr“. Selbst seine Gattin ward durch des Gatten Würde eine „Frau“, und nicht lange dauerte es, so nahm auch der Knappe den Titel „Jungherr“ in Besitz, seine Gattin wurde eine „Jungfrau“, wie etwa die Tochter eines Dynasten oder wie eine Kanonisse. Allerdings wird noch im 14. Jahrhundert beim niederen Adel vielfach der Knappe nur als Famulus, nicht auch als Domicellus bezeichnet, während der Ritter schon als Miles auch Dominus ist. So war in Hessen der Gebrauch des Junkertitels beim niederen Adel derzeit noch sehr beschränkt. Geführt ward er namentlich in der freien Familie der Löwensteiner, die wir noch

näher kennen lernen werden. Aus ihr erscheint schon 1341 Hermann v. Schweinsberg als Junker.

Bald wurde der Gebrauch des Herrentitels sogar beim hohen Adel, selbst bei den herrschenden Familienhäuptern, von der Erwerbung der Ritterschaft abhängig. Einen schlagenden Beweis hierfür hat G. Landau aus Hessen beigebracht: 1370 wie vorher heißen Graf Gottfried von Ziegenhain und Gottfried sein Sohn beide Junker, am 14. März 1371 wird nach Wigand Gerstenberger der junge Gottfried „Ritter geschlagen“ und in der nächstfolgenden bekannten Urkunde vom 21. März erscheinen „die edeln meine lieben, Junker Gottfried Graf v. Ziegenhain, meine Junfrau Agnes seine eheliche Hausfrau und mein Herr Gottfried ihr Sohn.“

Mehrere interessante Beispiele für den Gebrauch der Titel Herr und Junker bietet die Geschichte des Hessischen Fürstenhauses: Landgraf Johannes, Heinrichs I. Sohn, der 1308—1311 in Niederhessen regierte, blieb bis zu seinem Tode Junker. Heinrich II., der Eiserne, kam 1328 zur Regierung, aber noch 1334 hieß er Junker, und erst 1336 finden wir ihn Herr genannt. Inzwischen muß er also die Ritterschaft erlangt haben. Sein Sohn Otto der Schütz ist 1359 zuletzt Junker, seit 1361 aber, zu Lebzeiten seines Vaters, Herr. Otto starb 1366, Heinrich 1377. Auf diesen folgte sein Neffe Hermann.

Der hatte nun überhaupt keine ritterliche, sondern eine geistlich-gelehrte Erziehung erhalten und es zwar zum Baccalaureus und Domherrn, aber nicht zum Knappen, geschweige denn zum Ritter, gebracht, als er die Regierung übernahm. So blieb er denn sein ganzes Leben Junker, und „den Gelehrten“ nannte man diesen hartnäckigen, trotzig-kriegerischen Fürsten, dessen eiserne Zähigkeit in langen Kämpfen Hessen aus der Gefahr, von Mainz vernichtet zu werden, errettete und die mächtig aufstrebenden Gewalten des Ritter- und Städtethums unter die fürstliche Landeshoheit beugte.

Namentlich die Angehörigen des Ritterstandes hüteten sich, jemandem einen Titel zu geben, auf den er von ihrem Standpunkte kein Recht hatte. Deutlich klingt z. B. der Gegensatz heraus, wenn dem Landgrafen geschrieben wird: „Wisset hochgeborener Fürst Junker Hermann Landgraf zu Hessen, daß ich Curt Spiegel Ritter will Euer, Euer Land und Leute Feind sein.“ Seitdem aber verschwindet der Junkertitel aus dem Hessischen Fürstenhause, wahrscheinlich wurde die Erwerbung der Ritterwürde zu einer leicht erfüllbaren Formalität, denn im letzten Lebens- und Regierungsjahre Landgraf Hermanns, 1413, reden die Urkunden eigenthümlicherweise von „dem hochgeborenen Fürsten meinem lieben gnädigen Jungherrn, Jungherrn Hermann Landgrafen zu Hessen und Herrn Ludwig seinem Sohn“, obgleich dieser, (nachher Ludwig I., der Friedfertige), damals erst 11 Jahr alt war. —

Im weiteren Verlaufe des Vortrags handelte es sich dann wieder darum, daß die einzelnen Ritterwappen den Namen ihrer Träger — nicht aus ihnen, sondern aus gleicher Quelle mit ihnen abgeleitet, — viel häufiger entsprächen, als man gewöhnlich geneigt sei anzunehmen. Wappen und Namen hatten als Erbezeichen ein und dieselbe Ausbildung, und vor deren Vollendung entsprach das Annehmen, Aufgeben und Vertauschen der Wappen ganz dem häufigen Gebrauch des Namenwechsels. Denn beides hatte oft die gleiche Veranlassung: der Veränderung des Besitzes oder des Wohnortes, namentlich durch Erbschaft, oder der Anlage neuer Burgen; und denselben Zweck: vielfach nur den der Unterscheidung von gleichnamigen Verwandten.

Nun traf es sich glücklich, in der Geschichte eines einzelnen Hessischen Freiengeschlechts eine ganze Reihe von zugleich Namen- und Wappenwandlung (durch G. Schenk zu Schweinsberg) nachgewiesen zu finden, die zusammengestellt ein außerordentlich typisches und lehrreiches Beispiel ergaben, (dem es natürlich keinen Eintrag thun würde, wenn etwa fortgesetzte archivalische Forschung die Stellung des einen oder anderen Gliedes in der Stammtafel verändern sollte.)

Werner (a) v. Bischofshausen (jetzt Bischhausen) an der Schwalm erwarb durch seine Gemahlin Antheil an Burg und Herrschaft Itter und baute um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Burg Löwenstein, deren Namen an das Wappenthier der Herren v. Itter erinnert. Werners Wappenschild war von einer Zinne schräglinks getheilt. Von seinen Söhnen setzten 3 das Geschlecht fort.*)

1) Der älteste, Heinrich (b), führt anfangs ein Siegel, das er wahrscheinlich von seinem mütterlichen Großvater, nach dem er genannt zu sein scheint, geerbt hat, mit dem gekrönten Löwen und der Umschrift „Heinrich v. Itter“. Später hat er ein neues, eignes Siegel mit der Umschrift „Heinrich v. Bischofshausen“, aber ebenfalls mit dem Itterschen Löwen. — 2) Der andere Sohn heißt wie der Vater Werner (b) v. Bischofshausen und erbt dessen Siegel mit der Zinne. — 3) Der jüngste der 3 Söhne endlich, Hermann (b), hat wieder den Itterschen Löwen wie sein ältester Bruder, aber den Namen v. Löwenstein im Siegel, während er in Urkunden fast stets ebenso wie seine Brüder „v. Bischofshausen“ heißt, und nur

---

a *) Bischofshausen-Löwenstein: Werner (Itter)
b Heinrich (Schweinsberg) Werner (Westerburg) Hermann (Romrod)
c Werner Heinrich Werner Krafto Hermann †Werner †Heinrich
d Hermann †Johann
Schweinsberg Westerburg Löwenstein

in einigen Ausnahmefällen für alle drei die Bezeichnung „v. Löwenstein“ urkundlich vorkommt.

Diese 3 Brüder hatten Frauen aus den Geschlechtern v. Schweinsberg, v. Westerburg und v. Romrod. Merkwürdigerweise nennen sich nun die Söhne in allen 3 Linien nach ihren Müttern, allerdings nicht ausschließlich, denn auch noch in ihrer Generation (c) führt dieselbe Person mehrere Zunamen. Ebenso sind auch hier die Wappen noch persönlich, obgleich die alten Bilder sich, mit oder ohne Veränderungen, vererben.

1) Heinrich (b), der Stammvater der Schweinsberger Linie, hatte 2 Söhne: Werner und Heinrich. Werner (c) heißt anfangs „v. Bischofshausen“, bald „v. Schweinsberg“ und „v. Löwenstein, genannt v. Schweinsberg“. Im Siegel führt er wie sein Vater den Löwen von Itter, aber mit der Umschrift „v. Löwenstein“, nicht wie jener „v. Bischofshausen“. — Heinrich (c) heißt ebenfalls „v. Schweinsberg“ und „v. Löwenstein genannt v. Schweinsberg„.

Von Werners (c) Söhnen pflanzte Hermann (d) v. Schweinsberg den Mannsstamm fort, der erst 1660 mit Adolf Sittich v. Löwenstein genannt v. Schweinsberg erlosch. Anstatt des von seinem Großvater und Vater angenommenen Itterschen Löwen führte er (und ebenso seine Nachkommen) wieder das alte Bischofhausen'sche Stammwappen, nur daß die Zinne schräglinks lief. Um so merkwürdiger ist, daß einer seiner Brüder, der Fritzlarer Kanonikus Johann, (d), als „v. Löwenstein genannt v. Itter“ bezeichnet wird.

2) Werner (b), der Stammvater der Westerburger Linie, hatte ebenfalls 2 Söhne: Werner und Krafto. Doch heißt Krafto (c) „v. Löwenstein“, und nur Werner (c) nennt sich in Urkunden wie im Siegel „v. Westerburg“; doch kommt urkundlich auch „v. Bischofshausen genannt v. Westerburg“ vor. Seine Nachkommen starben mit Werner v. Westerburg ungefähr 1492 aus.

3) Hermann (b), der Stammvater der Romroder Linie, hatte 5 Söhne, von denen 3 hervorzuheben sind: Hermann (c) v. Romrod, (er heißt ausnahmsweise auch „v. Löwenstein, Sohn des Hermann v. Bischofshausen“), der Fritzlarer Kanonikus Werner (c) v. Romrod und Heinrich (c) v. Löwenstein, Deutschordenskomthur. — Nicht „Romrod“ sondern „Löwenstein“ heißt aber auch Hermanns (c) Sohn, und von ihm stammt die noch blühende Familie v. Löwenstein ab, die den gekrönten Löwen von Itter mit den Farben von Bischofshausen, weiß-roth, im Wappen führt. (In von Weiß und Roth getheiltem Feld ein goldgekrönter Löwe verwechselter Tinkturen).

Uebrigens bleibt der gemeinsame Name „v. Löwenstein“ im Gegensatz zu dem älteren „v. Bischofshausen“ in allen drei Linien neben dem Unterscheidungsnamen bestehen. An ihn knüpft sich gern der Herrentitel, daher finden wir die Bezeichnungen: „v. Schweinsberg Herr zu Löwenstein“ — „v. Westerburg Edler v. Löwenstein“ oder „v. Westerburg Herr gen. v. Löwenstein“ — „v. Romrod Herr v. Löwenstein“.

Das obige Beispiel zeigt, wie der Gebrauch, bestimmte Wappenbilder mehr oder weniger verändert schließlich in ganzen Geschlechtern festzuhalten, sich allmählich immer mehr herausbildete. Dadurch erst entstand neben der rechtlichen Bedeutung des Ritterwappens als Standeszeichen auch eine solche des Einzelwappens, d. h. des bestimmten Bildes, nämlich die Bedeutung als Erbezeichen. Der Vortrag betrachtete deshalb nun dies Erbezeichen in seinen mannigfachen Erscheinungen, von deren wichtigsten eine das Anspruchswappen ist, das eben in den weitaus meisten Fällen eine besondere Art des Erbezeichens bildet.

Für Anspruchswappen aber bot die Geschichte des Hessischen Landgrafenwappens eine ganze gliederreiche Kette lehrreicher Beispiele. Vor allem war hier die interessante Erscheinung zu beobachten, daß die Landgrafen ihr Stammwappen schon früh ganz aufgaben, und daß gerade das eigentliche Hessische Wappen, das man öfter „Hessisches Stammwappen“ genannt findet, ursprünglich ein Anspruchswappen war.

(Schluß folgt..)

— In der Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde am 27. Novbr. hielt der Vorsitzende Major a. D. von Stamford den angekündigten Vortrag über „das erste Bataillon des zweiten hessischen Infanterie-Regiments (Landgraf Wilhelm) in den Septembertagen 1848 zu Frankfurt a. M.“ Wir werden auf den Vortrag zurückkommen.

— Dem Baron Ernst Wolfgang Heß von Wichdorff in Gotha, dem Verfasser der in unserer Zeitschrift veröffentlichten „Beiträge zur Geschichte des Städtchens Niedenstein und der Familie Heß von Wichdorff“ ist das Ehrenbürgerrecht von Niedenstein seitens der dortigen Gemeindebehörde verliehen worden.

Zur Glasindustrie in Hessen. In der neuesten Nummer der „Mittheilungen des K. K. österreichischen Museums für Kunst und Industrie“ finden wir folgenden Artikel, der für uns Hessen von Interesse ist: Gläser von Beckerhagen kommen in Sammlungen selten vor. Sie haben den Vorzug, mit aller Sicherheit bestimmt werden zu können, da in die Fußplatte der hessische Löwe (der sich durch erhobene Vorderpranken von dem pfälzischen der Marke von Frankenland unterscheidet) klar eingeschliffen ist. Verschiedene Stücke finden sich in der sehr interessanten kulturgeschichtlichen Sammlung des Herrn Dr. G. Gläßner in Kassel. Von der Fabrik ist nur bekannt, daß Landgraf Karl von Hessen (1675—1730) sie ge-

gründet hat; hoffentlich nimmt sich die Lokalforschung der Sache an. Daß übrigens schon früher eine beträchtliche Glasindustrie im Lande bestanden hat, geht aus Daten hervor, welche C. Nyrop dem geheimen Archiv in Kopenhagen entnommen hat. Danach erbat sich Friedrich II. von Dänemark von dem Landgrafen Wilhelm einige Glasarbeiter, worauf der Letztere 1585 antwortete, die hessischen Glasbrenner seien nicht dafür „solchen weitten weg vorzunehmen, sintemahl sie sich besorgen, wenn sie in Ew. Kön. Maj. Königreich ziehen würden, daß sie gar Ausz der weldt und nimmer wider heim kämen, wie sie dan ohne dasz also genaturt, daß sie desz Sommers Ausz ihren Hutten (be) (zirkh) nit bald zu Pringen, sondern da diese hasen geheckelt vndt die Mutter flaschen vor Augen haben, Pleiben sie viellieber bey Ihrem Kohll oder waszer vndt brodt, Als dasz sie In Andern Königreichen vndt gutten eisten Landen herlich leben suchen solten.“ Nichtsdestoweniger schickte der Landgraf einen Liborius Trebing, der dann eine Reihe von Jahren die Hütten zu Silkeborg geleitet hat.

Kunst und Literatur.

Gemischte Gesellschaft. Novellen von M. Herbert. Druck und Verlag von J. P. Bachem. Köln 1888.

M. Herbert ist nicht nur in Hessen bekannt und geschätzt, sondern hat sich überhaupt in der deutschen Leserwelt zahlreiche Freunde erworben. Wir Hessen dürfen aber mit ganz besonderem Interesse das dichterische Wirken unserer jungen Landsmännin verfolgen, denn es wurzelt in unserm Boden und schöpft aus unserm Volksleben. Die vorliegende Sammlung bietet uns zehn kleine Novellen oder Skizzen, verschieden in Stoff, Anlage und Behandlung. M. Herbert ist Realistin im besten Sinne des Wortes: sie greift in's volle Menschenleben und schildert es uns, wie es ist. Sie leuchtet in die Hütten der Armen und Elenden und zeigt uns Noth, Kummer und Plagen die dort hausen. Mit Meisterschaft weiß sie die Charaktere gerade aus diesen Kreisen zu zeichnen, aber sie vertheilt Licht und Schatten gerecht; sie hat mit jenem rüden und unkünstlerischen Naturalismus, der sich neuerdings breit macht, natürlich nicht das Geringste gemein. Man lese einmal diese kleinen einfachen Geschichten, die von armen und unbedeutenden Menschen handeln und in ärmlichen Kreisen sich bewegen und man wird freudig eingestehen, daß die Verfasserin eine Meisterin naturwahrer Schilderung ist. Einige der Novellen bewegen sich auch auf anderm Boden und auch in ihnen offenbart sich das Talent der Verfasserin, Schreiber dieses aber stellt die hessischen Dorf- und Kleinstadtgeschichten allen andern voran. Wünschen wir der trefflichen Sammlung, die für den Weihnachtstag wie geschaffen ist, einen recht zahlreichen Leserkreis. D. S.

Die Kaiserpfalz Gelnhausen von Schulte vom Brühl. Leipzig, Voß. 1888. (31 S.) 50 Pf.

In dem vorliegenden Büchlein liegt uns ein weiteres Heft des Schulte vom Brühl'schen Werkes „Deutsche Schlösser und Burgen“ vor. Es behandelt die unter Barbarossa erbaute, geschichtlich wie architektonisch hochinteressante Kaiserpfalz in der alten Kinzigstadt, dem Geburtsort Grimmelshausens, der den Simplicissimus schrieb, dem Orte, welcher den Erfinder des Telephons, Philipp Reis, zu seinen Söhnen zählt und in welchem Brentano sein Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia spielen läßt.

Wir möchten gerade jetzt auf das Heftchen aufmerksam machen, wo auch von anderer Seite und auf andere Weise der Vergleich zwischen der Kaiser- und Reichsherrlichkeit der ersten Hohenstaufen und der Blüthe des neudeutschen Reiches uns nahegelegt werden wird. A.

Vor Kurzem erschienen im Verlage von Hans Licht in Leipzig drei Lieder von Franz Ludwig, dem trefflichen Oboenbläser des Königlichen Theaters zu Kassel, welcher sich schon vor Jahresfrist durch einige, im Verlage von Paul Voigt in Kassel und Leipzig erschienene Liedertondichtungen bekannt gemacht hat. Während Franz Ludwig den zuerst herausgekommenen Liedern vornehmlich Dichtungen des den Lesern des „Hessenlandes“ bekannten hessischen Dichters Karl Weber unterlegt hatte, berücksichtigte er bei den zuletzt erschienenen Tondichtungen hauptsächlich Gedichte von Edgar Kramer-Bangert, ebenfalls einem Hessen. Da wir uns über die erste Liedersammlung noch nicht geäußert haben, werden wir derselben nunmehr bei der Besprechung der zweiten Erwähnung thun. Die ersten drei Lieder heißen: „An Lucia“, „Schneeglöckchen“ und „Allein“ (die beiden letzteren Gedichte von Karl Weber). Von dieser Sammlung gefällt uns ausnehmed das Lied „Schneeglöckchen“. Unsere Leser entsinnen sich gewiß noch des Gedichtes von Weber in Nr. 7 des Hessenlandes“ von vorigem Jahrgang. Dasselbe ist von Ludwig musikalisch trefflich gesetzt worden. Wir haben dieses Lied wegen seiner einfachen, zu Herzen gehenden Weise mit der Zeit so lieb gewonnen, daß wir uns eine schönere Tondichtung des Weber'schen Gedichtes nicht denken können. Auch die beiden

anderen Lieder dieser Sammlung finden unseren Beifall, denn sie sind fein ausgearbeitet und bekunden den erfahrenen, gebildeten Musiker. — Welchem Liede der zweiten Sammlung wir den Vorzug geben sollen, darüber sind wir im Zweifel; jede dieser Tondichtungen in ihrer Art weist musikalische Schönheiten auf. Das zweite Lied „Falter“, Gedicht von Edgar Kramer-Bangert, welches unlängst auch den Tondichter Adolph Kugler zur Bearbeitung veranlaßte, dürfte sich unseres Erachtens noch am frühesten Eingang in den Konzertsaal und das Haus verschaffen, weil seine Weise am leichtesten faßlich und am einfachsten ist. In den anderen Liedern dieser zweiten Sammlung ist dem Tondichter die Tonmalerei vorzüglich gelungen. Hoffentlich werden die Lieder Ludwigs seitens der Mitglieder des hiesigen Hoftheaters, welchen sie gewidmet sind, bald einmal zu Gehör gebracht werden.

J. Fr.

Berichtigung.

In den Universitätsnachrichten der vorigen Nummer muß es statt Ivers heißen: Jörs.

Briefkasten.

M. S. in H. Sie haben unsere Anfrage nicht erschöpfend beantwortet. Gestatten Sie, daß wir Ihre Einsendung mit Ihrem Namen unterzeichnen?

Th. K. Regensburg. Freundlichen Dank für die Dombilder. Wie Sie sehen, ist in Betreff der Gem. Ges. Ihr Wunsch erfüllt.

W. B. Kassel. Das Gedicht wird bald benutzt. Schw. erscheint in einer der ersten Nummern des nächsten Jahrgangs.

E. W. Kassel. Eins der beiden freundlichst übersandten Gedichte wird in aller Kürze abgedruckt werden.

L. A. Melsungen. Vielleicht senden Sie uns noch Eins oder das Andere, sodaß wir eine gewisse Auswahl zur Verfügung haben.

H. W. Fulda. Aus der heutigen Nummer können Sie ersehen, daß wir auch in diesem Jahre wieder für Einbanddecken Vorsorge treffen.

H. K. Kassel. Wir nehmen Ihr freundliches Anerbieten mit Dank an. Näheres brieflich.

A. R. Laubach. Besten Dank für Zusendung. Aufnahme erfolgt in einer der nächsten Nummern. Freundlichsten Gruß.

C. A. Hohenstein bei Chemnitz. Wir verweisen Sie auf den Briefkasten der vorigen Nummer.

H. F. Bromberg. Die Mittheilung hat uns sehr gefreut. Wir gratuliren. Wird besorgt.

Dringende Bitte an edle Menschenfreunde.

Unser hessischer Landsmann, der Schriftsteller Julius W. Braun in Berlin, welcher lange Jahre mühevoller Arbeit an sein großes Sammelwerk „Lessing, Schiller und Göthe im Urtheile ihrer Zeitgenossen“ gewandt hat, ist an Asthma und Herzverfettung schwer erkrankt. Als Lohn für seine, allen Literaturfreunden willkommene und von ihnen dankbar anerkannte Arbeit sind ihm nur einzelne Gaben von der Königl. preuß. Regierung, der Schiller-Stiftung und dem Freien Deutschen Hochstift zu Theil geworden; die Bemühungen seiner Gönner, ihm ein kleines Jahrgehalt aus öffentlichen Mitteln zu erwirken, sind zwar nicht aussichtslos, können aber erst nach Monaten zum Ziele führen. Inzwischen leidet er mit seiner Familie den bittersten Mangel an allem, was zu seiner Pflege und zum Leben nöthig ist. Die Hülfsbereitschaft der Leser unserer Zeitschrift hat sich bereits in Fällen dringender Noth bewährt, daß wir glauben dürfen, auch hier, wo es gilt, die verzweifelte Lage eines verdienstvollen deutschen Schriftstellers erträglicher zu gestatten, nicht vergeblich um ihre Hülfe zu bitten. Möchte ihm in seinem schweren Leiden der Trost zu Theil werden, daß die Ausbildung seiner beiden Söhne zu einem bürgerlichen Berufe durch die Opferwilligkeit vieler möglich wird, und möchte ihm diese auch eine angemessene Pflege seines kranken Körpers verschaffen, die seine Familie ihm nicht gewähren konnte. Jede, auch die kleinste Gabe wird mit herzlichem Danke entgegengenommen. Wir bitten, milde Gaben an Herrn Buchdrucker Friedr. Scheel, Kassel, Schloßpl. 4, gelangen zu lassen, der sie dann weiter befördern wird.

Die Redaktion
der Zeitschrift „Hessenland“.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.

Hierzu eine literarische Beilage.



№ 24. Kassel, 20. Dezember 1888.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1888 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2641.

Weihnachtsgebet.

O mein Heiland, den ein irdisch
Weib auf seinen Armen wiegte,
Der sich wie ein Staubgebor'ner
An ein Mutterherze schmiegte.

Mit erbarmungsvollem Lächeln
Reichst du mir den Arm entgegen —
Neigst dein süßes Kinderantlitz
Ueber mich zum Weihnachtssegen.

Nennst mich deiner Unschuld Erben —
Winkst mir — ob auch weit verschlagen
Ich vom Throne deiner Gnade
Wandern muß in meinen Tagen.

Lächelst mit der Kindheit Reine,
Sag' ich trüb: „Mich will's beengen!"
Sprichst: Zünd' Andren Weihnachtskerzen!
Geh' auf milden Herzens Gängen!

Kindlein, mache mich barmherzig!
Weiß es wohl: Dein ganzes Leben
War ein Schenken, Opfern, Retten!
Was — ach was hab' ich zu geben?

Und was habe ich zu klagen,
Daß mir Glück's genug nicht werde
Da so Viele hungernd, dürstend —
Nackend geh'n auf deiner Erde?

Mächtig Kindlein — von den Vielen
Laß mich, bitt' ich — ein'ge trösten!
Gieb mir selber eine Stelle
Unter den von dir Erlösten.

Th. Keiter, geb. Kellner.



Sababurg.

Historische Skizze von A. Zwenger.

(Schluß.)

Sababurg und der Reinhardswald waren im siebenjährigen Kriege wiederholt der Schauplatz heftiger Gefechte. Freund und Feind, die alliirten wie die französischen Truppen, hatten das größte Interesse daran, sich im Besitze des Schlosses zu befinden, war dasselbe doch in militärischer Beziehung von Wichtigkeit. Das Schloß beherrschte die Umgegend, von hier aus führten Schneisen nach allen Richtungen in den Wald und überallhin konnten Patrouillen gesandt werden. Der 1 bis 1¾ Meilen breite und 3½ Meilen lange, zum Theil sehr dichte Reinhardswald bot aber die beste Gelegenheit, um in demselben ungesehen Truppen anzusammeln, mit denen man dann unvermuthet auf die von den Gegnern besetzten Punkte hervorbrechen konnte. Am 7. August 1760 hatte der französische Befehlshaber, Herzog von Broglie, die Freiwilligen von St. Victor und andere französische Truppentheile in der Gesammtstärke von 2000 Mann in den Reinhardswald vorgeschoben. Gegen dieselben wurde sofort, nach Einlaufen der Nachricht, von dem General der Alliirten, Grafen Kielmannsegge, der hessische Oberst von Donop mit sechs Bataillonen und vier Schwadronen ausgesandt, welche am 10. August auf den in einem dichten Gehölze stehenden Feind stießen und denselben nach geleistetem tapferem Widerstande in der Richtung nach Münden zurückwarfen. Der Verlust der Franzosen belief sich auf mindestens 500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, auch erbeutete Donop 3 Geschütze, Wenige Tage später, als die meist aus Hessen bestehende Truppe Donop's wieder zu ihrem Corps zurückgekehrt war, besetzten die Franzosen von Neuem die Sababurg. — Ein Jahr später, am 26. August 1761 räumte die französische Besatzung das Schloß ohne Widerstand, als die leichten Truppen der Alliirten sich dem Gebiete des Reinhardswaldes näherten, doch sollte dasselbe bald wieder von den Franzosen besetzt werden. Im Mai 1762 versuchten es die Alliirten, Sababurg durch List zu gewinnen. Es war bekannt geworden, daß der französische Kommandant von Sababurg in einem benachbarten hessischen Dorfe an der Weser eine Lieferung Stroh ausgeschrieben habe. In der Nacht vom 29. zum 30. Mai ging der Major von Winzingerode mit seinen hessischen Jägern und einer kleinen Abtheilung von Riedesel's Husaren in aller Stille nach dem Reinhardswalde ab. In dem fraglichen Dorfe angekommen, ließ er die Wagen laden, von verkleideten Jägern fahren, ihre Gewehre und einige Mannschaft unter dem Stroh verbergen, von fern aber ein stärkeres Kommando folgen, welches im Walde versteckt, sobald die Wagen auf dem Schlosse angelangt waren, hervorbrechen und sich derselben bemächtigen sollte. So weit sollte es nun freilich nicht kommen. Der französische Kommandant hatte Kundschaft erhalten und den Wagen eine Abtheilung Dragoner entgegengeschickt, so daß nur das schnelle Vorrücken der im Walde verborgenen Jäger ihre kecken Kameraden vor der sonst sicheren Gefangenschaft bewahrte. Am 21. Juni 1762 erfolgte dann die Einnahme von Sababurg durch die Verbündeten. Das Schloß ergab sich nach einigen Granatwürfen, die Besatzung wurde kriegsgefangen, das Schloß wurde nun von den Alliirten mit einem Kapitän und 50 Mann besetzt.

In der Schlacht von Wilhelmsthal am 24. Juni gab die Sababurg einen nicht unwichtigen Posten in der Schlachtordnung der Verbündeten ab. Um drei Uhr des Morgens brach Major Specht, welcher die Nacht über in dem Schlosse gelegen, auf und zog mit seiner Abtheilung leichter Truppen auf Holzhausen, worauf eine halbe Stunde später General Luckner sich von Gottesbüren aus in Bewegung setzte und über Sababurg durch die Schneise nach Mariendorf vorrückte. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, hier eine Schilderung der Schlacht bei Wilhelmsthal, in welcher die Franzosen eine schwere Niederlage erlitten und zum Rückzuge auf das rechte Ufer der Fulda gezwungen wurden, zu entwerfen, wir verweisen vielmehr diejenigen Leser, welche sich für die Einzelheiten der Schlacht interessiren, auf Renouard's „Geschichte des

Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757 bis 1763", Bd. III., S. 571 flg. —

Nach dem siebenjährigen Kriege wurde das Schloß vom Landgrafen Friedrich II. wieder in Stand gesetzt, die Wände wurden mit Gemälden und Tapeten geschmückt, welche Jagden und zur Strecke gebrachte Thiere darstellten, ja sogar die Zimmer erhielten wieder, wie das schon früher der Fall gewesen war, Namen der verschiedensten Jagdthiere, und alles erinnerte wieder daran, daß die Sababurg ein fürstliches Jagdschloß sei. Es liegt uns eine Beschreibung des Jagdschlosses aus jener Zeit vor, die wir nachstehend folgen lassen:

„Das Schloß, so auf einem mäßig hohen Felsen angelegt ist, hat die äußere Figur eines länglichen Vierecks, ist mit festen starken Mauern und einem Graben umgeben, worüber eine steinerne Brücke in das Innere des Schloßhofes führt. Die Burg selbst besteht aus drei Haupttheilen:

1) dem alten Schlosse, welches von Holz gebaut, kleine dicke spitze Thürme und inwendig niedrige enge Zimmer hat;
2) dem andern Theile des Schlosses zwischen beiden Thürmen, deren einen wahrscheinlich die Bürger von Hofgeismar erbauten; auch dieser scheint ein sehr hohes Alter zu haben;
3) dem neuen Schloßflügel, 1701 von Landgraf Karl angelegt. In diesem Theile des Schlosses ist die Bel-Etage blos für die Aufnahme der anwesenden Herrschaft bestimmt.

Auf der gegen Norden gekehrten Seite ist zwischen jenen alten Thürmen ein mit Hirschköpfen ausgezierter Vorsaal, worin dieselben an den unbehangenen weißen Wänden befestigt und diese mit lauter solchen Geweihen ausgeschmückt sind, welche vorhin von Hirschen getragen worden waren, die fürstliche Personen erlegt haben. Alle diese verschiedenen Zimmer des Schlosses ließ Landgraf Friedrich II. mit wilden Thieren, die auf einem viereckigen Blatt gemalt, an dem Aeußeren der Thüre befestigt sind, bezeichnen und danach das Zimmer benennen. Nur jener vorhin erwähnte Vorsaal heißt der „Thiergarten". Aus diesem gelangt man in ein kleineres Gemach, welches zur Schenke dient. In demselben hängt an der Wand das Bild eines großen fürchterlichen wilden Schweines, von dem man erzählt, daß es 1673 auf der Söhre am schwarzen Pfühl von dem Landgrafen Karl zu Fuß abgefangen worden sei. Dieses Thier soll 4 Centner 52 Pfund gewogen und Speck einen Spannen hoch gehabt haben. Aus der „Schenke" tritt man in einen schönen geräumigen, mit einer künstlich gewirkten Tapete behangenen Speisesaal. Auf derselben sind Auftritte aus der älteren Geschichte, von den Königen Croesus, Cyrus und der Königin Tomyris dergestalt abgebildet, daß man die Mühe und den Fleiß, der jenen Zeiten des Soliden vorzüglich eigen war, billig bewundern muß. Landgraf Wilhelm IV. hatte damit seinem Schloß zu Kassel eine besondere Zierde zu geben gesucht, und da hing diese Tapete, bis Landgraf Friedrich sie abnehmen und hier aufhängen ließ. Durch den Speisesaal kommt man zu dem „goldenen Löwen" und daraus zu dem „weißen Hirsch", ersteres war das Zimmer des Fürsten, dieses aber dessen Schlafgemach. Die Zimmer für die Landesfürstin befanden sich in einem anderen Theile des Schlosses. In einem Zimmer auf dem Erdboden findet man eine, ihrer Struktur, Größe und Weite nach, besondere Bettstelle nebst einer kleinen daneben stehenden, wovon jene in inventario die Bettstelle der Königin Saba, diese diejenige ihrer Hofdame benannt wird.*)

Vor dem Schlosse, auf der Nordseite desselben ist ein kleiner anmuthiger Lustgarten mit Rasenplätzen, welche mit verschiedenen Blumengewächsen, Rosenstöcken u. s. w. bepflanzt sind, und der ein kleines Lusthaus und zwei Hütten in sich faßt. Aus demselben kommt man in die Eremitage, welche in einem schmalen Gange zwischen der Schloßmauer und dem Schloßgraben um die Burg herumgeht. In dieser Anlage sind mancherlei fremde Holzarten, vermischt untereinander hin und wieder angebracht." Die Beschreibung der anderen zu Sababurg gehörigen Gebäude, des Thiergartens u. s. w. ist von geringerem Interesse, wir unterlassen daher die Wiedergabe derselben.

Landgraf Friedrich II. hielt sich gern, namentlich zur Zeit der Jahreswende, zu Sababurg auf und veranstaltete hier Sauhatzen, welche in der Regel mit größeren Festlichkeiten verbunden waren.

Am 18. September 1806, also nur wenige Tage vor der Okkupation Kurhessens durch die Franzosen, ließ der Kurfürst Wilhelm I. seinen Silberschatz sowie die werthvollsten Kunstschätze des Museums in den unterirdischen Gewölben des Schlosses Sababurg verbergen. In 42 theils großen theils kleinen Kisten kamen die Kostbarkeiten auf zwei mit je 4 Maulthieren bespannten Wagen daselbst an. Die Vermauerung der Thür, durch welche diese Schätze in die Kellergewölbe verbracht werden mußten, wurde so geschickt ausgeführt,

*) Welche Bewandtniß es mit der Riesenjungfrau Saba hatte, haben wir bereits früher dargethan. — Geh. Hofrath Ruhl führt die Sage von der „Saba, Trenta und Thesa" auf die altnordischen Nornen zurück. S. Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde, 5. Bd. 1850, S. 369 flgg.

daß gegen das Mauerwerk des Treppengewölbes kein Unterschied zu erkennen war und ein Uneingeweihter auf die Vermuthung der hier geborgenen Schätze nicht kommen konnte. Aber mit der Ueberführung der letzteren nach Sababurg hatte nicht geheim genug verfahren werden können, so war denn auch dem französischen Marschall Mortier die Sache verrathen worden und der Silberschatz mußte dem französischen Obersten d'Albignac und einigen französischen Civilbeamten ausgeliefert werden.*)

Wir haben früher schon erwähnt, daß das Schloß Sababurg auf einem Basaltkegel aufgebaut worden ist. Der dort vorkommende Basalt, „der schwarze Teufelsmohr", wie Goethe dieses Eruptivgestein in einem geognostischen Scherzgedichte nennt, ist von besonderer, seltener Art. Es besteht, nach dem Urtheile von Fachgelehrten, aus Hyalomelan und nicht aus Tachylyt, wie man früher angenommen hat. Die älteren, auf diesem Basaltkegel errichteten Gebäude, namentlich die schadhaft gewordenen Holzbauten, ließ Kurfürst Wilhelm II. im Jahre 1826 niederlegen, dagegen blieb die Burg in ihren nördlichen massiven, sich noch in gutem Zustande befindenden Gebäuden bestehen.

Reiche geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich, wie wir gesehen haben, an diese Burg, möge sie uns noch recht lange erhalten bleiben als ein beredter Zeuge von der Pracht und Herrlichkeit des Lebens, das einst auf derselben geherrscht.

*) Vergl. Schwedes, „Nachrichten über die Verbergung des Silbergeräthes rc. des kurfürstlichen Hofes im Jahre 1806 auf dem alten Jagdschlosse Sababurg im Reinhardswalde und dem Raub dieses Schatzes von den Franzosen", in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, neue Folge, I. Bd. 1867, S. 251 flgg.

Heinrich von Bibra, Fürstbischof von Fulda.

Von F. Zwenger.

(Schluß.)

Wir müssen uns in dem heutigen Schlußartikel kurz fassen und werden uns deshalb nur mit dem Privatleben des Fürstbischofs Heinrich von Bibra beschäftigen, uns vorbehaltend, später in einem besonderen Artikel Ergänzungen folgen zu lassen. Wir legen unserer heutigen Schilderung die bereits früher erwähnte treffliche Schrift des Oberlandesgerichtsraths Wilhelm Freiherrn von Bibra in München „Zur Biographie des Heinrich von Bibra, Fürstbischofs von Fulda"*) zu Grunde, die wir als zuverlässige Quelle meist wörtlich benutzen.

Der Fürst verband natürlichen Verstand und geistige Bildung mit einem hohen Grade von Wohlwollen gegen alle, welche mit ihm in Berührung kamen; mit fürstlichem Anstande vereinigte er jenen Grad von Würde, welche überall Hochachtung erweckt. Gegen sich selbst streng, trat seine Milde gegen andere um so mehr zu Tage. Seit seiner Jugend an Regelmäßigkeit gewöhnt, unermüdet thätig bis in sein hohes Alter, hatte er bei seiner Ordnungsliebe seine Zeit so eingetheilt, daß er sich in Erfüllung seiner Regentenpflichten weder durch hohe Besuche noch durch Hoffeste stören ließ. Schon in früher Morgenstunde erhob er sich und nahm, sofern er nicht in seiner Hauskapelle die heilige Messe las, nach verrichtetem Gebete sein einfaches Frühstück ein. Hierauf ging er zur Durchsicht der an ihn gerichteten Eingaben und Berichte, sowie zur Prüfung der eingelangten Relationen über; die von ihm getroffenen Entschließungen schrieb er auf ein besonderes Blatt nieder. Der Ausfertigung setzte er seinen Namen unter Beifügung der Buchstaben B. u. F. (Bischof und Fürst) bei, weshalb ihm der Volkswitz den Beinamen „Buf" beilegte.

Nachdem er sich angekleidet hatte, empfing er seine Minister und höheren Räthe, hörte ihre Vorträge an und besprach eingehend die Art der Erledigung der Geschäfte. In wichtigen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten versäumte er es jedoch niemals, sich mit seinen geheimen Referendaren zu benehmen und nöthigenfalls die einschlägige Oberbehörde zum Gutachten aufzufordern; in vielen Fällen ging er auch das die Landstandschaft vertretende Domkapitel um dessen Aeußerung und Zustimmung an, ohne dessen Bewilligung ohnehin keine Steuer auferlegt und ausgeschrieben wurde.

Nachdem er um 10½ Uhr dem Gottesdienste in der Schloßkapelle beigewohnt hatte, gewährte er Audienzen, zu welchen Jedermann Zutritt hatte. Bei seinem leutseligen und wohlthätigen Sinn

*) Separatabdruck aus Bd. III. der Familien-Geschichte des Freiherrn von Bibra. München 1887.

war er gern zur Hülfe bereit, seine ganze Persönlichkeit drückte den Geist christlicher und herzlicher Theilnahme an dem Glücke und Unglücke seiner Unterthanen aus; nicht selten erkundigte er sich nach dem Wohlergehen seiner Staatsdiener, Gewerbsleute und Bauern und freute sich, wenn er über deren Wohlstand günstige Mittheilungen vernahm. Um 12 Uhr ging er zur Tafel. Der Fürst war, obwohl er einen ansehnlichen Hofstaat besaß, kein Freund des Prunkes und übermäßigen Aufwandes. Er liebte deshalb für seine Person auch nur eine einfache Hoftafel. Von Natur zwar ernst, freute sich der Fürst, wenn er heitere Gäste um sich sah, besonders bei der in seinem Privatzimmer stattfindenden Abendtafel, wo er sich über die strengen Formen der Hofsitte hinwegsetzte; bei solchen Gelegenheiten waren außer dem diensthabenden Kammerjunker, Leibarzte, Beichtvater und geheimen Referendare öfter noch einige hochgestellte Beamte eingeladen. Nach aufgetragenem Dessert forderte der Fürstbischof, wenn sich die Dienerschaft entfernt hatte, seine Gäste selbst zur freimüthigen Meinungsäußerung über die Tagesfragen auf. Bei diesen Abendtafeln, welche der Fürst seine wirklichen Erholungsstunden nannte, war er stets ein ebenso munterer und unterhaltender Wirth als angenehmer Gesellschafter. Gegen 10 Uhr Abends zog er sich zur Ruhe in seine Privatgemächer zurück. Bei gutem Wetter machte der Bischof täglich eine kleine Spazierfahrt und beschäftigte sich nachher bis zur Abendtafel mit dem Lesen der eingetroffenen Briefe und Zeitungen, sowie mit wissenschaftlichen Studien. Das Hoflager wechselte er mit der Jahreszeit; von November bis Ende April residierte er in Fulda, im Mai bezog er das Lustschloß Fasanerie (Adolfseck), im Juli ging er nach Bad Brückenau, zu Anfang September nach Hammelburg und kehrte erst zu Ende Oktober nach Fulda zurück.

Mit dem tausendjährigen Erinnerungsfeste an den Todestag des hl. Sturmius, des Gründers und ersten Abtes von Fulda († 17. Dezember 779), fiel durch Zufall auch die Jubiläumsfeier des vor fünfzig Jahre erfolgten Eintrittes des Fürstbischofes Heinrich von Bibra in den Benediktinerorden zu Fulda zusammen, welche am 14 November 1779 in der Kathedrale mit großer Feierlichkeit begangen wurde. Der Bischof wollte dieses Fest nicht ohne einen Akt fürstlicher Liberalität vorübergehen lassen; er ließ daher in Augsburg für den Domschatz den sog. silbernen Altar, sowie einen großen Schrein zur Verwahrung des mit vielen Edelsteinen geschmückten, künstlerisch eingefaßten Schädels des hl. Sturmius, ferner vierzehn Tafelstücke, neue Schreine zur Aufnahme von Reliquien, ein Tabernakel 2c., alles aus Kupfer gearbeitet und reich versilbert, mit getriebener Arbeit, auf seine Kosten verfertigen, nicht minder wurde ein neuer Bischofsornat von Seidenstoff, mit Gold durchwirkt, auf fürstlichen Befehl hergestellt.

Diesem Doppeljubelfeste folgte fünf Jahre nachher, am 22. Oktober 1784, eine weitere Feier zur Erinnerung an die vor 25 Jahren erfolgte Erwählung des Kapitulars Heinrich von Bibra zum Fürstbischof von Fulda, sowie am 9. April 1785 dessen fünfzigjähriges Priesterjubiläum, endlich am 14. September die Erinnerungsfeier an seine vor 25 Jahren erfolgte Konsekration als Abt und Fürstbischof.

Allgemein geliebt und tief betrauert ist Fürstbischof Heinrich von Bibra am 25. September 1788 in einem Alter von 77 Jahren nach einer fast neunundzwanzigjährigen Regierung in seiner Residenz zu Fulda nach kurzer Krankheit gestorben. Seine Leiche wurde in der dortigen Hauskapelle, angethan mit allen fürstlichen und bischöflichen Insignien, in hergebrachter Weise ausgestellt. In feierlichem Zuge wurde sodann seine sterbliche Hülle zur Domkirche geleitet und daselbst in dem vor der Kanzel befindlichen Grabgewölbe beigesetzt. Sein Herz aber wurde, wie üblich, in einer silbernen Kapsel eingeschlossen, in der Gruft des hl. Bonifatius verwahrt.

Er war ein hochsinniger, edler, gerechter Fürst, der Besten Einer unter den geistlichen Regenten seiner Zeit. Und wenn auch kein prangendes Monument an seine hohen Verdienste erinnert, so hat er sich doch selbst durch seine segensreiche Regierung in der Geschichte des ehemaligen Hochstiftes Fulda ein Denkmal gesetzt, das dauern wird für alle Zeiten.

Ein Erinnerungsblatt an Ernst Koch
zum 24. November, dem 30jährigen Todestag des Dichters.

Von W. Rogge=Ludwig.

(Schluß.)

Ueber die Entstehung des sonderbaren Titels der Dichtung „Prinz Rosa=Stramin" hat zuerst der Briefwechsel der Liebenden Aufschluß gebracht.

Henriette schreibt:

Heute, Geliebter, hast Du einen Tag länger auf einen Brief warten müssen, weil ich Dir gern beifolgendes Notizbuch schicken wollte, damit Du auf Deinen Spaziergängen die poetischen Gedanken hineinschreibst, die sonst verloren gehen könnten. Es muß ja meine Aufgabe sein, über den frischen Lebensquell zu wachen, der Deinem Geist und Gemüth entströmt. Nimm Dir, Theuerster, den persischen Prinzen zum Muster, der so sorglos seinen Tschibuk in die Welt hinausdampft. Die Rosafarbe des Stramins soll Dich daran erinnern, daß auch wir in der Morgenröthe des Lebens und der Liebe stehen."

Koch antwortete:

Das wunderschöne Notizbuch ist jetzt mein treuer Begleiter, es steht schon der Anfang eines neuen Gedichtes darin, das Deinen schönen Namen tragen soll. Weißt Du, wie mein erstes Buch heißen soll? „Prinz Rosa=Stramin."

Das Buch erregte allgemeines Aufsehen. Franz Dingelstedt nannte es eine schwellende Saat, aus der in besserem Boden die reichste Ernte erwachsen wäre. Schön und wahr schreibt Gustav Wittmer darüber:

„Wer dies Buch liest, der lese es, wie wenn er auf die Jubeltöne der Lerche hörte, wenn sie in dem sonnigen Morgen emporsteigt, bis sie endlich steigend und singend dem Auge fast entschwindet, dann wird er sich daran erbauen. Und er wundere sich nicht, wenn der Gesang, der in innigen Tönen Alles, was eine Menschenbrust bewegt, ausströmt, plötzlich abbricht, die Lerche in jähem Falle herniederfährt und wieder auf ihrem Neste sitzend verstummt." Die vortreffliche Dichtung war aber nicht im stande, die politischen Gegner des Dichters zu versöhnen. In den oben erwähnten Blättern für Geist und Herz erschien im Jahre 1834 Nr. 79 und 82 eine Beurtheilung des Buchs, welche zwar den darin enthaltenen Gedichten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, dann aber, weil man in dem Buche eine Verhöhnung des Instituts der Bürgergarde und des konstitutionellen Sinnes der Bürger fand, folgendes sagte: „Der Humor im Rosa=Stramin ist sehr untergeordneter Art und kann sonst überall mit Persiflage bezeichnet werden, das Buch ist aus den Vigilien, dem Tagebuch, Liedern und andern Aufsätzen zusammengesetzt und einen solchen Wirrwarr nennt man nun Humor und die kindischen Spielereien, die das Buch enthält: Empfindsamkeit." In Nr. 85 folgte sogar eine, übrigens sehr schwache Parodie unter dem Titel „Prinz Schwarz=Stramin" von Dr. A. Krm.

Einer derartigen engherzigen Beurtheilung des Humoristen möge die eines gewiß kompetenten Kritikers, Karl Altmüller, gegenübergestellt werden. Dieser schreibt in dem Geleitswort zur 3. Auflage des Prinz Rosa=Stramin: „Wenn sich Liebreichthum des Herzens, Innigkeit des Gemüthslebens in demselben Menschen zusammenfindet mit nüchterner Schärfe des Verstandes und der Fähigkeit, die Verhältnisse der Dinge zu einander deutlich zu erkennen und zu beurtheilen, dann entsteht jene wundersame Seelenverfassung, die wir die humoristische nennen.

Die Thorheit und die Widersprüche des Lebens und des Weltwesens mit klaren Augen sehen und dennoch das Leben und die Welt bis zu ihren kleinsten und dem gewöhnlichsten Auge ärmlichst dünkenden Erscheinungen herab mit unendlicher Liebe umfassen, das macht den Humoristen — —

In diesem Sinne war Ernst Koch ein ächtester Humorist. Sein Prinz Rosa=Stramin beweist es. Ja, ich stehe nicht an, diesen als eins der reinsten und in ihrer Art vollkommensten Erzeugnisse der humoristischen Literatur zu bezeichnen."

Die Anfeindung der liberalen Partei und die durch das Aufgeben seiner Stelle in ferne Zukunft gerückte Möglichkeit der Heimführung seiner geliebten Henriette hatten die Stimmung des Dichters in so hohem Grade getrübt, daß sie auch in seinen Briefen hervortrat und der liebenden Braut nicht verborgen bleiben konnte, ihre Bitten aber, ihr offen und vertrauend mitzutheilen, was so sehr auf ihn laste, blieben unerfüllt.

Auch ihren Eltern konnte der so gänzlich veränderte Gemüthszustand ihrer Tochter und ihre dadurch angegriffene Gesundheit nicht unbemerkt bleiben, und als sie erfuhren, daß Koch seine Stellung am Ministerium aufgegeben habe und als Referendar an das Obergericht zurückgetreten

sei, beschlossen sie, die Verlobung aufzuheben. Die Mutter schrieb darüber an eine Freundin: „Wir haben diesen Schritt nur mit schwerem Herzen und aus der Ueberzeugung gethan, den jungen Mann aus der weichlich poetischen Stimmung, in die ihn diese Liebe versetzte, herauszureißen und sich selbst wiederzugeben. Er war auch offenbar durch die Liebe in eine schiefe Stellung mit seiner politischen Ueberzeugung gerathen und hat er sich untergeordnet, um nicht die Aussicht zu verlieren, Henriette heimführen zu können."

Henriette schrieb ihrem Geliebten noch einen wehmüthigen Abschiedsbrief, indem sie ihm erklärte, daß sie nach langem Kampfe sich mit dem Entschluß ihrer Eltern einverstanden erklärt habe, nicht, weil sie ihn nicht mehr liebe, oder an seiner Liebe verzweifle, sondern zu seinem Besten, er müsse frei sein und ohne kleinliche Rücksichten auf seine Versorgung; sein Geist fliege zu hoch für Akten und Gemüthlichkeit in einem bescheidenen Leben, sie würde es nicht ertragen können, ihn an den Felsen gefesselt zu sehen, der göttliche Funke werde ihn Alles überwinden lassen. „Wenn ich Dein Vertrauen nicht als Braut erringen konnte, so gelingt das vielleicht der Freundschaft, und diese biete ich Dir."

Koch antwortete:

Dein Brief ist wahrer Himmelsthau für mich gewesen, in Deiner ganzen Handlungsweise erkenne ich meine Henriette. Habe Dank, Deine Freundschaft nehme ich an, an ihr hoffe ich, Deine Liebe wieder zu entzünden. Ohne Dich ist für mich kein Glück in der Welt denkbar. Unbeschreiblich ist der Zustand, in dem ich in den letzten Monaten vegetirte. Ich könnte Dir merkwürdige Beispiele von der Kühnheit erzählen, mit welcher man Lügen über mich verbreitet. Wenn ich es unterlasse, so geschieht es, weil ich gelernt habe, solche Verläumdungen zu würdigen und den Grundsatz befolge, mich nie, selbst auch meinem Vater gegenüber, zu vertheidigen und zu rechtfertigen.

Ein bald darauf an Koch gerichteter Brief Henriettens kam mit dem Bemerk zurück „Nicht aufzufinden". Eine Freundin, welche sie um Auskunft gebeten, schrieb ihr nach einiger Zeit „Du weißt also noch nicht, daß er seit 14 Tagen heimlich fortgegangen ist. Wohin er sich gewandt, ob zu Savigny, der ihn immer gern hatte, oder nach Griechenland oder Straßburg oder Paris, weiß man nicht. Du kannst Dir denken, daß über die Ursache seines schnellen Fortgehens allerlei Gerüchte im Umlauf sind. Das einzig Wahre ist wohl, daß er, mit seiner Stellung und mit seinem Vater zerfallen, sich wo anders eine Existenz gründen will."

Durch den Verlust der Geliebten hatte Koch allen Halt in sich verloren. In seinen oben angegebenen Mittheilungen aus seinem Leben schreibt er:

„Im Anfang 1834 wurde ich auf das Obergericht zurückgeschickt, um mich zur zweiten Staatsprüfung vorzubereiten. Mit dem Publikum zerfallen, verfiel ich bald mit mir selbst und begann ein ungebundenes Leben, das mich in Schulden und Verwirrung stürzte und im December 1834 zu dem Entschluß brachte, das Vaterland heimlich und ohne bestimmte Aussicht zu verlassen. Ich wendete mich nach Straßburg. Verschiedene Pläne, hier meine Existenz zu gründen, mißglückten hier ebenso, wie in Paris. Schon nach einigen Monaten bestimmte mich der gänzliche Mangel an Subsistenzmitteln in die französische Armee einzutreten. Man sandte die Freiwilligen über Toulon nach Algier in die Fremdenlegion."

Franz Dingelstedt schrieb bald nachher in Lewalds Zeitschrift „Europa" in einem Artike über Kassel:

„Einen Dichter hatte Hessen wie aus Versehen geboren, einen Jüngling, der die frühlingsklaren Blicke auch vor neun Uhr aufschlagen konnte — der hieß Ernst Koch und war eigentlich ein Jurist. Aber eben, weil ihm die Sterne am Himmel lieber waren, als die blanken Knöpfe an seiner Referendarsuniform, die grüne Wiese lieber, als die Decke des Sessionstisches, darum konnte er es in Kassel nicht aushalten und floh, wie ihn die Schwingen gewachsen. Hier verstand man ihn nicht, man legte den kleinbürgerlichsten Maßstab an die strebende Seele. Friede mit ihm auf seinem dunkeln Wege und eine heitere Stunde auf sein schönes Herz! Er war ein echter Dichter und von der ganzen hessischen Poetengeneration bei weitem der begabteste."

Koch theilte das traurige Schicksal der Fremdenlegion, erst in Algier und seit dem Sommer 1835 in Spanien, wohin sie als Hülfstruppe der Königin Christine gegen die Karlisten gesendet war. Bis zu ihrer im Jahre 1837 erfolgten ehrenvollen Entlassung war der Bestand der Legion durch Kugeln, Krankheiten und Strapatzen von 7000 auf 318 Mann herabgesunken.

Der Wunsch Dingelstedts war nicht in Erfüllung gegangen, Friede hatte Koch auf seinem dunkeln Wege nicht gefunden und eine heitere Stunde war seinem schönen Herzen nicht beschieden gewesen. In seiner Erzählung „Aus dem Leben eines bösen Jungen" schildert er seine Leiden:

„Ich habe zwei Jahre in unbeschreiblichem Elend gelebt und den Hund um den animalischen

Stoff beneidet, den er aus dem Kehricht der Straßen schnupperte, Monate lang mich in Schnee und auf Steinen gebettet; verschmachtend vor Durst meinen Mund auf den grünlich schimmelnden Pfuhl gelegt; das Eis des Ebro hat meine Weichen durchschnitten, das Meer meine Kleider durchnäßt, die Schakale haben sich heulend nach dem ausgehungerten Leib der Schildwache auf dem Fort Santa Cruz gesehnt. Der Tod war mein täglicher Gast und hat rings um mich 7000 meiner Kameraden hinweggenommen, aber aus seinem Auge habe ich ein Leben gesogen, das mich gelehrt hat, das Leben zu verachten und den Tod zu lieben."

Dabei litt er schwer unter der Sehnsucht nach der Heimath und die Sehnsucht im Herzen, die Thräne im Auge und eine dunkle Zukunft vor sich, suchte er mit Gewalt jeden Gedanken im Keime zu zerdrücken, welcher nach Vaterland, Mutter und Liebe klang.

Außer der erwähnten Erzählung „Aus dem Leben eines bösen Jungen" verdanken wir seinem Aufenthalt bei der Fremdenlegion noch zwei Erzählungen „Der Königin Gemahl" und „Maria bitt' für mich." Sie waren zuerst in Dingelstedts Zeitschrift „Salon" abgedruckt und fanden eine sehr günstige Beurtheilung. In den Zeitschriften „Morgenzeitung" und „Gutzkows Telegraph" wurden sie als das Beste bezeichnet, was seit langer Zeit auf dem deutschen Büchermarkt erschienen.

Koch war bei den Gefechten in Algier mehrfach verwundet worden und auch schwer am Lazarethfieber erkrankt, hatte aber, was selten eintrat, Heilung in einem Lazareth gefunden. Auch in Spanien war er gegen Ende seiner Dienstzeit erkrankt und im Lazareth zu Pampluna geheilt worden. Hier trat er zur katholischen Kirche über. Den ihm dadurch gewordenen Anfeindungen trat er später durch einen Artikel „Eine Bekehrung" in den Mainzer „Katholische Sonntagsblätter" Nr. 28 Jahrg. 1846 entgegen. Ueber seine nach Entlassung der Fremdenlegion erfolgte Rückkehr nach Kassel schreibt Henrion: „Es war an einem Septemberabend des Jahres 1837, da schritt ein bärtiger, von der Sonne tief gebräunter Fremdling auf das Haus des Kreisraths Koch in Kassel zu. Mit pochendem Herzen klopfte er an. Ein gutes, alterndes Mütterchen öffnete ihm die Thür. In dem fremden, bestäubten Mann erkennt sie plötzlich den langvermißten Sohn und mit dem Rufe „Mein Ernst!" stürzt sie ihm laut aufweinend in die Arme. Der Verirrte wurde mit aller Liebe aufgenommen. Die Versöhnung mit den Eltern war nach langen Jahren der erste süße Tropfen in dem Wermuthskelche seines Lebens."

Da seine Bitte um Wiederaufnahme in den Staatsdienst vom Kurfürsten nicht gewährt wurde, sah er sich genöthigt, zur Bestreitung seines Unterhalts auf dem Büreau des Obergerichtsanwalts Rösing zu arbeiten. Daneben begann er eine Darstellung des hessischen Privatrechts, auf welche er großen Fleiß verwendete, die aber unvollendet blieb.

Eine Annäherung an die frühere Geliebte hat nicht wieder stattgefunden. Der Lebensgang beider hat sie auf immer getrennt. Henriette von Bosse vermählte sich mit einem älteren Officier, dem braunschweigischen Obristlieutenant von Buttlar, welcher früher in hessischen und westphälischen Dienst gestanden hatte. Nach Mittheilung einer ihrer Anverwandten ist sie Verfasserin des Buchs „König Jérôme und seine Familie im Exil", zu welchem ihr der Aufenthalt ihres Vaters bei dem entthronten König den Stoff geliefert. Da auf dem Titelblatt des oben erwähnten Buches „Palast und Bürgerhaus", dessen zweiter Theil unter dem Titel „Eines Dichters Liebe", den Briefwechsel der Liebenden und Briefe der Eltern der Braut enthält, angegeben ist „Von der Verfasserin von König Jérôme und seine Familie im Exil" so ist aus verschiedenen Gründen nicht daran zu zweifeln, daß sie auch Herausgeberin dieses Buches ist. Der erste Theil enthält nämlich eine große Anzahl amtlicher, geringes Interesse bietender Berichte ihres Gemahls als Abgesandten des Herzogs Karl von Braunschweig an die deutschen Höfe in seinem Streite mit Hannover aus den Jahren 1828 und 1829, und im zweiten Theil spricht schon der Besitz der Briefe und andere Andeutungen im Buche dafür, daß die Herausgabe derselben durch sie geschehen ist. Sie hat sich damit ein großes Verdienst erworben, indem die Veröffentlichung der Briefe viel zum Verständniß des Dichters, insbesondere seines von Vielen, namentlich allen allzuprosaischen Seelen, so vielfach verkannten Prinz Rosa=Stramin mit beigetragen hat und außerdem manche dunkle Stelle im Lebensgang des Dichters aufzuklären geeignet war. Henriette von Buttlar lebt verwittwet seit 8 Jahren in Pisa.

Koch verlebte zwei Jahre in Kassel sehr still und zurückgezogen, als ihm ein Schreiben seines früheren Gönners Hassenpflug, welcher im Jahre 1839 zum Chef der Verwaltung des Großherzogthums Luxemburg ernannt war, zuging, in welchem ihm die Stelle eines dortigen Regierungssekretars angeboten wurde. Er säumte nicht, die Stelle anzunehmen und vermählte sich im Mai des nächsten Jahres in Luxemburg mit einer Fräulein Möllendorf. Er führte eine sehr

glückliche Ehe, wovon eine Anzahl Gedichte, namentlich das innige „Vaterfreude" Zeugniß geben. Sein Sohn lebt als sehr angesehener Arzt in Luxemburg. Am 1. Januar 1844 wurde Koch die Stelle eines Rendanten bei dem Hauptzollamte übertragen, die aber seinem poetischen Gemüth so wenig entsprach, daß er sie nach 2 Jahren wieder aufgab. Im Jahre 1851 fand er endlich eine seinem Geiste und Kenntnissen entsprechende Stellung, indem er provisorisch zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an dem Großherzoglichen Athenäum bestellt wurde. Am 4. September 1853 wurde ihm die Stelle definitiv übertragen. Ueber die vortreffliche Art, wie er seines Amtes bis zu seinem am 24. November 1858 erfolgten Tod wartete, schreibt sein Amtsbruder Henrion. „Ein geschworener Feind des todten grammatischen Schematismus führte er seine Schüler nicht durch ein dunkles Hinterpförtchen, sondern durch das glänzende Thor der deutschen Dichterhalle in die geheime Werkstatt des schaffenden Sprachgeistes. Sein hinreißender Vortrag entflammte die Gemüther, die jugendliche Lust am Schaffen wurde geweckt, die an unsrer Anstalt in sträflicher Weise verwahrloste deutsche Sprache kam wieder zu dem verdienten Ansehen und es wurde dem Lehrer die Freude, zu sehen, wie der Same, den er in die jungen Herzen streute, zur lustigen Saat emporsproßte. Koch war von der studirenden Jugend allgemein geachtet und geliebt, und noch heute sprechen seine alten Schüler mit Begeisterung von ihrem dahingegangenen Professor."

Im Jahre 1848 zeigte Koch, daß er seine Heimath nicht vergessen und an den dortigen Vorgängen Theil nehme durch eine „Vigilie" (abgedruckt in der Neuhessischen Zeitung Nr. 8 vom 8. April 1848), welche für eine seiner besten zu halten ist.

Im Herbst 1856 war es ihm vergönnt, sein geliebtes Kassel einmal wieder zu sehen, aber, wie Altmüller schreibt; „schon als gebrochener Mann." Die in Algier und Spanien erduldeten Mühsale hatten seine sonst so feste Gesundheit untergraben, ein Lungenleiden hatte sich eingestellt und hat dann seinem Leben, nachdem er im Sommer 1857 noch vergebens in Ems Linderung seiner Leiden gesucht hatte, ein allzufrühes Ende bereitet.

Allgemein war die Theilnahme, welche dem kranken Dichter in Kassel bei seinem Besuche erwiesen wurde: alte Freunde von auswärts, namentlich Studiengenossen von Marburg und Göttingen waren herbeigeeilt und hatten ihm zu Ehren einen Commers veranstaltet, bei welchem er, der alte Corpsbursch der Marburger und Göttinger Hassia das Präsidium führte.

Die Erinnerung an die alte Burschenherrlichkeit war wieder unter den Theilnehmern erweckt worden. Sie war in Koch nie erstorben, er hat sie in einem vortrefflichen, in den Prinz Rosa-Stramin aufgenommenen Gedicht gefeiert, welches wohl verdiente, von der studirenden Jugend nicht vergessen zu werden und dem wir folgende Verse entnehmen:

„Du trauriges Philisterleben,
Was kann mir deine Herrlichkeit
Für einen einz'gen Tag nur geben
Aus meiner frohen Burschenzeit?
Am Sessionstisch angebunden,
Dem Sclav' an der Galeere gleich,
Wird, denk ich an die trauten Stunden,
Vor Wehmuth meine Seele weich.

Euch Brüder, die ihr euch der alten
Fidelen Zeit mit mir gefreut,
Euch, die nun höhere Gewalten
Längst in die weite Welt zerstreut,
Euch, deren ich so oft und gerne
Mit brüderlichem Sinn gedacht,
Ein treuer Gruß aus weiter Ferne,
Sei dieses Lied euch dargebracht.

So allgemein die Theilnahme und Freude bei dem Wiedersehen des Dichters gewesen war, so allgemein war auch die Theilnahme und Trauer bei der Nachricht von seinem Heimgang zur ewigen Ruhe. Sie fand Ausdruck in den seinem Andenken gewidmeten Nekrologen. Wir glauben die Erinnerung an unseren vaterländischen Dichter nicht besser schließen zu können, als mit Karl Altmüllers wahren und trefflichen Worten: „Die Schule des Lebens ist ihm schwer geworden. Er hatte Gaben genug, um auf die höheren Bänke heraufzurücken, aber der kecke Muth, der wohl in raschem Anlaufe ein paar überspringt, war ihm früh geknickt, und für die Schläge, die dann in der Schule nicht nur von dem Meister derselben ausgetheilt werden, sondern auch von allerlei Kameraden und bösen Buben, hatte er von Anfang an keine dicke Haut. Mag ihm nun, nachdem er ausgekämpft, die Ruhe fröhlich gegönnt werden. Auf seinem Grabstein im fernen Lande dürften die Worte passend stehen, die auf dem des wackeren Lortzing zu Berlin geschrieben sind:

„Sein Lied war deutsch und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid,
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus, sein Lied tönt fort."

Der Weihnachtsengel.

Von D. John.

Weihnachtsabend in einem hessischen Dörfchen. Hinter einigen Fenstern festliche Helle; im Pfarrhaus und in der Schule und bei einzelnen wohlhabenden Bauern brennt der Christbaum. Außerdem noch ein solcher für die gesammte Dorfjugend, der im Schulsaale angezündet wird, wo der Herr Pfarrer oder der Herr Lehrer eine Rede hält und am Schlusse Aepfel und Nüsse vertheilt werden. Sonst wird in den Familien das Christfest nach alter Weise begangen, daß Jedes „stülpt", d. h. einen leeren Topf verkehrt hinstellt, unter welchen dann die Eltern die oft recht ärmliche Gabe legen. Aber auch diese erfreut als etwas Ungewohntes das Kindesherz. Und dann ist ja noch die „Lichterkirche", d. h. der Frühgottesdienst bei Kerzenbeleuchtung. Für ein Dorfkind ist dieser Gottesdienst etwas märchenhaft Schönes und die größte Kälte kann den Genuß, den er bietet, nicht schmälern.

Am Ende des Dorfes, wo dasselbe an den Wald stößt, liegt ein kleines Häuschen. Es ist zweistöckig und steht im rohen Lehm. Unten wohnt der Besitzer, ein Schuster mit seiner Familie; oben haust eine Schneiderswittwe mit ihren drei Kindern. Die Wittwe feiert auch das Weihnachtsfest, aber recht traurig. Das vorige Mal lag der Gatte todtkrank darnieder und auch heute ist das Zimmer ein Krankenzimmer. Kein Christbaum erleuchtet den dürftigen Raum. Ein karges Oellicht steht auf dem Tische, an dem Mariechen und Martin, die beiden Jüngsten, sitzen und die Herrlichkeiten betrachten, die ihnen das Christkind bescheert hat. Ein buntes Bildchen, ein Honigkuchen für Jedes, eine warme Mütze für den Knaben, ein Tuch für das Mädchen. Und wie schwer ist es der armen Mutter geworden, die Ausgabe für diese Geschenke dem täglichen Bedarfe abzuringen! Der Schein des Lämpchens fällt aber noch auf ein drittes Gesicht; auf dasjenige des Kranken, der still und fast theilnahmlos im Bette liegt. Es ist Heinrich, der älteste Sohn der Wittwe, einst ihr Stolz und ihre Hoffnung und jetzt ihr namenloser Kummer. Er sollte ihres Alters Stütze sein; aber auf seinem blassen Gesichte stand geschrieben, daß des Lebens Mühen nicht lange mehr auf ihm lasten würden.

Obwohl bettelarmer Leute Kind hatte der begabte Knabe seinen Weg zu machen gewußt. Von unwiderstehlichem Lerntrieb beseelt, hatte er nicht nur alle Bücher, die in seinen Bereich kamen, durchgelesen, auch wenn er sie nicht verstand; er hatte auch des Herrn Pfarrers Aufmerksamkeit auf sich zu lenken gewußt und der nahm sich seiner an und brachte Plan und Richtung in seine Arbeiten. Er verschaffte ihm Bücher und gab ihm auch dann und wann Privatstunden. Und Heinrich arbeitete mit einem Eifer und einer Ausdauer, welche das höchste Lob verdienten. Als er die Dorfschule verließ, mußte er zunächst bei einem Bauern Arbeit suchen; er wurde als Hütejunge verwandt und da bot sich ihm mancher freie Augenblick, den er auf das Lesen seiner geliebten Bücher verwenden konnte. Und wenn er Abends nach Hause kam, dann schlich er wohl noch in das Pfarrhaus, um den Herrn Pfarrer zu bitten, ihn in dem neu Erlernten zu prüfen oder ihm auch sonstige Anleitung zu geben.

Endlich kam der Tag der Befreiung. Der Pfarrer hatte Heinrichs Mutter eine Unterstützung aus Kirchenmitteln erwirkt, wogegen Heinrich den Tagelöhnerdienst aufgeben sollte. Wie jubelte der Knabe, wie bänglich und doch hoffend schlug das Herz der Mutter, als der Geistliche mittheilte, Heinrich solle nun alsbald das Gymnasium besuchen. So sonnig hatte noch nie das Leben vor Heinrich gelegen; welche Zukunft öffnete sich dem trunkenen Auge. Und es dauerte nicht lange, da siedelte der Knabe, mit den Sparpfennigen der Mutter und den Zuschüssen milder Wohlthäter ausgerüstet, in das Städtchen, dessen Schule er besuchte. Daß er, der arme Bauernknabe, sofort nach Sekunda kam, fiel selbst den prüfenden Lehrern auf.

Die Freude war nur allzukurz. Ein Jahr später war Heinrich bereits nach Prima versetzt. Aber zur gleichen Zeit fing er an zu kränkeln. Er hustete und litt an Fieber; „er ist Phthisiker", sagte der Arzt, „und muß sich schonen und gut leben." Welch' blutiger Hohn für ein armes Kind! Heinrich darbte und arbeitete und ward endlich so schwach, daß er nach Hause gehen mußte. Nun war er seit Monaten wieder in dem engen Heim und seit Wochen hatte ihn die wachsende Schwäche an das Bett gebannt. Da lag er, blaß, wenn nicht gerade ein Fieberschauer ihn überlief, ruhig, geduldig, ohne Klagelaut und oft noch die arme gebrochene Mutter tröstend.

Rettung war keine zu hoffen. Auf diesen siechen Körper hatte der Tod ein Recht, das er sich nicht entrinnen ließ. Und Heinrich wußte es. Selbst wenn es ihm nicht dann und wann mit dürren Worten gesagt worden wäre, hätte er es gewußt. Er hatte an dieser Krankheit

schon so Manchen dahinwelken sehen. So sah er traurig, aber gefaßt demjenigen entgegen, was da kommen mußte. Und heute am Weihnachtsabend dachte er für sich, daß dies nun das letzte Christfest für ihn sein werde. Zwei heiße Thränen rollten auf seine magern Wangen, aber er trocknete sie ab und zwang sich, fröhlich dreinzuschau'n, um nicht der jüngeren Geschwister harmlose Lust zu stören. Er bemühte sich, Freude zu zeigen an den Geschenken, die auf dem Stuhle vor seinem Bette lagen: ein Honigkuchen, Nüsse, ein Schreibzeug von einem Schulfreund.

Draußen klingelte es plötzlich. Es kam Jemand. Auf dem Hausflur wurde eine Stimme laut, bei deren Klang das Blut dem Kranken in die hohlen Wangen stieg. Er richtete sich halb im Bette auf und horchte, die Augen auf die Thür geheftet. Alsbald öffnete sich diese und die Mutter trat ein. „Sieh!" rief sie eifrig, „Fräulein Maria ist gekommen, um sich nach Dir umzusehen, Heinrich!" Und nun erschien auch Maria, des Pfarres Töchterlein, in der Thüre. Der dürftige Schein des Lichtes fiel auf die schlanke Gestalt des liebreizenden Mädchens, das einen Korb trug und den armen Kranken freundlich begrüßte.

„Wie geht es Ihnen, Heinrich", sagte Maria, an das Bett tretend und ihm die Hand reichend. „Hoffentlich besser?"

Der Kranke faßte mit seinen beiden mageren, fieberheißen Händen Marias dargebotene Rechte: „Ich danke, gut! Es ist so freundlich, daß Sie gekommen sind."

„Ach, Heinrich, das ist doch meine Schuldigkeit, daß ich einen alten Freund und Schulkameraden nicht vergesse. Vater und Mutter lassen bestens grüßen und gute Besserung wünschen und bitten Sie, diese Kleinigkeit anzunehmen." Dabei griff sie in den Korb und brachte dessen Inhalt zum Vorschein: ein Buch vom Herrn Pfarrer, ein Fläschchen guten Wein und Gebäck von der Frau Pfarrer. „Und hier von mir!" sagte sie, und eine jähe Röthe überlief ihre Wangen, indem sie einen Blumentopf mit einer blühenden Monatsrose vor Heinrich auf den Stuhl stellte.

Seine matten Augen glänzten; er preßte die kleine weiße Hand, die er immer noch nicht losgelassen hatte und eine Thräne fiel auf sie. „Ich danke Ihnen, Fräulein Maria. Ach, wenn ich Ihnen die Freude vergelten könnte, die Sie mir bereiten." Nur mühsam brachte er die Worte hervor.

„Darum sorgen Sie sich nicht," sagte Maria und versuchte, heiter zu sein. „Wenn Sie gesund werden, dann wird sich das schon finden." Ihre Stimme stockte.

Heinrich sah sie lange und traurig an: „Ich werde nicht gesund, Fräulein Maria."

„Sagen Sie so etwas nicht, bitte, bitte!" rief das Mädchen und die dunklen Augen wurden feucht.

„Was hilft es, wenn ich mich belüge? Ich fühle, wie der Tod näher kommt. Er ist so nah, ganz nah, Maria! Er steht zwischen uns beiden."

Maria weinte leise und der Kranke fuhr mit kaum vernehmlicher Stimme fort: Ich fühle ihn — am Herzen! Bald wird es aus sein, aus mit den Wünschen und Hoffnungen. Was ich gehofft und gewünscht, Maria, brauch' ich es zu sagen? Du weißt es. Wir wollen nicht davon reden, uns die Herzen nicht trauriger machen, ist doch heute ein Festtag! Weihnachten!

Maria, als ich ein Kind war, da träumte ich vom Weihnachtsengel und ich sehnte mich danach, ihn zu sehen. Ich glaubte seinen Flügelschlag zu hören und ich fühlte sein Wehen. Aber gesehen habe ich ihn nicht. Heute aber sehe ich ihn, Maria, heute ist er zu mir gekommen, um das letzte Weihnachtsfest mit mir zu feiern und zu zeigen, daß die Engel Gottes noch zu den Armen und Verlassenen kommen." Und er beugte sich nieder und küßte die Hand des schluchzenden Mädchens. Dann ließ er Maria los und sah sie lange schweigend an; so nahm er Abschied von dem Traum seiner Jugend.

„Lebewohl, Maria!"

„Lebewohl Heinrich!" schluchzte sie, neigte sich zu ihm und küßte ihm Stirn und Lippen. „Lebewohl!" Und sie schwankte hinaus.

Bald nach ihrem Weggang sagte Heinrich: „Mutter, ich möchte schlafen. Gieb mir einen Kuß zur guten Nacht und ihr auch, Mariechen und Martin. So! Und nun kümmert euch nicht um mich." Und er brach die blühende Rose von dem Stocke und kehrte sein friedlich lächelndes Gesicht der Wand zu.

Am andern Morgen, als die Lichterkirche eben zu Ende gegangen war, kam die Mutter in's Pfarrhaus und erzählte, daß ihr Heinrich Nachts gestorben sei. Niemand habe es gemerkt. Stille und friedlich sei er eingeschlafen, die halbwelke Rose habe er in der erstarrten Hand gehabt.

Der Pfarrer und seine Frau spendeten der Schwergeprüften Trost, so gut sie konnten. Als sie aber traurig und gebeugt sich zum Gehen wandte, da eilte Maria ihr nach und das holde Mädchen warf sich der Frau still weinend an die Brust.

Die Jahreszeiten der Liebe.

In meinem Herzen schliefen eisbedeckt
Viel Blümelein den Winterschlaf so tief,
Bis sie Dein holder Frühlingskuß geweckt,
Empor zu neuem Leben rief.

Sie blühten auf in süßer Lenzesluft,
Umgaukelt von dem bunten Schmetterling,
Es war ein Frühlingstraum der sel'gen Brust,
Der, ach zu bald! zu Ende ging.

Der Sommer kam mit seinem Sonnenbrand,
Die zarten Blümlein neigten stumm ihr Haupt.
Am Boden lagen sie, verwelkt, verbrannt,
Zu früh vom bittern Tod geraubt.

Des Herbstes wilde Stürme folgten nach,
Grausam verwüstend ringsum Wald und Flur,
Der rauhe Nord die welken Blüten brach,
Mit ihnen weit von dannen fuhr.

Doch ihre Wurzeln ruh'n im Erdenschrein,
Der graue Winter deckt sie gütig zu.
Sie warten auf den Frühlingssonnenschein,
Und ihre Sonne, die bist du!

Paul Stephan.

Die beiden Tannen.

Tannen standen zwei in tiefem Hage,
Rauschten sich Frohlocken zu und Klage.

Die gemeinsam trugen Lust und Leiden,
Ihnen war der Tag gesetzt zu scheiden.

Sprach die Eine stolz: „Mich wird man stellen,
Schwester, in den Lichterglanz, den hellen.

Güldner Tand und Flitter wird mich schmücken,
Eines Kindes Auge zu berücken."

Sprach die Andre: „Mich wird man zerschneiden,
Bretter sechs aus meinem Stamme scheiden.

Flor wird decken mich und Kranzesfülle —
Bergen soll ich eines Müden Hülle."

So die Tannen beid' in tiefem Hage
Tauschen ihr Frohlocken, ihre Klage;

Bis zu einem Liede sich verweben
Sterbesang und froher Sang vom Leben.

D. Saul.

Aus alter und neuer Zeit.

Ein schöner Zug aus dem Leben des Landgrafen Carl von Hessen. Der Prinz Carl, seit 1806 Landgraf von Hessen, ein jüngerer Bruder des Kurfürsten Wilhelm I., zeichnete sich durch seinen hochherzigen Sinn, seine Liebe für Kunst und Wissenschaft aus. Er hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, und in pietätvoller Erinnerung sagte er von seiner Mutter, der Gattin des Landgrafen Friedrich II., bekanntlich einer englischen Prinzessin, aus: „Meiner Mutter, welche ich fast immer als ein göttliches Wesen betrachtet habe, verdanke ich Alles! Ihren Rathschlägen verdanke ich meine wahre Erziehung und meinen Geschmack am Studium." Er war ein Mann von durchaus gediegenem Charakter nnd dabei eine liebenswürdige Persönlichkeit, rein und wahr, mild und wohlwollend, aber fest und muthig, wenn es galt, für höhere Güter des Lebens einzutreten. Als dänischer Feldmarschall und Statthalter der Herzogthümer Schleswig und Holstein hatte er seinen Wohnsitz zu Gottorf. Dort und auf seinem Lustschlosse Louisenlund verbrachte er die meiste Zeit seines Lebens. Er spielte eine bedeutende Rolle im Freimaurer-Orden. An Stelle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig leitete er als Vorsitzender den zu Wilhelmsbad 1782 abgehaltenen Freimaurer-Kongreß, er war Stifter der Hanauer Loge „Wilhelmine Karoline", Protektor der Kasseler Loge „zum gekrönten Löwen," General-Großmeister aller hessischen Logen. Recht deutlich tritt seine wohlwollende Gesinnung hervor in den uns urschriftlich vorliegenden Briefen desselben an den kurhessischen Ministerialrath von Starckloff. Zum näheren Verständniß dieser Briefe, die wir unten im Auszuge wiedergeben, möge Folgendes dienen: Wiewohl die Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819, soweit sie die Überwachung der Hochschulen betrafen, ihren Einfluß auf strengere Bestrafung der Studierenden wegen Widersetzlichkeiten gegen Organe der Staatsgewalt überall geltend machten, so waren es für Kurhessen insbesondere auch noch die im Jahre 1823 an den Kurfürsten Wilhelm II. gerichteten Drohbriefe, deren Urheber trotz eifrigster Nachforschung und vielfacher Inhaftnahme Verdächtiger niemals ermittelt worden ist, welche die weitere Veranlassung waren, daß gegen die Marburger akademischen Bürger mit äußerster Strenge vorgegangen wurde, wenn sie sich in irgend einer Weise gegen Civil- oder Militärpersonen während deren Dienstverrichtung aufgelehnt oder vergangen hatten. Das Faktum, um welches es sich in dem vorliegenden Falle handelt, geht aus den Briefen selbst hervor, die wir nun folgen lassen:

Louisenlund, 7. Juli 1822.

Lieber Starckloff!

Mein armer Ober-Inspector Kaup hat ein großes Unglück erlitten durch seines Sohnes unvorsichtiges Betragen in Marburg. Dieser sonst so gute und

fleißige junge Mensch hat, wie ich vernommen, in den Zapfenstreich in einer engen Gasse sich eingedrängt, ein Tambour soll ihn mit dem Trommelstock einen Schlag gegeben, den er mit einer Ohrfeige erwiedert. Hierauf ist er in Carcer gebracht und endlich zu einem Jahr Arrest in Spangenberg verurtheilt worden. Es ist nothwendig in diesen Zeiten die Studenten in Ordnung zu halten und ich bin von der Gerechtigkeit der Strafe überzeugt. Inzwischen ist ein Jahr Verlust in seinen Studien ein großes Unglück für den jungen Mann und um seines würdigen Vaters willen wünschte ich Milde und Gnade erbitten zu können. Fragen Sie doch den Herrn Justizminister von Schmerfeld mit meinem freundlichen Compliment, ob etwas für den Unglücklichen zu thun wäre. Ich würde alles als mir selbst erwiesen ansehen. — —

Ganz der Ihrige
Carl.

Louisenlund, 21. Juli 1822.

Lieber Starckloff!

Ich danke Ihnen verbindlichst für ihre vielen Bemühungen für den jungen Kaup. Wenn die weniger schuldigen loskommen, bitte mir es zu schreiben, dann werde ich die Bitte des Vaters mit der meinigen begleiten. — —

Gantz der Ihrige
Carl.

Gottorff, 16. Febr. 1823.

Lieber Starckloff!

Ich würde gewiß Selbst an den Churfürsten schreiben, um die Loslassung des jungen Kaup zu erbitten, wenn ich nicht befürchtete, Ihn zu incommodiren. Ich ersuche Sie aber lieber Freund, Ihm meine besten Empfehlungen zu hinterbringen und in meinem Namen um die Gnade des jungen Menschen zu bitten, wenn nehmlich alle geringere Mitschuldige ihre Erlassung erhalten haben. Um seines würdigen Vatters des Hof-Jägermeister Kaup's willen, der als Ober-Inspector meinen Schleswigschen Gütern vorsteht, wünsche ich die Erfüllung meiner Bitte sehr. —

Gantz der Ihrige
Carl.

Gottorff, 10. März 1823.

Lieber Starckloff!

So betrübt wie ich für meinen armen Kaup würklich bin, so kann ich nicht anders als aufrichtig bekennen, daß mir die Gerechtigkeit des Churfürsten respectabel ist. Seine Worte oder Zusatz sind mir sehr angenehm, daß er für mich alles gern thun würde was möglich ist. — —

Mit wahrer Freundschaft
Gantz der Ihrige
Carl.

Louisenlund, 10. August 1823.

Lieber Starckloff!

Ich ersuche Sie an den Major Kaup in Marburg 100 Thaler hessisch (für seinen Neffen) zu senden. Der junge Kaup studirt nun wie ich höre in Jena. Leben Sie glücklich, gesund und wohl.

Gantz der Ihrige
Carl.
J. Schwk.

Am 20. Dezember 1775 unter der Regierung des Landgrafen Friedrich II. wurden den Straßen in Kassel durch landesherrliche Verordnung neue Namen beigelegt, welche dieselben auf dem Papier und in den Inschriften an den Ecken, im wirklichen Leben aber niemals geführt haben. „Alle Apostel und ganze Scharen von Heiligen, St. Paulus, St. Jacobus, St. Johannes und St. Vincentius, St. Thomas und St. Dionysius, St. Lazarus; St. Leopold und St. Antonius, die heilige Elisabeth, die heilige Dorothea, die heilige Apollonia und die heilige Theresia wurden aufgeboten, aber sie haben allesammt von ihren Straßen nichts wissen wollen, selbst der heilige Martinus nicht, der doch der Nächste dazu war. St. Paul hat seine Gasse den Pferden und den Schweinen, St. Peter den Enten, St. Jacob und St. Christoph den Ziegen wieder überlassen, denen sie früher gehörten, St. Andreas den Fliegen, St. Augustus den Füchsen, die Straße des heiligen Aegidius ist nach wie vor die Wildemannsgasse, die Straße des heiligen Lambertus die Pommeranzengasse, die Straße des heiligen Lazarus die Essiggasse, die Straße der heiligen Dorothea die Judengasse geblieben. Herbeikommandiren lassen sich die lieben Heiligen einmal nicht“, meint Vilmar in seiner „Hessischen Chronik.“

Aus Heimath und Fremde.

Prinz Alexander von Hessen und bei Rhein †. Am 15. Dezember 1888, Vormittags 10 Uhr, ist Seine Großherzogliche Hoheit Ludwig Georg Friedrich Emil Alexander Prinz von Hessen und bei Rhein verschieden. Ein thatenreiches Leben, das der Geschichte angehört, ist vollendet, eine Fürstengestalt, gleich ausgezeichnet durch reiche Gaben des Geistes und des Herzens, zum ewigen Frieden eingegangen.

Geboren am 15. Juli 1823 und frühzeitig in den Großh. Hessischen Kriegsdienst eingetreten, wurde er am 10. September 1833 zum Lieutenant, am 15. Juli 1839 zum Hauptmann und am 14. Juni 1840 zum Obersten befördert. In diesem Jahre gab er seiner Schwester, der hochseligen Kaiserin Marie von Rußland, das Geleite nach St. Petersburg, trat als Garde-Rittmeister mit dem Range

eines Oberstlieutenants in das russische Heer ein und wurde bereits im August desselben Jahres zum Obersten ernannt. Im Oktober 1843 avancierte er zum Generalmajor. Im Feldzuge von 1845 gegen die Bergvölker des Kaukasus fand der hessische Prinz als Befehlshaber der Reiterei Gelegenheit zur Auszeichnung. Insbesondere that er sich rühmlichst hervor bei Andi am 14. Juli, sowie bei der Einnahme von Dargo am 18. desselben Monats als Führer einer freiwilligen Sturm-Kolonne; das Ritterkreuz des Militär-St. Georgenordens wurde ihm hierfür zuerkannt. Im Herbste 1853 trat er sodann als Generalmajor in das kaiserlich österreichische Heer ein. Für seine am 20. Mai 1859 in der Schlacht von Montebello bewiesene Tapferkeit wurde er zum Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär befördert. Mit hohem Ruhme bedeckte sich Alexander am 24. Juni in der Schlacht von Solferino als Divisionär im 7. Armee-Korps und als Führer dieses ganzen Korps beim Rückzuge. Es glückte ihm, die französische Garde und das Korps Mac Mahons aufzuhalten und das Schlachtfeld so lange zu behaupten, bis das österreichische Heer seinen Rückzug über den Mincio bewerkstelligt hatte. Durch einstimmigen Beschluß des Kapitels wurde Alexander zum Ritter des Maria-Theresienordens erhoben. Im Feldzuge 1866 übernahm der Prinz das Kommando des 8. deutschen Bundes-Korps. Wenn diesmal seine Kriegsführung nicht erfolgreich war, so ist ihm hieran keine Schuld beizumessen. Er war Führer von mangelhaft ausgerüsteten Truppentheilen von fünf verschiedenen Kontingenten, deren Sonderinteressen stets Rechnung getragen werden sollte; hierdurch wurden seine Anordnungen, so zweckmäßig sie sein mochten, stets durchkreuzt; alle süddeutsche Staaten waren durch den schnellen Ausbruch des Krieges überrascht worden, bevor sie schlagfertig waren. (Wir verweisen hier auf die klarstellenden Ausführungen des „Feldzugs-Journal" des Prinzen, 1867 bei Zernin erschienen, Darmstadt und Leipzig, sowie auf: „Der Feldzug von 1866, redigiert vom preußischen Generalstabe", 1867 bei Mittler ersch. in Berlin, S. 564 ff.). Im Jahre 1868 wurde Alexander vom Kaiser von Oesterreich zum General der Kavallerie erhoben.

Zu einer ganz besonderen Freude und Befriedigung aber gereichte dem Prinzen die Werthschätzung, die Kaiser Wilhelm ihm entgegenbrachte, indem er ihn 1883 zum Inhaber des Schleswig-Holstein'schen Dragoner-Regimentes Nr. 13 ernannte. Ebenso durften die Thaten Alexanders, Fürsten von Bulgarien, des Siegers von Slivnitza, sein Herz mit berechtigtem Vaterstolze erfüllen.

Auch Kunst und Wissenschaft wurden eifrig von dem Prinzen gepflegt, insbesondere Geschichte, Münzkunde, Musik. Seine edelsten Eigenschaften aber waren der unendliche Wohlthätigkeitssinn und die liebenswürdige Herzensgüte, die ihm in allen Schichten des hessischen Volkes treue Verehrer erworben.

Auf seinem reizenden Landsitze „Heiligenberg", da er so gerne weilte, an der Stätte, die er selbst ausgewählt, schläft er nun den ewigen Todesschlaf. Unvergessen aber und gesegnet bleibe immerdar das Andenken des Prinzen Alexander von Hessen und bei Rhein! — Dr. A. R.

Am 3. Dezember fand in dem weißen Saale des Schlosses zu Philippsruhe die Trauerfeierlichkeit für den am 14. Oktober d. J. auf der Fahrt von Batavia nach Singapore verunglückten Landgrafen Friedrich Wilhelm von Hessen statt. Es liegen jetzt, nachdem die Reisebegleiter des Landgrafen in die Heimath zurückgekehrt sind, authentische Berichte über das tragische Ende desselben vor, auf welche wir zurückkommen werden.

Vortrag des cand. hist. H. Diemar am 22. Oktober im „Verein für hessische Geschichte und Landeskunde" über „das Wappen und Zeichen rechtlicher Verhältnisse mit besonderer Berücksichtigung Hessens."

(Schluß.)

Nach dem Aussterben der Landgrafen v. Thüringen und Herren v. Hessen mit dem Tod des Deutschen Königs Heinrich Raspe, 1247, hatte der junge Heinrich v. Brabant, „ein Sohn der Tochter St. Elisabethen", wie er sich noch lange begründend nennt, ein Anrecht auf die Erbschaft der Thüringer. Er war jedoch nicht der einzige Erbberechtigte, und seine Eltern, Herzog Heinrich II. v. Lothringen u. Brabant und Sophia, Landgraf Ludwigs IV. und der hl. Elisabeth Tochter, scheinen die für ihren Sohn geltend gemachten Ansprüche beide von Anfang an im Wesentlichen auf Hessen beschränkt zu haben. Trotzdem nennt sich der junge Heinrich bis zum Jahre 1266 meist „Landgraf v. Thüringen", behält auch später den Titel „Landgraf" und führt das Wappen der Thüringer Landgrafen mit dem gestreiften Löwen, alles um seiner Erbberechtigung Ausdruck zu verleihen. (Übrigens nahm der Vortragende auch die gewöhnliche Bezeichnung Heinrichs als „Kind v. Hessen" für einen Anspruchstitel).

Aber auch der ebenfalls durch Verwandtschaft, daneben auch durch Belehnung, berechtigte Erbe des eigentlichen Thüringen, Markgraf Heinrich der Erlauchte v. Meissen, nahm das Wappen der alten Landgrafen an, das deshalb bis heute sowohl das Thüringische wie das Hessische geblieben ist. Daß aber die Führung des gleichen Wappens seitdem als Zeichen eines gegenseitigen Erbanspruchs betrachtet wurde, das zeigt das Folgende:

Als im Jahre 1413 Landgraf Hermann v. Hessen starb, war sein Sohn und Nachfolger Ludwig I. erst 11 Jahre alt, wie schon in anderem Zusammenhange

erwähnt wurde. Zudem war er, (obwohl Ritter!), von schwachem Körper und zarter Gesundheit. Das suchte der Markgraf Friedrich v. Meissen, Landgraf v. Thüringen, zu benutzen. Wie es die „Hessische Chronik" des Ritters Johannes Riedesel darstellt, zog er „zu dem Römischen König Sigismund und brachte an, wie der junge Herr zu Hessen wäre ein Krüppel und ein krank, ungesund, grindicht Kind, so daß er nicht tauglich zu regieren wäre. Darum bat er den König, daß er ihn wollte mit dem Lande zu Hessen belehnen, nachdem er der Nächste dazu wäre nach Ausweisung des Wappens: Schild und Helms." Diese Auffassung des Chronisten von der einfachen Art, wie Markgraf Friedrich seine — übrigens unerfüllt gebliebene — Forderung begründet haben soll, ist ungemein charakteristisch.

Von Hessischer Seite wurde natürlich die Berechtigung zur Führung des bunten Löwen ebenso stark betont, wie von Thüringischer. Daher kam es, daß die Hessichen Landgrafen sogar ihr Brabanter Familienwappen, den goldenen Löwen, bald ganz aufgaben. Genau läßt sich der Verlauf nicht feststellen, besonders wegen des in beiden Fällen gleichen Wappenthieres. Schon Heinrich I. selbst scheint den Brabanter Löwen nur noch im Sekretsiegel geführt zu haben. Auf dem Reitersiegel Heinrichs II. scheint er unter dem Pferde dargestellt zu sein, Herman führte ihn vereinzelt noch einmal um 1387 im Wappen, dann aber verschwindet er.

Nun starben 1430 die Herzöge v. Brabant aus, und Landgraf Ludwig I. v. Hessen war der berechtigte Erbe des Herzogthums. Er machte auch einen Versuch, sein Recht geltend zu machen, sah aber bald ein, daß er nichts erreichen würde gegenüber dem Schwiegersohn des verstorbenen Herzogs, dem mächtigen Herzog Philipp dem Guten v. Burgund, dem die Hauptstädte Brabants schon gehuldigt hatten. Er kehrte deshalb unverrichteter Sache wieder heim. Sehr interessant ist es nun, aus den Darstellungen der Chronisten wieder zu sehen, welche große Bedeutung die damalige Zeit dem Wappen als Zeichen des Rechtsanspruchs beilegte.

So erzählt die „Chronik von Thüringen und Hessen": Brabant habe eine Botschaft an Ludwig gesandt und gebeten, er möge als rechtmäßiger Herr das Herzogthum in Besitz nehmen. Deshalb habe sich Ludwig mit 400 Pferden aufgemacht, da er aber nicht das richtige Brabanter Banner, den goldenen Löwen, geführt habe, sei er des Landes Brabant verwehrt worden.

Weitläufiger erzählt den Fall der schon herangezogene Johannes Riedesel: Landgraf Ludwig sei nach Aachen gezogen und habe das Land gefordert. „Da befand der von Burgund in der Wahrheit, daß Landgraf Hermanns Ur-Eller-Vatter ein geborner Herzog zu Brabant war," ebenso „befand" er noch verschiedenes andere, „aber er sprach: Sintemal die Landgrafen zu Hessen bis anhero den Titel von Brabant mit dem Wappen verlassen hätten, das wäre ein Wahrzeichen, daß der erste Landgraf, so aus Brabant in Hessen kommen war, auf das Land Brabant ewiglichen Verzicht gethan." Landgraf Ludwig suchte nun durch eine Reihe mehr oder weniger passender Beispiele zu beweisen: „Solches wäre vor alten Jahren nicht gewöhnlich gewesen, denn ein jeglicher schreibt sich nicht weiter, denn er Land inne hat, und führet auch nicht mehr Wappen." Was ihm darauf geantwortet sei, wird nicht erzählt, jedenfalls hatte es den Sinn: Was die Leute früher gethan hätten, wäre ihre Sache; jetzt aber müsse, wer einen derartigen Anspruch mache, ihn durch das Wappen zur Schau tragen. Das Wappen sei ein beweisendes Zeichen des Rechts. —

20 Jahre später war Landgraf Ludwig glücklicher. Im Jahr 1450 fielen ihm nämlich die beiden Grafschaften Ziegenhain und Nidda zu, durch den Tod des letzten Ziegenhainers, Johann, der seine Besitzungen schon zu Lebzeiten Hessen zu Lehen aufgetragen hatte. Nun erhoben aber die Grafen v. Hohenlohe auf Verwandtschaft gegründete Ansprüche an beide Grafschaften und brachten sie zum Ausdruck dadurch, daß sie deren Wappen mit ihrem Stammwappen vereinigten. 45 Jahre lang führten sie dies Anspruchswappen, als aber 1495 zu ihren Ungunsten entschieden wurde, mußten sie außer auf die Grafschaften selbst ausdrücklich auch auf „Schild, Helm, Wappen, Titel und Namen" von Ziegenhain und Nidda verzichten.

Das Ziegenhainer Wappen spielt auch im folgenden die Hauptrolle. Nach dem Tode Landgraf Ludwigs, 1458, wurde Hessen unter seine beiden Söhne getheilt. Der ältere, Ludwig II., erhielt Niederhessen und Ziegenhain, der jüngere, Heinrich III., Oberhessen und Nidda. Dazu erwarb Heinrich 1479 durch Heirath die Grafschaften Katzenelnbogen und Dietz und führte nun dieses Wappen: Geviert mit Mittelschild; 1. Feld: Hessen, 2. Feld: Katzenelnbogen, 3. Feld: Nidda, 4. Feld: Dietz. Mittelschild: Ziegenhain. Und doch war, wie wir sahen, Ziegenhain 1458 Heinrichs Bruder Ludwig zugefallen, und es gehörte seit 1471 dessen Sohne Wilhelm dem Älteren, wenn auch Heinrich die vormundschaftliche Regierung führte.

Jakob Hoffmeister hat auf diese auffallende Anordnung aufmerksam gemacht, ohne sie erklären zu können. Der Vortragende glaubte, den Herzschild mit dem Wappen von Ziegenhain unbedenklich als Anspruchswappen auffassen zu dürfen. Er ließ dafür auch den Umstand sprechen, daß, als im Jahre 1500, nach dem Tod Wilhelms des Jüngeren v. Oberhessen, der ganze Hessische Besitz in der Hand Wilhelms des Mittleren vereinigt wurde, das Wappen sofort so aussah: 1. Katzenelnbogen, 2. Ziegenhain,

3. Nidda, 4. Dietz, Mittelschild: Hessen. Jetzt, wo alle 5 Wappen wirklichem Besitz entsprachen, trat also an die Hauptstelle das Hauptwappen, mit dem Ziegenhainer den Platz vertauschend.

Der Uebergang auch der durch Oberhessen erworbenen Grafschaften Katzenelnbogen und Dietz an Wilhelm den Mittleren geschah auf Grund voraufgegangener Verträge und der Gesammtbelehnung von 1495, von der wir später noch sprechen werden. Trotzdem erhoben die beiden Schwestern Wilhelms des Jüngeren v. Oberhessen Ansprüche auf dessen Lande, und der Gemahl der einen von ihnen, Graf Johann v. Nassau-Dillenburg ließ bei Gelegenheit der Vermählung Wilhelms des Mittleren mit Anna v. Mecklenburg über seiner Herberge in Kassel das Wappen der Grafen v. Katzenelnbogen aufhängen; allein der Landgraf ließ ihm dieses Anspruchswappen „zum Zeugniß geübter Anmaßung schimpflich herabwerfen."

Auch für die neuere Zeit wurden aus der Geschichte des Hessischen Wappens noch 2 Beispiele von Anspruchswappen angefügt. 1736 fiel die Grafschaft Hanau-Münzenberg an Hessen-Kassel, und ihr Wappen wurde erst 1751 dauernd mit dem Hessischen vereinigt. Darum ist es zunächst auffällig, daß das Hanauer Wappen ausnahmsweise bereits in dem des Landgrafen Karl vorkam, der 1730, also vor Erwerbung der Grafschaft, starb. Hoffmeister theilt nämlich mit, daß Landgraf Karls Wappen am Orangerieschloß in der Karlsaue zu Kassel früher das Hanauer Wappen mitenthielt und erst bei neuen Restaurirungen in das von 1648 bis 1730 gewöhnlich übliche umgeändert worden ist. Obige Thatsache findet aber ihre einfache Erklärung in einem Umstand, auf den schon Hoffmeister selbst hingewiesen hat. Die Vollendung jenes Schlosses fällt in die letzten Jahre des Landgrafen Karl, kurz nachdem 1724 mit Kursachsen ein Vergleich geschlossen war, der Hanau-Münzenberg im Erledigungsfalle dem Hause Hessen-Kassel endgültig zusicherte. Das betreffende Wappen ist also ein Anspruchswappen.

Schließlich wurde noch erwähnt, daß Hessen-Kassel, nachdem es 1803 Kurfürstenthum geworden war, von 1803 bis 1818 im Wappen einen ledigen Mittelschild führte, „in der, jedoch nicht erfüllten Erwartung eines Ehrenwappens" für „die Kurwürde und ein damit zu verbindendes Reichs-Erz- und Erbamt." Bei diesem Anspruchswappen handelt es sich also um ein Amtszeichen, nicht, wie bei den vorigen, um ein eigentliches Erbezeichen.

Die aufgeführte historische Reihe von Hessischen Erbezeichen aber hat noch einen anderen Nutzen: sie zeigt von Anfang an die Entwicklung und Ausbildung des Begriffs der Länderwappen; sie läßt erkennen, was das Entscheidende war für die Entstehung dieses Begriffs: es war der Wechsel des Herrscherhauses. Denn so wie in Hessen war der Verlauf ziemlich überall. Die späteren Länderwappen waren in weltlichen Herrschaften ursprünglich durchweg die Geschlechtswappen der Landesherrn. Wechselte aber der Besitz, so nahm gewöhnlich der neue Herr das Wappen des alten an, das sich so vom Erbezeichen zum Zeichen der rechtlich erworbenen Herrschaft und weiter zum Länderwappen entwickelte.

Dabei war aber noch ein Rechtsgebrauch von förderndem Einfluß und entscheidender Mitwirkung: der alte, aus vorheraldischer Zeit stammende, Gebrauch der Verleihung der Fürstenlehen mit der Fahne. Die mehrfach schon benutzte Chronik Riedesels giebt eine außerordentlich interessante Schilderung von der Verleihung der Fahnenlehen durch König Maximilian I. auf dem berühmten Reichstag zu Worms, 1495, namentlich von den Vorgängen bei der Belehnung der Hessischen Landgrafen.

Wilhelm der Mittlere v. Niederhessen und Wilhelm der Jüngere v. Oberhessen wurden nämlich, wie sie übereingekommen waren, zu gesammter Hand mit Hessen, Ziegenhain, Nidda, Katzenelnbogen und Dietz belehnt; obgleich die beiden letzten Grafschaften, wie wir schon oben sahen, bis dahin nur der Oberhessischen Linie gehörten. Wilhelm der Jüngere behielt sich allerdings vor, — obgleich er kinderlos war, — daß so lange sein Mannsstamm blühe, sein Vetter Wilhelm der Mittlere auch fortan „auf Nutzung, Titel, Schild, Helm, Wappen und Namen der beiden Grafschaften Katzenelnbogen und Dietz verzichte."

Diese besonderen Verhältnisse werden der Grund gewesen sein, warum die beiden Landgrafen von dem herkömmlichen und auch damals in Worms noch allgemein üblichen Brauche, für jedes einzelne Fürstenlehen eine Fahne zu führen, abwichen. Allerdings hatten auch sie 3 Fahnen: einmal das weiße „Renn-Fähnlein", mit dem „Wappen zu Hessen", wie es hier schon heißt, dann das rothe „Blut-Fähnlein" für die Regalien, daneben aber besonders „ein groß roth Panier" mit dem „Wappen von Hessen" in der Mitte, umgeben von den 5 Wappen Katzenelnbogen, Ziegenhain, Waldeck (?) Dietz, und Nidda. Ein derartiges Banner scheint damals, bei solcher Gelegenheit wenigstens, etwas ganz neues gewesen zu sein, es war deshalb auch „viermal größer denn keines Herrn Panier."

Die Belehnung selbst ging nach der genannten Quelle folgendermaßen vor sich. Zuerst berannte der Marschall Johann Schenck zu Schweinsberg, der die Rennfahne trug, den Thron, auf dem der König, von seinem Gefolge umgeben, saß, „mit einem schönen reisigen Gezeug." Dann kamen die beiden Landgrafen selbst mit einer stattlichen Folge von mehr als 300 Berittenen, darunter 7 Grafen und Herren, sowie die Hessische Ritterschaft. Sie brachten die beiden anderen Banner, das rothe trug Graf Johann v. Widda, das große Graf Philips v. Solms. Und nun erfolgte die Belehnung durch den König.

Nachdem sie geschehen, hatte übrigens das große Banner noch seine ganz besonderen Schicksale, von denen uns hier zum Schlusse, — indem wir für unseren Zweck an dieser Stelle darauf verzichten können, den Gedankengang des Vortrags weiter zu verfolgen, — die Quelle selbst ihre hübsche Erzählung geben mag.

„Wenn dann die Fürsten ihre Lehen empfangen hatten, so warf man die Panier vor den königlichen Stuhl. Nun hatte der König mehr denn 100 Kriegsknechte mit Helparten, die allezeit vor, beneben und hinter ihm gingen, es wäre in der Kirchen, in der Stadt oder auf dem Feld. Dieselben stunden um den königlichen Stuhl, auch viele andere Gesellen, Herolde und Abentheurer, auch mancherlei Gesinde, und ropfen sich um die Panier, welcher ein groß Stück kriegen konnte, der behielts. Also wurden die Panier zerrissen.

„Als nun das große, herrliche Panier kam, da ward ein großer Zulauf und Gedränge um den königlichen Stuhl, denn ein jeder hätte gern ein groß Stück gehabt. Das versprachen sich zusammen bei 60 Kriegsknechte und wollen das Panier ganz behalten und gleichmäßig unter sich theilen oder zusammen verkaufen.

„So es nun vorn Stuhl geworfen ward, da kriegen sie es alsbald und ruckten es auf in die Höhe. Da fielen andere Gesellen daran, wollen es niederreißen, und geschah 3 oder 4 mal, daß sie es beinahe niederbracht hatten, so war es als wieder aufgericht. Nun hatte das Panier auch gar eine hohe Stange, nach seiner Größe, darum konnten sie es nicht mit Helleparten erreichen. Und war viel Gerichts und groß Gedränge um das Panier, denn alles fremde Volk wollte wissen, welches Fürsten solch schön Panier gewesen wäre.

„Zuletzt machten die Kriegsknechte ihre Spitze, führten das Panier in die Höhe, drungen mit Gewalt durch das Volk und wurden raths (dieweil es also schön war): daß sie es opferten Unserer lieben Frauen zu Worms. Nahmen ihren Trommenschlag und gingen je 2 und 2 bei einander. Da folget ein groß Schaar Volks nach. Denn etzliche meinten, der König käme; etzliche wollten sehen, wo sie mit dem Panier hinkämen. Also brachten sie es mit großen Ehren in den Dom zu Unserer lieben Frauen, da steckt es, in dem Münster.“ —

Der Vortrag, welchen der Vorsitzende des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Major C. von Stamford, in der Versammlung des genannten Vereins am 26. November über „das 1. Bataillon des 2. kurhessischen Infanterie-Regiments, Landgraf Wilhelm, in den Septembertagen 1848 zu Frankfurt a. M.“ hielt, hatte seine Veranlassung in einer abfälligen, höchst verletzenden Aeußerung, die in dem 1. Band des Werkes „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, enthalten ist. In einem daselbst (S. 313 flg.) abgedruckten „früh Morgens am 19. September“, also einen Tag nach den bekannten Excessen in Frankfurt a. M., in welchen Fürst Lichnowsky und General von Auerswald ermordet wurden, geschriebenen Briefe des Kabinetssekretärs von Meyern an den Herzog heißt es: „dem kurhessischen Bataillon, jetzt Fuldaern, hat man nicht getraut und sie zurückgehalten.“ Es ist dies eine frivole Verdächtigung, die doppelt schwer wiegt, weil der darin liegende Vorwurf der Unzuverlässigkeit einer durch ihre Tapferkeit und Manneszucht ausgezeichneten Truppe gemacht wird. Wer das 2. kurhessische Infanterieregiment, das stets seine Pflicht und mehr wie seine Pflicht gethan und eine vortreffliche Schulung seinem langjährigen hochverdienten Kommandeur, Oberst August Schirmer, später Generallieutenant († zu Kassel am 15. Juni 1870) verdankte, dessen Stamm-Bataillone sich schon in frühesten Zeiten in allen Schlachten, in welchen sie gekämpft, durch ihre Tapferkeit Ruhm erworben hatten, — beredtes Zeugniß von den Kämpfen geben die in dem hiesigen Fahnensaale aufbewahrten zerfetzten Fahnen — gekannt hat, für den konnte es niemals zweifelhaft sein, daß der Vorwurf des herzoglichen Kabinetssekretärs ein leichtfertiger, durchaus ungerechtfertigter ist. Daran ändert auch nichts, daß sich noch andere Schriftsteller, wie Wichmann und Laube in ähnlicher Weise wie von Meyern ausgesprochen haben. Herr von Stamford hat nun in seinem fast zweistündigen Vortrag, der ganz besonderes Interesse bot und von den zahlreich erschienenen Zuhörern mit großem Beifall aufgenommen wurde, auf Grund der Aussagen und im Auftrage der betheiligt gewesenen noch lebenden Offiziere, sowie nach Tagebüchern und sonstigen zuverlässigen Quellen erschöpfend nachgewiesen, daß der verletzende Vorwurf nicht nur in nichts zerfällt, daß vielmehr das 1. Bataillon des 2. kurhessischen Infanterieregiments auch hier wie immer seine volle Schuldigkeit gethan, auch ein Grund zum Mißtrauen in keinerlei Weise vorhanden gewesen, überhaupt und ein solches nicht bestanden hat. Eine Genugthuung ist denn auch bereits erfolgt. Der Herzog Ernst von Coburg-Gotha hat brieflich erklärt, daß in einer späteren Auflage seines Werkes eine Berichtigung erfolgen werde.

Wie wir vernehmen, ist ein einaktiges Lustspiel des hochgeschätzten Mitarbeiters unserer Zeitschrift D. Saul: „Die Stoiker“, von der K. Intendanz des Schauspielhauses in Kassel zur Aufführung angenommen worden.

Universitätsnachrichten. Am 30. November starb zu Marburg der Professor Dr. Karl Lucae. Die „Oberh. Ztg“ widmet dem Dahingeschiedenen folgenden Nachruf:

Geboren war der Verblichene am 7. August 1833 zu Berlin. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien habilitirte er sich als Privatdozent an der Universität Halle, von wo er als ordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät für deutsche Sprache und Literatur und zum Direktor des germanistischen Seminars an der Universität Marburg im Jahre 1868 ernannt wurde. Während der beiden Amtsjahre 1873/74 und 1874/75 bekleidete er das Amt des Rektors der Universität; auch wurde ihm der Rothe Adlerorden vierter Klasse verliehen. — Bei der letzten Wahl der städtischen Behörden, zunächst in den Ausschuß und dann in den Stadtrath gewählt, konnte er seiner angegriffenen Gesundheit wegen den Sitzungen nur selten beiwohnen. Mit seiner hohen dichterischen Begabung war er gern bereit, öffentliche wie private Ereignisse zu verherrlichen. — Ein noch unerwarteter Tod hat den Entschlafenen von langen und schweren Leiden erlöst und ihn den himmlischen Freuden zugeführt. Sein Andenken an unserer alma mater wird stets ein ihn ehrendes sein!

Literarische Arbeiten des Verblichenen waren:
Zur Goetheforschung der Gegenwart. Rede.
Der Weinschwelg. Altdeutsches Gedicht mit einer Uebersetzung.
Leben und Dichten Walthers v. d. Vogelweide. Vortrag.
Ueber Bedeutung und Gebrauch der mittelhochdeutschen Verba auxiliaria I. Abth. Programm.

— Am 16. d. M. verschied zu Marburg plötzlich in Folge eines Hirnschlages in seinem 72. Lebensjahre der Professor der Chirurgie, Geheime Medizinalrath Dr. Wilhelm Roser. Der Nekrolog dieses berühmten Gelehrten folgt in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift.

Hanau. Ende dieses Monats läuft die Frist zur Einreichung der Grimm-Denkmal-Modelle ab. Von den 11 Bildhauern, die zum Wettbewerbe eingeladen worden sind und ihre Betheiligung zugesagt haben, nämlich den Herren Bärwald (Berlin), Bergmeyer (Berlin), Eberle (München), Eberlein (Berlin), Echtermeyer (Braunschweig), Hassenpflug (Cassel), Henze (Dresden), Kaupert (Frankfurt a. M.), Römer (Berlin), Wiese (Hanau), Zumbusch (Wien), haben zwei, die Herren Römer und Zumbusch, in der jüngsten Zeit gemeldet, daß sie verhindert seien, an der Konkurrenz theilzunehmen. Es sind also 9 Entwürfe zu erwarten, die nach den Bedingungen des Preisausschreibens „in dem Maßstab von $1/6$ der Ausführungsgröße anzufertigen sind und die bronzenen Bildnißfiguren der Brüder Grimm in Beziehung zu einander enthalten sollen, wobei es den Künstlern überlassen ist, weitere Figuren anzubringen oder zur architektonischen Grundlage die Form eines Brunnens zu wählen.“ Die Standortsfrage ist durch die Beschlüsse der städtischen Behörde und des Grimm-Comités vom 11. Mai 1887 endgiltig entschieden: Das Denkmal, zu dessen Ausführung dem Preisausschreiben vom 28. März 1888 zufolge ein Fonds von 100,000 Mark zur Verfügung steht, wird seinen Platz auf dem Neustädter Marktplatze finden und zwar, wenn zur architektonischen Grundlage die Form eines Brunnens gewählt wird, auf der Mitte des Platzes, andern Falles zwischen dem Rathhause und dem jetzt vorhandenen Röhrenbrunnen. Die zu erwartenden Modelle, von denen bereits zu Anfang d. M. das erste eingetroffen ist, sollen bis zu ihrer demnächstigen Ueberführung in die Zeichen-Akademie unter der ausschließlichen Kontrole einer Spezial-Kommission des technischen Ausschusses in Räumen des Rathhauses verschlossen aufbewahrt werden.

(Hanauer Ztg.)

Hessische Bücherschau.

Gute Zeit im Lande. „Historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert. Von H. Brand. Kassel, Verlag von Georg H. Wigand, 1889.

Die Schriften womit H. Brand seit längerer Reihe Jahre die deutsche und zumal hessische Leserschaft beschenkte, durften sich samt und sonders günstigster Aufnahme berühmen; wie dann z. B. das Erstlings-Werk dieser Veröffentlichungen erzählender Art: Heinrich, das Kind von Hessen, das heute bereits in dritter Auflage vorliegt. Das neue Buch ordnet sich würdig, als frisches und überaus anmutendes Geschichts-Bild, der Gruppe seiner Vorgänger ein. Wir begrüßen die gleichmäßig von hohem sittlichen Ernste, vaterländischem Geiste sowie heimatlicher Liebe getragene und durchwehete Erzehlung zugleich als vollgültigen Beweis, daß H. Brands Muße sich getreu geblieben, nichts an Wärme noch schöpferischem Schwunge eingebüßt hat; indessen so manche Schriftsteller dem Schicksale verfallen, an Spannung zu verlieren und bestes Falles sich selbst auszuschreiben. Gilt doch Ähnliches auch von Tondichtern.

Ja, gute Zeit war im Lande, wie solchen Zustand in erster Reihe Landgrafen Karls lange und gesegnete Regierung noch aus manchen Nachwehen

und überkommenen Mißständen des schrecklichen dreißigjährigen Krieges her von Neuem begründet hatte. Friede im Lande auf bürgerlichem wie kirchlichem Gebiete; Künsten und der Betriebsamkeit, freiem Handel und Wandel, freudiger Entfaltung aller Kräfte und Gaben ein gesicherter Wetteifer verbürgt; und doch ruheten während dieser Zeit draußen die Waffen nicht. Durch vier Jahrzehende haben die hessischen Truppen mit seltener Unterbrechung unterm Landgrafen Karl die Waffen wider Frankreich oder dessen Verbündete getragen. Was daheim von solchen Wirren verspürt und durch den Schmerz über teure Opfer blutiger Kämpfe empfunden ward, erschien versöhnt in der kernigen deutschen Haltung des States, aber auch in der Liebe zu einem edlen Fürsten=Pare, das sich eins mit allen Schichten seines Volkes wußte: fürstliche Hoheit zusammen mit bürgerlich strenger Ehrbarkeit waltete auf Hessens Trone. — H. Brand weiß zu schildern, also daß uns der Väter entschwundene Welt, gleich gesunkenen Schätzen vor kundiger Zauberformel, sich wiederum aus ihrer Gräber Staube zu heben scheint. Wir lernen die Leute kennen, leben mit ihnen, gewinnen sie lieb, bauen an ihrer Tugend uns auf in eigenem Gemüte. Und über allem, was wir schauen und hören, ligt ergoßen der Schmelz jener inneren geschichtlichen Wahrheit, die für sich selber zeugt. Bei jedem Tritte und Schritte erweiset sich H. Brands gründliche Befleißung in zeitgenößischen Dingen, sei es in volkstümlicher und sittigungsmäßiger, sei es in kriegsgeschichtlicher Hinsicht. Nicht minder anzuerkennen ist das feine Verständnis, womit H. Brand gewisse Gemüter in ihrer ausgeprägten Wesenheit zu zeichnen vermag.

Gewidmet ist das Buch Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Landgräfin Anna von Hessen, geborener Prinzessin von Preußen.

v. Pfister.

Briefkasten.

M. H. Regensburg. Besten Dank für die sehr willkommene Gabe, die in Bälde verwandt werden wird.

P. R. Marburg. Ihren Zwecken dürfte entsprechen: 1) die in Stuttgart im Verlag von Bonz erscheinende „Deutsche Dichtung." 2) Die in Frankfurt a. M. erscheinenden „Neuen poetischen Blätter." Letztere gewähren insbesondere auch aufstrebenden dichterischen Talenten Raum zur Entfaltung

H. G. Kassel. Senden Sie nur ein.

M. N. Hanau. Wir werden später darauf zurückkommen.

Ed. Br. Rauschenberg. Besten Dank für Mittheilung. Berichtigung wird demnächst erfolgen. Freundlichen Gruß.

W. H. u. U. L. Kassel. Von Neujahr ab wird unsere Zeitschrift regelmäßig am 2. und 16. jeden Monats expedirt.

Eingegangeu sind in Folge des in voriger Nummer erlassenen Aufrufs für unseren hessischen Landsmann, den Schriftsteller Julius W. Braun in Berlin:

Von C. L. 3 M., F. S. 3 M., Dr. G. Gl. 10 M., Z. 3 M., Dr. A. H. in Grünberg 5 M.

☛ Gar mancher Leser unserer Zeitschrift „Hessenland" möchte die zerstreuten Blätter in einem Bande vereinigen; soll doch unser Blatt nicht nur eine periodische Zeitschrift, sondern vor allem auch ein hessisches Haus= und Familienblatt sein. Solchen *Wünschen entsprechend, beabsichtigen wir, in gleicher* Weise wie in dem vorigen Jahre für den Jahrgang 1888

Einbanddecken

für das „Hessenland", einfach, geschmackvoll und haltbar herstellen zu lassen. Um aber die Kosten zu decken, ist es nothwendig, daß eine größere Anzahl von Lesern als Besteller der Einbanddecke sich meldet, was am besten **sofort einfach durch Postkarte** geschieht. Der Preis der Einbanddecken (Leinwand mit Golddruck) wird einschließlich portofreier Zusendung im Inlande **eine Mark** betragen. Sollte die erforderliche Anzahl von Bestellern nicht zusammenkommen, so wird selbstverständlich etwa geleistete Vorausbezahlung zurückerstattet.

Verlag und Redaktion des „Hessenland".

Abonnements-Einladung.

Das **„Hessenland“** tritt in seinen dritten Jahrgang ein. Daß es ein Recht zu bestehen hat, hat es bewiesen, bewiesen vor Allem dadurch, daß es ihm gelungen ist, sich zahlreiche und anhängliche Freunde hier wie in der Ferne zu gewinnen. Wir hoffen, daß unsere Mitarbeiter und Leser uns auch im kommenden Jahre treu zur Seite stehen und das Ihrige thun werden, um das **„Hessenland“** zu fördern.

Unser Programm ist bekannt; aus dem Inhalte jeder Nummer unserer Zeitschrift kann es sich der Leser zusammenstellen. Wir wollen die **hessische Geschichte und Literatur** in allen ihren Verzweigungen pflegen und der geistigen Arbeit unseres Stammes einen Boden darbieten, da sie Wurzeln schlagen und sich frei entfalten kann.

Wir werden demgemäß auch in Zukunft in unserer Zeitschrift den wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bestrebungen, die von Hessen ausgehen oder das Hessenland berühren, Raum gewähren; ganz besonders aber wird es auch unser Bestreben sein, die Vergangenheitskunde zu pflegen. So hoffen wir, hessischen Sinn wach zu halten und die Liebe zum engern Heimathlande zu stärken und zu festigen.

Was den Inhalt des **„Hessenlandes“** anlangt, so wird derselbe sich demjenigen der ersten beiden Jahrgänge anschließen, mit der Maßgabe natürlich, daß die Redaktion allezeit bemüht sein wird, ihn reichhaltiger zu gestalten. In erster Reihe steht die **Erforschung der heimathlichen Sondergeschichte**; größere Aufsätze aus berufenen Federn wechseln mit kleinen Mittheilungen ab. Auch **Literar- Kultur- und Kunstgeschichte** sowie **Verwandtes** finden Berücksichtigung. Nicht minder soll das Hessenland dem literarischen Schaffen eine Stätte bieten; es wird deshalb nicht nur die **Volks- und Mundartdichtung** pflegen, sondern auch durch eine Auswahl von guten **Erzählungen** und **Gedichten** dem Unterhaltungsbedürfniß Rechnung tragen.

So sei denn der neue Jahrgang begonnen mit dem Wunsche, daß die alten Freunde uns treu bleiben und neue zu ihnen gewonnen werden.

Die Redaktion des „Hessenlandes“.

F. Zwenger.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.

